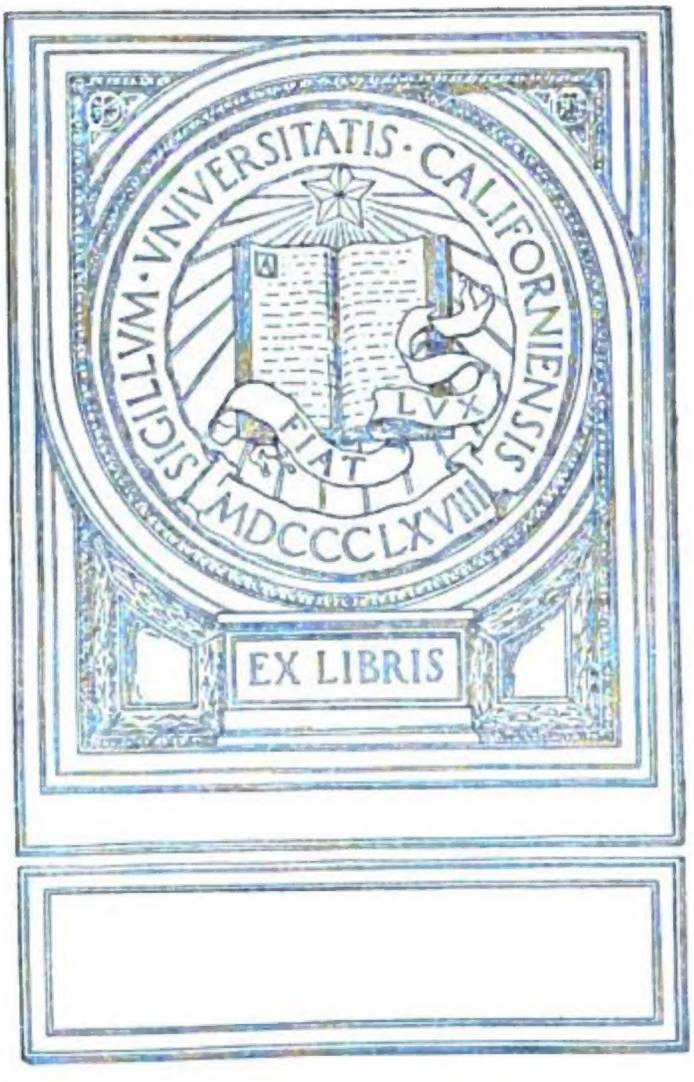
Digitized by Google



Digitized by Google

Bd. 3 cpl 10

Dbl. 1716.

17 III.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur,

herausgegeben

von

Gustav Freytag und **Julian Schmidt.**

---

17. Jahrgang.

II. Semester. III. Band.

Leipzig,

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

1858.

Digitized by Google

Digitized by Google

AP30
G7
v.17:3

Register.

Jahrgang 1858. Drittes Vierteljahr.

Politik und Volkswirthschaft.

Die Leibeigenschaft in Rußland. S. 1. 47.
Die Rückschrittspartei und die Grundeigenthumsfrage. S. 41.
Das östreichische Festungssystem in Galizien. S. 61.
Englands Verfassung und continentale Stimmungen. S. 81.
Das in England projectirte schußfeste Linienschiff. S. 101.
Zur Tagesgeschichte. S. 104.
Die preußischen Justizreformen seit 1848. S. 107. 121.
Die Militärverhältnisse Großbritanniens. S. 135. 185. 210.
Die Bundesreform und die Auswanderung. S. 201. 257.
Cherbourg. S. 308.
Die politischen Parteien in England. S. 361.
Die Verhältnisse der Juden in Oestreich. S. 367.
Die türkischen Finanzen. S. 392.
Schön über Stein. S. 417.
Die preußischen Wahlen. S. 436.
Die bevorstehenden Wahlen in Preußen. S. 481.
Die Landesklöster in Mecklenburg. S. 490.

Geschichtliche und Culturbilder.

Der neue Ausbruch des Vesuv. S. 30.
Eine Judenhochzeit in Jerusalem. S. 39.
Landgraf Friedrich II. und die todten Hessen von Trenton. S. 92.
Die Republik von San Marino. S. 143.
Die Angelegenheit des Dr. Beckhaus. S. 154.
Bilder aus Griechenland. S. 161. 225. 269. 347. 381. 422. 468. 502.
Eine Bauernhochzeit in Steiermark. S. 174.
Aus der römischen Kaiserzeit: Das Theater. S. 281.
Die Carlsschule und ihr Intendant von Seeger. S. 321.
Die Feier des dreihundertjährigen Bestehens der Universität Jena. S. 371.
Feste und Volkslieder in der Bretagne. S. 449.

Literatur.

Georg Forster. S. 17.

M284045
Digitized by Google

Wagners Gesellschaftslexikon. S. 68.
Friedrich Kreuzer. S. 241.
Schleiermachers Briefe. S. 293.
Arndt über Stein. S. 336.
Die doctrinäre Theologie zu Anfang des 19. Jahrhunderts. S. 401.
Reiseliteratur. S. 78. 159. 200.
Vermischte kleinere Berichte. S. 197. 238. 280. 318. 360. 398. 439. 480. 518.

Kunst.

Die Gefangennahme des Papstes Paschalis von Lessing. S. 12.
Die Kaulbachschen Illustrationen zu Shakespeare. S. 76.
Die Bildertaufen. S. 441.

Correspondenzen.

Aus Konstantinopel. S. 72. 117.

Verschiedenes.

Aufruf wegen des Schillerdenkmals in Marbach. S. 79.
Nachruf an Karl Reimer. S. 278.
Einladung zu einer Zusammenkunft deutscher Volkswirthe in Gotha. S. 400.

Digitized by Google

Die Leibeigenschaft in Rußland.

1.

Seit dem November vorigen Jahres ist die Emancipation der bäuerlichen Bevölkerung in Rußland aus dem Stadium schüchterner Versuche oder vereinzelter Nothbehelfe in die Epoche eines energischen Gesammtangriffs übergegangen. Nicht mit der Omnipotenz von Ukasen, wie man sie unter Nikolaus 1. gewohnt war, ist Kaiser Alexander 2. vorgegangen, sondern er überließ dem Grundadel die Initiative zur Anbahnung des ungeheuern Werkes, dessen organische Principien blos in allgemeinen Umrissen bezeichnet wurden. Bis jetzt haben sich aus 23 Gouvernements der 45 des europäischen Rußland die Adelschaften zur Bildung von Berathungscomités für die Emancipationsfrage bereit erklärt. Weiter als bis zu diesem Schritte ist jedoch noch keines auch dieser Gouvernements gediehen, welche sämmtlich der westlichen Peripherie des Reiches angehören. Bei etwa 10 von diesen 23 handelt es sich auch gar nicht um Aufhebung der Leibeigenschaft. Denn das eigentliche Königreich Polen hat die wirkliche Leibeigenschaft niemals gekannt, in Finnland hat niemals selbst ein nur ähnliches Verhältniß existirt, in den drei baltischen Gouvernements ist bereits 1833 der letzte Leibeigne persönlich frei geworden, in Kleinrußland beschränkt sich das Leibeigenschaftsverhältniß auf bestimmte Kreise. So schrumpft also die Zahl derjenigen Gouvernements sehr zusammen, deren Adel seine Bereitwilligkeit zur Anbahnung der Bauernemancipation wirklich aus dem Verhältniß der Leibherrschaft über Eigenhörige heraus kundgegeben hat. Der Kernsitz der Leibeigenschaft, das fruchtreiche Großrußland, verharrt sogar in seiner Gesammtheit den kaiserlichen Anregungen und ministeriellen Anmahnungen gegenüber noch in abweisendem Schweigen. Bei der Mehrzahl derjenigen Gouvernements, deren Adel Verhandlungen über die Frage der Emancipation vornehmen will, gilt es dagegen blos, eine wirkliche Feststellung der gegenseitigen Rechte und Pflichten zwischen Grundherrn und Bauern oder Gemeinden herbeizuführen. Daß aber da, wo die Leibeigenschaft besteht, das letzte Ziel der jetzt begonnenen Reform eine wirkliche persönliche Freiheit des Bauern sein soll, ist in keinem der vielen Regierungserlasse seit dem November v. Js. mit klaren und dürren Worten ausgesprochen. Allerdings kann nach menschlichem Ermessen der Erfolg jener Reformen in seiner Totalität kein

Digitized by Google

andrer sein, als die Befreiung der Bauern und Gutsangehörigen vom Leibeigenschaftsverhältnisse. Aber das durch russische Inspiration in die europäische Presse eingeführte Wort „Bauernemancipation“ ist vorläufig im guten, wie im schlimmen Sinne noch keineswegs identisch mit „Sklavenemancipation“. Und es muß bemerkenswerth genug erscheinen, daß der plötzlich erwachte Hofliberalismus der russischen und russisch-influirten Presse den Ausdruck „Bauernbefreiung“ — der doch aus den Ostseeprovinzen her auch dem russischen Deutsch recht geläufig ist — mit peinlicher Sorgfalt vermeidet.*) Denkt ihr Ausländer euch unter „Bauernemancipation“ mehr, als es uns gilt, so ists eure Sache. Und wenn namentlich ein Theil der norddeutschen Presse damit russische Sympathie-Propaganda macht, oder ein schlecht unterrichteter Theil der kosmopolitisch-liberalisirenden Journalistik den Freiheitssturm russischer Principien wortgläubig benutzt, um antifranzösisch zu agitiren, so wird beides in Petersburg sicherlich sehr willkommen sein. Man kann auch dort die „öffentliche Meinung“ nicht entbehren.

Man muß sich klar über den positiven Stand der Dinge bei einer so hochwichtigen Frage sein, um ihr objectiv, unbefangen, parteilos ihre rechte Geltung unter den bewegenden Momenten der politischen Gegenwart einzuräumen. Man muß sich bei ihrer Beurtheilung auch nicht auf einen absoluten Moralitätsstandpunkt stellen und darf namentlich die von der Emancipationsfrage Betroffenen, Leibherrn wie Leibeigne, nicht nach den Kategorien eines politischen Idealismus rubriziren. Wir thun damit ihnen Unrecht und schlagen unsern eignen, den europäischen Interessen ins Gesicht. Man darf insonderheit nie vergessen, daß es in der gesammten Culturwelt keine Entwicklung und Lebensgestalt gibt, welche für Mitteleuropa in allen ihren Regungen, Be-

---

*) Auch das „allgemeine Programm für die Beschäftigungen der Gubernialcomités“, welches im April 1858 von dem petersburger Centralcomité unter des Kaisers Vorsitz erlassen wurde und — wie es officiös ausgedrückt wird — „den in den kais. Erlassen und Ministerialrescripten nur im Allgemeinen aufgestellten Grundsätzen die erste praktische Gestalt gibt und zugleich die Aufgabe der genannten Comités so vollständig präcisirt, daß diese bei voller Freiheit der Berathung und des Urtheils über die Einzelheiten im Ganzen und Großen doch noch viel entschiedener als bisher an die Grundbedingungen der Reform gebunden sind und sich denselben in keiner Weise entziehen können“ — also auch dieses „allgemeine Programm“ gelangt noch nicht bis zur wirklichen Aufhebung der Leibeigenschaft. Es culminirt mit seinen Vorschriften über den Berathungsgang der Gubernialcomités und über die daraus hervorgehenden provisorischen Verhältnisse zwischen Grundherrn und Bauern in dem Verlangen nach Feststellung eines definitiven „Statuts über die Verbesserung der Existenz der Gutsbauern“. Von den zehn Capiteln, welche dasselbe umfassen soll, trägt keines eine Ueberschrift, welche auf einen wirklich freien Bauernstand hinweist. Consequent durchgeführter Grundsatz erscheint nur die contractliche Normirung der Wechselverpflichtungen zwischen Bauern und Herrn, das Recht des Bauern auf Grundbesitz und Vermögen, das Aufhören der politischen und persönlichen Rechtlosigkeit des Leibeignen. Diesem „provisorisch verpflichteten Zustand“, dieser „provisorischen Leibeigenschaft“ ist in dem Programm kein Endtermin gesetzt.

Digitized by Google

wegungen und Wandlungen gleichermaßen bedenklich iſt, als diejenige des politiſchen und ſocialen Rußland. Jede andere findet ihre Begrenzung und ihren Regulator in einer beſtimmten allgemeinen Intereſſenverwandtſchaft, in einer gewiſſen europäiſchen Solidarität. Rußland ſteht dagegen in keiner Beziehung auf dem Boden gleicher Vorausſetzungen, gleicher Tendenzen und gleicher Ziele mit dem übrigen Europa. Begrüßen wir nun jede formelle Annäherung des ruſſiſchen Lebens an das europäiſche mit rückhaltloſer Hingebung als eine innere Verähnlichung mit uns, ſo geſtehen wir Rußland von vornherein Anſprüche zu, von denen es mindeſtens äußerſt fraglich iſt, ob ihre Vorausſetzungen und ihre Conſequenzen der ſelbſtſtändigen Entwicklung Europas nicht höchſt gefahrdrohend werden. Man braucht ſich blos der rein diplomatiſchen Analogien zu erinnern. Worin liegt die Urſache, daß Rußland bei allen europäiſchen Actionen aus den diplomatiſchen Feſtſtellungen die allergrößten Vortheile zieht? Zum großen Theil darin, daß es aus ſeiner exceptionellen Stellung heraus mit verhandelt, als beruhten ſeine Intereſſen auf den allgemeineuropäiſchen Grundlagen; daß es während des Verhandelns die Beſonderheit ſeiner Stellung ableugnet, grade um nach Feſtſtellung der Stipulationen dieſelben für jene Beſonderheit nutzbar zu machen und Europas allgemeines Intereſſe ihr unterzuordnen. Dieſe Anſprüche und Uebergriffe abzuweiſen, bedarf es dann neuer, und zwar geſammteuropäiſcher Kämpfe. Aber ſeit Rußlands Hereindrängung in das europäiſche Syſtem iſt der orientaliſche Krieg das einzige Beiſpiel, daß wirklich eine ſolche allgemeineuropäiſche Defenſivallianz zu Stande gebracht werden kann. Und hat ſie wirklich ihre höheren culturhiſtoriſchen Aufgaben erledigt?

Einer Antwort darauf bedarf es nicht, jedermann gibt ſie ſich ſelbſt. Auf ſich ſelbſt zurückdrängen wollte man Rußland; und es tritt bereits wieder beinahe anſpruchsvoller in das europäiſche Syſtem herein, als vordem, wenn auch mit freundlicheren Mienen. Faſt wie eine Errungenſchaft des europäiſchen Lebens feiert und verherrlicht man es, daß das petersburger Syſtem den Weg der innern Reformen betreten hat, und die erſten Schritte des Wollens werden uns von der ruſſiſchen Preſſe vordemonſtrirt, als wären es höchſte, glänzendſte Reſultate des Könnens. Die kosmopolitiſche Humanität Europas behandelt das, was jetzt in Rußland geſchieht, als wäre eine formelle Verähnlichung der Zuſtände mit denen des übrigen Europa ganz ohne Frage der natürliche und organiſche Gang ruſſiſcher Entwicklungen, während doch jedenfalls das nationale Ruſſenthum auch ein vollſtes Recht der Berückſichtigung in Anſpruch zu nehmen hat. Ja, nirgend iſt vielleicht das kosmopolitiſche Humanitätsprincip weniger berechtigt, ſeine europäiſchen Maßſtäbe anzulegen, als grade hier. Freilich kann man es auch vom nationalruſſiſchen Standpunkte aus freudig begrüßen, wenn mit Nikolaus 1. das aſiatiſche Zaren-

thum in die Gruft der Peter-Pauls-Citadelle hinabgesenkt worden ist. Denn dieses Princip war im wahrhaft nationalen Russenthum ebenso wenig begründet, als es jemals zu einer Verständigung zwischen Rußland und Europa führen konnte. Aber rückhaltlos kann der europäische Geist dem nunmehr zur Herrschaft gelangten System nur insofern Willkommen zurufen, als dasselbe die politischen Consequenzen anzuerkennen scheint, welche sich aus der materiellen Entwicklungsrichtung ergeben, in welche Rußland seit Peter 1. durch den Zarenwillen genöthigt wurde. Die freiere Regung und Bewegung der Geister ist eine Errungenschaft Rußlands, für welche wir freudigste Theilnahme hegen dürfen, obgleich ihre soeben erst lallenden Preßstimmen unsern Errungenschaften und Bestrebungen keineswegs freundlich sind. Der Ueberhebung eines plötzlichen Selbstgefühls kann man es indessen leicht nachsehen, wenn nach so langem Nichtsgelten und gezwungenem Schweigen knabenhafte Ueberschätzung der phantastisch anticipirten Zukunft ihrer Heimath neben Feindseligkeit und Geringschätzung für unsere Institutionen, Beargwöhnung unserer Entwicklungen, Absprechen über unsere nationalen Wünsche und Bedürfnisse, die ersten und fast einzigen Melodien sind, welche dort erklingen. Nur ist es seltsam, wenn sofort auch nur derjenige Theil der Presse in Deutschland wohlunterrichtet und loyal heißt, welcher uns das heutige Rußland als „versöhnend, vermittelnd und ausgleichend" vorführt. Es ist freilich dieselbe Presse, welche in Bezug auf Deutschland jede Wiederbelebung verrotteter und verschollener aristokratischer Ansprüche als historische Berechtigung in Schutz nimmt, während sie in Bezug auf Rußland den Adel kurzweg verdammt, wenn er nur zögernd, offenbar unwillig auf die Anregungen zur socialen Reform eingeht. Uns muthet sie also zu, daß wir wieder nach dem russischen Standpunkte zurücksinken, damit Rußland desto rascher auf gleicher Linie mit dem europäischen Leben stehe. Aber freilich ists äußerst bequem, indem man einen russischen Hofliberalismus affectirt, die große Masse glauben zu machen, man habe au fond in Bezug auf das deutsche Leben ebenfalls freisinnige Velleitäten. . . .

Wir verfolgen diese Nebenbemerkungen nicht weiter, obgleich sie unsers Erachtens bei Europas Urtheilsformulirung über die russische Emancipationsfrage sehr unmittelbar zu berücksichtigen sind. Daß aber die Bauernemancipation eine sociale Revolution involvirt, gestehen auch die russischen Stimmen in vollster Ausdehnung zu. Sie nennen sie jedoch einen Triumph des Humanitätsprincips, welchem jede Rücksicht des historischen Rechtes und Besitzes nachstehen müsse. Man kennt ferner genugsam die übrige Phraseologie von der daraus ersprießenden Verbrüderung Rußlands mit Europa, von dem Eintritt seines Volkes in die Reihe der Culturnationen, von der Selbstbeschränkung des Zarenabsolutismus u. s. w. Kurz, die darum klingenden Reden stellen in dem Rußland nach der Emancipation so ziemlich die Verwirklichung des

vollkommnen platoniſchen Staates in Ausſicht, das Vorbild aller andern Staaten, den nachher vollſtändig berechtigten Rathgeber, Leiter, Moderator und darum Beherrſcher des Entwicklungsganges der europäiſchen Dinge. Früher octroyirte man uns das ruſſiſche Princip als Hort und Schirm der legitimen Intereſſen, heut octroyirt man es als Bannerträger des politiſchen und ſocialen Fortſchritts. Damals war die Welt, welche nicht mit Rußland ging, unrettbar der Revolution, der „Auflehnung gegen die göttliche Ordnung“ verfallen; heut wird derjenige als „Feind aller natürlichen Entwicklungen“, als „Gegner des europäiſchen Syſtems“ verſchrieen, welcher nicht auf Rußlands vollkommen rückhaltloſe, abſolut humane Freiheitstendenzen ſchwört.

Namentlich bemüht man ſich, — um wieder auf unſere ſpecielle Angelegenheit zu kommen — mit rapiden Ueberſichten über die bis zum Nov. v. J. durchlaufenen „Phaſen des Entwicklungsganges der Leibeigenſchaftsaufhebung“ unvermerkt die Meinung in das öffentliche Bewußtſein einzuführen, dasjenige, was heute geſchehe, ſei der logiſch nothwendige Abſchluß eines ſeit Alexander 1. conſequent angebahnten und von Nikolaus 1. bereits „mit Kühnheit“ verwirklichten Syſtems. Indem man die einzelnen Ukaſe und Geſetze verſchiedener Zeiten mit ihren Hauptbeſtimmungen nebeneinanderſtellt, empfängt der Leſer allerdings den Eindruck, als ſei alles nur im wohlwollendſten Intereſſe für das Volk, ohne politiſche Nebenabſicht geſchehen. Die paſſive oder active Oppoſition dagegen erſcheint in dieſer Beleuchtung ganz ausſchließlich als barbariſcher Egoismus der Beſitzenden; jede Silbe muß zum Verdammungsurtheil für die Grundherrn werden. — Es kann natürlich auch keinem Vernünftigen einfallen, eine Vertheidigung ihrer ungeſchmälerten Beſitz- und Machtrechte zu übernehmen. Wie die Dinge heut geſtellt ſind, muß vielmehr der weſteuropäiſchen Anſchauung das ruſſiſche Leibeigenſchaftsverhältniß vollkommen identiſch mit dem anathemiſirten Sklaventhum erſcheinen. Factiſch ſind auch die Sklaven mancher Länder, namentlich Südamerikas und ſeiner Inſeln, kaum ſchlimmer gehalten, als die große Mehrzahl der ruſſiſchen Leibeigenen. Aber während kein europäiſcher Staat in ſeinen Colonien die Sklaverei eingeführt hat, während jeder ſie blos duldete, ohne ſie durch ſein politiſches Princip zu begründen, hat in Rußland das Zarenthum die Leibeigenſchaft gradezu erſt geſchaffen. Dann in ſpäteren Jahrhunderten, bis auf die neueſte Zeit herab, wurde aber wiederum die Emancipationsgeſetzgebung nur als Mittel benutzt, jedes durch Reichthum oder Intelligenz eine Geltung neben dem Zaren in Anſpruch nehmende Element niederzudrücken. Und wenn im letzten Jahrhundert unter verſchiedenen Herrſchern vereinzelte Geſetzgebungsacte hervortreten, welche einer Milderung der Leibeigenſchaftsverhältniſſe dienen, ſo bedarf es nur einer etwas genaueren Betrachtung der Umſtände, unter denen ſie erfolgten, um darüber klar zu werden, daß das Humanitäts-

princip dabei ſtets blos in zweiter Reihe ſtand. Als conſequent feſtgehaltenen Geſichtspunkt erkennt man dagegen die Verſtärkung der autokratiſchen Alleinmacht auf Koſten der nationalen Inſtitutionen; als momentane Veranlaſſungen bald hochgehende Unzufriedenheit im Adel, bald das Drohen ſocialer Bewegungen im Volke; als nächſten Zweck die Herſtellung ſocialer Gegenſätze in der Bevölkerung, Zerſpaltung ihrer nationalen Einheit, Zerſplitterung ihrer Geſammtheit in einander gefeſſelt befehdende Parteien. Verheißen wurden die ſocialen Reformen immer, wenn es galt, entweder die Geſammtkraft der Nation gegen das Ausland in Anſpruch zu nehmen, oder den patriotiſchen Eifer der Grundherrn durch dieſe Drohung anzuſtacheln; die Rückſchritte auf der betretenen Bahn hielten immer gleichen Schritt mit der wiedergewonnenen Machtſicherheit des Zarenabſolutismus.

Dies hiſtoriſch zu verfolgen, iſt jedenfalls nicht ohne Intereſſe, wenn wir ein klares Urtheil über die heutigen Reformanläufe gewinnen und auch die wahrſcheinlichen Wirkungen einer vollſtändigen Aufhebung der Leibeigenſchaft auf Rußland ſelbſt, wie auf das Ausland bemeſſen wollen. Die Schlußfolgerungen ſind dem Leſer anheimzuſtellen, wir haben blos Thatſachen zu geben. Zwei Hauptperioden charakteriſiren die Leibeigenſchaftsgeſchichte: eine Entwicklung derſelben, welche unter Peter 1. ihren Gipfelpunkt erreicht, und Anläufe zu ihrer Rückbildung, deren erſte geſchloſſene Organiſation ſoeben im Werke iſt.

Wie entſtand die Leibeigenſchaft in Rußland? So lange man Rußland kennt, zerfällt das ruſſiſche Volk allerdings in Herren und Knechte, allein nicht in Freie und Unfreie, wie man uns heute ſo gern glauben machen möchte. Bevor die Tataren in Moskowien einfielen, war das Land in eine Menge kleiner Monarchien zerſplittert, deren Geſammtheit nicht einmal den Charakter eines Staatenbundes repräſentirte. Ihre Dynaſtengeſchlechter waren allerdings faſt durchgängig aus einem Stamme hervorgegangen; auch erkannten ſie nominell ſämmtlich die Suprematie zuerſt der Großfürſten von Kiew, dann derer von Wladimir an. Allein dies hinderte ſie keineswegs, ebenſo freiherrlich und ſelbſtſtändig ihre Souveränetätsrechte auszuüben und Kriege untereinander zu führen, wie die unmittelbaren Vaſallen des Kaiſers in der zerrüttetſten Epoche des deutſchen Reichs. Der im Slaventhum begründete Mangel eines die Beſitzungen zuſammenhaltenden Erbrechtes ließ nicht blos dieſe Duodezmonarchien, ſondern auch die etwaigen Familiengüter ihrer vaſallenartigen Ariſtokratie immer mehr zerſplittern. Blos innerhalb der Gemeinden, welche nur Geſammtbeſitz und Geſammtnutzung ihres Areals kannten, erhielt ſich eine gewiſſe Stabilität der Beſitzthümer. Der ſiegreichen Macht der Tataren ward es auf dieſe Weiſe leicht, Herren und Volk, Theilfürſten, Bojaren und Gemeinden unter gleiches Joch zu beugen. Die Theilfürſten wurden jetzt zu tributpflichtigen Unterthanen ihrer Beſieger. Selbſt be-

drückt erſparten ſie ihrerſeits natürlich den Bojaren und Gemeinden eine Verſtärkung des Druckes ebenſo wenig. Indeſſen blieb die weſentliche Freiheit der Volksmaſſen ebenſo unangetaſtet, wie das Eigenthumsrecht der Gemeinden auf den von jeder benutzten Grund und Boden. Auf dieſen hatten die Theilfürſten fortwährend blos ein Oberhoheitsrecht, während auch der Bojar, welcher unmittelbarer Herr einer Gemeinde war, keinen andern Grundbeſitz erbeigenthümlich beſaß, als denjenigen, welchen ſeine perſönlichen Sklaven — die Haus- und Hofesleute — bearbeiteten. Dieſe ſtammten nicht etwa aus ſeiner Gemeinde oder ſeinem ſpeciellen (theilfürſtlichen) Vaterlande, ſondern waren Kriegsbeute oder Nachkommen der Gefangenen, welche er und ſeine Väter als Vaſallen der Großfürſten oder Theilfürſten bei deren wechſelſeitigen Kämpfen gemacht hatten. Das Volk blieb frei, hielt an ſeiner uralten, faſt communiſtiſchen Gemeindeverfaſſung feſt, übte fortwährend das Recht der Freizügigkeit des Einzelnen innerhalb der Grenzen jedes Theilfürſtenthums und zahlte dem ſogenannten Grundherrn durch Frohnden nur eine gewiſſe Steuer als Hoheitsgefäll. Aber der Betrag dieſer Leiſtung ward zwiſchen Gemeinde und Grundherrn an jedem Georgstage von neuem für ein Jahr vereinbart, nicht einſeitig feſtgeſtellt, auferlegt, octroyirt.

Die Herrenherrſchaft war ſonach äußerſt beſchränkt. Nichts natürlicher, als daß grade dieſe kleinen Herrn ſich zum großen Theil den Tataren zuwendeten, in ihre Dienſte traten, ihre Töchter heiratheten, kurz ſich tatariſirten. Nicht dieſer kraftloſe Adel, ſondern recht eigentlich das Volk der Gemeinden war es auch, welches das Anſehen der Großfürſten von Moskau immer mehr erſtarken ließ, und ihnen endlich ſeine Arme und Waffen lieh, ſo daß ſie die Tatarenherrſchaft abſchütteln konnten. Mit dieſer verſchwand zugleich die bisherige Selbſtſtändigkeit der Bojaren; die Theilfürſtenthümer zerſchmolzen in der neuen moskowitiſchen Staatseinheit. Namentlich gelang das Werk der Centraliſation und die Niederwerfung der alten Fürſtengeſchlechter, ſo wie die Verwandlung der entarteten Bojaren in abhängige Beamte und Höflinge unter Iwan 1. und 2. Iwan 4. Waſſiliewitſch, welchen die Geſchichte mit dem Namen des „Grauſamen“ oder „Schrecklichen“ brandmarkt, lebt in den Sagen und Liedern des ruſſiſchen Volkes keineswegs als blutdürſtiger Despot, ſondern als eine gutmüthige, komiſch-unbeholfene Perſönlichkeit. Seine Blutthaten ſind freilich bekannt genug; aber nicht ſie geben ihm ſeinen Beinamen, ſondern daß ſie ausſchließlich die Ariſtokratie trafen, deren Jugendkräfte er überdieß durch die Herſtellung des ſtehenden Strelitzenheeres unmittelbar unter den Zarenbefehl beugte. Und auch außerdem ließ ſein Ringen nach Ausſchließlichkeit der Zarenmacht ſeine Gewaltſtreiche blos die Bojaren fühlen, während das nationale Gemeindeweſen und die perſönliche Freiheit ſeiner Angehörigen vollkommen unangetaſtet blieb.

Erſt nach dem Erlöſchen von Ruriks Stamm und nach Verwandlung der Strelitzen in Prätorianer, als Boris Godunow den Thron beſtiegen hatte, erfolgten die erſten Angriffe auf die perſönliche Freiheit der bäuerlichen Bevölkerung. Denn Boris Godunow war durch eine Palaſtrevolution, durch die Bojaren zum Zaren gemacht worden und hatte ihnen dafür eine Art von ſtändiſcher Bevorrechtung zugeſtehen müſſen. Dieſen Einflüſſen gab er nach, indem er den Ukas vom 21. Nov. 1601 erließ, welcher die Freizügigkeit der Bauern aufhob. Jeder blieb fortan ewig an die Scholle derjenigen Gemeinde gefeſſelt, bei welcher er am letztverfloſſenen Georgstag angeſchrieben geweſen war. — Seitdem beklagen die ruſſiſchen Volkslieder den Juriewstag als Tag des Freiheitsverluſtes. Und ſie haben Recht. Indem das bannende Geſetz die Wanderluſt des Ruſſen, das angeborene Erbe ſeines nomadiſchen Urſprungs feſſelte, brach es zunächſt die Kraft des Widerſtandes der Gemeinden gegen etwaige Uebergriffe der Bojaren. Die Gemeinde verlor zugleich die Möglichkeit einer freien Verfügung über ihren Grund und Boden. Denn mit der Freizügigkeit war ihr das Mittel genommen, den allzuviel fordernden Herrn zu billigen Pacht- und Frohndenbedingungen zu nöthigen. Die wirklichen Sklaven der Bojaren, die Haus- und Hofesleute, gewannen ſogar eine gewiſſermaßen bevorzugte Stellung im Vergleich zu den perſönlich noch immer freien Gemeindegliedern. Denn bei Hungersnoth und anderen Calamitäten mußte der Herr für ihres Leibes Noth und Nahrung ſorgen; die Gemeinde war dagegen durch die Feſſelung an die Scholle den Anforderungen des Herrn wehrlos anheimgegeben, ohne von ihm eine Gegenverpflichtung in Anſpruch nehmen zu können.

Rußland war indeſſen damals noch ein reiner Ackerbau- und Hirtenſtaat, die Bojaren lebten dagegen bereits der Mehrzahl nach am Hofe oder in den Städten und kümmerten ſich wenig um die Zuſtände ihrer Gemeinden, wenn nur die octroyirten Gefälle vollzählig entrichtet wurden. Dieſer Geſammttribut der Gemeinde war immerhin noch verhältnißmäßig leicht zu ertragen, und das nationale Communalleben konnte fortgedeihen. Erſt durch die vermehrten Bedürfniſſe des Staates und den wachſenden Luxus des Adels verwandelte ſich dieſe Geſammtrente von jeder Gemeinde in einen Tribut nach Kopfzahl. Dies um ſo mehr, als allmälig der Staat den Grundadel für deſſen Entrichtung haftbar machte. So fiel das Odium auf den Adel, während das Volk im „weißen“ d. i. freien und befreienden Zaren noch immer die volksfreundliche Kraft verehrte, welche Rußland vom Tatarenjoche befreit und den Gemeinden die Möglichkeit gegeben hatte, ihre ſocialpolitiſchen Inſtitutionen zu erhalten. Denn mochte immerhin Boris Godunow den Bauern mit Grund und Boden zum vererblichen Eigenthum des Grundherrn gemacht haben, ſo blieb der Menſch doch untrennbar mit ſeiner Erde vereint, nicht

als abgeschiedene Sache verwendbar und verkäuflich. Daran tasteten auch die „falschen Fürsten“ nicht, welche ihre Rollen mit Hilfe der Geistlichkeit und der Massen spielten; ebenso wenig die ersten Romanows, welche des Volkes gegen den Klerus bedurften. Erst Peter 1. erschuf die wirkliche Leibeigenschaft. Erst nachdem er den Adel und den Klerus niedergeschmettert, gab er ihnen den Eigenhörigen als willkürlich verwendbares, vom Mutterboden loslösliches, vertauschbares, dem Herrn auf Gnade und Ungnade Preis gegebenes Ding. Er stellte den Bauern seinem Herrn gegenüber auf gleiche Stufe mit dem Thier, um so dem Adel für seine verlorenen Standesrechte gegenüber dem Zarenthum gleichsam ein Schmerzensgeld in die Hand zu drücken.

War dies nun eine Concession an den Adel? Aeußerlich gewiß. Aber betrachten wir die Dinge genauer, so erscheint die gesetzlich hergestellte Leibeigenschaft in einem ganz andern Lichte und weit weniger eine aristokratische Errungenschaft, als eine Octroyirung zum Zwecke der immer festeren Begründung des zarischen Absolutismus. Peter wollte ein Rußland mit Städten, ein industriell sich selber genügendes Reich. So führte er Hunderttausende aus den Gütern der Krone fort und machte die Leibeigenen zu Städtern. Andere Gemeinden schenkte er ausländischen Industriellen, damit sie deren Leibeigne in den Fabriken verwenden könnten. So ward der Kern des auch jetzt noch übriggebliebenen Gemeindewesens unmittelbar angegriffen; es verlor als solches seine Selbstständigkeit. Die Gliederung der nationalen Aristokratie war aber schon durch den neugeschaffenen Beamtenadel (Tschin) aus allen Fugen gerückt. Die Umgestaltung des Heerwesens nahm selbst dem reichen Grundadel die Möglichkeit, eine materielle, auf den Besitz von Leibeigenen begründete Machtstellung neben der Krone festzuhalten. Namentlich die kleineren Grundbesitzer wurden aber auf die Erwerbsrichtung durch Fabrikindustrie fast mehr hingezwungen, als hingewiesen, und konnten das neue Geschäft doch nicht ohne Unterstützung der Krone betreiben, wurden also immer abhängiger. Dabei mußten sie ein mehr persönliches Regiment als früher über die Leibeigenen führen, machten ganz natürlich persönliche Unterschiede zwischen den verschiedenen Mitgliedern der Gemeinde, und trugen so den Widerstreit des individuellen Interesses gegen das communale in den Gemeindeorganismus hinein. So erzeugte die Gesetzlichkeit der persönlichen Leibeigenschaft und der vollkommen freien Verfügung des Leibherrn über jeden Eigenhörigen ein Verhältniß zwischen Adel und Volk, wodurch ersterer, trotz scheinbarer Erweiterung seiner Macht, jede Möglichkeit verlor, die ihm von oben geraubte politische Bedeutung durch engere Verbindung mit den Gemeinden desto fester nach unten zu consolidiren. Sie entfremdete den Adel immer mehr dem Volke, sie lockerte die Geschlossenheit der Gemeinden. Der Erfolg des Divide war also für den Zarenabsolutismus ganz naturgemäß das Im-

perare. Denn das ſeiner gleichſam eingeborenen Widerſtandskraft gegen die Uebergriffe des Adels beraubte Volk konnte eine Verbeſſerung ſeiner Lage blos noch vom Zaren erhoffen. Die Verwandlung ſo viel tauſend ehemaliger Gemeindeglieder in Bürger ließ das Verharren im bäuerlichen Gemeindeleben den übrigen ſogar wie ein Unglück erſcheinen. Schon wenn der Grundherr, ohne jede perſönliche Bedrückung ſeines Leibeigenen, das Auseinanderlaufen der Gemeinden nicht zuließ, fühlte es ſich wie eine despotiſche Machtübung. Jeder Verſuch zur Conſolidirung einer ariſtokratiſchen Oppoſition gegen die Zarenallmacht ſcheiterte am Adelshaſſe des Volkes, und erleichterte dem Kaiſer ihre Entdeckung und Beſtrafung.

Wir haben hier nicht auf die nationalökonomiſchen Nachtheile einzugehen, welche ſich daran knüpften, daß gleichzeitig die Agricultur zu Gunſten der Induſtrie vernachläſſigt ward. Sie würden bereits unter Peter 1. erſchreckend zu Tage getreten ſein, wenn ſein eherner Wille nicht die ſtrengſte Einhaltung der Verpflichtung erzwungen hätte, wonach der Leibherr unter allen Umſtänden für die nothwendigſten Bedürfniſſe der Eigenhörigen zu ſorgen hat. Aber natürlich war es, daß unter den damaligen unfertigen Zuſtänden des Verkehrs grade der induſtrielle Adel, trotz ſcheinbar glänzenden Erwerbes, nicht mächtig durch Reichthum werden konnte. Ein einziges Mißjahr verſchlang den etwa capitaliſirten Gewinn. Was ferner die nationalen Traditionen etwa noch übrig gelaſſen hatten von einem gleichſam patriarchaliſchen Verhältniſſe zwiſchen Grundherrn und Gemeinden, das zerſtörte das Tſchinweſen. Eine flachmoderne Bildung, eiligſt zuſammengerafft, weil von obenher günſtig angeblickt, eine zur Schau getragene Verachtung des nationalen Lebens war charakteriſtiſches Merkmal dieſes — überdies großentheils aus Ausländern beſtehenden — Beamtenneuadels. Aber auch der Altadel wurde in dieſe Sphären hineingezwungen. Denn bereits in der dritten Generation verlor (und verliert) ſelbſt das älteſte Geſchlecht alle Vorrechte, wenn kein Familienglied den Adelsrang durch den Staatsdienſt wieder aufgefriſcht hat. So mußte jener Tſchinownikgeiſt, welcher für das Volk und deſſen nationale Inſtitutionen blos Geringſchätzung hat, in den gebildeteren Claſſen zu allgemeinſter Herrſchaft kommen.

Solche Anſchauungen können auch in der nationalruſſiſchen Gemeindeeinheit blos eine Erſchwerung der willkürlichen Verwerthung des einzelnen Leibeigenen erblicken. Denn natürlich mußte der Grundherr, je mehr er von ſeinen menſchlichen Nutzthieren für die Fabrikinduſtrie in Anſpruch nahm, deſto weſentlichere Nachläſſe in den Verpflichtungen der Gemeinde eintreten laſſen, wenn er nicht befahren wollte, daß dieſe verarme und ſeine Haftbarkeit für die Steuerleiſtung an den Staat, wie für die Ernährung der Hungernden vergrößere. Er ſuchte alſo nach einem Mittel, die weder für den

Haus- und Hofesdienſt, noch für den Fabrikdienſt verwendeten Leibeigenen zu einem beſſer rentirenden Capital zu machen. Dies Mittel bot ſich einestheils in der angeborenen Wanderluſt des Ruſſen, anderntheils in dem von oben her angeregten Gelüſt nach bürgerlichen Beſchäftigungen, endlich in der ſlaviſchen Gemeindeorganiſation. Der Gutsherr gab denjenigen Eigenhörigen, welche es wünſchten, die Erlaubniß, ſich Arbeit und Verdienſt in der Fremde zu ſuchen, wofür ſie eine beſtimmte perſönliche Abgabe entrichten müſſen, die dem Herrn mehr einträgt, als der Frohndienſt des Einzelnen in der Gemeinde. Denn nach der nationalen Gemeindeorganiſation verliert der ſich zeitweiſe entfernende Bauer ſein ihm von der Gemeinde zugewieſenes Land keineswegs. Entweder bearbeiten es ſeine Angehörigen oder die Geſammtkräfte der Gemeinde. Auf jeden Fall nimmt der Herr keine Rückſicht darauf, die communalen Verpflichtungen an Frohnden oder Abgaben für ihn wie für die Krone bleiben immer dieſelben. Der Grundherr gewinnt alſo durch ſolche „Entlaſſungen auf Obrok“ doppelt.

Hätte nicht vorher die geſetzliche Einführung der rein perſönlichen Leibeigenſchaft das nationale Gemeindeweſen bereits tief erſchüttert gehabt, ſo würde ſich in der Macht der Gemeinden über ihre Angehörigen ſehr wahrſcheinlich ein Gegengewicht gegen dieſe nun auch materielle Gefährdung der communalen Solidarität gefunden haben. Allein dies war jetzt eben nicht mehr möglich. Es geſchah ſehr bald, daß in minder fruchtbaren Landſtrichen in der That nur noch die Alten, Weiber und Unmündigen ſo weit für den Ackerbau ſorgten, als für das laufende Bedürfniß und die Erfüllung der communalen Verpflichtungen gegen den Staat und die Grundherrn unumgänglich blieb. Ja, da die Grundherrn damals noch Land ohne Leibeigne und Leibeigne ohne Land verkaufen konnten, ſo begründete ſich auf die Obrokentlaſſung eine ganz ſpecielle Speculation. Die Leibherrn verkauften nämlich den Grundbeſitz bis auf ein Minimum, dirigirten alle Leibeigenen nach beſtimmten Städten und Diſtricten, beſtellten dort eigene Aufſeher, welche den Erwerb jedes einzelnen „auf Obrok Entlaſſenen“ controliren und ihn danach perſönlich beſteuern mußten. Damit war natürlich den maßloſeſten Willkürlichkeiten und Bedrückungen Thor und Thür geöffnet. Außerdem kamen bisher unbekannte Vermögensverſchiedenheiten in die heimiſche Gemeinde, wenn ein „Entlaſſener“ etwa ſteinreich, ein anderer bettelarm zurückkehrte; jener beanſpruchte beſondere Berechtigungen, dieſer beſondere Unterſtützungen von der Commune. Endlich aber drängte ſich noch eine neue Ariſtokratie herein, als die Heerverfaſſung den ausgedienten Soldaten die perſönliche Freiheit als Abſchiedsgeſchenk verlieh, ohne doch die Gemeinden der Pflicht zu entheben, für dieſe rückkehrenden, ſeit zwanzig Jahren entfremdeten, der ländlichen Arbeiten gewohnten Mitglieder zu ſorgen.

Die Gefangennahme des Papſtes Paſchalis von Leſſing.

Nach längerer Pauſe iſt Leſſing wieder mit einem großen hiſtoriſchen Gemälde hervorgetreten. Treu ſeinem alten Glauben, heute wie vor zehn und zwanzig Jahren von der Ueberzeugung durchdrungen, der uralte Streit zwiſchen Kirche und Staat habe auch für das gegenwärtige Geſchlecht ein unmittelbares, ſtoffliches Intereſſe, die Kämpfe, zu welchen er im Mittelalter Veranlaſſung gab, ſeien uns naheliegend und verſtändlich genug, um für ihre Schilderung noch jetzt warme und lebendige Empfindungen zu erregen, führt Leſſing aus diesmal Kaiſer und Papſt in heftigem Widerſtreit begriffen uns vor. Als Bildmotiv wählte er die bekannte Scene, welche am 12. Febr. 1111 in der römiſchen Peterskirche ſtattfand. Kaiſer Heinrich 5. war zur feierlichen Krönung hier eingezogen und ſah ſein Haupt im Geiſte ſchon mit dem Diadem geſchmückt, als mitten in der heiligen Handlung entgegengeſetzte Forderungen bezüglich der Inveſtitur den Kaiſer und Papſt Paſchalis 2. entzweiten, die Leidenſchaften in Brand ſetzten und den folgereichen Aufruhr im Innern der Kirche weckten, der mit der Gefangennahme des widerſtrebenden Papſtes ſchloß. Dieſen entſcheidenden Ausgang des Streites hat Leſſing dargeſtellt. Links vom Beſchauer im Vordergrunde ragt über das ganze reiche Fürſtengefolge die mächtige Geſtalt Kaiſer Heinrichs empor. Zornentflammt, durch den Widerſpruch des Papſtes in ſeiner Herrſchermacht gereizt, iſt er vom Throne aufgeſprungen und ruft mit ausgeſtrecktem Arme die Krieger auf, ſeinen Gegner zu greifen. Schon ſtürzen auch dieſelben aus dem Hintergrunde herbei, unbekümmert um den ſchwachen Widerſtand, den ihnen ein vor Schrecken in die Knie geſunkener Biſchof mit dem Stabe entgegenſtellt. Dem Kaiſer gegenüber im rechten Vordergrunde ſitzt auf Petri Stuhle Paſchalis, ruhig, auf ſein Schickſal gefaßt, unfähig, ſeine Würde zu vergeſſen, und dem Feinde den Triumph über ſeine Schwäche zu gönnen. Nur leiſe bewegt die Spannung den einen und andern Geſichtsmuskel, nur in der Art, wie die Hand ein Buch krampfhaft feſthält, ahnt man, daß auch Sorge für die Sicherheit, Furcht vor dem Grimme des Feindes ſeiner Bruſt nicht ganz fremd ſind. Um den Papſt drängt ſich ſein geiſtliches Gefolge. Die einen hat der Schrecken regungslos gemacht, die andern ſind entſetzt über das unglaubliche Wagniß. Man ſieht es ihnen an, daß ſie von keinem größeren Frevel wiſſen, und bei Gelegenheit ſchwere Vergeltung üben werden. Noch andere rufen um Hilfe zum Himmel, während im Hintergrunde die Schar der Neugierigen, welche die Urſache des Aufruhrs nicht kennt oder wie der Pöbel zu allen Zeiten am Lärm ſich freut, die Hälſe reckt und mit Auge und Ohr die Scene durchdringen möchte. Doch wir wollen die Schilderung nicht noch weiter ſpinnen. In

wenigen Wochen wird das Bild zur öffentlichen Ausstellung gelangen und hoffentlich später den Rundgang durch ganz Deutschland machen. Wir zweifeln nicht, daß es dann in den weitesten Kreisen bekannt und nicht blos als ein treffliches Kunstwerk geschätzt, sondern als eine der bedeutendsten Leistungen, die wir bis jetzt Lessing verdanken, angesehen werden wird.

Lessings gründliche Art, der eingehende Fleiß, mit welchem er sich in die Natur des Motives, in den Charakter der darzustellenden Helden hineinlebt und die strengste Beobachtung historischer Aeußerlichkeiten zu seiner Aufgabe hinzuzieht, kommt auch hier zur Geltung. Doch Fleiß, Gründlichkeit, historische Wahrheit sind das Geringste, was Lessings Werk zum Lobe gereicht. Ueberaus wohlthuend wirkt der männliche Ernst, die edle Einfachheit in Auffassung und eigentlicher Composition. Der für die alte Kaisermacht begeisterte Deutsche wird unwillkürlich den Athem an sich halten, wenn er dem Bilde gegenübersteht, grade so, als ob die Katastrophe eines tragischen Spieles an ihm vorüberschritte. Und eine bessere Probe für das Gelungene seines Werkes als die gehobene Stimmung im Beschauer kann sich der Meister nicht wünschen. Das wissen wir längst, und wenn wir es nicht wüßten, die dramatische Poesie würde es uns lehren, daß es auf das stoffliche Gewicht, auf die vollklingenden Namen und den Pomp des äußeren Auftretens in dem Kreise der Kunst, welcher auf die Schilderung des Tragisch-Erhabenen bedacht ist, keineswegs ankommt. Auch hat unserer ästhetischen Bildung vielleicht nichts so sehr geschadet, unsere Künstler nichts so arg verwirrt und ihre Phantasie verkümmert, als die thörichte Eintheilung der Malerei in die historische und Genregattung, lediglich nach der äußern Natur der Stoffe, nach dem zunächst ganz gleichgiltigen Umstande, ob die auftretenden Personen der Geschichte oder dem Privatleben angehören. Wer das Unglück hat, namentlich akademische Ausstellungen fleißig besuchen zu müssen, kennt die Folgen dieser Ueberschätzung der stofflichen Bedeutung, die es herbeiführte, daß gewöhnlich nur nach der Rolle und Wichtigkeit irgend einer Person oder Scene in der Geschichte gefragt wird, unbekümmert, ob sich aus dem historisch vielleicht wichtigen, aber durch und durch prosaischen und abstracten Vorgange ein dramatischer Kern herausschälen, ob sich derselbe in einem einzigen Moment wirksam zusammenfassen und sinnlich greifbar verkörpern lasse. „Philippine Welserin bittet K. Ferdinand um die Anerkennung der Rechtsgiltigkeit ihrer Ehe" ist der Gegenstand des Bildes, welchem die wiener Akademie vor einigen Wochen einen Hauptpreis ertheilte. Sollte man da nicht schier über den Künstler wie über die Preisrichter in Verzweiflung gerathen? Wir empfehlen für den nächsten Concurs preislustigen Künstlern als Bildmotiv die Schilderung Palmerstons, der eine telegraphische Depesche an Stratford Canning absendet des Inhaltes, daß die wiener Conferenzen abgebrochen würden. An

malerischer Faßlichkeit gibt dieser Vorwurf der bittstellernden Philippine nichts nach, und besitzt überdies den Vorzug eines zeitgemäßeren Charakters. Trotz solcher und ähnlicher Thorheiten, die in den jährlichen Ausstellungen regelmäßig wiederkehren und von einzelnen Akademien emsig gepflegt werden, thun unsere Künstler nicht übel daran, die dramatische Form und die historische Gattung in der Malerei als wahlverwandt zu betrachten. Bei uns kleinen Alltagsmenschen lassen eben die gemeinen Nöthen und Sorgen des Tages große und kräftige Leidenschaften, mächtige Triebe und durchgreifendes Wollen nicht aufkommen und überdecken alle tieferen Risse des Lebens und des Geistes mit einer trügerischen Schichte rücksichtsvoller, nüchterner Prosa, während die Großen der Erde, befreit von allen einengenden Schranken der berechnenden Nothdurft, alles Menschliche klarer und kräftiger in sich entwickeln können. Darin wurzelt die Berechtigung der historischen Malerei; nur möge nicht übersehen werden, daß der geschichtlich bedeutsame Stoff in einer dramatischen Form verkörpert erscheinen muß und einzig und allein durch die letztere seine künstlerische Vollendung gewinnt. Nur von wenigen deutschen Malern der Gegenwart können wir die volle Einsicht in diese doch so einfachen Grundsätze behaupten. Lessing dagegen bildete stets eine ehrenvolle Ausnahme und hat unbeirrt von dem rauschenden Beifall, der bereits seinen frühesten Arbeiten folgte, und hundert andere zum Stillstande verleitet hätte, das Ziel dramatischer Charakterschilderung in seinen größeren Werken vor Augen behalten. Am glänzendsten hat sich dieses mannhafte Streben in dem letzten Bilde bewährt. Eine warme Empfindung und tiefe Ergriffenheit von der Bedeutung der Scene verließ den Künstler während seiner Arbeit nicht und fordert im Beschauer ähnliche Gefühle heraus.

Den einfach, aber lebenswahr gegliederten Gruppen fehlt es nicht an Mannigfaltigkeit des Ausdruckes; jede einzelne Gestalt, wechselnd in Haltung und Bewegung mit den andern, ist ganz bei der Handlung und von Kopf bis zur Zehe von innigem Antheil an dem Ereignisse erfüllt. Bei dem weitverbreiteten Vorurtheil, als ob Lessing bei seinen historischen Bildern absichtlich polemische Zwecke verfolge, wird es Manchen vielleicht befremden, daß nicht ausschließlich auf den Kaiser aller Glanz und alle Herrlichkeit, nicht auf ihn allein der Schein des Heldenthums fällt. Wir finden aber grade in der gleichmäßigen Vertheilung von Licht und Schatten einen hohen künstlerischen Vorzug des Werkes und freuen uns, daß ohne die Bedeutung und die Schönheit der Kaisergestalt zu verkümmern, auch über die Figur des Papstes und seine Umgebung Züge edler Kraft ausgestreut sind. An schlechten Gegnern mißt sich kein großer Mensch, und grade durch die Hebung der päpstlichen Gestalt wird der Eindruck des ergreifenden Ernstes des Vorganges und der tragischen Natur des Kampfes am würdigsten vorbereitet. Lessings feine Charakteristik, die

auf gründlichen Studien beruhende Formenwahl, die Meisterschaft seiner Zeichnung sind allgemein bekannt, auch das Colorit, wenn auch nicht blendender Art und unter den Ausdrucksmitteln nicht im Vordergrunde, zeigt mit ältern Werken verglichen die Spuren der mühevollen Arbeit großentheils verwischt.

Die deutsche Kunst der Gegenwart ist durch Lessings Gemälde um ein schönes Blatt reicher geworden. Leider ist dies nicht die einzige Bedeutung des Werkes. Es bildet Lessings Abschiedsgruß an Düsseldorf. In wenigen Tagen verläßt der Meister die Stätte dreißigjährigen Wirkens, um in Karlsruhe eine neue Heimath aufzuschlagen. Lessing stand der Akademie fern, sein ernstes, nach innen gekehrtes, anspruchsloses Wesen ließen seinen Einfluß nicht grade ausgreifend erscheinen, er hat keine eigentliche Schule gegründet und dennoch bleibt sein Fortgang der herbste Verlust, den Düsseldorf bis jetzt erlitten.

Wir kennen alle die Mängel der düsseldorfer Schule, die Gebrechen des Kunstlebens daselbst und sind namentlich in den letzten Jahren mit Tadel und Vorwürfen nicht karg gewesen. Dennoch können wir uns nicht helfen, nicht ableugnen die große Popularität, welche die düsseldorfer Schule weit und breit genießt. Sei es die Freude an dem muntern Völkchen, das seinen Wahlspruch: „Erst mach deine Sach, dann scherz und lach" in vollem Ernste nimmt und wo alle Welt den Kopf hängen läßt, den Humor nicht ganz verlernt hat, sei es der Stolz darüber, daß eine seit Jahren vom Staate stiefmütterlich behandelte Kunstschule, ausschließlich auf die Betriebsamkeit ihrer Mitglieder und die Theilnahme gebildeter Privaten angewiesen, nicht verzagte, im Wirken und Wetteifern nicht nachließ, wir fühlen ein warmes Interesse für Düsseldorf und werden durch jeden Verlust, den es erleidet, in unsern Sympathien empfindlich verletzt. Was ist aber Düsseldorf ohne Lessing? Seit dreißig Jahren ein Mittelpunkt der Schule, hat er alle Entwicklungsphasen derselben persönlich durchgemacht, der einzige von den Alten ist er jung geblieben und aus den Krisen, die er selbst theilweise eingeleitet, ungebrochen in seiner Kraft hervorgegangen. Mit ihm verliert die Schule ihren berühmtesten Vertreter, ihre glänzendste Schöpfung, so zu sagen ihren Inhalt. Was schon seit längerer Zeit gefahrbringend drohte, wird, fürchten wir, in Erfüllung gehen und Düsseldorf nur noch als äußerer Tummelplatz für die verschiedenartigsten Kräfte aus aller Herren Ländern in Geltung bleiben. Zu den Skandinaviern mögen noch Oestreicher und Russen, Engländer und Amerikaner sich gesellen und hier für einige Jahr ihre Werkstätte gründen, aber das alte Düsseldorf, das harmlos gemüthliche, Walddust liebende, das noch mit einem wenn auch dünn gewordnen Faden an der Romantik festhielt, wird bald nur noch in historischen Schilderungen leben. Nicht minder fühlbar wird Lessings Fortgang in einer andern Beziehung werden. Man braucht nicht mehr scheu

die innern Zerwürfnisse in der düsseldorfer Künstlerschaft anzudeuten. Sie sind längst ein öffentliches Geheimniß geworden. Welche Anlässe den ursprünglich gewiß unbedeutenden Zwist im Laufe der Jahre zu schroffer Parteiung anschwellten, läßt sich nicht angeben, auch nicht abwägen, auf welcher Seite die größere Schuld liegt. Daß die ältern Künstler nicht neidlos auf die jüngern Kräfte, die allen Ruhm und alle künstlerische Bedeutung ausschließlich für sich in Anspruch nehmen, blicken, und daß die letzteren wieder nur widerwillig dem officiellen Ansehn der „Professoren" sich beugen, liegt in der Natur der Dinge. Dazu kommt in Düsseldorf das leidige gedrängte Aufeinandersitzen der Künstler, die keinen Raum zwischen sich fühlen, nothwendig in ihren Meinungsgegensätzen eine überreizte Empfindlichkeit annehmen und das gegenseitige Geltenlassen schwer erlernen. Das Uebrige thaten dann störende persönliche Verhältnisse, deren Erörterung nicht füglich in öffentlichen Blättern Platz finden kann. Genug, daß eine tiefe Spaltung in Düsseldorf seit Jahren wahrgenommen wird, die nicht allein das sociale Leben verkümmert, sondern auch das freie künstlerische Wirken in trauriger Weise hemmt. Die Akademie hat schon längst, noch vor Schadows Erkrankung aufgehört, als Schule Bedeutung zu besitzen. Das ließe sich leicht verschmerzen; beklagenswerther muß es erscheinen, daß bei der oppositionellen Stellung, welche die Akademie zur Mehrzahl der selbstständigen Künstler einnimmt, sie auch als allgemeiner Hintergrund, der z. B. in Betreff der Sammlungen, des künstlerischen Lehrapparates u. s. w. das Vermögen des einzelnen Individuums ergänzen könnte, nicht mehr gilt, und neben der Künstlerschaft ein bloßes Schattenleben führt, um dann doch wieder in einzelnen Fällen eine leitende Wirksamkeit, zum Aerger und theilweise auch zum Schaden der Mehrheit, in Anspruch zu nehmen.

Eine einzige Persönlichkeit stand über den Parteien, hatte sich die Achtung der einen, die Liebe und Verehrung der andern bewahrt und inmitten allgemeiner Befangenheit das klare und billige Urtheil stets walten lassen. Das war Lessing. Niemand in Düsseldorf verkannte diese vermittelnde Stellung Lessings, niemanden gab es, der nicht, wenn die leidigen Zerwürfnisse und Feindschaften sich wieder einmal geltend machten, Trost darin fand, daß wenigstens ein Künstler frei von ihrem Einflusse blieb und unter Umständen als Richter auftreten konnte. Lessings Entwicklungsgang näherte ihn der ältern Generation, seine künstlerische Anschauung verband ihn mit den jüngern Kräften, während sein mannhaftes, allem Scheine abholdes Wesen, seine bekannte Anspruchslosigkeit ihn vor jeder unlauteren Zumuthung sicherten. Nichts zeichnet Lessings eigenthümliche Stellung und Bedeutung in Düsseldorf so gut, wie folgende Thatsache. Die düsseldorfer Künstler erhielten, es mögen wol zehn Jahre seitdem verstrichen sein, von den Frauen und Jungfrauen der Stadt eine prachtvolle Fahne geschenkt. Damals gab es noch keine scharfgegliederten

Parteien, und wenn es an feindseligen Gegensätzen vielleicht nicht fehlte, so hatte die politische Schwärmerei dieselben übertüncht. Der gesammten Künstlerschaft war die Fahne geweiht. Als aber später der innere Zwiespalt auch äußerlich in den verschiedenen Künstlervereinen einen schroffen Ausdruck fand, entstand die Frage, wer die Fahne hüten und bewahren sollte. Ohne den geringsten Widerstreit einigten sich alle Künstler auf Lessing. In den Händen eines jeden andern hätte die Fahne als Parteiabzeichen gegolten, in Lessings Hause wußten sie alle als das Eigenthum der gesammten Körperschaft. Lessing vertrat die Einheit, während rings um ihn Zwiespalt herrschte. Wird man nicht jetzt die Fahne in Stücke theilen müssen? Oder gibt es noch einen Künstler in Düsseldorf, der befähigt wäre, Lessings Stelle auszufüllen? Wer die Zustände der rheinischen Kunststadt kennt, weiß, wie wenig an die Erfüllung dieser Hoffnung gedacht werden kann. Wie man einst in Frankfurt seufzend nach einem Dalberg sich umsah, so wird man auch in Düsseldorf oft fragen: Ist kein Lessing da? Wir wissen nicht, ob und welche Mittel angewendet wurden, um Lessing für seinen gegenwärtigen Wirkungskreis zu erhalten. Wir wollen daher auch keine Klage aussprechen. War es aber möglich und ließ man ihn unbekümmert ziehen, so hat man arg an Düsseldorf gesündigt. Sein Abgang ist der Grabstein für das alte Düsseldorf.

Georg Forster.

G. Forsters Leben in Haus und Welt. Von Heinrich König. 2. Bd. Zweite, sehr verbesserte Auflage. Leipzig, Brockhaus.

Wenn unter dem Umschwung der öffentlichen Meinung viele Berühmtheiten unserer classischen Zeit gelitten haben, so ist er hingegen Forster zu gut gekommen. Zuerst hat Gervinus auf die Bedeutung seiner Ideen über die Revolution aufmerksam gemacht und man hat ihn bald mit natürlicher Uebertreibung als politischen Propheten und Märtyrer gefeiert, dann ist man auf das tiefe Gemüth in seinen Briefen und kleinen Schriften aufmerksam geworden, und zuletzt hat ihn Moleschott als Naturforscher des Volks gepriesen; als den ersten großen Vertreter derjenigen Richtung, die gegenwärtig in der Naturwissenschaft die herrschende ist. Durch Moleschotts Werk ist Heinrich König veranlaßt, die abweichenden Ansichten, die er früher in seiner Biographie Forsters niedergelegt, einer neuen Revision zu unterwerfen, mit neuen Belegen zu

verſehen und ſchärfer zu formuliren. Wir ſtellen uns, was die Anſicht über Forſters Charakter betrifft, ganz auf ſeine Seite. Der Reichthum der Ideen und die Schönheit des Gemüths, die bei Forſter überall hervortritt, werden im gerechten Andenken bleiben, aber ſein Leben zeigt nicht Stärke, ſondern Schwäche, und über denjenigen Act deſſelben, der vorzugsweiſe dem öffentlichen Urtheil anheim fällt, wird man nicht anders urtheilen können als über das, was Johannes v. Müller gethan. Ueberhaupt finden wir in der Handlungsweiſe dieſer Männer, die faſt gleichalterig waren und in mannigfacher Beziehung zueinander ſtanden, oft ganz überraſchende Aehnlichkeiten, eine Miſchung von Kraft und Schwäche des Gefühls, die in Verwunderung ſetzt, und einen beſtändigen Wechſel von Unentſchloſſenheit und Uebereilung. Beide waren, um uns eines goetheſchen Worts zu bedienen, Anempfinder, ſie nahmen zu jeder Stimmung einen Anlauf, aber Forſters Gemüth war tiefer und ſein Auftreten macht daher bei weitem mehr den Eindruck der Wahrheit.

Was den Biographen betrifft, ſo haben wir öfters Gelegenheit gehabt, uns über das Gezierte ſeines Stils und andere Schwächen zu beſchweren, ſie fehlen auch diesmal keineswegs und das Buch hätte durch Weglaſſung mancher unſchönen Excurſe gewonnen, aber er entwickelt diesmal ein beſonnenes und zuweilen ſcharfſinniges Urtheil, ſein Gefühl wird durch keine falſchen Doctrinen verwirrt, der Stoff iſt geſchickt und geſchmackvoll gruppirt und wird jeden Leſer feſſeln. Um unſer Urtheil über Forſters Charakter zu motiviren, theilen wir einen kurzen Abriß ſeines Lebens mit.

Georg Forſter iſt am 26. November 1754 zu Naſſenhuben, einem Dorf bei Danzig geboren. Sein Vater Reinhold, ein leidenſchaftlicher, unternehmender Mann, der bei ſeinem wiſſenſchaftlichen Drang in ſeiner armen Pfarre keine Befriedigung fand, wurde 1765 von der ruſſiſchen Regierung beauftragt, die neuangelegten deutſchen Colonien an der Wolga zu bereiſen. Er nahm den Knaben mit, der nun früh in der Naturgeſchichte und in fremden Sprachen unterrichtet wurde. Da die Reiſe nicht den gewünſchten äußern Erfolg hatte, ſo begab ſich Forſter mit ſeinem Sohn nach England, wo er Lehrer der Naturwiſſenſchaft wurde. Doch dauerte die Unſtetigkeit ſeines Lebens und ſeiner Unternehmungen fort, bis ihm 1772 der Antrag wurde, Cook auf ſeiner zweiten Weltumſeglung als Naturforſcher zu begleiten. Von dieſer Reiſe brachte der junge Georg, der wieder mitgegangen war, 1775 umfaſſende Kenntniſſe und Lebensanſchauungen, aber auch eine Krankheit mit, die ihn ſein ganzes Leben lang nicht verließ. Der Ertrag der Reiſe wurde durch Streitigkeiten Reinhold Forſters mit der britiſchen Regierung verkümmert. Er gerieth in immer größere Noth und mußte endlich in den Schuldthurm wandern. Seiner bedrängten Lage durch Verkauf der geſammelten Naturalien und durch Verbindung mit den deutſchen Höfen und Akademien aufzuhelfen

wurde Georg Forſter Oct. 1778 nach dem Continent geſchickt, kurz vorher hatte er mit dem jungen Phyſiker Sömmerring aus Thorn ein inniges Herzensbündniß geſchloſſen und war mit ihm in den Freimaurerorden getreten, von dem er ſich im Geſchmack der Zeit die tiefſten Aufſchlüſſe für ſeinen Geiſt und die Befriedigung ſeiner Herzensbedürfniſſe verſprach.

Der eigentliche Zweck ſeiner Reiſe wollte im Anfang nicht vorwärts gehen, doch wurde der junge Weltumſegler von den Gelehrten und ſchönen Geiſtern mit großer Aufmerkſamkeit empfangen; am herzlichſten von Jacobi in Düſſeldorf, mit dem er damals in ſittlichen und religiöſen Anſichten vollſtändig übereinſtimmte; ſie ſchloſſen eine innige Freundſchaft, an der auch Heinſe Theil nahm, ein Mann, bei dem ſich der Titanismus der Anſichten mit Weichheit des Herzens auf eine wunderbare Weiſe paarte. Noch zu Ende deſſelben Jahres fand Georg Forſter eine Anſtellung als Profeſſor der Naturgeſchichte in Kaſſel; ein halbes Jahr darauf gelang es ihm auch ſeinen Freund Sömmerring dahin zu ziehen, für ſeinen Vater trieb er nicht unanſehnliche Unterſtützungen auf, namentlich vom Herzog von Braunſchweig und vom Fürſten von Deſſau; auch die Freimaurer thaten das Ihrige. Mit den Göttingern ſtand er im genauen Verkehr, namentlich mit Heyne und Lichtenberg, obgleich der letztere mit ſeinem ſarkaſtiſchen Weſen gegen die damalige Gefühlsrichtung Forſters nicht ſelten verſtieß. Im September 1779 hatte er einen Beſuch von Goethe, der ihm perſönlich ſehr wohl gefiel, gegen den er aber Partei nehmen mußte, weil grade damals der heftige Zwiſt mit Jacobi wegen des Waldemar ausgebrochen war. Es gelang ihm, den Vater aus ſeiner Schuldhaft zu befreien und ihm eine Profeſſur in Halle auszuwirken; ſeine eigene Stellung geſtaltete ſich immer günſtiger, und nur die Neigung, die er von ſeinem Vater geerbt hatte, auf Bücher, Inſtrumente und Reiſen mehr auszugeben als ſeine Mittel erlaubten, brachten ihn ſchon damals in ernſthafte Verlegenheiten.

Gegen die Neigung der Deutſchen zur Philoſophie ſprach er ſich ſchon damals auf eine Weiſe aus, die an Johannes Müller erinnert; er war überzeugt, daß ſie die Kraft des Gefühls und der Anſchauung untergrabe, nur von Jacobi ließ er ſich von Zeit zu Zeit über das, was in jenen Regionen vorging, unterrichten. Deſto eifriger vertiefte er ſich mit Sömmerring in die Geheimniſſe der Roſenkreuzer, um den Stein der Weiſen zu finden, Geiſter zu bannen, über die verborgenen Kräfte der Natur zu gebieten, ſich die ägyptiſche Weisheit anzueignen u. ſ. w., ja es iſt nicht zu leugnen, der „Naturforſcher des Volks" war damals ein arger Myſtiker und nebenbei ein religiöſer Schwärmer, die Briefe an Müller legen davon das deutlichſte Zeugniß ab. Von Müllers Aufenthalt in Kaſſel 1781—1783 und der merkwürdigen Wiedergeburt in ſeinen religiöſen Anſichten haben wir bereits berichtet; zuerſt

erſchien er Forſter als blasphemirender Voltairianer, dann aber ſcheinen ſich beide bei den Roſenkreuzern gefunden zu haben. Es iſt Schade, daß König darüber nichts Beſtimmtes mittheilt. Forſters Verirrung dauerte ziemlich lange. Der Selbſtmord Schröpfers Oct. 1783 gab zwar den Myſtikern einen ſtarken Stoß, aber die Umkehr trat dort erſt allmälig ein. „Ich war ein Schwärmer", erzählt er ſpäter, „aber wie ſehr ichs geweſen bin, welchen hohen Grad ich erſtiegen hatte, das konnten, weil ich für Pflicht hielt, es zu verbergen, wenig Menſchen wiſſen. Ich habe alles geglaubt. Die Ueberzeugung, daß diejenigen, die mich zu dieſem Glauben verführten, keine moraliſch guten Menſchen wären, öffnete mir die Augen." Es ſcheint noch ein beſtimmtes Schuldbewußtſein obgewaltet zu haben nach einzelnen Aeußerungen an Jacobi und Müller, vielleicht ſpielte aber auch hier die Phantaſie mit. Seine Muthloſigkeit war damals ebenſo groß wie bei Müller. „Ruhe des Geiſtes, freudige, heitere Empfindung des Daſeins ſind ſo von mir verſcheucht, daß ich in meinen trüben Stunden darum trauere, wie man um Freunde trauert, die man nie mehr zu ſehen hofft. Ich wende mich auf alle Seiten und werde nur dunkle Ausſichten gewahr. Es iſt ſchrecklich, aber wahr, daß auch das einzige Gefühl, welches mich ſonſt bei meinen Leiden tröſtete, welches mich zum Stoiker und mehr — zum chriſtlichen Helden umzuſchaffen pflegte, jetzt ſo erkaltet, ſo leiſe und ſchwach iſt, daß alle meine Anſtrengung es nicht anfachen kann. Muthloſigkeit, Trübſinn und Zweifel haben ſich meiner Seele bemeiſtert, bald kann ich nicht mehr dawider kämpfen." Aus dieſer Verſtimmung gehen denn auch die Prophezeihungen hervor, die freilich ſchnell genug eintrafen, wie ſo manches Orakel, das aus keiner andern Quelle hervorgeht. „Europa ſcheint auf dem Punkt einer ſchrecklichen Revolution. Wirklich die Maſſe iſt ſo verderbt, daß nur Blutlaſſen wirkſam ſein kann. Vom Throne bis zum Bauer ſind alle Stände von dem, was ſie ſein ſollten, herabgeſunken und keiner mehr, als unſere vorgeblichen Gottesgelehrten; von ihnen kann man wol ſagen, daß ſie wolfsartiger in ihren Schafskleidern ſind als Phariſäer und Schriftgelehrte je waren, unwiſſender im Geiſt der heiligen Bücher, abgewendeter von Gott und dem Heiland als die armen Neger, welche, nichts beſſer erkennend, ihren Fetiſch anbeten. Es iſt den Ungläubigen unſerer Tage nicht zu verargen, wenn ſie die Scheinheiligkeit und dogmatiſchen Abgeſchmacktheiten derſelben nicht ſchätzen."

Durch dieſe Zerwürfniſſe, durch den Ekel und Abſcheu gegen ſeine Ordensbeziehungen war Forſter ſein Aufenthalt in Kaſſel ſo verleidet, daß er im Dec. 1783 einen Ruf an die Univerſität Wilna als Erlöſung begrüßte. Er reiſte im April 1784 dahin ab, vorher aber bewarb er ſich bei Heyne um die Hand ſeiner 20jährigen Tochter Thereſe. Sie willigte ein, der Vater aber hatte ſeine Bedenken und die Verlobung mußte noch verſchoben werden. Von

übertriebener Wärme scheint das Verhältniß auf beiden Seiten nicht gewesen zu sein. Forster selbst erklärte Sömmerring, daß sein Verhältniß zu ihm viel tiefer und leidenschaftlicher sei als das zu seiner Braut, und Therese hat auch, wenigstens nach ihrer spätern Erzählung, ziemlich kühl gewählt. In ihren spätern Briefen tauschten sie mitunter ganz wunderliche Ansichten aus.

Seine Reise ins Polnische ging durch Oestreich, namentlich in Wien August 1784, wo der Kaiser sich sehr huldvoll mit ihm unterhielt, athmete er frei auf, aus dem grämlichen Rosenkreuzer war ein frischer Lebemann geworden. „Ich bin sinnlicher als du," schreibt er an Sömmerring, „und bin es mehr als je, seitdem ich der Schwärmerei auf immer Adieu gesagt und einsehn gelernt habe, daß es Thorheit sei, um des ungewissen Zukünftigen willen das sichere Gegenwärtige zu verscherzen. — — — Wahres Glück ist nach meiner Meinung jetzt: alles zu genießen, was erlaubt ist d. i. was mir selbst und andern nicht schadet, sondern vielmehr zuträglich ist." — Diese glückliche Stimmung wurde indeß bald wieder verkümmert, als er am 18. Nov. in Wilna ankam und nun im vollsten Sinne des Worts das kennen lernte, was man polnische Wirthschaft nennt. Er hätte die Stelle schnell wieder aufgegeben, wenn er nicht von der polnischen Regierung sehr erhebliche Vorschüsse *empfangen hatte*, die er abzuzahlen unvermögend war. Ueber seine geringe Wirksamkeit tröstete er sich in der Weise Müllers. „Ich sehe die Jahre, die ich hier zu bleiben versprochen habe, als eine neue Vorbereitungszeit an, in welcher ich mich für eine dereinstige bessere Lage, wo ich mehr Gelegenheit zu nützen finden möchte, durch meine Studienfortsetzung anschicke." Wenigstens ertrug er nicht länger die Einsamkeit seiner Lage, er wußte Heyne jetzt wirklich zu gewinnen, heirathete Therese August 1785 in Göttingen und führte sie nach Wilna. Gleich im Anfang dieser Ehe treten Spuren jenes ungeordneten Haushaltes hervor, durch den sie auch später verkümmert wurde; der stets sich steigernde Unmuth über seine Stellung kam dazu, und er sah sich ungeduldig nach allen Seiten um, um seiner Lage zu entfliehn.*) Endlich, Juni 1787, kam Hilfe aus Rußland. Es wurde eine neue Expedition in die Südsee projectirt und Forster sehr glänzende Anerbietungen gemacht. Die Hauptsache aber war, daß Rußland Forsters Schuld und Verbindlichkeit an

*) Seine Abneigung gegen die Philosophie steigerte sich mit seiner Abneigung gegen alles Theologische. „Im Cirkel menschlicher Begriffe lag es freilich, daß unsere Gattung sich einmal mit speculativen Ideen herumtummeln mußte, und zur Entwicklung der Denkkraft hat es freilich genug beigetragen, insofern jede Uebung des Geistes dahin abzweckt. Aber gut ist es doch, daß wir endlich diesen Wust ins Reine haben, wissen, man komme nimmermehr auf diesem Wege weiter, daß wir die jämmerliche Metaphysik auf ewig unter die Bank werfen und uns an das reelle Sinnliche halten." Seine Fehdeschrift gegen den „Archisophisten und Archischolastiker" Kant „über die Menschenracen" sandte er an Herder, der natürlich große Freude daran hatte.

die polnische Regierung mit 2000 Ducaten einlöste und ihn auf diese Weise befreite. Mit Freuden griff Forster zu und reiste Mitte August 1787 zunächst nach Göttingen ab. Dort mußte er freilich vernehmen, daß wegen des ausbrechenden Türkenkrieges jene Expedition aufgegeben sei, aber jene Summe wurde ihm geschenkt, ihm außerdem auch noch eine Entschädigung gegeben, und bereits im April 1788 verschaffte ihm sein alter Freund J. Müller die Stelle eines Bibliothekars in Mainz. Ganz in der Manier dieses Freundes schreibt er nach Gotha: bin ich nach Jahren geschickter, brauchbarer geworden als jetzt, und bietet sich mir dann eine bequemere, angenehmere Lage dar, so hindert mich nichts, sie anzunehmen. In Mainz fand er außer Müller den Dichter des Ardinghello, der damals Vorleser des Kurfürsten war und eine neue Bekanntschaft, die für ihn sehr folgenreich werden sollte, der junge sächsische Legationssecretär Huber wurde ihm durch Müller zugeführt. Aus dieser ersten Periode seines mainzer Aufenthalts schreibt sich das Fragment: „An des Jahrhunderts Neige stehen wir; dies allgemeine Sehnen nach Aenderung der gegenwärtigen Form, nach Abhilfe der so häufigen Mängel, dieses Suchen hierhin und dorthin; dieses Auflehnen der Vernunft gegen den politischen Zwang; dieser Zwang der Vernunft, der das Gefühl beherrscht; diese Erziehungsinstitute zur Bildung vernünftiger Maschinen; diese Convulsionen des Glaubens an Wunderkräfte außer dem Gebiete der Vernunft; dieser Kampf der Aufklärung mit der Religion; diese allgemeine Gährung — verkündigt einen neuen Lehrer und eine neue Lehre.“ —

Mainz war damals der Schauplatz höchst verwickelter Parteiumtriebe. Abgesehen von den Intriguen bei Hofe, die durch die Persönlichkeit des Kurfürsten begünstigt wurden, trieben die Reste der aufgelösten Jesuiten und Illuminaten ihr Wesen und der Gegensatz wurde um so heftiger, je näher von jenseit des Rheins das Unwetter kam. In religiöser Beziehung dachte der Kurfürst grade so frivol wie ein Zeitgenosse Leo 10., der Dichter des Ardinghello war sein Liebling, und wenn er der jesuitischen Partei, der er seine Erhebung verdankte, schicklichkeitshalber einmal nachgab, so geschah es in den möglichst nichtssagenden Formen, z. B. als er einmal Forster wegen antichristlicher Aeußerungen durch Müller einen Verweis ertheilen ließ. Forster hatte ein gutes Gehalt und sein Amt gab ihm hinlängliche Muße, seiner schriftstellerischen Thätigkeit nachzugehn. Er setzte seinen Verkehr mit Jacobi persönlich und schriftlich sehr lebhaft fort und begann unter dessen Anleitung jetzt auch philosophische Studien. Das Princip der Humanität, das er in sich ausgebildet, war noch keineswegs exclusiv. Als die berliner Jesuitenriecher einen katholischen Bekehrer heftig angegriffen, trat er im Herbst 1789 im Einverständniß mit Jacobi und A. v. Humboldt, der ihn besuchte, im Interesse der Toleranz für die Katholiken in die Schranken. Wie alle Welt

begrüßte er die erſten Symptome der Revolution als die Hoffnung einer beſſern Zeit; doch keineswegs in leidenſchaftlichen Formen, und noch 1790 nahm er Gelegenheit, eines ſeiner Werke dem Kurfürſten mit ehrfurchtsvollem Dank zu widmen. In dieſer Zeit ſchreibt ſein Schwiegervater an ihn: „daß Sie in Ihrer Thätigkeit Ihre Zufriedenheit ſuchen, freut mich. Allmälig, ſehe ich, werden Sie auch von der Chimäre geheilt, in der man ſich ſo gern verſtrickt, als müßten wir alle in das Große, in das Ganze wirken, ſonſt hätten wir Urſache mißvergnügt und mit dem Gang der Dinge unzufrieden zu ſein, wenn wir einen kleinen Wirkungskreis haben. Ich weiß keinen ſichtbareren Beweis von Schwäche als eben dieſelbe. . . Ein kranker Mißmuth, daß ich auf keinem höhern Poſten ſtehe, führt zu nichts, als nur dahin, daß ich auch den eingeſchränkten Kreis ſchlecht ausfülle. —

Inzwiſchen war ſeine Ehe nicht glücklich. Der Verfaſſer gibt verſchiedene Gründe an. Die Hauptſache ſcheint geweſen zu ſein, daß Forſter ſich zu wenig um die Leitung des Hausweſens kümmerte. Sein junger Hausfreund Huber, der ihm aufrichtig zugethan war und Thereſe leidenſchaftlich liebte, mußte oft ſeine Stelle vertreten, er war der Helfer, der Vermittler, der Vertraute und ſtand bald Thereſen näher als ihr Mann. Uebrigens waltete bei den beiden Gatten ſo viel Phlegma und Wohlwollen vor, daß äußerlich keine Störung eintrat. Aber die innere Entfremdung wurde noch größer, als Forſter mit A. v. Humboldt im Frühling 1790 eine Reiſe durch Holland, England und Frankreich machte; jene Reiſe, deren Frucht die Anſichten vom Niederrhein waren, das vollendetſte Werk, das Forſter geſchrieben und eins der ſchönſten Erzeugniſſe der deutſchen Proſa überhaupt. Als Forſter von dieſer Reiſe zurückkehrte, hatten ihn bereits die politiſchen Bewegungen tiefer ergriffen, in einer Abhandlung über Burke ſetzte er ſeine Anſichten über die Revolution auseinander, denen gewiß jeder Beſonnene beipflichten wird. „Die Natur der willkürlichen Gewalt läßt ſich nicht verkennen, ſie werde von einem Tyrannen und ſeinen Satelliten oder von einer zwölfhundertköpfigen Hydra verübt; ſie trotze auf Erbrecht, Herkommen und Vorurtheil oder ſie trage die Lanze der alles richtenden Vernunft. Im großen Gange menſchlicher Begebenheiten liegt weit mehr Unwillkürliches, als das ſtolze denkende Thier in ſeinem Freiheitstraum zugeſtehn will. Die Revolution iſt wirklich anzuſehn als ein Werk der Gerechtigkeit der Natur. Der Stolz der Vernunft mit ſeiner Gleichheit, ſeinen Rechten der Menſchheit, ſeinen metaphyſiſchen Theorien iſt jetzt an die Reihe gekommen; ſonſt war es der Stolz der Geburt und der Heiligkeit, womit man ſich für beſſer als andere ausgab, um ungeſtraft ſchlechter ſein zu können. Nicht die Weisheit oder die Thorheit der Nationalverſammlung hat den in Lüſten erſchlafften hohen Klerus und den mark- und hirnloſen Adel vernichtet, ſondern die gänzliche Unfähigkeit dieſer beiden Geſammtheiten hat ſie geſtürzt.

Wenn es Sterblichen vergönnt iſt, ſich Wege des Schickſals, der Vorſehung, der Gottheit zu denken, ſo ſind es gewiß nicht die armſeligen Combinationen, die eine menſchliche Klugheit dafür ausgibt; ſondern die Geſchichte des Vergangenen kann ſie lehren, wo ſie uns Revolutionen aufbewahrt, die den allzu ſichern Frevler überraſchten."

In derſelben Zeit überſetzte er die Sakontala nach der engliſchen Bearbeitung, eins der erſten Bücher, welches die Freunde der deutſchen Dichtkunſt auf jene exotiſche Pflanze der indiſchen Poeſie aufmerkſam machte, die ſpäter bei uns einen ſo großen Boden gewinnen ſollte.

Die politiſche Aufregung wurde immer größer, ſeitdem die Emigranten ihren Hauptſitz in Mainz aufgeſchlagen hatten. Die Ariſtokraten wurden immer rückſichtsloſer und dem entſprechend wuchs die Unzufriedenheit im Volk. Forſter ſuchte ſich neutral zu halten. „Wie ſollte es mir einfallen," ſchreibt er, „einen Umſturz herbeiführen zu wollen, den ich ſelbſt nicht wünſche, ſondern vielmehr für ein ſo großes Unglück in Deutſchland halte, daß ich alles aufbiete, um es abzuwenden." Noch 1792 erhielt er eine nicht unbedeutende Gehaltzulage und gleichzeitig eröffneten ſich ihm andere Ausſichten. Er hatte für einen berliner Buchhändler die Darſtellung der Begebenheiten von 1790 übernommen. Dies brachte ihn in Verbindung mit dem ehemaligen preußiſchen Miniſter Herzberg, der ihm reichliche Materialien gab und ihm Hoffnungen für den preußiſchen Dienſt machte. Wir zweifeln nicht, ſagt König mit Recht, daß Forſter einem ſolchen Rufe unter günſtigen Bedingungen gefolgt wäre. Wir haben ihn bisher durch äußere Bedrängniſſe nur allzu geneigt gefunden, im Gefühle der mit umfaſſenden Weltanſichten verbundenen großen Fügſamkeit ſeiner Arbeitskräfte jeden dargebotenen Weg zur Verbeſſerung ſeiner Lage zu ergreifen. Ohne Freude am Lehrerberuf war er Profeſſor in Kaſſel geworden, war bereit, Jacobis Zolladminiſtrator zu werden, als Profeſſor der Philoſophie nach Mitau zu gehen, das haager Cabinet zu übernehmen und in Wilna die ärztliche Praxis zu ergreifen. Dabei herrſchte, wie es ſcheint, über ſeinem Leben ein ungünſtiger Planet, ſo daß er ſich mit ſeinem Kopf in alle Richtungen deſſelben finden, mit ſeinem Herzen aber in keiner von allen die volle Zufriedenheit gewinnen konnte. Und zu dieſem Zwieſpalte kam nun noch ein wunderbares Spiel des Verhängniſſes mit jenen entzweiten Kräften, indem daſſelbe, wie eben jetzt wieder, ihm immer nur halbe Gelegenheiten, ſich zu helfen und zu retten, immer nur neckiſche Winke von entgegengeſetzten Seiten gab, die ihn nur verwirren, nicht aber mit ſich fortreißen konnten, deſſen er doch öfter ſo ſehr bedurft hätte.

Ein Zwiſchenſpiel war der Beſuch Goethes auf ſeinem Feldzug nach der Champagne, wo im Anfang die Gegenſätze ſich ſehr ſcharf ausſprachen, bis Goethe nach ſchnell abgelegter ſteifer Haltung den geſelligen Ton milder, leichter

Anſpruchsloſigkeit fand. Gleich darauf begann die Ariſtokratie bei dem Näherrücken der Franzoſen die Stadt zu verlaſſen. Da man Forſters ſanguiniſches Weſen kannte, drang man ſehr lebhaft in ihn, wie 1806 in Müller, ſich dieſer Emigration anzuſchließen, er widerſtand und ſprach ſich mit großer Entrüſtung über die Feigheit aus, die ſchöne Stadt dem Feinde Preis zu geben. Den 21. Oct. rückten die Franzoſen ein. Forſter grüßte vor dem Thor einige Soldaten mit dem Zuruf: vive la republique! Elle vivra belle sans vous! fluchte der Franzoſe zur Antwort. Gleich darauf ſah man Profeſſoren mit der dreifarbigen Cocarde auf den Straßen und ein Club wurde errichtet, in welchen jedoch Forſter nicht eintrat, obgleich man ihn wegen ſeines guten Franzöſiſch zu Unterhandlungen mit den neuen Behörden verwandte. Dagegen bemühte er ſich für die Wiedereröffnung des Theaters, um die fremden Offiziere zu unterhalten, und das Publicum zu humaniſiren, wie er es nannte. Aber mehr und mehr wurde ihm die Unthätigkeit unerträglich, ſeine Stimmung immer exaltirter. „Seit der Erſcheinung des Chriſtenthums hat die Geſchichte nichts Aehnliches aufzuweiſen, dem Enthuſiasmus, dem Freiheitseifer kann nichts widerſtehn als etwa die in Stupidität verſunkene Verfaſſung Aſiens.“ — Dennoch hielt er Deutſchland noch immer nicht für reif: unſer armes rohes, ungebildetes Volk kann nur wüthen, aber nicht ſich conſtituiren. Inzwiſchen glaubte er zu bemerken, daß die Sache der Freiheit in Mainz populär würde. Er trat in den Club ein, und als er von Müller bei deſſen kurzem Beſuch in Mainz eine Beſtätigung ſeiner Anſichten zu vernehmen glaubte, hielt er 15. Nov. eine öffentliche Rede, worin er die Mainzer aufforderte, ſich für die Republik zu erklären. Der Rhein ſei die natürliche Grenze Frankreichs und die Franzoſen ſeien berechtigt, dieſe Grenze als Entſchädigung zu fordern. Den 20. Nov. übernahm er eine Stelle in der von den Franzoſen eingeſetzten proviſoriſchen Verwaltung des Rheindiſtricts.

Obgleich man im Stillen dieſe Wendung erwartet, verbreitete ſich doch unter ſeinen auswärtigen Freunden ein großer Schreck über dieſen Entſchluß. Sein alter Vater gerieth in den äußerſten Zorn; Stolberg ſchrieb an Jacobi: „Ich bitte dich, laß Forſter deinen Schutz nicht länger angedeihn! Laß ſein Andenken zugleich mit Kotzebues Büſte in irgend einer Rumpelkammer vergeſſen ſein! Es bedarf in dieſem Augenblick einer tüchtigen Wurfſchaufel, um den Weizen zu ſichten und den heulenden Winden die Spreu zu überlaſſen.“ Selbſt von Sömmerring traf ein ſehr bitterer Brief ein, der den alten Freund für alle Exceſſe des Pöbels gegen das Eigenthum verantwortlich machte. Nur wenige Tage nach ſeinem Abfall kam auch ein Brief von Herzberg mit einer Gratification und dem Wunſch, Forſter möge ein guter Preuße bleiben. Forſter lehnte das Geſchenk zuerſt ab, nahm es aber doch ſpäter an, als man ihn belehrte, jener Wunſch ſei keineswegs eine Bedingung. Er bedurfte es in der That mehr

als je, denn für ſein Amt bezog er kein Gehalt und es gleich ſeinen Collegen zu Erpreſſungen zu benutzen, dazu war er nicht der Mann. Ein ehrlicher Mann ſpielt überhaupt in Revolutionen eine mißliche Rolle, wo das Geſindel ſich an die Spitze drängt. Das Schlimmſte iſt, daß es ihm doch nur in den ſeltenſten Fällen gelingt, ſich ganz rein zu erhalten. Das ſollte Forſter bald an ſich ſelbſt erfahren. Wie in allen Revolutionen, ſollte das ſouveräne mainzer Volk frei entſcheiden, ob es eine Republik werden wolle; um aber die öffentliche Meinung zu redigiren, wandte man die gewöhnlichen Gewaltmittel an, und alle dieſe wurden von Forſter durch ſeine Betheiligung und ausdrücklich gut geheißen. Den 22. Oct. überfielen die Franzoſen Frankfurt, erpreßten eine Million und wollten noch mehr, bis ſie endlich von dem deutſchen Militär im Verein mit den Bürgern herausgeſchlagen wurden. Ueber dieſen „Verrath" ſprach ſich Forſter mit größter Leidenſchaft aus. Die Stimmung in Mainz wandte ſich immer mehr gegen die Franzoſen, Forſter dachte ſchon daran, nach Frankreich auszuwandern, da kam ein Vorſchlag von Huber, der der Emigration gefolgt war: Forſter ſolle ſich von Thereſe trennen, um ſowol dem möglichen Vorwurf zu entgehn, daß er die Seinigen in Gefahr gebracht, als um in ſeiner jetzigen Lage ſich ſelbſt zu erleichtern. Dafür machte der Freund ſich verbindlich, ſein Schickſal mit dem der Frau und Kinder zu vereinigen. Forſter ſchwankte; er „fühlte, daß er von Thereſe das Opfer, mit ihm zu leben und zu ſterben, nicht fordern könne!!" Alle Freunde drängten ihn. Thereſe ſelbſt ſchied nicht ungern. Sie fühlte ſich, nach ihrem eignen Geſtändniß, mit ihren ſehr weiblichen Gewohnheiten, mit ſehr gepflegtem Gefühl für häusliche Ordnung und auserleſenen Umgang, unbehaglich bei den jetzigen Erforderniſſen von Forſters täglichem Leben. Sie lebte jetzt einſamer als jemals; ihr geſellſchaftlicher Abendcirkel war durch die Flucht der Geſandtſchaften mit Einſchluß Hubers auf ein paar weibliche Bekannte beſchränkt. Dafür waren die mainzer Patrioten eingetreten, zwar ehrenwerthe Männer, die man aber ſehr ſchonen mußte, und „die keineswegs eine angenehme Theegeſellſchaft machten." Dabei führten Forſters Verhältniſſe ſo viel Landleute, Bürger, Beamte ins Haus, daß ſie ſich ganz aus ihrer Sphäre geſtoßen fühlte. Wie viel Hubers Briefe dabei thaten, und ob ſein Vorhaben für die Zukunft den Ausſchlag gab, läßt ſich nicht ſagen.

Am 7. Dec. reiſte Thereſe ab nach Straßburg, wo ſie bei einem eifrigen Jakobiner untergebracht wurde, aber auch hier blieb ſie nicht lang, noch zu Ende des Jahres reiſte ſie nach Neufchatel, alſo auf preußiſches Gebiet, zum großen Schrecken Forſters, dort vereinigte ſich Huber mit ihr, der ihr ſeine amtliche Stellung, alle ſeine bisherigen Verbindungen opferte und nur für ſie lebte. Forſter willigte ſchließlich ein, er hatte auf das Recht verzichtet Einſpruch zu thun. Er war nicht Präſident des Clubs. Die Zuſtände deſſelben

waren nicht sehr erbaulich, der eine Patriot klagte immer den andern gemeiner Unterschleife an, die französischen Behörden drohten einer dem andern abwechselnd mit dem Galgen. Ein großes Entsetzen erregte in Mainz die Nachricht von der Hinrichtung des Königs. Forster, der jetzt ganz den Jakobinern verfallen war, empfing mit großem Schreck einen Brief seiner Frau, worin sie sich heftig gegen diese That aussprach. Er antwortete: „Eins merke ich freilich, daß du durch und durch feuillantisirt bist, und da hätte ich doch lieber gesehen, daß du gradezu Royalistin geworden wärst. Einmal ist es doch gewiß nicht gleichgiltig, welche Grundsätze man hat und befolgt, einem jeden um sein selbst willen; zweitens haben Verschiedenheiten der politischen Meinungen jetzt mehr Einfluß als je auf Privatverhältnisse. Alles ist feuillantische Leierei, was die Leute dir von der lieben Ruhe in einer nicht halben, nicht ganzen Verfassung vorwinseln." Und nachdem er seine Ansicht noch einmal entwickelt, setzt er hinzu: „Ich wiederhole meine dringende Bitte, neige dich nicht auf die Seite dieser ohne Zweifel gefährlichsten Partei im Staate, dem wir jetzt zugehören müssen. Findest du aber, daß du dir Gewalt anthun müßtest, bist du von ihnen schon gewonnen und überzeugt, so traue ich deiner Rechtschaffenheit gegen mich zu, daß du mich es wissen lässest, weil wir unsere gegenseitigen Maßregeln danach nehmen müßten. —

Wenn meine Bitten etwas bei dir vermögen, so gib den Verkehr augenblicklich auf. Gott wie konntest du doch den Leichtsinn so weit treiben!" —

Endlich kam der Tag, wo das Verfassungswerk definitiv erledigt werden sollte. Am 8. März erklärte die souveräne Versammlung unter Forsters Leitung den ganzen Strich Landes von Landau bis Bingen für frei, unabhängig und unzertrennlich. Alle in diesem Strich regierende Fürsten und Grafen, geistliche und weltliche Körperschaften sollten ihrer Ansprüche verlustig und ihre durch Usurpation angemaßten Souveränetätsrechte auf ewig erloschen sein. In der folgenden Sitzung wurde die Einverleibung der neuen Republik in die französische beschlossen. Forster wurde bevollmächtigt, diesen Beschluß zu überbringen und zugleich mit dem Entwurf des Schreibens beauftragt, dessen Anfang wir hier wenigstens mittheilen.

„Nicht den Sturz eines einzelnen Despoten verkündigen wir auch heute; das rheinisch-deutsche Volk hat die sogenannten Throne zwanzig kleiner Tyrannen, die alle nach Menschenblut dürsteten, alle vom Schweiß des Armen und Elenden sich mästeten, auf einmal niedergeworfen. Auf den Trümmern ihrer Macht sitzt das souveräne Volk; es hat seine Magistrate und Stellvertreter gewählt, es hat sich mit seinem Vertrauen und mit der Fülle seiner Gewalt gerüstet. Die Stellvertreter des rheinisch-deutschen Volks, nachdem sie als Nationalconvent in Mainz zusammengetreten waren, und vor aller Welt die ehemaligen Tyrannen dieser Gegenden aller ihrer angemaßten Rechte

verluſtig erklärt hatten, haben gegen diejenigen die Todesſtrafe erkannt, die es wagen würden, daſelbſt wieder aufzutreten, um jene Rechte zu behaupten. Allein dieſe Aeußerungen der Volksſouveränetät ſollen nur Vorläufer eines noch wichtigeren Schrittes ſein. Es heißt in der That ſehr wenig, das Gebäude der alten Tyrannei niederzureißen; das neue der öffentlichen Glückſeligkeit mußte man aufbauen. Die Stellvertreter des Volks kannten den einmüthigen Wunſch ihrer Committenten; ſie thun in dieſem Augenblick weiter nichts, als das Gefühl ausdrücken, welches alle Herzen erfüllt, indem ſie von euch die Vereinigung ihres Landes mit der Frankenrepublik verlangen. Bürger, Geſetzgeber von Frankreich und bald von ganz Europa! Nie werden die Deutſchen des Rheinufers vergeſſen, daß die Franzoſen ihre Ketten zerbrochen; daß ſie im Schatten der dreifarbigen Fahne ihre Wahlen vollbringen konnten. Das Gewitter tobte ringsumher; die Tyrannen und ihre Haufen knirſchten, während tiefer Friede über unſern fruchtbaren Gefilden herrſchte und mit ſeinen ſchützenden Flügeln unſere Dörfer bedeckte. Die unüberwindliche Schutzwehr der Krieger der Freiheit umringte uns von allen Seiten; da ſprach Frankreich: werde frei! und wir ſind frei. Bürger! ihr, die ihr täglich der Vortrefflichkeit der menſchlichen Natur huldigt, möge die Frucht eurer Wohlthaten, möge die Dankbarkeit eines guten und gerührten Volks euern Herzen ein Opfer ſcheinen, das des Hauptaltars der Freiheit würdig iſt" u. ſ. w. — Man mag dem Parteigeiſt viel nachſehen; hier wird man ein um ſo ſtrengeres Urtheil nicht zurückhalten können, da Frankreich damals bereits der verworfenſten Sansculottenherrſchaft verfallen war. Für den wohlgeſinnten Franzoſen blieb Frankreich trotzdem mit Recht immer das Vaterland, aber den Deutſchen, der ſich ſo wegwarf, kann kein politiſcher Idealismus entſchuldigen.

Am 25. März reiſte Forſter mit ſeinen Collegen nach Paris ab, freilich hielt jetzt ſeine Verblendung nicht mehr lange an. Er ſah die verruchte Wirthſchaft in der Nähe und ſein Fanatismus ſchwand vor dem Eindruck der Wirklichkeit. „Nach ſo vieljähriger angeſtrengter Arbeit iſt mir nunmehr alles, was ich zu meinem Fortkommen unternommen hatte, fehl geſchlagen und ich fange die Welt gleichſam von neuem an, ohne zu wiſſen, wie und womit, da ich von ganz Europa abgeſchnitten, mit Schulden überhäuft, hier ohne alle Mittel, ohne alle Unterſtützung und faſt ohne Ausſicht bin. Ich habe mich anheiſchig gemacht, alles anzunehmen, was man mir anbieten würde." „Seit ich weiß, daß keine Tugend in der Revolution iſt, ekelt es mich an. Ich konnte fern von allen idealiſchen Träumereien mit unvollkommenen Menſchen zum Ziele gehen, unterwegs fallen und wieder aufſtehen und weiter gehen: aber mit Teufeln und herzloſen Teufeln, wie ſie hier ſind, iſt es mir eine Sünde an der Menſchheit, an der heiligen Mutter Erde und an dem Lichte der Sonne." — „Mich überzeugt jeder Tag und jede Stunde mehr,

daß meine politiſche Laufbahn beendigt iſt. Die Periode, wo man ſich ſchmeicheln durfte, abſolute Freiheit in Europa und beſonders hier ruhig und feſt gegründet zu ſehen, iſt vorüber; es iſt keinem kaltblütigen, keinem hellſehenden Beobachter verhohlen, daß wir uns täglich weiter davon entfernen . . . Die Leidenſchaften müſſen entweder einen Zügel bekommen, oder die Anarchie verewigt ſich. Das Letztere iſt unmöglich auf die Länge: alſo das Erſte. — Hätte ich vor acht Monaten gewußt, was ich jetzt weiß, ich wäre ohne allen Zweifel nach Hamburg, nach Altona gegangen, und nicht in den Club. Das iſt ein Wort, deſſen Stärke ich wohl und ganz erwäge, indem ich es ausſpreche. — Alſo gehe ich freiwillig in meine ſchriftſtelleriſche Laufbahn zurück." Auch diesmal bewahrte ihn ſein ſanguiniſches Temperament vor der Verzweiflung, denn noch immer ſah er ſeine Lage günſtiger als ſie war.

Zu Anfang November ſah er ſeine Familie mit Huber auf der franzöſiſchen Grenze; mit großer Vorſicht, denn es war wirkliche Gefahr dabei. Noch damals hatte er die Idee, die ganze Familie nach Paris herüberzuziehen und ſprach ſich ſo aus, als ob das Bewußtſein, die Vortheile, welche der Menſchheit aus der Revolution entſpringen müßten, über die individuelle Noth entſchädigen könne. Es war vollkommen richtig vom philoſophiſchen Standpunkt, aber auf ihn nicht anwendbar, den das furchtbare Ereigniß in Schuld verwickelt hatte. Auch traten von Zeit zu Zeit immer wieder Ausbrüche der Verzweiflung ein. „Aller Aufwand von Kräften, was vermag er im Schickſal des ganzen Geſchlechts, was im Schickſal eines Einzigen zu ändern? Wird nicht alles unaufhaltſam fortgeriſſen, zu leiden und leiden zu machen, bis die Federkraft abgenutzt oder zerſprengt iſt? Wenn ich täglich frühſtücke, zu Mittag eſſe, Thee trinke, zu Bette gehe und auf hunderterleiweiſe meine Abhängigkeit von der Natur erkennen muß, erſchrecke ich vor mir ſelbſt, wenn ich das Wort Tugend oder Sittlichkeit ausſpreche. Alles dies iſt ſo gefährlich nicht, wie es ſcheint, aber es führt auf keinen hohen Geſichtspunkt, aus welchem die Vorurtheile und die geſchwätzigen Moralprediger unſeres Zeitalters mir ſo unbeſchreiblich klein und verächtlich werden." — Und ähnliche Stimmungen kehren in ſeinen Briefen ſehr häufig wieder. Man weiß daher kaum, ob man ſeinen frühen Tod 12. Jan. 1794 beklagen ſoll. Thereſe verheirathete ſich gleich darauf mit Huber, mit dem ſie noch zehn Jahr zuſammenlebte. Der alte Heyne, der Forſters Schwächen wohl durchſchaute, zeigte auch hier wieder durch die herzliche Theilnahme, die er laut und offen erklärte, ſeine ehrenwerthe Geſinnung.

Ueber Forſters wiſſenſchaftliche Bedeutung ſpricht ſich der Mann, dem vor allem ein Urtheil zuſteht, A. v. Humboldt aus: „Durch ihn begann eine neue Aera wiſſenſchaftlicher Reiſen, deren Zweck vergleichende Länder- und Völkerkunde iſt. — Mit einem feinen äſthetiſchen Gefühle begabt, in ſich bewah-

rend die lebensfrischen Bilder, welche auf Taheiti und andern, damals glücklicheren Eilanden der Südsee seine Phantasie erfüllt hatten, schilderte Georg Forster mit Anmuth die wechselnden Vegetationsstufen, die klimatischen Verhältnisse, die Nahrungsstoffe in Beziehung auf die Gesittung der Menschen, nach Verschiedenheit ihrer ursprünglichen Wohnsitze und ihrer Abstammung."

In Bezug auf seinen menschlichen Charakter sei uns erlaubt zu wiederholen, was wir bereits an einer andern Stelle gesagt haben: Forster verdammen kann nur ein Pharisäer, dessen trockenem Gemüth jener qualvolle Kampf der Selbstentzweiung fremd geblieben ist, dem grade starke Naturen nicht selten unterliegen. Er verdient jenes tiefe Mitleid, das man einem tragischen Geschick nie versagen darf; aber was er gethan, soll uns nicht als Vorbild, sondern als Warnung dienen, und die Zeit dürfte nicht fern sein, wo eine solche Warnung Noth thun wird.

Der neue Ausbruch des Vesuv.

Neapel, Anfang Juni.

Wenn diese Zeilen zu Ihnen gelangen, werden Sie längst durch die Zeitungen erfahren haben, daß der Vesuv wieder in Thätigkeit ist und nach mehren Seiten seine gewaltigen Lavaströme sich ergießen. Auf das letzte große Erdbeben, welches gegen Ende des vorigen Jahres in den südlicheren Theilen des Reiches so furchtbare Verwüstungen anrichtete und so zahlreiche Opfer an Menschenleben forderte, waren in diesem Jahre von Zeit zu Zeit geringere Erschütterungen gefolgt und zwar auch in größerer Nähe der Hauptstadt. Daneben schien die ganz ungewöhnliche Strenge, mit welcher der Winter auftrat, und die selbst im Monat Mai noch verhältnißmäßig kalte Temperatur etwas Außerordentliches zu verkünden. Um die Mitte des verflossenen Monats erwartete man daher mit großer Bestimmtheit einen nahe bevorstehenden Ausbruch des Berges und die Erwartung wurde noch gesteigert, als am Pfingstmontag Morgens um 10 Uhr auf der Strecke zwischen Salerno und Castellamare ein nicht unbedeutender Erdstoß gespürt ward. Diesem folgte in der Nacht vom Dienstag auf den Mittwoch von einem heftigen Gewitter begleitet, ein zweiter, der in Castellamare, in geringer Entfernung von meiner damaligen Wohnung, ein Haus so stark beschädigte, daß dasselbe mit starken Balken gestützt werden mußte, um dem drohenden Einsturz vorzubeugen. In der folgenden Nacht endlich, vom 26. auf den 27. Mai, floß die erste Lava, freilich nur in geringer Menge, jedoch steigerte sich die Heftigkeit des Ausbruchs immer mehr, und am Abend des 28. Mai bot der Berg schon einen herrlichen Anblick dar, umgeben von der Glut des roth wiederscheinenden Rauches. Auf der südlichen, Pompeji zugewandten Seite des

Vulcans ſah man einen glühenden Streifen faſt vom Gipfel des Berges ſich abwärts bewegen bis in die große Schlucht, welche man Atrio di Cavallo nennt. Sie erinnern ſich, daß der höchſte Kegel, auf dem heutzutage die beiden Krater ſich befinden, weſtwärts nach dem Meere zu liegt, während er im Norden und Oſten, alſo landeinwärts, von dem ſteilen Grat der ſogenannten Somma halbkreisförmig umgeben wird. Zwiſchen der Somma und dem Kegel liegt ein großes mit Lava ausgefülltes Thal, eben das ſogenannte Atrio di Cavallo, welches an ſeinen beiden gegen Pompeji und gegen Reſina gewandten Enden nur von einer niedrigen Erhöhung eingefaßt iſt, offenbar ein ehemaliger Krater. Die Führer verſäumen nicht zu erzählen, daß dieſelbe Eruption, welche Herculanum und Pompeji zu Grunde richtete, auch den Gipfel des Berges, der einſt weit größer war und die Somma ſowol wie den heutigen Kegel umfaßte, hinabriß in den Schlund des Kraters und ſo dieſes Thal bildete. So gewiß es nun iſt, daß ein Ereigniß wie das letztere einmal ſtattfand, ſo wenig verbürgt iſt die Gleichzeitigkeit beider Facta und jene Annahme beruht nur darauf, daß beide Ereigniſſe eine in beſonderem Maße gewaltige Eruption vorausſetzen. In dieſem Keſſel hatte ſich nun die Lava geſammelt, denn von hier aus verbreitete ſich ein beſonders heller und feuriger Schein, während zugleich von der Nordſeite des Berges eine wenn auch ſchwächere Glut herüberleuchtete.

Ich bin außer Stande, Ihnen den Verlauf des Ausbruchs in allen Einzelheiten darzuſtellen, darf aber vielleicht auf Ihr Intereſſe rechnen, wenn ich Ihnen einige Wanderungen, die ich während der Tage der heftigſten Eruption auf dem Veſuv machte, zu ſchildern verſuche. In der Begleitung eines Freundes begab ich mich am Morgen des Tages, der auf jenen eben geſchilderten Abend folgte (Sonnabend, 29. Mai), von Caſtellamare aus nach Pompeji, von wo aus die Beſteigung des Berges freilich etwas beſchwerlicher, aber auch kürzer iſt, als auf der andern Seite, welche bei weitem der größte Theil der Reiſenden vorzuziehen pflegt. In Pompeji war leicht ein Führer gefunden, und während derſelbe die nöthigen Pferde holte, ſorgten wir dafür, daß der Wirth des beſcheidenen Gaſthauſes, das ſeinen früheren anſpruchsloſen Namen der „Bimſteinherberge“ (taverna del lapillo) in neuerer Zeit, ſeit die Eiſenbahn der alten Todtenſtadt ihre Beſucher zuführt, mit dem mehr verſprechenden: hôtel Diomède, restaurant du chemin de fer vertauſcht hat, uns in einem Korbe verpackt die erwünſchte Garantie gab, auf der bevorſtehenden Expedition wenigſtens nicht vor Hunger und Durſt umzukommen. Auf den ſchlechteſten Pferden von der Welt mußten wir etwa eine Stunde durch die nur ſanft anſteigende Ebene reiten, welche Pompeji von der großen, hart am Fuße des Berges belegenen Ortſchaft Bosco tre Caſe trennt; von hier geht dann der Weg ſteiler hinan. Zunächſt führt ein recht guter Pfad zwiſchen den Weinbergen hindurch, deren mit dunkler Aſche bedeckter Boden die feurige Lacrima Chriſti hervorbringt, bis nach und nach der Weinſtock und bald jede größere Pflanze verſchwindet und nur hier und da ein Stückchen Raſen die melancholiſche Eintönigkeit des düſtern Aſchenfeldes unterbricht. Eine große Menge von verſchiedenen Pfaden führt nach oben, jedoch würde der Reiſende, der ohne Führer einem derſelben ſich anvertraute, bald rathlos daſtehen, da nur in dem vor dem Winde geſchützten Thal die Spuren der Füße ſich erhalten, während ſchon auf der nächſten Anhöhe die tiefe Aſche eine ganz glatte Oberfläche zeigt. Hier und dort tritt ein alter Lavaſtrom

dem Wanderer entgegen, und begierig ſuchen die Pferde denſelben auf, um auf ſeinem Rücken oder an ſeinem Rande einen etwas weniger grundloſen Weg zu finden. Unendlich düſter iſt der Eindruck dieſes Feldes von Aſchen- und Lavahügeln, entbehrt dabei aber nicht eines ganz eignen Reizes; und ſollte das Auge von der Monotonie des Anblicks einmal ermüdet ſein, ſo braucht es ſich nur umzuwenden, um in der lachenden Ebene des Sarno einen reichlichen Erſatz zu finden. — Nach einem beſchwerlichen Wege gelangt man ſo zu einem kleinen Thale, von dem aus der Aſchenkegel des Vulcans ſich weit ſchroffer erhebt. Hier bleiben die Pferde zurück und es beginnt jetzt die mühſamſte Strecke des Weges. Der Kegel iſt ſehr ſteil; nur ſelten gewährt ein durch einen Lavaſtrom gebildeter Steinrücken den Füßen einen ſichern Halt, meiſtentheils aber verſinkt der Fuß in der tiefen Aſche und bei jedem Schritte aufwärts gleitet die Aſche beträchtlich zurück, ſo daß viele Schritte erforderlich ſind, um den Wanderer nur ein kleines Stückchen vorwärts zu bringen. Endlich wird der Boden etwas härter, weil auf dem immer ſteileren Abhange die Aſche ſich nicht halten kann, und ich fühlte mich jetzt belohnt für die Ausdauer, mit welcher ich den Aufforderungen einer zahlreichen Schar von Männern, wie ſie ſich unterwegs zu jedem Wanderer geſellt, mich vermittelſt eines Strickes hinaufziehen zu laſſen, widerſtanden und ſelbſt die dringendſten und im Tone größter Theilnahme ausgeſprochenen Bitten, an meine Geſundheit zu denken, abgewieſen hatte. Es iſt ein zartfühlendes Volk, dieſe Führer! Der Boden, auf dem wir uns jetzt befanden, trug deutliche Spuren der Arbeit im Innern des Berges, und glich einem friſchbackenen Brote mit zahlreichen kleinen Erhöhungen, die von innen heraus geſprengt waren. Aus manchen dieſer kleinen Spalten drang weißer Rauch hervor; am ſtärkſten aus einem großen, mit Schwefel gelb umſäumten Riß, der etwa 2—300 Fuß unter dem Gipfel unſern Weg durchkreuzte; der aus demſelben in bedeutender Stärke hervorbrechende Rauch erſchwerte durch ſeinen ſtarken Schwefelgehalt das Athmen in peinlicher Weiſe. Als wir dieſe Stelle glücklich überſchritten hatten, erklärte uns unſer Führer, dieſelbe ſei keineswegs ganz ſicher geweſen, und wie ſehr er darin Recht hatte, zeigte ſich am folgenden Tage, wo ſich eben hier ein neuer Lava ſpeiender Schlund bildete. Hier wie an manchen andern Stellen ſahen wir deutlich durch die Ritzen des Berges das Feuer, welches im Innern arbeitete, und offenbar konnte die Lavarinde, die uns von demſelben trennte, nicht ſehr ſtark ſein, wie denn auch der Boden beim Auftreten nicht ſelten ganz hohl klang. Unſre Freude aus dem Schwefeldampf befreit zu ſein, dauerte aber nur kurze Zeit: der Wind, der uns grade entgegen von Norden her wehte, trieb, je mehr wir uns dem obern Rande des Berges näherten, deſto dickere Schwefeldampfmaſſen uns entgegen und das peinliche Gefühl des Erſtickens war ſo groß, daß nur wenig fehlte, uns zur ſofortigen Umkehr zu bewegen. Jedes Oeffnen des Mundes hatte ſofort einen Huſtenanfall zur Folge und der Zuſtand ward erſt etwas erträglicher, als wir auf Anrathen des Führers ein Schnupftuch um Mund und Naſe banden, um den Schwefel doch nicht ganz unmittelbar einzuathmen, deſſen feine Kryſtalle ſich an unſren Kleidern feſtſetzten und dieſelben ganz roth färbten. Endlich gelangten wir am Rande an und — ſahen nichts. Vor uns verhüllten dichte heiße Rauchmaſſen gänzlich den Krater, und zu unſern Füßen hatten Wolken, die den Berggipfel umgaben, neidiſch einen Schleier über die Gegend gezogen. Nur unſer Führer gab

die Hoffnung nicht auf, und in der That ward nach Verlauf von etwa fünf Minuten der Wind ruhiger und es ward sogar möglich, etwas abwärts in die Senkung, die die den Krater umgibt, hinabzusteigen. Dieselbe ist mit Lava und Schwefelstücken von den verschiedensten und oft prächtigen Farben angefüllt; besonders geschätzt, aber freilich auch am seltensten sind Stücke von einem blendenden Weiß, aus denen man in Neapel allerlei zierliche kleine Schmucksachen verfertigt. Es gelang uns, dem Krater bis auf eine geringe Entfernung nahe zu kommen (in gewöhnlichen Zeiten ist dies ohne alle Schwierigkeit möglich), hier bewog uns aber der dichter werdende Rauch und die bedeutende Hitze, welche die aus der Oeffnung hervorschlagende Flamme verursachte, umzukehren, zumal da wir doch die Gegenstände nicht klar erkennen konnten. Auf dem erhöhten Rande wieder angelangt, fragten wir den Führer, ob er es für möglich hielte, nach der noch etwa 40 Fuß höher gelegenen obersten Spitze des Berges vorzudringen. Zuerst verneinte er es, machte jedoch den Versuch und rief uns bald zu ihm zu folgen. Auf dem Grat, der den Rand des Kraters bildet, schritten wir vorwärts und erreichten bald den höchsten Gipfel. Hier war plötzlich die ganze Scene verändert: der Wind trug nicht mehr den Rauch uns entgegen, sondern seitwärts an uns vorbei und wir hatten so einen freien Blick auf das vor uns befindliche Schauspiel gewonnen. Vor uns senkte sich mehre hundert Fuß tief ein großes Thal, an seinem Boden ganz mit Lava bedeckt; unser Führer erzählte uns, daß seit mehrern Jahren dieser Lavaboden in beständigem Steigen begriffen ist, und hieraus erklärt sich, daß er an den Rändern von einem Saume von Schwefelrauch umgeben war, da die Wände des Thals natürlich nach oben immer breiter werden und die allmälig sich hebende Lavadecke nicht sofort den größern Raum vollständig auszufüllen vermag, sondern ringsum Platz genug läßt, um den Rauch herausquellen zu lassen. In der Mitte des Kessels erhoben sich die beiden Krater, zunächst ein hoher majestätischer Aschenkegel mit schroff abfallenden Wänden, der vollständig ruhig dastand, unberührt von dem heftigen Arbeiten unter und neben ihm; etwas weiter entfernt der zweite, den wir vor kurzem verlassen hatten, in voller Thätigkeit, mit dichtem Rauch umgeben, der über der Oeffnung in feuriger Glut wiederstrahlte. Wenige Fuß von unserm Standpunkt entfernt befand sich die Stelle, von der aus vor wenigen Jahren ein durch seine Talente wie durch seine Liebenswürdigkeit gleich ausgezeichneter junger Deutscher hinabstürzte; der Führer bewahrte noch sehr gut sein Andenken. — Unter uns war der Himmel auch jetzt nicht frei von Wolken, aber der Wind zerriß von Zeit zu Zeit die Nebel und gewährte uns dann die entzückende Aussicht auf den herrlichen Golf von Neapel, links von der Halbinsel von Sorrent, welche die Italiener ein auf die Erde herabgefallenes Stück Himmel nennen, und von der Insel Capri, rechts von Neapel und seinem Posilipo, dem Cap Miseno mit dem berühmten Busen von Bajä und von Procida und Ischia eingefaßt. Daneben überblickt das Auge die von malerischen Bergen rings umgebene reiche Ebene des glücklichen Campaniens, in der Pompeji liegt. Deutlich lassen sich noch die verschiedenen Lavaströme unterscheiden, welche sich zu verschiedenen Zeiten in die Ebene hinabgewälzt haben; die frischesten haben noch ihre röthlich schwarze Aschenfarbe bewahrt, während andere, längst mit Bäumen bedeckte sich nur durch die etwas dunklere Farbe auszeichnen; so die weit ins Thal hineinreichende Lavamasse, auf deren äußerstem Vorsprung Pompeji gebaut ist. Wäh-

Digitized by Google

rend die übrigen zahlreichen Ortſchaften, die durch die Ebene zerſtreut ſind, mit ihren hellen Häuſern einen freundlichen Anblick gewähren, bilden ſie einen ſtarken Contraſt gegen die düſtern Ruinen der alten Trümmerſtadt, die aus dieſer Entfernung einen noch ernſteren Eindruck macht als ſelbſt in der Nähe, wo die bunten Farben der Wände und Säulen überall an das muntere Treiben längſt vergangener Jahrhunderte erinnern. Unwillkürlich lenkte die grade wieder ausgebrochene Thätigkeit des Vulcans die Gedanken und die Blicke immer wieder auf jene uns ſo unſchätzbaren Mauern, die einſt den Groll des furchtbaren Nachbarn erprobt hatten: wie leicht kann ein zweiter Ausbruch uns die koſtbaren Ruinen für immer verdecken!

Nachdem wir die herrliche Ausſicht von der Höhe des Berges lange Zeit mit Entzücken betrachtet hatten, traten wir den Rückweg an, der, zumal bei der reinern Luft und dem erleichterten Athmen, ebenſo leicht und bequem ſich bewerkſtelligte, als das Hinanſteigen mit Schwierigkeiten verbunden geweſen war. Denn in der tiefen Aſche auf dem Abhange des Berges bringt jetzt jeder Schritt den Wandrer ein gewaltiges Stück vorwärts, und man hat ſich nur zu hüten, nicht in zu ſchnelle Bewegung zu gerathen. Da die höchſte Spitze des Berges ſich an der Seeſeite befindet, ſo mußten wir, um nach dem Arrio di Cavallo zu kommen, in der Richtung nach links hinabſteigen, bis wir bei dem Lavaſtrom anlangten, der in den letzten Tagen herabgefloſſen war. Derſelbe war etwa mannshoch und 10—15 Fuß breit; überall war er mit einer Rinde von verhärteter ſchwarzer Lava bedeckt, welche, obgleich ſie noch bedeutend warm war, dennoch ohne Gefahr ſich überſchreiten ließ. So gelangten wir in jenes große halbmondförmige Thal und ſahen uns plötzlich in geringer Entfernung von der offen herabſtrömenden Lava. Etwa 300 Fuß unter dem Gipfel hatte dieſelbe die Rinde des Berges durchbrochen und gelangte unter der Decke, die wir ſoeben überſchritten hatten, in dieſes Thal herab, wo ſie plötzlich unter dem Dache hervortrat und in einer Strecke von etwa 15 Fuß offen dahin floß, über einen niedrigen, aber ſteilen Abhang, worauf ſie dann weiter einen gewaltigen See gebildet hatte; dieſer war wiederum mit einer hart gewordenen Lavarinde bedeckt, welche bald den glühenden Strom unter ſich verbarg. Obgleich es Mittag war und die Sonne hell und klar ſchien, war die Glutfarbe der Lava, da, wo ſie offen zu Tage lag, doch nur wenig gebräunt; die Maſſe bewegte ſich zu ſchnell vorwärts, um ſich ſogleich an der Luft verhärten zu können. Die Schnelligkeit war ſo groß, wie man es bei der Dicke der Flüſſigkeit kaum für möglich halten ſollte und wir begriffen jetzt ſehr wohl, was wir bisher nur ungläubig angehört hatten, daß bei einem der letzten Ausbrüche die Lava binnen einer Stunde den langen Weg vom Gipfel des Berges bis ans Meer zurückgelegt hat. Dabei iſt die Lava ſo ſchwer, daß ſelbſt Steine, die auf ſie geworfen werden, nicht unterſinken, ſondern auf der Oberfläche fortſchwimmen. Daß auf der Lavarinde unmittelbar über der Glut mit Leichtigkeit Eier ſich ſieden ließen, konnte nicht Wunder nehmen, da nicht blos ein in die Lava getauchter Stab ſofort hell aufloderte, ſondern ſogar eine gläſerne Flaſche, die wir auf die Flut warfen, ſogleich zerſprang und eine Flamme bildete. Indem wir vermittelſt des mitgebrachten Proviants uns nach der gehabten Ermüdung ſtärkten, konnten wir das einzige Schauſpiel wenige Schritte vor uns mit Muße betrachten, und ſtellten ſodann noch eine kleine Wanderung auf der heißen Decke des Lavaſees ein wenig unterhalb dieſer Stelle an. In der Mitte

desselben konnte man seiner ganzen Länge nach die Richtung der fließenden Masse verfolgen, da dieselbe die Decke gesprengt und so eine mit Schwefel umsäumte Spalte gebildet hatte, die sich weithin durch den aus ihr hervordringenden weißlichen Rauch kenntlich machte, und am Ende zu dem Punkte führte, wo die Lava noch immer weiter vordrang. Durch diese und eine Menge kleinerer Spalten erblickten wir das Feuer unter unsern Füßen (die Lava, auf der wir standen, war erst am vorigen Tage geflossen) und fast noch deutlicher spürten wir dasselbe an der Hitze, gegen die unsere Stiefel nur uns im geringen Grade schützten.

Auf dem Rückwege betrachteten wir uns im Vorbeigehen den Krater vom Jahre 1850, einen 10—15 Fuß hohen Lavakegel, der sich mitten aus der Asche erhebt und zwei Oeffnungen zeigt, von denen die eine senkrecht in die Tiefe hinabführt, die andere etwas schräger; die letztere hat über sich ein Dach gebildet und scheint die Lava seitwärts in horizontaler Richtung ausgespieen zu haben. Die Oeffnungen hatten nur wenige Fuß im Durchmesser, aber die Lavafelder weiter abwärts zeigten deutlich, welche Massen selbst aus so kleinen Gängen hervorströmen können. — Wenige Schritte von dort fanden wir unsere Pferde wieder und ritten nun langsam den Berg hinab, ohne darauf zu achten, daß hinter uns ein Gewitter aufstieg. Dieses kam aber rasch näher, schon war der Gipfel ganz von schwarzen Wolken eingehüllt und von Zeit zu Zeit durchzuckte ein heller Blitz, dem der Donner rasch folgte, die dunkler werdende Luft. Jetzt erst trieben wir unsere Pferde rascher an, aber es war zu spät, denn kaum noch zehn Minuten von Pompeji entfernt, wurden wir vom Regen eingeholt. Es blieb uns also nichts übrig als in der nächsten Hütte ein Obdach zu suchen, das uns bereitwillig gewährt ward. Etwa eine kleine halbe Stunde brachten wir hier in der Gesellschaft der Bewohner, mit denen eine Verständigung wegen des arg entstellten neapolitanischen Dialekts kaum möglich war, und einer Anzahl Hühner, welche in dem alle Räumlichkeiten der Wohnung zugleich umfassenden Gemach sich ganz heimisch fühlten, zu, während draußen das Gewitter über unsern Köpfen dahinzog. Während dieser Zeit war der Berg unsern Blicken gänzlich entzogen. Als wir endlich wieder in das Freie hervortraten und uns nach demselben umsahen, wer beschreibt da unser Erstaunen, als wir den ganzen Kegel und die Somma schneeweiß vor uns stehen sahen! Da es in jener Höhe schon bedeutend kälter ist als in der Ebene, so hatten die Gewitterwolken den ganzen Berg mit Hagel überschüttet und nur die scharfen zackigen Felsgrate, welche die Lava gebildet hat, unterbrachen hier und da mit ihren dunkeln Streifen das weiße Feld. Dieser Anblick Ende Mai, so unmittelbar nachdem wir Zeuge der glühenden, aus dem Berg hervorquellenden Lavamassen gewesen waren, hatte wirklich etwas Zauberhaftes. Erst spät gegen Abend sahen wir von Castellamare aus, wie allmälig der Berg seine Decke verlor und die violette Farbe, in der er Abends zu glänzen pflegt, mehr und mehr wiedergewann.

Fast schien es als wenn die Hauptthätigkeit des Vulcans vorbei wäre, denn in der Nacht war der Feuerschein, der den Berg umgab, weit geringer als am Abend zuvor. Dennoch beschlossen wir am folgenden Tage auch auf der entgegengesetzten, nördlichen Seite des Berges uns selbst von dem Zustande der Eruption zu überzeugen, zumal da es hieß, daß dieselbe dort weit stärker wäre als auf unserer Seite. Rasch brachte uns die Eisenbahn nach Portici und schon unterweges hatten wir Ge-

legenheit dieſe Angabe beſtätigt zu finden, da, je weiter wir uns um die Ecke des Berges herumwendeten, nicht blos der Rauch und der Feuerſchein immer bedeutender wurden, ſondern auch ſchon ein krachendes Geräuſch wie von einem fernen Kanonendonner, ſich vernehmen ließ. Von Portici führt über Reſina eine der vortrefflichen Landſtraßen, durch die Italien ſich auszeichnet und zu denen in der Umgegend des Veſuves der Berg ſelbſt in ſeiner Lava das brauchbarſte Material liefert, in mannigfachen Windungen durch Gärten und Weinberge hinauf bis zum königlichen Obſervatorium, einem Punkte, der bekannter iſt unter dem Namen des Eremiten; ſo bezeichnet man ein dort gelegenes kleines Wirthshaus. Je näher wir dieſem Orte kamen, deſto ſtärker ward das erwähnte Krachen und als der Wagen nicht mehr fern vom Ziele, ſchnell um einen Vorſprung des Felſens bog, erblickten wir plötzlich die Urſache des Geräuſches. Am Fuße des Kegels, etwas weiter abwärts als der nördliche niedrige Rand des Atrio di Cavallo hatten ſich inmitten eines gewaltigen Lavafeldes zwei Krater aufgethan, welche eine dicke Flamme und eine große Menge von Steinen, zum Theil von nicht unbeträchtlicher Größe hoch in die Luft emporſchleuderten, und dieſe Anſtrengung fortwährend mit jenem Geräuſch begleiteten, das in dieſer Nähe am meiſten dem Lärm glich, welchen einſtürzende große Gebäude bei einer Feuersbrunſt verurſachen. Die Steine bildeten beim Herabſtürzen den erhabenen Rand der Krater, der ſich auf dieſe Weiſe beſtändig erhöhte. Wenige Schritte tiefer war eine dritte Oeffnung ſichtbar, über der ſich ein großes Lavadach in Form eines koloſſalen Backofens gebildet hatte, während aus der gewaltigen Thür des Ofens unaufhörlich ein großer Lavaſtrom ſich ergoß. Das Lavafeld, auf dem die drei Oeffnungen ſich befanden, iſt nur ſanft geneigt, ſo daß die Lava nicht in raſchem Strome abwärts ſich ergoß, ſondern ſich weithin ausbreitete und in mehre Arme ſich ſpaltete, die bald ſich wieder vereinigten, bald von neuem ſich theilten. Auf der Oberfläche hatte ſich ſchon eine Menge von Stücken verhärteter Lava gebildet, ſo daß die Farbe des Stromes mehr braun als roth war; während die ungeheure Maſſe etwa 6—8 Fuß hoch ſich langſam vorwärts wälzte, ſtürzten immer am vordern Rande dieſe Stücke herab, um im nächſten Augenblick den glühenden Fluß über ſich hingleiten zu laſſen. Das Obſervatorium liegt auf einem Höhenzuge, der in ſeiner Verlängerung ſenkrecht auf jenen niedrigen Nordrand des Atrio di Cavallo ſtößt. Der eine Zweig des Lavaſtroms floß nun grade unter uns am Fuße der Anhöhe entlang, und da die letztere bis unten hinab mit Gärten und Weinbergen bedeckt iſt, ſo ergriff er manchen Baum und ließ ihn ſogleich in hellen Flammen auflodern. Merkwürdig iſt es, daß die Beſitzer dieſer Weinberge keinen Verſuch machten, durch Umhauen der Bäume wenigſtens das Holz zu retten, was ſie bei dem langſam vorſchreitenden Elemente, dem man ſich ganz ſicher nahen konnte, ohne alle Schwierigkeiten hätten ausführen können; aber ſie blieben unthätig daneben ſtehen und begnügten ſich der Vernichtung zuzuſchauen. Während der Berg dieſen Anblick zur Rechten des Obſervatoriums, gegen den Kegel zu, gewährte, ward auch auf der linken Seite der Anhöhe, auf der das Gebäude ſich befindet, unſre Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen. An derſelben Stelle, an der im vorigen October die Lava in die Ebene hinabgefloſſen war, brach ſich auch jetzt ein neuer Strom Bahn. Derſelbe hatte offenbar ſeinen Urſprung in dem großen Thal des Atrio di Cavallo und verließ dieſes nun, indem ſich ein Zweig über die mehrfach erwähnte niedrige Einfaſſung

deſſelben hinwegwälzte, während ein zweiter ſich unter die frühere Lava gewühlt hatte und plötzlich aus derſelben weiter unten hervordrang. Jedoch ſchenkten wir dieſer Seite weniger Aufmerkſamkeit, da die Lava erſt in verhältnißmäßig geringen Maſſen den Wall überſchritten hatte. Ein Verſuch uns den beiden Kratern auf der rechten Seite zu nähern ſcheiterte, da der Weg zu denſelben über ein wellenförmiges Lavafeld mit ſehr ſcharfer Oberfläche führte, welches das Vorwärtskommen ungemein erſchwerte; wenn inzwiſchen der der Anhöhe zunächſt fließende Strom an eine etwas abſchüſſige Stelle gerieth und in ſchnellere Bewegung kam, ſo war es ſogar nicht unmöglich, daß wir ohne die Möglichkeit einen ſchleunigen Rückzug anzuſtellen uns plötzlich auf beiden Seiten von Lava umgeben und wie auf einer Inſel abgeſperrt finden würden. Wir gaben daher dieſen Plan auf und traten allmälig die Rückfahrt wieder an, ich meinerſeits mit dem feſten Entſchluß, Nachts wiederzukehren. Der Rückweg vom Obſervatorium nach Reſina iſt von entzückender Schönheit, indem er die freieſte Ausſicht über den Golf und die Stadt Neapel mit ihren herrlichen Umgebungen, ſo wie über die weite, bis über Capua hinaus ſich erſtreckende nordcampaniſche Ebene gewährt; bisweilen verdeckt ein vorſpringender Fels die Gegend, jedoch nur damit ſie bei der nächſten Wendung wieder neu und noch ſchöner erſcheine. Betrachtet man hierbei die Fruchtbarkeit der Abhänge des Vulcans, ſo begreift es ſich, daß auch die härteſte Erfahrung die Bewohner nicht abhält, auf der kaum abgekühlten Lava von neuem ſich anzuſiedeln und daß das neunmal von dem furchtbaren Element vernichtete Torre del Greco ohne Verzug auch zum zehnten Male auf der alten Stelle wiedererſtanden iſt.

Meinem Vorſatze gemäß verließ ich Abends mit anbrechender Dunkelheit wieder Caſtellamare und begab mich zum zweiten Male an dieſem Tage auf demſelben Wege hinauf. Der Mond war noch nicht aufgegangen und es würde ganz finſter geweſen ſein, wenn nicht die rothe Glut, die über den Hügel des Obſervatoriums herüberleuchtete, und die Menge von Fackeln, welche Hunderte von ſchauluſtigen Menſchen hinauf- oder herabbegleiteten, den Weg ſo klar erhellt hätten, daß er ſelbſt ohne Führer mit größter Leichtigkeit wiederzufinden war. Es war grade der Geburtstag des Königs und daher hatte man unten in der Stadt Neapel illuminirt; die ſchöne Linie des Hafens war durch einen Lichterkranz kenntlich, in deſſen Mitte ſich das hellere Feuer des Leuchtthurms auf dem Molo erhob, und über alle übrigen Lichter hinweg glänzte die Kuppel von San Francesco di Paola, welche ganz mit Lichtern bedeckt war — eine ſchwache Nachahmung der Oſterbeleuchtung des Petersdomes in Rom. Unter andern Verhältniſſen würde dieſes Schauſpiel, bei Nacht von der Höhe herab geſehen, gewiß von bedeutender Wirkung geweſen ſein, jetzt aber erſchien es ſo ärmlich gegen die großartige Illumination, welche der Veſuv veranſtaltet hatte, die Lichter ſchienen ſo matt und weiß herauf gegen die herüberſtrahlende Glut der Lava. Endlich langten wir bei einer Ecke des Felſens an, von dem aus wir heute Mittag den erſten Ueberblick über das noch ziemlich ferne Schauſpiel genoſſen hatten, aber kaum wollte ich meinen Augen trauen, als ich die Lava unmittelbar unter meinen Füßen dahinfließen ſah. In den wenigen Stunden, es mochten ſechs oder ſieben ſein, war die Lava weiter vorgedrungen, als in der ganzen Zeit vorher und war jetzt grade in einem engen Paß angelangt, welcher aus der Hochebene, an deren höchſtem und entfernteſtem

Punkte die Krater ſich befanden, in die Ebene gegen Reſina und Portici herabführt. Die Lava hatte nämlich, bald nachdem wir ſie am Nachmittage verlaſſen hatten, eine ſchroffere Stelle erreicht und war hier mit verdoppelter Gewalt und Schnelligkeit herabgeſtürzt, bis ſie jetzt durch die Enge des Paſſes wieder etwas aufgehalten ward. Die Abhänge der Schlucht waren mit Weinbergen bis unten hin bedeckt, natürlich wurden die zunächſt ſtehenden Bäume raſch vom Feuer ergriffen und umgaben ſo die vordere Spitze des vorwärts dringenden Fluſſes mit einem ſtets ſich erneuernden Kranze von blauen Flammen, die einen ſonderbaren Gegenſatz gegen die feurige Glut des verheerenden Elements bildeten. Der Strom, der am Tage von der verhärteten Lava eine dunklere Farbe angenommen hatte, zeigte jetzt im Dunkel der Nacht ſeine natürliche Farbe ungeſchwächt und bot einen unbeſchreiblich impoſanten, aber furchtbaren Anblick; die Krater ſchienen ihre Flammen noch höher zu entſenden und die Steine, die ſie auswarfen, glänzten faſt in weißer Glut. Hoch hinauf war die Luft mit rothem Rauch angefüllt, durch den hindurch der allmälig ſich erhebende bleiche Mond eine grünliche Farbe zeigte. Und um das Bild noch mehr zu beleben, ſah man hier und da auf dem Berge und in der Hochebene kleine Geſtalten mit bläulich weißen Fackeln umhergehen und das ſeltene Schauſpiel aus größerer Nähe betrachten. Das Getöſe der Krater hatte etwas nachgelaſſen, aber deſto deutlicher vernahm man das eigenthümliche Geräuſch, welches die Lava beim Fortgleiten und indem ſie die auf der Oberfläche liegenden Stücke herabſchüttet, verurſacht, nicht ſelten mit dem Praſſeln der entzündeten Bäume vermiſcht.

Noch bedeutender hatte ſich die Scene links von unſerm Standpunkt verändert. Die Lava, die hier am Morgen nur erſt ſoeben den Rand des Atrio di Cavallo theils überſchritten, theils durchbrochen hatte, ſtürzte jetzt in mehrern gewaltigen Strömen unaufhörlich und unaufhaltſam den ſteilen Abhang herab und hatte ſich ſchon tief in die Ebene hinab ergoſſen. Zum Glück befinden ſich in der Richtung, welche der Strom nahm, keine Ortſchaften und er wird daher ebenſo wenig bedeutenden Schaden anrichten, wie der vorjährige, auf deſſen Grundlage er ſich vorwärts wälzt. Die Maſſe der Lava, welche hier herunterrann, war viel größer als die, welche bei den ſichtbaren Kratern hervorquoll, und ohne Zweifel mußte die Oeffnung im Atrio di Cavallo aus der ſie entſprang, die größte von allen ſein. Was aber dem Schauſpiel auf dieſer Seite den größten Reiz gewährte, das war die Steilheit des Felsrandes, von dem die Lava herunterſtürzte. Die Bewegung derſelben war hier daher heftiger als irgendwo ſonſt, und die herabrollenden Maſſen, welche ſich oben offenbar geſtaut hatten, ehe ſie über den etwas erhabenen Rand herüberfließen konnten, zeigten ganz die Gewalt und Schnelligkeit des fließenden Waſſers. Zu beiden Seiten hatte die Lava aus ſich ſelbſt einen Wall gebildet, der ſie begrenzte und einengte; in der Mitte aber war ſie auf einen ſcharfen Lavarücken geſtoßen, der ſich faſt von oben bis ins Thal herab erſtreckte und nun den ungeheuern Strom in zwei mächtige Arme zerſpaltete. Ganz unbeſchreiblich war der Anblick, wenn ein gewaltiger Stein oder ein glühender Lavablock, oft von ungeheuren Dimenſionen, auf der Oberfläche des Glutſtroms herabglitt, ſich dann an jenem Lavagrat ſtieß und nach wenigen Augenblicken der Stockung ſich ſelbſt überſtürzend weiter in die Tiefe hinabrollte. Jener Wall, der die Lava an der Seite begrenzte, geſtattete es ohne die geringſte Gefahr ſich dem Strome zu nahen und den Anblick aus der Nä-

fernung von wenigen Schritten zu genießen. Nur die Hitze war ein wenig läſtig, um ſo mehr da auf der Höhe ein ziemlich kühler Nachtwind geherrſcht hatte und dies den Unterſchied der Temperatur deſto fühlbarer machte. Dennoch konnte ich mich lange nicht von dem einzigen Schauſpiel trennen und erſt gegen Morgen mußte ich mich entſchließen den letzten Blick auf daſſelbe zu werfen, um etwas nach Tagesanbruch in Caſtellamare wieder anzugelangen und mir einige Stunden Ruhe zu gönnen.

Dieſer Tag war der heftigſte, den wir bisher geſehen haben, und wenn auch ſeitdem die Lava die große Landſtraße zwiſchen Reſina und dem Obſervatorium überſchritten und ſich jenem Orte bedeutend genähert hat, ſo ſchreitet ſie doch jetzt langſamer vorwärts und die Einwohner der bedrohten Stadt werden, wenn die Gefahr wirklich herankommt, wenigſtens ſich und das Ihrige retten können und nur ihre Wohnungen dem feindlichen Nachbar überlaſſen müſſen. — An demſelben Sonntag hatte auch auf der ſüdlichen Seite des Berges die Lava das Atrio di Cavallo verlaſſen und im Verlauf weniger Stunden ſich beinahe bis Bosco tre Caſe herab ergoſſen. Doch hat ſie bisher keinen Schaden angerichtet und ſcheint auch keine neuen Zuflüſſe zu erhalten, da nur noch ein ſchwacher Rauchſtreifen ihren Weg bezeichnet. Dennoch kann man für das Ende noch nicht einſtehen, da wenigſtens die mit dem Berge vertrauten Führer alles Bisherige nur für das Vorſpiel einer großen Eruption zu halten geneigt ſind. Ob dieſelbe aber bald folgen wird, oder ob Wochen, ob Monate bis dahin vergehen, das läßt ſich natürlich nicht beſtimmen.

Eine Judenhochzeit in Jeruſalem.

Ich war zu einer Hochzeitfeier geladen*) und begab mich in die Zionsſynagoge, wo der Chacham Baſchi (Oberrabbiner) und ſein Besdin (Collegium) und der Bräutigam von ſeinen männlichen Verwandten umgeben, ſich zum Gebete verſammelten, um dann in feierlichem Zuge ſich in die Wohnung der Braut zu begeben. Der Chacham Baſchi war mit einem weißen Gewande angethan und ſein Haupt ſchmückte ein weißer Turban, während die übrigen Chachamim bunt und mit blaugrauer Kopfbedeckung erſchienen waren.

Wir begegneten auf dem Wege zum bräutlichen Hauſe einer Schar weiß gekleideter Frauen mit langen weißen Kopfſchleiern. Den Zug beſchloß ein ebenſo gekleidetes Mädchen, ein Kind, das geſchloſſenen Auges von zwei Frauen geführt wurde. Pauke und Pfeife mit dumpfen und grellen Tönen erſchollen. Das Kind war eine Braut und wurde feierlich zum Bade geleitet, um dann dem Gatten zugeführt zu werden.

---

*) Aus L. A. Frankls „Nach Jeruſalem", das ſoeben in Leipzig bei Baumgärtner erſchienen iſt und worüber wir demnächſt ausführlicher berichten.

Wir ließen den Zug an uns vorübergehen, die Chachamim hüteten ſich ſorgfältig vor einem zufälligen Anſtreifen der Frauenkleider, denn es konnte eine Unreine unter den Frauen ſein.

Im hochzeitlichen Hauſe angelangt, ſtiegen wir eine ſchmale ſteinerne Treppe empor auf eine enge Terraſſe, wo eine große Trommel und eine Klarinette ein barbariſches, alle Muſik verhöhnendes Duett lärmten. In der Stube ſaßen weißgekleidete ſchweigende Frauen, wie Tauben aneinandergedrängt, wenn es gewittert, um ſie ſpielten ihre Kinder. In der zweiten Stube, dem Eingange gegenüber hing ein buntſeidener aus der Synagoge geliehener Vorhang, ein zweiter war wie ein Zelt aufgeſpannt, an deſſen Saume rauſchgoldene Streifen mit ordinärem Spagat befeſtigt, flatterten. Unter dieſem Trauhimmel ſtand die Braut. Sie trug ein mit ineinandergeſchlungenen Goldſchnüren reichgeſticktes Kleid. Die Verſchlingung ſtellte einen Blumenkorb dar, bunte glänzende Flitter waren dem Korbe eingeſetzte Edelſteine. Ueber dieſes Kleid hatte ſie ebenfalls einen goldverzierten ſeidenen Kaftan, roth wie Mohnblumen, angethan. Die aufgelöſten Haare zierte kein Kranz, der den Bräuten Jeruſalems ſeit der Zerſtörung der heiligen Stadt aus Trauer nicht geſtattet iſt. Die Augen hielt ſie feſt geſchloſſen, denn ihr ſollten erſt im Brautgemache die Augen aufgehen. Die Hände lagen über dem Bauche zuſammengethan, ſie ſtellen den Gürtel vor, der heute dem — Kinde gelöſt werden ſoll. Dem Kinde! denn die Braut war zwölf Jahre alt und ſah eben wie ein Kind dieſes Alters im Abendlande aus. Ihr zur Rechten ſtand der Bräutigam, ein Junge von vierzehn Jahren; er trug einen weißwollenen Kaftan und einen blaugrauen Turban, wie ein Chacham, denn er ſtudirt Talmud, erklärte man mir, und es iſt Hoffnung, daß er nicht ablaſſen werde, bis er ein gelehrter Rabbi geworden iſt. Indem er die übliche Trauungsformel ſprach, ſteckte er der Braut einen Goldreif an den Finger; darauf wurde Beiden ein weißer Gebetmantel umgethan, zum Zeichen, daß ſie nunmehr zuſammen gehören und alle Anweſenden ſagten: „Simon tow!“ d. h. zum guten Zeichen.

Hierauf wurde ein blumig, buntbeſchriebenes Papier aufgerollt, auf dem die „Keſuba“, der Ehevertrag, geſchrieben war und laut verleſen. Frauen brachten eine ſilberne Schüſſel, auf der zwei mit Schaumgold und Schaumſilber überzogene lebende Fiſche lagen, und ſtellten ſie auf den Eſtrich. Die Braut ſchritt dreimal, immer von zwei Frauen geführt und, nur langſam, ſtatuenhaft vorgeſchoben, über die Symbole der Fruchtbarkeit, wobei die ernſte Verſammlung jedesmal den bibliſchen Spruch: „Peru urwu!“ Seid fruchtbar und mehret euch! ſprach. Als darauf der Bräutigam die Fiſche überſchritt, geſchah es unter Lachen und allgemeiner Heiterkeit.

Der Eindruck der ganzen Feierlichkeit war mir ein peinlicher. Das Brautpaar ſchien mir aus zwei Puppen zu beſtehen, mit denen die Erwachſenen Hochzeit ſpielten. Die ſtarre Ruhe der Braut, die nur automatiſcher Bewegungen fähig ſchien, wenn die ſie leitenden Frauen ſie vor- oder rückwärts ſchoben, die geſchloſſenen Augen und die Lautloſigkeit ihres Mundes vollendeten den mir ſtets grauenhaften Anblick einer Marionette.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Buſch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die Rückschrittspartei und die Grundeigenthumsfrage.

Die Vertheilung des Grundeigenthums im Zusammenhange mit der Geschichte, der Gesetzgebung und Volkszuständen. Von Dr. Adolph Lette, Präsidenten des Königlichen Revisionscollegiums für Landesculturſachen und Mitglied des Hauses der Abgeordneten. Berlin 1858. Bei Franz Duncker. —

Gestützt auf Geschichte und Statistik behandelt der durch seine wissenschaftlichen Arbeiten in diesem Fache, wie durch seine sonstige öffentliche Wirksamkeit rühmlichst bekannte Verfasser in dem obigen Buche eine der wichtigsten Fragen der Politik und Volkswirthschaft, indem er den großen Principien der Gesetzgebung von 1808 und den folgenden Jahren in Preußen huldigt, und die freie Verfügung über das Grundeigenthum auf das nachdrücklichste vertritt. Mag sich auch unter allen Einsichtigen und Unbefangenen diese Meinung längst befestigt haben, so konnte es doch grade in unsern Tagen, wo die Frage in mehrern deutschen Staaten durch die Gesetzgebung aufgenommen ist, nichts Zeitgemäßeres, nichts dringender Gebotenes geben, als eine solche gründliche Darlegung derselben nach allen erdenklichen Beziehungen von competenter Seite. Denn nicht leicht hat man sich in irgend einer Materie gleiche Mühe gegeben, den wirklichen Thatbestand so zu verdunkeln, die Fragstellung durch Verdrehungen und Phrasen jeder Art so zu verschieben wie hier, um die engherzigsten Parteimotive, die krassesten Standesvorurtheile mit der Sorge für das öffentliche Wohl, für das Staatsbeste zu übertünchen. Wirklich sind die Enthüllungen des Buchs — denn so ist man versucht, die unwiderleglichen statistischen Nachweise des Verfassers gegenüber den geflissentlichen Fälschungen der Thatsachen durch die Gegner zu nennen — überraschend, indem dadurch den Hauptargumenten der letztern jeder Stützpunkt in der Wirklichkeit entzogen, und fast überall das gerade Gegentheil davon dargethan wird. Wir deuten nur von dem Hauptsächlichsten Einiges in aller Kürze an, was zugleich die Auffassung und Behandlungsweise des Verfassers in das Licht zu setzen geeignet ist.

Zunächst wird jenen Bestrebungen gegen die Theilbarkeit des Grundeigenthums der beliebte historische Boden durch den Nachweis entzogen, daß

in früherer Zeit, außer bei Gütern, die nicht zu vollem Eigenthum beſeſſen wurden, ſpecielle Beſchränkungen der Zertheilung mindeſtens in Preußen nicht exiſtirten, im Gegentheil geſetzliche Verbote gegen die Zuſammenziehung mehrer bäuerlichen Beſitzungen, insbeſondere deren Zuſchlagung zu Rittergütern. Von größtem Belang iſt aber hierbei der vom Verfaſſer auf das genaueſte feſtgeſtellte Umſtand: „daß ſeit Einführung der freien Verfügung über den Grundbeſitz, alſo der unbeſchränkten Theilbarkeit, keineswegs die Zahl der mittleren und größeren Güter in ſämmtlichen preußiſchen Landestheilen ſich vermindert, ſondern vielmehr vermehrt habe, indem an die Stelle der in einzelne Parcellen getheilten größern Beſitzungen ſtets mehr dergleichen neue, durch Vereinigung kleinerer Grundſtücke in einer Hand gebildete getreten ſind. Der beſte Beweis, was von der von den Gegnern an die Spitze geſtellten Argumentation, daß die von ihnen angegriffene Freiheit am Ende zur Auflöſung des Grundes und Bodens in Staubtheile führe, zu halten iſt. Ganz folgerichtig will daher der Verfaſſer die Conſervirung größerer Güter, überhaupt die Geſtaltung der einſchlagenden Beſitzverhältniſſe, der Sitte und dem Bedürfniß überlaſſen wiſſen, welche ſtets Hand in Hand miteinander gehen und nie auf die Dauer in Zwieſpalt miteinander ſein können. Ohnehin hat der Grundbeſitz, wie alle andern Arten des Vermögens, von Natur weit eher die Tendenz, ſich in einzelnen Händen anzuhäufen, als ſich zu zerſplittern, indem ſeine Vermehrung und Feſthaltung dem, der ſchon viel davon hat, weit leichter fällt, als die erſte Bildung eines irgend erwähnungswerthen Complexes dem Anfänger, der ſich erſt heraufarbeitet. Die Sache liegt daher ganz in den Händen der Grundbeſitzer ſelbſt, die ihr Intereſſe dabei, ohne alle Eingriffe der Geſetzgebung am füglichſten ſelbſt wahrzunehmen wiſſen werden, — wie uns das Beiſpiel Englands beweiſt, das die Gegenpartei bisher ſehr gegen den wahren Thatbeſtand für ihre Zwecke ausgebeutet hat. Weder durch Fideicommiſſe noch Theilungsverbote ſind hier die großen Gutsbeſitzer in der freien Verfügung über ihr Grundeigenthum beſchränkt, vielmehr iſt es nur die allgemeine Sitte, welche deſſen Uebertragung auf den älteſten Sohn zur Regel macht, was dann in dem Erbrecht inſofern ſeinen Ausdruck gefunden hat, daß der Erſtgeborne dem Vater, inſofern dieſer nicht anders darüber beſtimmt, was ihm vollkommen freiſteht, im Gute folgt. Natürlich ſteht dabei der Verkauf im Ganzen und Einzelnen dem Beſitzer völlig frei, und daß, wenn Intereſſe und Bedürfniß dazu treiben, nicht ſelten Gebrauch davon gemacht wird, beweiſen am beſten die land and building societies, welche bereits in den Fabrikdiſtricten 310 große Güter aufgekauft und in 19,500 Parcellen unter den Arbeitern ausgethan haben. So hat ſich auch bei uns überall, wo der eigentliche Ackerbau die vorherrſchende

Digitized by Google

Betriebsgattung auf dem Lande bildet, ohne daß es irgend beschränkender Verordnungen bedurft hätte, als allgemeine Sitte bei den Besitzern größerer und mittlerer Güter herausgestellt, dieselben nicht zu theilen, sondern an eins ihrer Kinder entweder durch letztwillige Verfügung oder durch Verkäufe zu überlassen, und dem Gutsannehmer die Auszahlung seiner Geschwister aufzulegen. Wo aber, wie z. B. in den Berg- und Fabrikdistricten des Rheinlandes und Westphalens eine derartige bedeutende Industrie mit dem Ackerbau concurrirt, und große industrielle Arbeitermassen den ländlichen Bezirken zufuhrt, da ist die Zertheilung größerer Grundstücke von selbst durch das Privatinteresse der Betheiligten, wie durch höhere volkswirthschaftliche und politische Rücksichten geboten. Nicht nur, daß dieselbe in vielen Fällen die Bedingung jener zur Ausbeutung der Naturschätze des Bodens und lohnenden Beschäftigung der Einwohner unentbehrlichen Etablissements bildet, ermöglicht auch sie allein die Gewinnung eines Stückchen Landes zum Anbau, zur Gründung eines eignen Herdes für die zahlreichen Arbeiterfamilien. Darin aber liegt die beste Garantie für das wirthschaftliche und sittliche Gedeihen dieser zahlreichen Classe, der einzig haltbare Schutz gegen Zuchtlosigkeit und Verarmung, und die Förderung der Ansässigmachung erscheint in dieser Rücksicht zugleich als die beste und conservativste Politik für jede Regierung. Denn in jedem auf diese Weise gegen eine Menge Zwischenfälle, von denen seine gewerbliche Thätigkeit bedroht wird, einigermaßen gesicherten, zum Eigenthümer einer wenn auch noch so kleinen Scholle Landes erhobenen Arbeiter erhält die Armee der Ordnung eine Verstärkung, wie sie keine Polizeimacht zu gewähren vermag. Und weit gefehlt, daß durch eine Parcellirung unter solchen Verhältnissen an dem Ertrage des Bodens verloren ginge, wird derselbe, wie der Verfasser überzeugend darthut, dadurch verstärkt, indem die Arbeit und Sorgfalt, die jeder solche Besitzer der kleinen ihm gehörigen Fläche in jeder seiner Freistunden mittelst der Spatencultur zuführt, die außerordentlichsten Resultate gewährt, die keine noch so rationelle Ackerwirthschaft im Großen erreicht. Man darf daher die Frage, wie unter gegebenen Boden- und Bevölkerungsverhältnissen am vortheilhaftesten gewirthschaftet werden könne, im Groß- oder Kleinbesitz, getrost dem Interesse der Betheiligten überlassen, welches nach einzelnen Schwankungen hinüber und herüber, wenn man es unbeirrt gewähren läßt, auf die Dauer unfehlbar das richtige Verhältniß findet und demselben praktische Geltung verschafft.

Weiter aber kann niemand, dessen Blick nicht ganz auf der Oberfläche haftet, darüber in Zweifel sein, daß die freie Verfügung über das Grundeigenthum mit der Freiheit der Person, der freien gewerblichen Entwicklung unserer Tage in der lebendigsten Wechselwirkung steht, und daß keine dieser Fragen für sich allein, ohne in die andern überzugreifen, aufgefaßt werden

kann; eine Ausführung, die wir dem Verfaſſer zum beſondern Verdienſt anrechnen. Den Grundbeſitz, einer wachſenden Bevölkerung gegenüber, mittelſt Zwangsverordnungen in den Händen einer beſchränkten Anzahl von Eigenthümern zurückhalten, dem Intereſſe und Willen aller Theile entgegen, heißt zu den kaſtenartigen Verſchiedenheiten ganzer Volksclaſſen in den Erwerbs- und ſonſtigen ſocialen Zuſtänden wieder zurückkehren, einen privilegirten Stand von Grundeigenthümern creiren gegen eine beſitz- und heimathloſe Arbeitermaſſe, die nur als ländliche Tagelöhner oder in gewerblicher Thätigkeit ihr Brot finden können. Wohin dies in ſeinen Conſequenzen weiter führen muß, iſt leicht abzuſehen. Die äußerſte Abhängigkeit der ländlichen Arbeiter insbeſondere, die es nie über das Geſindeverhältniß hinausbringen, nie die Ausſicht auf einen eignen Herd, auf eine bleibende Stätte haben, ſondern mit der willkürlichen Entlaſſung des Grundherrn, der ſie jeden Augenblick entgegenſehen müſſen, zugleich den Aufenthalt, die Wohnung verlieren, bringt dieſe Leute entweder im Laufe der Zeit ſo herunter, daß ſie ſich dergleichen unwürdigen Zuſtänden willenlos fügen, oder treibt ſie aus der Heimath, um das ihnen vorenthaltene menſchliche Bedürfniß in der Fremde zu ſuchen. In Mecklenburg finden wir hierzu den Beleg, und bleiben die Dinge daſelbſt noch einige Zeit in dem bisherigen Gange, ſo werden wir erleben, daß die Ritterſchaft dieſes landwirthſchaftlichen Muſterſtaates noch geſetzliche Verbote gegen die Auswanderung auswirkt, mit andern Worten die thatſächliche Leibeigenſchaft in milderer Form, die erbliche Gebundenheit an die Scholle wiederherſtellt, damit es dem Lande nicht anfange an Menſchen, den Herren nicht an Knechten zu fehlen. Daß eine ſolche verkehrte Richtung ſtets an einem Punkte anlangt, wo man entweder umkehren muß, oder gegen ſich ſelbſt wüthet, iſt ſicher. Daß man namentlich auf dem angedeuteten Wege dahin gelangt, die Nutzungen von Grund und Boden zu ſchwächen und ſeinen Werth zu verringern, ſcheint den Vertheidigern der beſchränkenden Maßregeln noch nicht klar geworden zu ſein, obſchon die Erwägung ſo nahe liegt. Denn durch den Mangel und die Demoraliſation der ländlichen Arbeiter, verbunden mit dem Sinken der Bevölkerung und des Capitals, welche bei der Durchführung des beliebten Syſtems und überhaupt heutzutage überall da eintreten, wo man der Induſtrie den Raum zu ihrer vollen Entwicklung verſchließt, entgehn den Landwirthen ſolcher Gegenden die Bedingungen zum vollen, rationellen Betriebe ihrer Wirthſchaften, wie zum lohnenden Abſatz ihrer Producte gleichmäßig, und die Ausſchließung ſolcher Käufer, welche für Trennſtücke ihrer Beſitzungen grade die höchſten Preiſe zahlen, drückt auf die Concurrenz und ſomit auf den Werth der letztern: Dinge, über welche kein vernünftiger Menſch in Zweifel ſein kann. So legt die Rückſchrittspartei im Grunde mit ſolchen Verkehrshemmungen Hand an ſich ſelbſt, und man möchte ſie in jenen ſelbſt-

mörderiſchen Beſtrebungen ruhig gewähren laſſen, wären nicht die Intereſſen der übrigen Geſellſchaftsclaſſen ſo weſentlich bei der Sache betheiligt, daß auch nur die vorübergehende Verwirrung, welche ſie anzurichten drohn, die verderblichſten Folgen nach ſich ziehen müßte.

Iſt dem nun ſo, dann drängt ſich jedem unwillkürlich die Frage auf: ob es im Grunde nicht etwas ganz Anderes iſt, was die Rückſchrittspartei, insbeſondere diejenigen großen Grundbeſitzer, welche deren Kern bilden, mit der ganzen Maßregel eigentlich erſtreben, als was ſie ſo für gewöhnlich vorgeben? — Indem das vorliegende Werk die von ihnen aufgeſtellten Scheinmotive in ihrer ganzen Nichtigkeit zeigt und ſie des Flitters von gemeinnützigen und ſtaatswirthſchaftlichen Rückſichten entkleidet, mit dem ſie ſich vor uns ſo gern aufputzen möchten, läßt es uns die Antwort zwiſchen den Zeilen leſen. Nicht die atomiſtiſche Zerſplitterung des Grundbeſitzes haben wir darnach zu fürchten, mit der man uns bedroht, indem derſelbe weit eher dahin neigt, ſich in einzelnen Händen anzuhäufen. Nicht das Verſchwinden der großen und mittleren Beſitzungen alſo, dem man aus Rückſichten für das öffentliche Wohl etwa vorzubeugen haben möchte, iſt die Folge des freien Grundverkehrs, der unbeſchränkten Theilbarkeit von Grund und Boden, ſondern nur der *Wechſel der Beſitzer*, die Verkleinerung des einen Gutes mit der Folge vom Anwachſen anderer aus deſſen Trennſtücken, und das Heilſame für das geſammtſtaatliche Gemeinweſen, was in einer ſolchen dem Bedürfniſſe und Intereſſe Rechnung tragenden Geſtaltung der Grundverhältniſſe liegt, iſt bereits erörtert. Aber grade hier liegt für die Gegner der Kern der Frage, das Hauptmotiv ihrer Stellung dazu, das ſich in einer Menge von Zeichen verräth, ſo wenig ſie es auch offen ausſprechen: grade dieſem in der Natur aller menſchlichen Zuſtände und Einrichtungen liegenden Wechſel will man vorbeugen. Mit dem großen Einfluſſe und der bei unſern Verkehrsverhältniſſen immer ſteigenden günſtigen Stellung, welche der Beſitzer eines großen Gutes ohnehin und ganz von ſelbſt genießt, und welche es ihm, bei irgend verſtändiger Wirthſchaft, leichter als ſonſt jemandem machen, ſeinen Beſitz für ſich und ſeine Kinder zu behaupten, weil deſſen Erträgniſſe unendlich ſicherer und weniger Wechſelfällen ausgeſetzt ſind, als Capital- und gewerbliches Einkommen, iſt man nicht zufrieden. Vielmehr möchte man dieſe Lage ſeinen Nachkommen auch für den Fall ſichern, daß dieſe unvernünftig wirthſchaften, die ihnen gebotenen Vortheile durch eine entſprechende Thätigkeit und Lebenshaltung nicht ausnutzen, ſondern als müßig Genießende verſchwenderiſch in den Tag hineinleben, ohne an irgend eine Pflicht gegen ihre Familien wie gegen die Geſellſchaft zu denken, wie ſie ihnen ihre bevorzugte Stellung auferlegt. Daß man durch ſolche vom einſeitigſten Familien- und Standesvorurtheil eingegebene Maßregeln, durch die Gründung ſolcher

fideicommiſſariſcher Sinecuren, auf welche es zuletzt immer hinausläuft, weſentlich zur Ausartung der eignen Abkömmlinge beiträgt, denen jede Anſtrengung, jede eigne Regſamkeit als Quelle der einſtigen Exiſtenz von Haus aus ferngerückt, ja durch die ihnen ſelbſt bereiteten Hemmniſſe in der freien Verfügung verleidet wird, möchte noch hingehen, da es auf ſie ſelbſt zurückfällt. Daß man aber dergleichen Tendenzen den übrigen Staatsbürgern als um des gemeinen Wohls willen geboten aufdrängen will, iſt ſtark. Bei keiner Art von Eigenthum hat der Staat ein ſo lebhaftes Intereſſe, daß es ſich in tüchtigen Händen befinde, als eben beim Grundeigenthum. Jeder weiß, wie wir wegen eines großen Theils unſrer unentbehrlichſten Bedürfniſſe ausſchließlich an Grund und Boden gewieſen ſind. Nun iſt und bleibt aber derſelbe etwas ein für allemal Gegebenes, räumlich Beſchränktes, und dem ſteigenden Bedürfniß einer wachſenden Bevölkerung kann nur durch intenſivere Cultur entſprochen werden. Geſetzliche Beſchränkungen der freien Verfügung darüber, welche der natürlichen Tendenz, die dem Grundbeſitze wie allen andern Arten des Eigenthums innewohnt, der Tendenz des Uebergangs aus den Händen unfähiger und ſchlechter in die Hände fähiger und guter Wirthe hemmend entgegentreten, welche Capital und Intelligenz, Fleiß und Sparſamkeit gefliſſentlich davon fern halten, ſind demnach eine öffentliche Calamität. Und außer der ſo außerordentlich wichtigen Frage der Steigerung oder Minderung der landwirthſchaftlichen Production, welche ſich an die freie Verfügung über das Grundeigenthum knüpft, kommen wir nochmals auf die Rückwirkung der erzielten Beſchränkungen auf die Zuſtände der arbeitenden Claſſen, insbeſondere der ländlichen Arbeiter. Daß und wie dieſen Leuten dadurch die Möglichkeit entzogen wird, eine kleine Landparcelle, wie es ihre Mittel erlauben, ihr eigen zu nennen und ſich mit Haus und Gärtchen, wol auch einem Stück Acker darauf anzuſiedeln, hat der Verfaſſer treffend nachgewieſen. Dadurch verdammt man ſie zu einem unſteten Leben, zum ewigen Geſindedienſt, der doch nur als Durchgangspunkt, nicht als Endziel des Daſeins ſeine wirthſchaftliche und ſittliche Berechtigung hat. Nur auf eignem Grund und Boden erbaut ſich die feſte Wohnſtätte, der häusliche Herd, an ihn knüpft ſich das Heimathsgefühl, alle vaterländiſche Geſinnung, alle humane Geſittung. Wenn deshalb ſeit alten Zeiten das Eigenthum daran als beſonders heilig und unantaſtbar gegolten, ſo hüte man ſich um deſto mehr, ganze zahlreiche Claſſen von der rechtlichen Möglichkeit des Erwerbs deſſelben geſetzlich auszuſchließen, weil dies für alle Theile, Grundherrn wie Arbeiter gleich verderblich iſt. Denn daß der angeſeſſene, durch einen kleinen, feſten Beſitz, durch ein geordnetes Familienleben gegen die ſchlimmſten Wechſelfälle einigermaßen geſicherte Arbeiter hinſichtlich ſeiner Zuverläſſigkeit, Redlichkeit und Tüchtigkeit dem Arbeitsherrn bei weitem mehr Garantien

bietet, als ein durchaus abhängiger, völlig beſitzloſer, jeder Willkür, jedem vorübergehenden Unglücksfall Preis gegebener Dienſtmann, der nirgend eine bleibende Stätte hat, der beim Mangel jeder Ausſicht auf Selbſtſtändigkeit, jedes Antriebes zu ſparſamer Wirthſchaft nur dem Bedürfniß, dem Gelüſt des Augenblicks fröhnt, iſt leicht einzuſehn. Wiederum alſo ein Scheingrund gegen die freie Theilbarkeit von Grund und Boden, als ob die dadurch gebotene Möglichkeit der Seßhaftmachung zum Arbeitermangel für die größern Gutsbeſitzer führe, erledigt, indem im Gegentheil das Beiſpiel Mecklenburgs darauf hinweiſt, daß die Beſchränkung dieſer Möglichkeit die tüchtigſten Elemente dieſer Claſſe in die Fremde forttreibt und wirklichen Mangel an fleißigen Händen in nächſte Ausſicht ſtellt. Warum alſo — ſo fragen wir auch hier — dieſe Agitation, die ihr Ziel verfehlt, und wo der Grund, der die Herren ſo gegen den eignen Vortheil blind macht? — Weil ihnen, es iſt kläglich zu ſagen, ihre Stellung als Feudalherrn im alten Stil, als angeborne Obrigkeiten höher gilt als ihr wahres Intereſſe, als jene natürlichen wohlbegründeten Vorzüge ihrer Stellung. Nicht als Unternehmer und Leiter unter freien Arbeitern, hoch angeſehn durch Beſitz und Bildung, durch den großen Einfluß des Arbeitgebers, von dem ſo viele ihr Brot erwarten — nein, um ſolche Stellung auszufüllen, dazu gehört doch immer eine gewiſſe perſönliche Thätigkeit und Tüchtigkeit — vielmehr als geborne gnädige Herrn, mit dem alleinigen Recht zu regieren und zu genießen, ohne irgend eine dem entſprechende Pflicht gegen die der Scholle angeſtammten Hörigen: nur darin erblicken ſie die ihrer würdige Poſition. So trieben es die Altvordern bis etwa gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, und dahin ſteuern auch ſie mit vollen Segeln zurück, denn ſie haben nichts gelernt und nichts vergeſſen. Sch.

Die Leibeigenſchaft in Rußland.

2.

So ſtanden die Leibeigenſchaftsverhältniſſe noch während der Regierung Katharinas 2. Man erkannte in Petersburg ſehr gut das ſelbſtgeſchaffene Chaos im Volke, man protegirte bald das nationale Gemeindeweſen, bald die Erſchaffung von Städten, bald die Anlegung ausländiſcher Colonien, deren communale Einrichtungen den einheimiſchen zum Vorbilde dienen ſollten; man gab wol auch einzelne Verordnungen zur Regelung der Verhältniſſe zwiſchen

Leibherrn und Eigenhörigen. Allein im Ganzen herrſchte kein beſtimmtes Princip, noch weniger eine ſich ihres Ziels bewußte Energie. Kurz die Anläufe blieben Schläge in das Waſſer, wirkungslos beim Adel, wie beim Volk. Hatte aber wenigſtens eine gewiſſe liberaliſirende oder humaniſtiſche Strömung unter Katharina auf den Grundadel eingewirkt, ſo war dagegen die kurze Regierungsepoche Pauls lang genug, um ſelbſt jede Erinnerung daran verſchwinden zulaſſen, während alle geſetzlichen Erleichterungen des Leibeigenſchaftsverhältniſſes ausdrücklich wieder aufgehoben wurden.

Alexander 1. beſtieg 1801 den Thron. Der Ukas vom 20. Feb. 1803 ſchien wirklich eine ſociale Reform, eine allmälige Aufhebung der Leibeigenſchaft vorbereiten zu ſollen. Denn die durch Staats- oder Militärdienſt Freigewordenen ſollten ſich ankaufen können, wo ſie wollten; die freigelaſſenen Privatbauern, denen ihr Herr das ihnen von der Gemeinde zugetheilte Areal überließ, ſollten daſſelbe erblich erwerben können; Leibeigne ſollten von den Leibherrn fürderhin ohne den Grund und Boden, worauf ſie angeſchrieben, nicht verkauft werden dürfen. Es iſt hier nicht zu unterſuchen, inwiefern dieſer Ukas dazu beſtimmt war, den Argwohn der altruſſiſchen Adelspartei gegen das neue, der Ausländerei bezüchtigte Regiment zu beſchwichtigen. Genug, derſelbe bildet das erſte wirkliche Glied in der Reihe derjenigen Maßregeln, mit denen die Regierung aus dem ſocialen Chaos herauszukommen ſuchte, welches hauptſächlich durch ihre Schuld in das Verhältniß zwiſchen Grundherrn und Bauern gebracht worden war. Allerdings beſchränkte es einigermaßen die vollkommene Willkür der Leibherren, andererſeits zerſtörte es aber die nationale Gemeinde nur noch mehr, nachdem dieſe ſich, trotz aller bisherigen Angriffe, im Großen und Ganzen, namentlich in den Ackerbaudiſtricten und in den (großentheils induſtriellen) Hauptwohnſitzen der Starowerzen aufrecht erhalten hatte.

Dies iſt wenigſtens mit einigen Worten zu erläutern, wobei zugleich denjenigen, welchen Weſen und Einrichtung der nationalruſſiſchen Gemeinde nicht geläufig iſt, klarer werden wird, in welcher Weiſe die bisherigen ſocialen Bewegungen ſeit Einführung der Leibeigenſchaft gewirkt haben mußten. Die nationalruſſiſche Gemeindeverfaſſung iſt aus jener Auffaſſung hervorgegangen, wonach die Erde und der daraus hervorgewachſene Menſch untrennbar, ſind, wie die Pflanze und ihr Wurzelboden. Ohne Frage nach einen fictiven, gleichſam urſprünglichen Grundherrn, welchem etwa die Bodennutzung durch perſönliche Leiſtungen gleichſam abgezahlt werden müßte — ohne dieſe Vorausſetzung ernährt ſich die Gemeinde aus dieſem Boden. Demzufolge erſcheint die geſammte communale Bevölkerung als Einheit, deren Individualitäten nur ſo weit zur Erſcheinung kommen, als jede einen gleichen Antheil an allen Nutznießungen, aber natürlich auch an allen Verpflichtungen

hat. Dieser Antheil muß natürlich bei immer neuem Nachwachs und Absterben der Gemeindeglieder fortwährend wechseln. Aber dabei fragt es sich nicht etwa um jeden einzelnen Geburts- oder Sterbfall; sondern nur insofern und erst dann, wenn dadurch ein neuer Haushalt begründet wird oder ein solcher wegfällt. Die Ungleichheit immobilen Vermögens Einzelner ist nicht möglich, es ist dafür gar kein Erbrecht vorhanden. Wald und Wasser, Jagd und Fischerei blieben außerdem vollständig unabgegrenzt, die Felder und Wiesen wurden dagegen nach der Zahl selbstständiger Haushalte immer wieder gleichmäßig vertheilt. Die nationalrussische Gemeinde ist die erweiterte Familie, darum ihr inneres Regiment rein patriarchalisch. Ein Oberhaupt wird von ihr gewählt und ihm ein Rath der Alten zur Seite gestellt, während jedes selbstständige Gemeindeglied eine Stimme in den Communalangelegenheiten hat. Die Gemeindeversammlungen vertheilen das Land und die Steuern, der Rath der Alten mit dem Oberhaupt hat die Verwaltung. Diese Regierung übt eine sehr weit gehende Disciplinargewalt über die Einzelnen, allein nicht die geringste über die Gemeinde, welche etwaigen Uebergriffen ihrer Vorsteher sofort durch Absetzung derselben begegnen kann. Klar ists also, daß die russischen Gemeinden in sich selbst vollkommen ausgebildete Socialrepubliken sind, deren Widerstandskraft nach oben auch dann noch vorkommenden Falls sehr bedeutend blieb, als ihre Mitglieder sämmtlich leibeigen geworden waren. Denn dies berührte den Lebensnerv ihres ursprünglichen Organismus nicht. Erst als die Entlassung auf Obrock einerseits, anderseits die Hereindrängung freigelassener Elemente begann, erschütterte sich ihr materieller Bau.

Alexanders Ukas von 1803 untergrub nun seine Grundfesten vollends. Denn die gänzliche Loslösung der im Heer- oder Staatsdienst Freigewordenen von ihrer Geburtsheimath unterwarf natürlich die Bevölkerungsverhältnisse aller Gemeinden ganz unberechenbaren Schwankungen. Ebenso ihr zu benutzendes Areal, da der mit seinem Bodenantheil vom Grundherrn Freigelassene diesen Besitz erblich erwerben durfte. Und um dem Werke der Zerstörung des nationalen Gemeindelebens die Krone aufzusetzen, hatte eben blos jene — freilich anderseits vollkommen humane — Anordnung gefehlt, daß der Grundherr keinen Leibeigenen ohne den ihm angewiesenen Grund und Boden verkaufen, verschenken, vertauschen darf, ohne daß doch der parcellirenden Entäußerungsfreiheit eine Grenze gesetzt ward. Dazu kamen überdies die unzähligen Umgehungen dieser Gesetze, welche an sich schon zu spät gekommen waren, da bei Alexanders Regierungsantritt bereits wieder dieselbe Ungleichmäßigkeit in der geographischen Vertheilung der leibeigenen Bevölkerung herrschte, welcher vor 200 Jahren Boris Godunow durch das rohe Mittel der Fesselung des Leibeigenen an die Scholle hatte begegnen wollen. Endlich aber boten Alexanders Ukase für die Hauptfrage, für die

Lösung der Eigenhörigkeitsfesseln nicht das Geringste. Anstatt die Leibeigenen allmälig zu befreien, konnten die Gesetze, wenn sie wirklich zur Ausführung kamen, vielmehr keinen andern Erfolg haben, als die leibeigenen Gemeinden durch freigelassene Elemente gewissermaßen zu ersticken und das Aufhören der Leibeigenschaft blos dem allmäligen Absterbne der Leibeigenen zu überlassen. Das war ein theoretischer Calcül auf Jahrhunderte hinaus, also praktisch in seiner Gegenwart ganz erfolglos.

Daß trotzdem Alexander 1. den besten, ehrlichsten Willen gehabt haben mag, sei durchaus nicht in Frage gestellt. Allein idealistisch, wie er war und blieb, führte ihn die bald erkennbare Erfolglosigkeit jener Maßregeln auf Bahnen, wo er straucheln mußte, weil er nunmehr ohne alle Rücksicht auf die materielle Existenz der Grundbesitzer und die Culturentwicklung der Leibeignen plötzlich eine vollkommne Bauernfreiheit wollte. Bekanntlich gelang ihm deren Herstellung in den baltischen Provinzen. Dort wurde der Bauer frei, aber ohne Grundbesitz, ganz auf die Bedingungen des Herrn gestellt.*) Im eigentlichen Rußland antwortete dagegen der Grundadel auf indirecte Anregungen zur Bauernbefreiung mit einem trocknen und drohenden Nein, in Kleinrußland entgegnete er ausweichend: die Grundherrn seien viel zu loyale Unterthanen, um nicht einem diesfallsigen Befehle des Kaisers Folge zu leisten; aber natürlich werde die Regierung auch die Consequenzen übernehmen müssen. Diesen Befehl auszusprechen und die Consequenzen zu übernehmen, wagte Alexander nicht. Die Leibeigenschaftsfrage war also um keinen Schritt weiter gefördert, als er starb. Nur waren zu den vielen fremden Elementen, welche das nationale Gemeindeleben erschütterten, auch noch die sogenannten Colonisten getreten, halb Soldaten, halb Bauern, untauglich nach beiden Richtungen, ohne rechte Disciplin, arbeitsscheu, ohne bürgerliche Zukunft, ohne militärischen Geist, den Bauern gegenüber sich überhebend, den Offizieren gegenüber eine trotzige fettgefütterte Aufruhrsoldateska. Außerdem versetzten auch noch die Bevor-

*) Es ist bemerkenswerth, daß die Bauernbefreiung in den Ostseeprovinzen grade während der liberalsten Epoche der Regierung Alexanders 1. nicht durchzusetzen war, obgleich man sie im Adel, namentlich Livlands, bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Angriff genommen hatte. Graf Peter Pahlen, der berühmte Generalgouverneur der Ostseeprovinzen, mußte erst sterben, um seinem Nachfolger, Marquis Paulucci, die Durchführung der unpopulären Reform zu überlassen. Livland erschuf auch zuerst ein Bauerngesetzbuch, dann folgte Kurland, zögernd, viel später Esthland. Ungefähr in den Vierzigern unsers Jahrhunderts gelangten zuerst einige livländische „Bauernwirthe" zum erbeigenthümlichen Erwerb ihrer „Gesinde" infolge der großen Grundbesitzkrisis in der Provinz; in der Mitte der Funfziger kam es hier schon häufiger vor, während in Kurland erst vereinzelte solche Beispiele auftauchten. In Esthland sind noch heute die freien bäuerlichen Grundbesitzer sehr selten und meistens eingewanderte Russen. Seit 1817 besteht aber die baltische „Bauernfreiheit"; man kann daraus einen ungefähren Schluß ziehen, wie lang noch die Zukunft der „provisorischen Leibeigenschaft" in Rußland währen mag, vorausgesetzt nämlich, daß die russischen Adelskörper so bereitwillig sind, als die baltischen es waren.

zugungen der Kronbauern, welche ausschließlich eine (geringe) Kopfsteuer zahlen, die benachbarten Privatgemeinden gegen ihre Herrn in Mißstimmung. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß der uncultivirte russische Bauer nicht einzusehn vermag, daß ein Grundherr, welcher auf den Ertrag von seinem Besitzthum gestellt ist, solche Begünstigungen gar nicht eintreten lassen kann, falls er sich nicht ruiniren will.

Nach einer mehrjährigen Pause in der Bauernfrage bestieg Kaiser Nikolaus I. den Thron. Die letzten Regierungsjahre Alexanders waren von revolutionären Bewegungen im Adel bezeichnet gewesen, welche allerdings aus den demokratischen Tendenzen mit nationaler Beimischung in der Zeit der sogenannten Freiheitskämpfe entstanden, doch nach und nach in Bestrebungen einer rein aristokratischen Adelskaste umgeschlagen waren. Daß diese Bewegungen beim Regierungsantritte des Kaisers Nikolaus als Militärrevolution eclatirten, widerspricht diesem Charakter ihres Wesens nicht; die Leiter des Aufstandes waren, wie jedermann weiß, der die moderne russische Geschichte kennt, ebenso gut über die Endziele düpirt, als die unglücklichen Soldaten, welche „Hurrah Constitution" schrien, weil ihnen weißgemacht worden war, dies sei der Name der Gemahlin des rechtmäßigen Zaren Konstantin. Als die Militärrevolution unterdrückt war, wußte man im Winterpalaste sicherlich genau, daß man ein Symptom vertrieben, aber das revolutionäre Uebel nicht gehoben, ja seine Wurzel im nationalen Adel nicht einmal berührt habe. Diesen Adel zu beschwichtigen und gewissermaßen zu lähmen, bis der neue Zar sich in seiner Stellung befestigt haben werde, wurde das nationale Panier mit Emphase entfaltet. Damit waren aber immer noch blos die mehr vorgeblichen, als ernst gemeinten Klagen über Ausländerei der Regierung gegenstandlos gemacht, womit die aristokratische Bewegung sich in der Nation populär zu machen gesucht hatte. Die angestrebte Umänderung der Staatsform dagegen, welche die geheimen Gesellschaften mit dem Namen „Constitution" umfaßten, behielt ihre Sympathien im Adel. Denn sie war dahin gegangen, daß den Bojaren und der Geistlichkeit wieder dieselbe machtvolle Stellung neben dem Zaren verschafft werden solle, welche sich beide Körperschaften vorbehalten hatten, als sie den ersten Romanow durch ihre Wahl aus ihrer Mitte auf den Thron gehoben. Diese Sympathien erschienen um so gefährlicher, als auch alle die zahllosen Sekten innerhalb der russischen Kirche in dem einen Punkte zusammenstimmen, daß sie die Vereinigung der höchsten weltlichen und geistlichen Macht im Zaren nicht anerkennen. Den Starrgläubigen (Starowerzen, Roskolniken) gilt sie als eine politische Verketzerung des wahren, echten, orthodoxen Glaubens; den mehr rationalistischen Sekten (Duchoborzen, Karmassons ꝛc.) überhaupt als eine Entheiligung der Religion.

Diese beiden, dem monarchischen Absolutismus in seiner specifisch zarischen

Ausprägung gleichermaßen bedenklichen Stimmungen und Geistesströmungen ließen sich criminaliter natürlich nur verfolgen, wenn sie mit Thatsachen hervortraten. Decrete oder Ukase dagegen hätten ihnen selbst eine gewisse unliebsame Wichtigkeit beigelegt, während trotzdem die Sympathien der großen Volksmassen für das petersburger Zarenthum nicht verstärkt worden wären. Die politischen Reformgedanken lebten aber überhaupt nur in den höhern Classen; die sektirerischen Bewegungen haben ebenfalls ihre Hauptsitze in den städtischen Bevölkerungen und in gewissermaßen abgeschlossenen Bestandtheilen des Landvolkes, ragen also im Allgemeinen in die Massen der Leibeignen wenig hinein. Unter solchen Umständen mußte nun jede Erleichterung der Leibeigenschaftsverhältnisse dem eigentlichen Zarenprincip, oder vielmehr dem Zaren persönlich, ungemein zahlreiche Massen in unbedingter Ergebenheit zuwenden, zugleich den Zwiespalt zwischen den Eigenhörigen und Leibherrn wiederum schroffer gestalten.

Der erste Regierungsact unter Kaiser Nikolaus war nun nicht etwa die Herstellung eines neuen Verhältnisses. Nein, er frischte gewissermaßen blos den Ukas Alexanders 1. vom 20. Febr. 1803 wieder auf. Und zwar namentlich das halb vergessene, halb durch Umgehungen eludirte Verbot des Verkaufs der Leibeignen ohne den zu ihnen gehörigen Grund und Boden. — Etwas später ward dann aber jene nationalökonomische Reform beliebt, wonach der bisher von oben her unberücksichtigte Ackerbau plötzlich wieder an die Stelle der künstlich emporgepflegten und dennoch nicht prosperirenden (staatsökonomisch unvortheilhaften) Industrie treten sollte. Wie fand diese volkswirthschaftliche Halbrevolution die Bevölkerung? Die Gutsbesitzer, der agricultorischen Richtung mehr oder minder entfremdet, sahen sich plötzlich in ihren industriellen Unternehmungen ohne Unterstützung und standen einem vielfach gelockerten Gemeindewesen gegenüber. Die zahllosen Scharen der auf Obrok Entlassenen kehrten plötzlich aus den Städten zurück, an deren Leben gewöhnt, dem Ackerbau entwöhnt, den Gemeinden entfremdet, deren Bodencultur nicht mehr auf die Ernährung so großer Massen berechnet war. Denn wenn auch das Terrain der Gutsherrlichkeit um keine Dessätine kleiner geworden war, so doch das Areal der Gemeindenutzung. Fast überall mußte folglich ein locales Mißverhältniß zwischen der leibeignen Bevölkerung und dem ihr zuständigen Boden eintreten. Ein ländliches Proletariat wucherte also daraus hervor. Was war nun natürlicher, als daß die Grundherrn sich des Ueberflusses an Menschen, für deren Ernährung sie eventuell sorgen müssen, auf jede Weise zu entledigen suchten? Sich derselben ohne zureichenden Grund und Boden zu entäußern, war unmöglich gemacht; die Freilassung hieß Capitale zum Fenster hinauswerfen und hob dennoch die Verpflichtung nicht auf, eventuell den Freigelassenen zu erhalten, wenn man ihm die Scholle nicht mitgeschenkt hatte; an das Militär

konnte man blos erwieſene Taugenichtſe zur Strafe abgeben und hatte dabei ebenfalls Koſten; die Recrutirung las ſich aber blos die geſündeſten Menſchen aus, alſo die beſtrentirenden Capitale des Leibherrrn. Unter ſolchen Verhältniſſen geſchah es nun oft, daß die minder bodenreichen Grundherrn ſich ihrer lebendigen Capitale auf die unmenſchlichſte Weiſe entäußerten. Namentlich ſcheute man deren Verſchickung nach Sibirien nicht, welche der Leibherr ohne richterliches Urtheil verfügen konnte; ferner machte man Ueberſiedlungen auf entfernte Beſitzungen nach Belieben, verhinderte die Verheirathungen u. ſ. w. Solchen Willkürlichkeiten ward nun allerdings durch verſchiedene Ukaſe ein Ziel geſetzt; das Recht der Gutsherrn zur Verſchickung ihrer Leibeignen, ſo wie ihrer Abgabe zur Armee ohne richterliches Urtheil ward beſchränkt; die Verheirathung der zu ein und demſelben Gute Gehörigen blieb nicht mehr an die Erlaubniß des Herrn gebunden; für den Verkauf der Eigenhörigen wurden ſtrenge Rechtsformen feſtgeſetzt, deren Verletzung ſie frei werden ließ u. ſ. w. — Allein während ſolchen einzelnen Anordnungen jede principielle Conſequenz vorenthalten blieb, — namentlich die freie Selbſtbeſtimmung des Leibeignen in der Wahl ſeiner Erwerbsthätigkeit — wiegt auch noch die Frage ſehr ſchwer: war es vorher nicht eben die Regierung geweſen, welche durch ihr ſtaatswirthſchaftliches Verfahren die Uebel des Leibeigenſchaftsverhältniſſes wieder verſchärft hatte? Und wurde die materielle Lage der Leibeignen wirklich um ſo viel verbeſſert, als die der Leibherrn dadurch verſchlechtert, daß man ihre Eigenthumsrechte beſchränkte?

Unerwähnt darf allerdings nicht bleiben, daß die Krone die materiellen Nothſtände der Grundherrn nicht blos dazu benutzte, um durch Güterkauf ihren eignen Privatbeſitz immer mehr zu erweitern. Indem ſie beinahe die Hälfte von Großrußland als Domänen erwarb, ſtellte ſie hier vielmehr die Leibeignen in materieller Beziehung auf gleiche Stufe mit den Kronbauern und erſchuf außerdem das Miniſterium der Domänen (1838) als deren ſpecielle Verwaltungsbehörde. Dabei bleibt es jedoch bemerkenswerth genug, daß die Geſetzgebung auch hier zerbröckelnd an das nationale Gemeindeweſen herantrat, deſſen ſorgſame Conſervirung früher ein höchſt bedeutſames Moment der Domänenverwaltung und einen ſpecifiſchen Gegenſatz zu den Organiſationsexperimenten in den Militärcolonien ausgemacht hatte. Indem jedem Domänenbauern das Recht verliehen wurde, den ihm angewieſenen Boden perſönlich zu vererben, mußte ſich natürlich der Unterſchied von Arm und Reich in die Gemeinden einführen, mußte ſich die Competenz der Gemeinde über ihre Mitglieder immer mehr beſchränken. In gleichem Verhältniß erweiterte ſich jedoch ebenſo conſequent der Einfluß des Beamtenregiments in das Innerſte des Communallebens hinein.*)

*) Daß die Krone ihre Domänenkäufe vorzüglich in Großrußland betrieb, war ebenfalls

Man hat, so lange Nikolaus 1. herrschte, den Ukas vom 14. April 1842 als Magna charta der Bauernemancipation gepriesen. In Rußland selber wußte man zu der Zeit, da er erlassen wurde, beinahe nichts weiter davon zu rühmen, als daß er mit seinen Anordnungen das nationale Gemeinsamkeitsmoment der Gemeinde nur noch mehr zerbröckelte. Die ministerielle Circulardepesche, womit er den Gouvernementchefs zugemittelt wurde, sagte auch ausdrücklich: „Derselbe enthält wesentlich nichts Neues, sondern ergänzt nur die Vorschriften, welche das Reglement von 1803 hinsichtlich der Art von Verträgen enthält, durch welche die an das Land gebundenen Bauern im Interesse des Grundherrn zu gewissen Leistungen verpflichtet werden." Dann hieß es weiter: „Man muß dem Sinne des höchsten Ukases daher keine andere Deutung geben, als er wirklich hat." Und um dies noch besonders zu erwirken, wurde den General- und Civilgouverneuren zur besondern Pflicht gemacht: „1) darüber zu wachen, daß hinsichtlich dieses Ukases keine falschen Gerüchte über eine vermeintliche Freiheit der Bauern verbreitet werden (folgt der Befehl zur Ergreifung und Bestrafung der Verbreiter solcher Gerüchte); 2) ein besonderes Augenmerk auf die Bauern zu haben, daß sie der gesetzlichen Herrschaft ihrer Grundherrn unbedingt unterworfen bleiben" (folgen abermalige Strafandrohungen). Daß also die Regierung dabei nicht entfernt an eine Bauernbefreiung dachte, bedarf nach diesen ihren eignen Worten wahrlich keines weitern Beweises. Indem aber der Ukas den Grundherrn besondere Verträge mit einzelnen Gliedern der Gemeinde gestattete, gab er den rein persönlichen Neigungen oder Abneigungen der Leibherren für einzelne Eigenhörige einen nur um so weitern Spielraum, sich gegen die nunmehr waffenlose Gesammtgemeinde geltend zu machen. Diese Befugniß wurde denn auch vom Adel dermaßen benutzt, daß von diesem Moment an die Bauernaufstände in Permanenz traten. Sogar die vorsichtigen Jahresberichte des Ministeriums des Innern ergaben das Resultat, daß alljährlich sechzig bis siebzig Gutsherrn von ihren Bauern erschlagen wurden;

nicht ohne tiefer liegende Absicht. Zunächst erschien es schon von besonderem Gewicht, daß sie unmittelbare Herrin der Volksmassen in den streng-nationalen Kernprovinzen des Reichs wurde, die überdies die fruchtbarsten sind. Da die Kron-, Staats- und Apanegabauern officiell zu den Leibeignen nicht gezählt werden, so konnte fortan derjenigen aristokratischen Opposition, welche die Leibeigenschaft als nationale Institution beibehalten wissen wollte, der statistische Beweis entgegengehalten werden, daß dieselbe in den russischen Kernlanden verhältnißmäßig kleinere Bevölkerungskreise umfasse, als anderwärts. Statistisch zählte sie ihre meisten Angehörigen in Kiew, Podolien, Volhynien. Grade in diesen Provinzen belehnte aber die Krone verdiente Staatsmänner und Generale, also ihre unbedingtesten Anhänger, besonders häufig mit Land und Leuten. Der reiche nationale Grundadel blieb also zur Erweiterung seines Grund- und Menschenbesitzes auf die östlichen und südlichen Provinzen gewiesen. Fassen wir diese Momente ins Auge, so wird es unter den heutigen Verhältnissen um so bedeutsamer, daß fast ausschließlich die Adelskörperschaften der westlichen Peripherie des Reichs sich zu Verhandlungen über die Anbahnung der Emancipation bereit erklärt haben.

die Verwalter, Administratoren, Amtsleute, welche dasselbe Geschick betraf, ganz ungerechnet. Wie barbarisch, roh, thierisch auch die einzelnen Umstände solcher Tumulte und Morde waren — ein Gedanke leuchtete überall hervor: die leibeigne Gemeinde glaubte einen Existenzkampf für ihr innerstes Wesen, für ihre nationale Communität und communale Solidarität, für den letzten Schutzwall gegen die Herrenwillkür kämpfen zu müssen. Es herrschte thatsächlich durch ganz Rußland derselbe Zustand, welchen ein baltischer Edelherr in einer Kreisadelsconferenz 1843 mit den Worten bezeichnete: „Der Kaiser dürfte es heute unsern Bauern nur erlauben, nicht befehlen, uns todt zu schlagen, so lägen wir alle morgen ermordet auf den Brandstätten unsrer Edelhöfe."

Man darf nicht vergessen, in welche Zeit diese Zustände fielen. Es war die Zeit, in welcher ein Theil des nationalen Adels in Moskau wieder einen Sammelpunkt der Opposition gesucht und gefunden hatte, während die modernisirte Aristokratie, während alle bildungsbedürftigen Elemente scharenweise nach dem „Auslande" strömten und daheim nur eben wieder lange genug lebten, um ihre Privatangelegenheiten zu ordnen und dabei neues Reisegeld anzusammeln. Dem gegenüber hatte die Regierung zuerst die Giltigkeitsdauer der „Auslandspässe" abgekürzt; wer diese Frist dennoch überschritt, ward mit Vermögensconfiscation bedroht. Ein Jahr nach dem Aprilukas, welcher die angedeuteten Zustände ins Leben rief, erfolgte ferner jenes s. Z. so viel besprochene Decret, wodurch alle Reisen nach dem Auslande (wenn nicht in nachgewiesenen kaufmännischen Geschäften oder wegen einer vom Hausarzt und vom Kreisphysikus bescheinigten Krankheit) gänzlich untersagt, auch selbst in diesem Falle mit einer enormen Paßsteuer belegt und Personen beiderlei Geschlechts zwischen dem achtzehnten und fünfundzwanzigsten Jahre vollkommen verschlossen wurden. Gleichzeitig erklärte die Regierung ihr tiefstes Mißfallen an den Auslandsreisen überhaupt, (sogar an den Gesundheitsreisen, indem sie die Heilquellen in den baltischen Gouvernements, am Kaukasus u. s. w. anpreisen ließ) bezeichnete also jeden als mißliebig, der sie dennoch unternahm. Dies alles zusammengenommen kam unter russischen Verhältnissen einer wirklichen Internirung der vornehmeren und wohlhabenden, der ganzen nicht leibeigenen Bevölkerung gleich. Gleichzeitig verarmten namentlich die kleineren Gutsbesitzer durch die Unfreiheit in ihrer Eigenthumsverfügung und die immer höher gesteigerten Zerwürfnisse mit den Leibeigenen. Die Regierung selber erkannte, daß es rascher und energischer Beschwichtigungsmittel bedürfe, wenn nicht die sociale Revolution zu einer Allgemeinheit und Stärke gedeihen sollte, gegen welche sogar dem Staate die Bändigungskräfte entgingen. Mehre Ukase, welche den von 1842 ergänzen sollten, erwiesen sich praktisch vollkommen wirkungslos. Die sociale Gährung stieg immer höher,

die Mißwachsjahre 1845 und 46 kamen hinzu, außerhalb Rußlands eclatirten die Vorläufer von 1848 und tönten, wenn auch nur wie dunkle Sagen, in das Innere des Reiches hinein.

Jetzt endlich entschloß man sich zu einem entschiedenen Vorschritte, welchen Alexander zwar schon beabsichtigt, aber theils aus Scheu vor dem Adel, theils infolge der Erkaltung seines Humanitätseifers zurückgestellt haben soll. Ein Ukas vom 20. November 1847 berechtigte nämlich die leibeigenen Gemeinden, die wegen Ueberschuldung ihrer Leibherren zum öffentlichen Verkauf gelangenden Liegenschaften erbeigenthümlich zu erwerben. Es durfte freilich nur um den „höchsten" beim Verkaufe gebotenen Preis geschehen, und natürlich traten solche Subhastationen meistens blos in Fällen ein, wo die Gemeinde vorher bereits gehörig ausgesogen war, wozu ja die bisherige Gesetzgebung dem Grundherrn Thür und Thor geöffnet hatte. Dennoch war der Erfolg, daß sofort, wo irgend ein solcher Verkauf stattfand, die Gemeinde als Käuferin eintrat. Häufig erschien es unbegreiflich, woher sie das Geld nahm. Erst viel später erfuhr man, daß sich blitzschnell, ohne alle Regeln, nur durch den Credit der altnationalen Gemeindesolidarität, unter den Communen ländergroßer Provinzen eine Art von gegenseitiger Assecuranz oder Association für solche Fälle ausgebildet hatte. Wer das associatorische Talent der Russen bei ihren Handels- und Gewerbsthätigkeiten kennt, wird dies freilich weniger auffallend finden. Wo aber zu befahren war, daß ein reicher oder mißgünstiger Edelherr dem Gemeindekauf mit Uebergeboten entgegentreten werde, da wußten die Bauern wol irgend einen armen Adeligen aufzufinden, welcher das Gut nominell für sich erwarb, in Wahrheit dagegen das Kaufgeld und ein Honorar von der Gemeinde erhielt und mit dieser einen Vertrag abschloß, wodurch dieselbe erbeigenthümliche Herrin ihres Areals wurde.

Die ungeheure Regsamkeit und die unbegrenzte Mannigfaltigkeit der Mittel, womit die Gemeinden sich des vom Ukas gewährten Vortheils bemächtigten, zeugten allerdings laut genug für die Lebenszähigkeit des so vielseitig berannten und erschütterten nationalen Gemeindewesens. Eine selbstständige Erstarkung der Communen wuchs urplötzlich empor, welche man nicht blos in Petersburg, sondern auch im Grundadel erschrocken erkannte. Man hielt die Art ihrer jetzigen Entwicklung selbst für weit bedenklicher als die ursprüngliche. Denn diese hatte blos jede einzelne Gemeinde compact erhalten, die jetzige bahnte dagegen communale Allianzen an, welche nach gehöriger Erstarkung der gemeinsamen materiellen Interessen auch einen socialpolitischen Charakter anzunehmen drohten. Aus verschiedenen Adelschaften selbst erging darum in dieser Erkenntniß die Anregung zu dem Ukas vom 15. März 1848, welcher das Recht des Bodenerwerbes auch auf den einzelnen Leibeigenen

übertrug. Man darf dabei abermals nicht ganz außer Acht laſſen, daß dieſer Ukas faſt am gleichen Tage mit jenem Manifeſt bekannt gemacht wurde, wodurch Kaiſer Nikolaus ſein Volk zum Kampfe gegen die Revolution und die „Heiden“ aufrief; und daß, wenn die politiſche Erregung Europas in Rußland Eingang fand, dies zunächſt beim Adel zu befahren war. In Litthauen, Volhynien, Podolien und Kiew, wo bald nachher große Truppenmaſſen angeſammelt waren, zeigte ſich die eigentliche Tendenz dieſes Ukaſes auch noch deutlicher. Es folgte nämlich demſelben die Anordnung zur Verzeichnung des Gutsinventars auf dem Fuße, d. h. zur genauen Fixirung der gegenſeitigen Rechte und Pflichten zwiſchen Gutsherren und Bauern. Man ging in einer Eile und mit einer Strenge an die Ausführung, daß der Adel, trotz der drohenden Bajonette eine energiſche Proteſtation wagen zu müſſen glaubte. Natürlich war ſie nutzlos und ließ dem Volke die Krone nur in noch hellerem Lichte der Befreierin erſcheinen. Gewitzigt beantragte nun der litthauiſche Adel, um ſich wenigſtens auch jene Volksſympathien zu ſichern, deren Koſten er tragen ſollte, die völlige Aufhebung der Leibeigenſchaft. Aber eine volksfreundliche Stellung des Adels wünſchte man in Petersburg gar nicht und ließ allgemach die ganze Sache wieder einſchlummern. Dagegen wurde der Ankauf oder Erwerb von Land durch einen Leibeigenen (Menſchen durfte er nicht erwerben) an die ausdrückliche Erlaubniß des Grundherrn gebunden — es war vorauszuſehen, daß der Adel nur in den ſeltenſten Fällen ſein bisheriges Sonderrecht einem Eigenhörigen zugeſtehen werde. Ferner wurde beſtimmt, daß „keine Einwände der Leibeigenen zugelaſſen und keinerlei Unterſuchungen vorgenommen“ werden, falls Leibeigene ſich etwa „auf frühern Beſitz des unbeweglichen, doch auf den Namen des Leibherrn erworbenen Immobiliarvermögens berufen, um es nunmehr auf den eignen Namen einregiſtriren zu laſſen.“ Hieß dies nicht, zum frivolen Bruche ſolcher und ähnlicher Verträge herausfordern, wie wir ſie oben zwiſchen armen Adeligen und leibeigenen Gemeinden entſtehen ſahen, und wie ſie auch tauſendmal zwiſchen einzelnen millionenreichen Eigenhörigen und Mitgliedern der zum Grundbeſitz berechtigten Claſſen beſtanden?

Mit dieſen Anordnungen ſtehen wir nun am Schluſſe der unter Nikolaus „mit größerer Kühnheit erlaſſenen Geſetze, welche die Gewalt der Gutsbeſitzer über die Bauern beſchränkten.“ Allerdings waren es Annäherungen an die Emancipation. Auf ihre einzelnen Veranlaſſungen, auf ihre Nebenumſtände, auf die momentanen Zwecke, auf die regelmäßig jedem Vorſchritt nachfolgenden Beſchränkungen wurde bereits hingewieſen. Vergegenwärtigen wir uns nun noch einmal die Preiſe, um welche die höchſt geringen poſitiven Annäherungen an die Bauernbefreiung erreicht wurden. Zunächſt um den Preis einer Zerſpaltung des nationalen Bevölkerungskernes in zwei ſich ihrer gegenſeitigen Feind-

ſeligkeit bewußte Heerlager, welche ein Zuſammenwirken beider für die Nationalarbeit fernerhin unmöglich machte, aber allerdings jedes derſelben den etwaigen ſelbſtſtändigen Entwicklungen des andern zum feindlichen Wächter ſetzte. Ferner um den Preis der Erſchütterung des nationalen Gemeindelebens, deſſen ſociale Einrichtungen die Entſtehung eines ländlichen Proletariats bis da unmöglich gemacht hatten. Weiter um den Preis einer Erſchaffung von bäuerlichen Rangverſchiedenheiten, welche die grundbeſitzlichen und politiſchen Ariſtokratien der bevorrechteten Claſſen in Bevölkerungsſchichten wiederholten, denen doch diejenigen Intereſſen entgehen, welche in höheren Ständen gewiſſe patriotiſche Solidaritäten erzeugen. Endlich um den Preis einer Verarmung und materiellen Unſicherheit im eigentlichen grundbeſitzenden Adel, welcher aber dadurch aufhört, mit ſeinen perſönlichen Intereſſen zugleich das conſervative Element des Staates zu vertreten.

Dieſe ſchweren, gradezu zerrüttenden Verhältniſſe, welche durch die angeblichen Schritte zur Bauernbefreiung und Adelsbeſchränkung erzeugt waren, würden die Bedeutung einer Uebergangsepoche gewonnen haben, wenn der Staat nach beiden Seiten hin auch die nothwendigen Conſequenzen anerkannt und geſtattet hätte, wodurch dem Adel und den Bauern ermöglicht worden wäre, die octroyirten Umgeſtaltungen ihrer materiellen und ſocialen Zuſtände wieder zu einer organiſchen Geſtaltung zuſammenzufaſſen. Aber dies war nicht der Fall. Hätte ein Adeliger, oder vollends eine Familiengeneration eingehend auf die Veränderungen im Leibeigenſchaftsweſen und in dem Gemeindeleben, die Verwaltung ihrer Beſitzthümer den neuen volkswirthſchaftlichen und ſocialpolitiſchen Verhältniſſen accommodiren, hätte ſich ein feſtbegründeter Beſitzadel ausbilden wollen — die Geſetze erlaubten es dem Einzelnen nicht, ſein Leben dieſer ſchönen Aufgabe zu widmen, denn jeder Adelige mußte den *vollen* Beſitz der Adelsrechte erſt durch einen Staatsdienſtrang erwerben. Aber auch dem Adelsgeſchlechte gehen ſeine Sonderrechte *gänzlich* verloren, wenn drei Generationen hindurch keines ſeiner Mitglieder ſie mit einem Tſchin wieder erwarb. Wollte aber der Adelige ſelbſt eine Reihe von Lebensjahren dem Staate widmen und nachher im Auslande die beſſern ökonomiſchen Einrichtungen ſtudiren, um ſie daheim in Anwendung zu bringen — der Staat gewährte ihm nicht die genügende Zeit zum Aufenthalt im Ausland, ja er unterſagte ihm ſpäter die Reiſe beinahe abſolut. Wollte der Adel ſeine jüngern Söhne auf den ruſſiſchen Hochſchulen zu tüchtigen Fachmännern ausbilden und den ältern, den zukünftigen Grundherren, die allgemeine Vorbildung gewähren, damit ſie rationelle Landwirthe, tüchtige Geſchäftsmänner würden — auch darin trat der Staat hemmend entgegen, indem er auf den Hochſchulen die Zahl der Studirenden auf ein unüberſchreitbares Minimum herabſetzte, ohne die Zahl der Univerſitäten ſelbſt zu vermehren. Acht Univerſitäten

mit je dreihundert Studenten, zusammen 2400 Zöglinge der freien Wissenschaft auf eine zu Universitätsstudien berechtigte Bevölkerung von mindestens zehn bis zwölf Millionen! So blieb grade demjenigen Adel, welcher auf dem Grundbesitze ruht, nichts frei und offen, um die gesetzliche Anerkennung seiner politischen Existenz zu erhalten, als der Soldatendienst.

Freilich wurde dem Adel, außer von der relativ so geringen Zahl der Söhne der übrigen freien Classen, keine Concurrenz im Staatsdienst, im Besuche höherer Lehranstalten u. s. w. gemacht. Denn für den Leibeigenen war vollends der geistige Pauperismus von vornherein dictirt. Er blieb auf die Volksschulen gewiesen, in denen er kaum Lesen, Schreiben und Rechnen lernte. Nur etwa durch den Soldatendienst, der ihn persönlich frei machte, konnte er noch ausnahmsweise in eine Selbstbestimmung schlüpfen. Der unter Alexander 1. noch freie Eintritt des Leibeigenen in den Staatsdienst wurde dagegen unter Nikolaus principiell verpönt. Die Kinder des persönlich freigesprochenen Soldaten blieben außerdem Besitzthum des Staates, *mußten* wieder Soldaten, *konnten* höchstens Cantonisten werden. Selbst die Handelsschulen blieben dem Sohne des leibeigenen Kaufmanns verschlossen, welcher selber, wenn auch mit dem großartigsten Geschäftsbetriebe, nicht aus der untersten Kaufmannsgilde treten konnte, falls ihm sein Herr die Freiheit nicht gab. Und die Fälle waren keineswegs selten, daß ein Leibherr selbst eine halbe Million Rubel zurückwies, die ihm als Freiheitspreis geboten wurden. Dies nicht etwa immer aus despotischer Lust, oder um den reichen Leibeigenen bequemer brandschatzen zu können — nein, oftmals blos, um der Eitelkeit genugzuthun, die sich stolz auf dem Bewußtsein wiegte, über millionenreiche Sklaven zu herrschen.

Was waren die positiven Gesammtresultate der Emancipationsschritte, als der letzte, blos von Rückzügelungen bezeichnete Regierungsabschnitt des Kaisers Nikolaus begann? Die Leibeigenen hatten nur als Gabe der Gnade wieder erlangt, was bis auf Boris Godunow herab ihr fragloses Communalrecht gewesen war: den Grundbesitz. Was ihnen bis zu Alexander vollkommen offen geblieben war, die Möglichkeit geistiger Bildung, die Freiheit der geschäftlichen Bewegung — es war ihnen jetzt bis auf ein Minimum entzogen. Womit erst Peter 1. ihr Leben als Marterfessel eingeschnürt, das Herrenrecht zur vollkommen willkürlichen Verfügung über den *einzelnen* Leibeigenen — das war geblieben. Das einzige Recht, welches dem Leibeigenen durch Nikolaus neu verliehen war, das Recht zum persönlichen Erwerbe unbeweglichen Eigenthums, das war wieder in seiner Uebung auf die Gnade des Herrn gestellt worden.

Unter so bewandten Umständen begann der orientalische Krieg. Trotz seiner relativ kurzen Dauer und trotz seiner geographischen Beschränkung er-

forderte derſelbe doch zunächſt ſo maſſenhafte und häufig wiederholte Rekrutirungen, daß ſelbſt nach ruſſiſchem Eingeſtändniß der Ackerbau ländergroßer Provinzen gänzlich vernachläſſigt darniederlag, ehe noch die allgemeine Volksbewaffnung ins Leben gerufen wurde. Der Adel, welchem dadurch ungeheure Einbußen an ſeinem Beſitzthum auferlegt wurden, ward von dieſer Calamität bereits äußerſt verarmt betroffen. Den Beweis dafür hatte die Thatſache geboten, daß die Regierung die im Anfange des Krieges decretirte allgemeine Rückzahlung der grundherrlichen Hypothekſchulden an die Reichscreditanſtalten nicht durchzuführen vermochte. Die durch maſſenhafte Zwangsverkäufe drohende Entwerthung des Grundbeſitzes erſchien vielmehr ſo unberechenbar, daß der Staat eine Stundung der Rückzahlungen auf unbeſtimmte Zeit eintreten d. h. die ganze Finanzoperation fallen laſſen mußte. Man ſchritt nun einfach zur maſſenhaften, oft wiederholten Creirung von Schatzſcheinen. Aber dieſes Auskunftsmittel und die notoriſche Noth konnte dennoch den Grundadel nicht von der patriotiſchen Verpflichtung befreien, gezwungenermaßen in freiwilligen Kriegsopfern ſeine finanziellen Kräfte vollends zu erſchöpfen. Die relative Geringfügigkeit der auf dieſe Weiſe aufgebrachten Gelder bewies von neuem, wie arm bereits der Adel war. Man darf aber dabei nicht vergeſſen, daß der Adel, namentlich die Nationalpartei, alle dieſe Anſtrengungen und Opfer in der ſichern, von oben her genährten Hoffnung aufwendete, daß Rußland den Kampf mit Entſchiedenheit zu Ende führen werde.

Dieſe Hoffnung rief auch die Geſammtheit der Nation unter die Waffen. Den Leibeigenen wurde ihre Freiheit von den patriotiſchen Agitatoren gradezu als Lohn ihrer Tapferkeit verheißen. Es braucht nun nicht daran erinnert zu werden, wie wenig der Ausgang des Krieges den Wünſchen der nationalen Partei entſprach. Je ausſchließlicher aber nunmehr echtruſſiſche Elemente die oberſten Verwaltungspoſten des Reiches occupirten, deſto ſicherer wiegten ſich die Ariſtokraten in der Hoffnung, daß der junge Zar durch ſein inneres Syſtem den murrenden Nationaladel für ſeine Kriegsopfer entſchädigen werde. Auch erſchien bekanntlich unmittelbar nach dem Frieden bei der Entlaſſung der Reichswehr ein Ukas, welcher die ſtrengſte Aufrechthaltung der Leibeigenſchaftsverhältniſſe anordnete und den Gemeinden einſchärfte (April 1856). Die Krönungsfeſte brachten dann die Anordnung einer allgemeinen Volkszählung zur Regulirung der Steuerverhältniſſe, den Erlaß der rückſtändigen Steuern, Amneſtie für die wegen der politiſchen Verſchwörungen und Revolten von 1825, 1827 und 1831 Verurtheilten, endlich die vierjährige Einſtellung der Recrutirungen, d. h. alſo lauter Conceſſionen an die Ariſtokratie und für den Grundadel die ſpecielle Garantie, vier Jahre lang vor directen Vermögensopfern geſichert zu ſein, die freie Bauernbevölkerung nicht anwachſen zu ſehen. Niemand ſchien ſeine Hoffnungen unerfüllt ſehen zu ſollen, als die

leibeigene Bevölkerung, deren männliche Seelenzahl (1855) jetzt noch auf 11,800,000 berechnet ward, also auf eine Gesammtsumme von etwa 22 bis 23 Millionen unter 68 der Gesammtbevölkerung des Reichs. Die Eigenhörigen sind auf 109,000 Gütern vertheilt, von denen 1100 mehr als 1000 männliche „Seelen", 2000 zwischen 1000 und 500, 18,500 zwischen 500 und 100, 30,100 zwischen 100 und 21, 57,000 endlich weniger als 21 besitzen. Statistisch bemerkenswerth ist es nun, daß die Gesammtzahl der Leibeignen, trotz der reichlichen naturgemäßen Vermehrung der russischen Gesammtbevölkerung, diesen officiellen Angaben zufolge seit circa 20 Jahren nicht nennenswerth gewachsen ist. Denn die officielle Statistik am Ende der dreißiger Jahre beziffert die kopfsteuerpflichtigen, also leibeigenen Männer auf ebenfalls etwa 11 Millionen. Diese waren damals auf 110,762 Gütern (jetzt 109,000) vertheilt, welche im Durchschnitt größere Areale als jetzt umfaßten — ein deutlicher Beweis, welche große Strecken Landes der leibeigenen Bevölkerung entzogen worden sind, während die kaum angewachsene Zahl der Leibeigenen beweist, welche ungeheuren Menschenopfer der Staat von den Grundbesitzern in Anspruch genommen hat. Denn die Zahl der seit 1840 von ihren Herrn Freigelassenen betrug nach dem letzten Census blos 145,000 männliche Seelen, die der seit 1842 durch Contract zu freien Pächtern (doch nicht persönlich frei) Gewordenen 26,868. Dagegen zählten noch 1844 die officiellen Angaben 17,763 Adelige im Besitze von 62,183 Leibeigenen *ohne* Grundbesitz auf — ein deutlicher Beweis, wie fruchtlos Alexanders Verordnung (von 1803) gewesen war, welcher den Erwerb und Verkauf von Menschen ohne das dazu gehörige Areal untersagt hatte.

Dies war der Stand der Leibeigenschaftsverhältnisse, als Alexander 2. den Ukas vom 17. Dec. 1857 erließ. Seine weitere Entwicklung hat erst die Zukunft zu gestalten. Hier kam es blos darauf an, die thatsächlichen Verhältnisse dessen, was bis dahin geschehen und wie es geschehen, übersichtlich zusammenzuordnen. A. B.

Das östreichische Festungssystem in Galizien.

In seinen polnischen Provinzen, Galizien und Bukowina, hatte Oestreich bis vor kurzem gar keine befestigten Plätze, die langgedehnte Grenze gegen den mächtigen Nachbar im Osten entbehrte jeder natürlichen wie künstlichen Verstärkung, und es standen diese Länder einem Angriff vollkommen offen. Als bei der ersten Theilung Polens die beiden Provinzen im Norden des

Karpathengebirges erworben wurden, schien keine dringende Nothwendigkeit vorhanden, die neugewonnene Grenze durch Anlegung fester Plätze zu sichern, denn das nachbarliche Königreich Polen, welches seine Existenz noch einige Zeit hindurch fristen sollte, war nicht geeignet, Befürchtungen zu erregen, und Oestreich war damals hauptsächlich darauf bedacht, sich gegen die neu entstandene und unter Friedrich dem Großen so bedeutend gewordene Macht Preußens den Schutz eines Festungssystems zu verschaffen, welchem Bestreben die unter der Kaiserin Maria Theresia in Böhmen ausgeführten Festungen ihre Entstehung verdanken. Außerdem war die türkische Grenze während der traditionellen Kämpfe gegen die Osmanen durch eine Reihe größerer und kleinerer, aus dem allgemeinen Bedürfniß entstandener Plätze gesichert worden, und in der Lombardei hatte man es auch für nothwendig gefunden, sich in dem, seit jeher oft in Zweifel gezogenen Besitz des Landes durch Anlegung mehrer Waffenplätze zu befestigen. Die andern Grenzen der Monarchie ermangelten ganz des Schutzes, den Festungen immer gewähren und den Festungen bei der damaligen Art der Kriegführung ganz besonders verschafften. Die Grenzen Ungarns gegen Polen waren nie gefährdet gewesen. Mit Frankreich führte das Haus Habsburg seine Kriege meist am Rhein und in den Niederlanden, fern von den Grenzen seiner Erblande. Die speciell östreichische Grenze hatte keinen einzigen befestigten Punkt, der eine auf die Stammländer des östreichischen Hauses zurückgedrängte Armee aufzunehmen und ein von Westen kommendes Heer aufzuhalten im Stande war. Daß Linz nicht befestigt war, mußte in den Jahren 1805 und 1809 schwer empfunden werden. Wie wenig endlich Wien der Centralpunkt einer Landesbefestigung war und sein konnte, braucht wol nicht erst nachgewiesen zu werden.

Obwol nun die östreichische Monarchie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein zwar unleugbar aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetztes, aber doch schon längere Zeit bestehendes Ganze war, so schien sich doch noch nicht das Bedürfniß geltend gemacht zu haben, diesem Staatencomplex den Schutz eines Festungssystems zu verschaffen, welches gegen feindliche Angriffe Sicherung verliehen hätte. Klare Ideen über die Befestigung der Staaten mangelten noch allgemein; weiter sich zu erheben vermochte man nicht, als einzelne bedrohte Grenzen durch Anlegung meist nicht sehr zweckmäßiger Plätze zu schützen, welche, überdies ohne Rücksicht auf ihren strategischen Werth und ihre Stellung im Befestigungssystem des Landes angelegt, nur von vorübergehender und geringer Bedeutung waren. So viel hatte auch Oestreich zum Schutz Böhmens und der Lombardei gethan. Was aber die neu gewonnene Grenze im Nordosten betraf, so glaubte, wie bemerkt, Oestreich für den Augenblick von dem zerrütteten Polen nichts befürchten zu

dürfen, und die Gefahr von dem übermächtig werdenden Rußland war noch nicht zum allgemeinen Bewußtsein gelangt. Die lange Grenze von den Höhen, welche Oder und Weichsel trennen, bis in die Bukowina war vollkommen entblößt, und nicht nur war in den polnischen Provinzen nördlich der Karpathen kein einziger befestigter Platz, sondern es stand auch ganz Ungarn bis an die Donau offen. Komorn, im Herzen des Landes, war der einzige Punkt, der eine russische Armee hätte aufhalten können.

So war es und so blieb es auch während der Friedensjahre, welche den napoleonischen Kriegen folgten. Rußland benutzte diese Zeit, um in Russisch-Polen starke Festungen anzulegen; dasselbe thaten auch andere Staaten, z. B. Preußen, das für seine neuen Erwerbungen und Begrenzungen sich ein Festungssystem schaffen mußte. Selbst Oestreich that an einigen Punkten der Monarchie Einiges. Die nordöstliche Grenze aber blieb unbegreiflicherweise vernachlässigt, als ob der Fall gar nicht denkbar gewesen wäre, daß der mächtige Nachbar diese Wehrlosigkeit je benutzen könnte.

Die Erhebung des Jahres 1846 in Galizien, und die allgemeine Bewegung von 1848 erst veranlaßten die östreichische Regierung, in den beiden Hauptstädten des Landes, Lemberg und Krakau, Citadellen anzulegen, um die Bevölkerung im Zaum zu halten und sich den Besitz dieser Punkte zu sichern. In Krakau wurde das auf einem Hügel in der Mitte der Stadt gelegene alte königliche Schloß als Castell eingerichtet, und in Lemberg eine Anhöhe in der Nähe der Stadt mit mehren isolirten Thürmen besetzt, welche, die Stadt vollkommen beherrschend, eine Art verschanzten Lagers einschließen.

Im Jahre 1850 beschloß die östreichische Regierung, um sich den Besitz eines militärisch wichtigen Punktes gegen Rußland zu verschaffen, Krakau zu befestigen, und es wurden fünf große detachirte Forts an beiden Ufern der Weichsel sofort in Angriff genommen, bestimmt, der Kern eines Manövrirdepôtplatzes zu werden, wozu Krakau gewählt war. Und in der That ist diese Stadt der wichtigste Punkt an der nordöstlichen Grenze, den Lauf der Weichsel, so wie auch die Straßen nach Ungarn und nach den deutschen Provinzen der Monarchie beherrschend, als Offensiv- und Defensivplatz von größtem Werth. Vereinzelt bleibend, hätte Krakau wol den Kern der Monarchie an dieser verwundbarsten Seite geschützt, aber es wäre der östliche Theil Galiziens dennoch ganz offen geblieben.

Die Stellung Oestreichs zu Rußland während der orientalischen Wirren und des Krieges der Westmächte gegen das Uebergewicht Rußlands im Osten, machte es hauptsächlich fühlbar, daß Oestreich auf der Seite gegen seinen mächtigsten und ehrgeizigsten Nachbar des Schutzes einer starken Grenze entbehre. Um sich in Galizien für die dort aufgestellte Armee eine Operationsbasis zu gründen, mußten Festungen erst geschaffen werden, und dies in

größter Eile, denn ein Hinaustreten Oeſtreichs aus ſeiner Neutralität konnte jeden Augenblick nothwendig werden. Feldzeugmeiſter Heß, Commandant der öſtreichiſchen Beobachtungsarmee, im Verein mit dem damaligen Generalgeniedirector Feldzeugmeiſter Grafen Caboga, entwarf das Befeſtigungsſyſtem für Galizien, fixirte die zu befeſtigenden Haupt- und Zwiſchenpunkte, beſtimmte die Art ihrer Befeſtigung, und ließ an den ſo ausgewählten Punkten die Arbeiten ungeſäumt, im Sommer 1854, beginnen.

Die Hauptpunkte dieſes Feſtungsſyſtems, ſo wie es damals entworfen worden war, und wie es auch in der Folge ungeändert blieb, ſind: Krakau an der Weichſel, Przemyſl am San, und Zaleſczk am Dnieſter. Als Zwiſchenpunkte wurden befeſtigt: Rozvadow, ein Uebergangspunkt des Dnieſter, ſüdlich von Lemberg, auf der Straße nach Ungarn, Halicz, zwiſchen Rozvadow und Zaleſczk, ebenfalls am Dnieſter, und Gura humora in der Bukowina, am Moldawafluß. Endlich iſt auch die ſchon erwähnte lemberger Citadelle in dieſes Syſtem einzureihen.

Dieſe Punkte wurden, da die Zeit drängte und in jedem Moment ein Ausbruch der Feindſeligkeiten zu erwarten ſtand, mit der größten Anſtrengung zu places du moment hergerichtet. Alle genannten Plätze ſind an einem Fluß gelegen und bilden einen aus geſchloſſenen Werken beſtehenden doppelten Brückenkopf von großer Ausdehnung, oder vielmehr ein verſchanztes Lager für eine Armee, aus dem der Brücke vorgelegten noyau und einer vordern Linie von Werken beſtehend. Der Entwurf war nicht für den Augenblick, ſondern für die permanent an dieſen Punkten zu erbauenden Feſtungen berechnet; nur wurden die Werke (iſolirte Forts) wegen Mangel an Zeit jetzt noch nicht permanent ausgeführt, ſondern gleich im Laufe des Sommers 1854 mit thunlichſter Beſchleunigung als Werke der Feldfortification, nach einem ſtarken Wallprofil hergeſtellt, mit Blockhäuſern und ſonſtigen Verſtärkungsmitteln verſehen und größtentheils an den Punkten ſelbſt angelegt, wo die ſpätern permanenten Werke ihr emplacement erhielten. Dieſe Erdforts, im Laufe einiger Wochen vollendet und mit ſchwerem Vertheidigungsgeſchütz armirt, verliehen den auf dieſe Art ſo raſch geſchaffenen Manövrirplätzen eine große Widerſtandsfähigkeit, und ſie hätten einer auf die Defenſive angewieſenen öſtreichiſchen Armee im Jahre 1854 Dienſte geleiſtet, wie die Vorwerke Sebaſtopols und die Erdſchanzen vor Siliſtria deren tapfern Vertheidigern.

Dieſe im Drang der Verhältniſſe getroffene Wahl der Plätze blieb auch giltig für das permanente Feſtungsſyſtem Galiziens, welches in den letzten Jahren in Arbeit genommen wurde. Krakau, Przemyſl und Zaleſczk ſind beſtimmt, große Manövrirdepôtplätze an der nordöſtlichen Grenze Oeſtreichs zu werden, aus einem geſchloſſenen noyau, einer Linie vorgelegter detachirter

Forts (Lagerforts) und Manövrirforts an den wichtigsten Punkten bestehend, mit allen zur Ergänzung, Verpflegung u. s. w. einer Armee nöthigen Militäretablissements versehen und für eine Armee von 80,000 bis 100,000 Mann berechnet. Ihre Aufgabe ist, einer offensiv vorgehenden Armee als Stützpunkte zu dienen, eine geschlagene, zurückgedrängte Armee aber aufzunehmen und diese in die Möglichkeit zu versetzen, unter dem Schutze des Platzes einem Feind Widerstand zu leisten, dem man im offnen Felde für den Augenblick die Spitze zu bieten nicht im Stande ist, der aber, durch die Festung und die darin befindliche Armee gehindert, daran vorbeizugehn gezwungen werden soll, mit einem regelmäßigen Angriff gegen einen Platz vorzugehn, der eine wol geschlagene, aber nicht vernichtete Armee enthält, die, unter dem Schutz der günstigen Position manövrirend, auf den Augenblick wartet, die ihr entrissene Offensive wieder zu ergreifen. — Rozvadow, Halicz und Gura humora sind doppelte Brückenköpfe aus geschlossenen Schanzen, zur Sicherung der Flußübergänge, besonders wichtig für die Erleichterung der Operationen der Armee in diesem schwierigen, ziemlich unwegsamen Lande. — Lemberg endlich ist mehr aus politischen, als strategischen Gründen befestigt.

Den wichtigsten Platz in dem Festungssystem Galiziens nehmen also Krakau, Przemysl und Zaleszk ein. Verhältnisse gestatten es nicht, diese Befestigungen eines Näheren zu besprechen, noch in die bisherigen Fortschritte bei Ausführung des in seinen Hauptzügen skizzirten Festungsnetzes einzugehn. Einige Worte nur sollen über den Werth dieser drei Plätze beigefügt, und daran eine Bemerkung geknüpft werden, was behufs der Vervollständigung des Vertheidigungssystems Oestreichs im Osten allenfalls noch wünschenswerth wäre.

Krakau, an einem großen Strom, am Scheidepunkte des östlichen und westlichen Theils der Monarchie, und an der Grenze dreier großen Staaten gelegen, ist ohne Zweifel einer der wichtigsten militärischen Punkte des östreichischen Staates. Und in Würdigung dessen wird Krakau auch einer der stärksten festen Plätze Oestreichs werden. Fassen wir seine defensive Wirkung in das Auge, so sehen wir, daß über Krakau die Straße von Warschau nach Wien führt; an dieser Stelle kann Rußland am ehesten in das Herz Oestreichs dringen, und ist eine russische Armee da durchgebrochen, so ist der östliche Theil Galiziens von selbst verloren. Jeder Krieg, den Rußland mit Oestreich oder Mitteleuropa führt, wird seine Entscheidung um Krakau herum suchen und finden; darum ist der Besitz einer Festung ersten Ranges an diesem Punkt der Grenze eine Nothwendigkeit und von größtem Werth. Krakau im Verein mit Ollmütz erfüllen die Sicherstellung gegen einen Angriff, der, von Osten kommend, direct gegen Wien gerichtet ist. — Nicht minder wichtig als durch seine defensive Wirkung ist Krakau, wenn man es als Punkt der Operationsbasis

betrachtet für eine Armee Oestreichs oder Mitteleuropas, die gegen Rußland aggressiv vorzugehen hätte.

Der zweite Waffenplatz an der Ostgrenze, Przemysl am San, 25 Meilen von Krakau entfernt, am Kreuzungspunkte der galizischen Längenstraße mit der von Lemberg oder respective Warschau kommenden Hauptstraße nach Ungarn, hat gegen einen Angriff zu decken, den eine russische Haupt- oder secundäre Armee gegen die ungarischen Provinzen Oestreichs auszuführen suchen würde. Andererseits kann es im Verein mit Krakau oder mit Zaleszk einer östreichischen Armee für ihre Operationen gegen Russisch-Polen als Basis dienen. Beide Bestimmungen verlangen, daß Przemysl ein Platz ersten Ranges, ein Manövrirdepôtplatz sei.

Zaleszk am Dniester, an der Grenze der Moldau gelegen, der äußerste östliche Punkt der Operations- und Vertheidigungslinie Oestreichs, scheint wol schon wegen der excentrischen Richtung eines dort erfolgenden Angriffes, am wenigsten berufen, bei einem Kriege mit Rußland in Wirksamkeit zu treten, ist aber zur Sicherstellung der Grenze nach dieser Seite hin unumgänglich nöthig, und wird auch als großer Manövrirdepôtplatz behandelt. Aeußerst wichtig wird Zaleszk, wenn ein ähnlicher Fall eintritt, als der, in welchem sich Oestreich im Jahre 1854 gegen Rußland befand, dessen in die Donaufürstenthümer eingedrungene Armee durch das östreichische in Siebenbürgen und Galizien aufgestellte Beobachtungscorps, dessen linker Flügel seinen Stützpunkt eben in Zaleszk hatte, strategisch vollkommen flankirt war. Durch seinen Einfluß auf die indirecte Vertheidigung der Moldau und des Weges, der nach Konstantinopel führt, ist Zaleszk vorzüglich wichtig.

Die Wahl und Anordnung dieser drei Plätze, so wie, daß sie als große Hauptplätze betrachtet und als solche befestigt wurden, kann nur gebilligt werden. Es ist ein anerkennenswerther Fortschritt in den Ansichten derjenigen, welche über Landesbefestigungen zu entscheiden haben, daß man, anstatt die Grenze mit einer Unzahl kleiner Plätze zu übersäen, die, von geringer Widerstandsfähigkeit, nur eine Zersplitterung der für die großen Operationen erforderlichen Streitkräfte verursachen würden, — sich mit einigen großen und starken Plätzen begnügte, welche ihre Bestimmung gegen einen Angriff, von welcher Seite er immer kommen möge, vollkommen zu erfüllen im Stande sind und die nicht, wie es viele kleine Plätze thun, die operirende Armee schwächen, sondern sie stärken, indem sie ihr die Möglichkeit bieten, von ihnen begünstigt, sich gegen einen überlegenen Feind so lange Zeit zu halten, bis durch Vermehrung der eigenen Streitkräfte oder Schwächung des Feindes oder andere Umstände das Gleichgewicht der Kräfte hergestellt wird.

Diese drei Plätze bilden jedoch nur eine Linie, und eine Festungslinie ist in einem Landes- oder Grenzbefestigungssystem das, was eine im Feuer stehende

Schlachtlinie ohne Reserve ist. Denn ist der Besitz Galiziens durch selbe wohl gedeckt, so bleibt doch, aus dem Gesichtspunkt betrachtet, daß ein gegen den östlichen Nachbar gerichtetes Vertheidigungssystem auch die weiteren Provinzen zu schützen hat, zu wünschen übrig, daß diese Festungslinie eine Unterstützung erhalte. Bis in das Innere Ungarns ist gegenwärtig kein befestigter Punkt, der für eine aus Galizien hinausgedrängte Armee einen Stützpunkt abzugeben im Stande wäre. Im Norden der Karpathenkette noch Festungen anzulegen, auf wenige Tagemärsche hinter diesen großen Plätzen, darin ist nicht zu denken; sie würden werthlos sein. Das Festungssystem Galiziens muß außerhalb Galiziens seine Vervollständigung erhalten; auf dem südlichen Abhang der Karpathen müssen noch ein oder zwei große Plätze angelegt werden, an strategisch wichtigen Punkten, damit, wenn infolge eines großen Unglücks, welches die eigene Armee betroffen, die Festungslinie in Galizien durchbrochen würde, die zurückgedrängte Armee nach ihrem Rückzug durch das Gebirge Stützpunkte finde, um sich dem Feinde zu entziehen und sein Vordringen zu hemmen. Die Uebergänge des Gebirges selbst lassen sich unmittelbar nicht vertheidigen, denn es führen zu viele Straßen über die langgestreckte Kette der Karpathen, und es ist auch das Gebirge überhaupt sehr leicht praktikabel. Im Süden der Gebirgskette, an den Debouchés der Straßen in die Ebene Ungarns, bieten sich nun zwei solche Punkte dar, geeignet, in die zweite Linie des Befestigungssystems gezogen zu werden. Am Vereinigungspunkte der von Krakau und von Przemysl kommenden Straßen ist Eperies, die genannten Communicationen direct beherrschend, mehre andere flankirend, und als ein Knotenpunkt des oberungarischen Straßennetzes gelegen nicht zu umgehen. Zudem begünstigt das Terrain die Anlage eines großen verschanzten Lagers an dieser Stelle. Weiter südöstlich wäre ein zweiter derartiger Punkt: Tokaj an der Theiß, welches den Lauf dieses Flusses und alle aus Ostgalizien kommenden gegen Pest-Ofen convergirenden Straßen beherrscht. Den Weg von Lemberg nach Pesth versperrt Tokaj direct; eine feindliche Armee, die über einen andern Punkt des Gebirges nach Ungarn eingedrungen ist, dürfte an Tokaj nicht vorbeiziehen, wenn die östreichische, aus Galizien zurückgedrängte Armee, dem Feind ausweichend, sich in den Schutz eines großen Waffenplatzes bei Tokaj begäbe.

Wagners Gesellschaftslexikon.

Das erste Heft des Wagnerschen Staats- und Gesellschaftslexikons ist nun wirklich erschienen, und der Herausgeber führt dasselbe mit einem längern Vorwort und einer Einleitung ein, welche die leitenden Grundsätze des Werkes erörtert. Selten haben wir eine so wunderliche Vermischung von Wahrem und Falschem gelesen, als diese Seiten bieten; es heißt zwar, man wolle bescheiden auftreten und dem Publicum von diesem ersten Versuche conservativer Publicistik keine hochtönenden Verheißungen geben, aber es werden doch Aussichten eröffnet, die Lösung der tiefsten und schwersten Probleme der politischen und socialen Gegenwart in dem Gesellschaftslexikon finden zu können, und bei der Stellung der Fragen, wie sie vorläufig und im Allgemeinen im Vorwort gegeben wird, kommen eine so große Zahl von gefährlichen Unklarheiten und schiefen Auffassungen vor, daß wir nicht umhin können, einige derselben näher zu beleuchten und zu versuchen, nicht die Fragen zu lösen, wie dies in beschränktem Raum überhaupt nicht möglich ist, sondern richtiger zu stellen.

Der Herausgeber wendet sich im Vorwort besonders gegen den Liberalismus, der in Religion, Wissenschaft, Gesellschaft und Staat sich lossage vom Positiven, von den gegebenen und bestehenden Grundlagen. Dagegen läßt sich nun an sich nichts sagen, es kommt nur darauf an, wie man das Positive auffaßt und wie man es fortbilden will. Daß der vormärzliche Liberalismus hier schwer gefehlt hat, daß er den geschichtlichen Verhältnissen nicht genug Rechnung getragen, ist unbestreitbar und durch die Erfahrung der Jahre 1848 und 49 bestätigt, aber man sei nicht ungerecht gegen jene Männer, die vor jener bewegten Zeit als Stimmführer des Liberalismus galten. Sie waren oft unpraktisch, abstrahirten von andern Staaten Grundsätze, die für Deutschland nicht anwendbar waren, aber war dies allein ihr Fehler? Hatten nicht auch die Schuld daran, welche den besten Köpfen eine freiere politische Wirksamkeit in dem realen Staatsleben verschlossen, in welcher sich die unpraktischen Theorien von selbst berichtigt hätten? Welche Laufbahn außer der akademischen oder publicistischen konnte ein Mann von lebendigem politischem Interesse ergreifen, der nicht die langsamen Windungen der Büreaukratie durchmachen wollte? Wir sehen in England oft junge Mitglieder des Parlamentes mit den hochfliegendsten und kühnsten Projecten hervortreten, aber die stetige praktische Beschäftigung mit der politischen Wirklichkeit streift das Chimärische rasch ab, und sie werden nützliche und thätige Mitarbeiter am Gemeinwohl, während Leute, die sich vom lebendigen Treiben und Schaffen des Tages zurückziehen, in England ebensowol unpraktische Theorien zu Wege bringen als

in Deutſchland, wofür Thomas Carlyle ein redendes Beiſpiel iſt. Wo ſollten die Männer, denen eine politiſche Fortbildung Deutſchlands am Herzen lag, ihre Hebel von 1815—48 anſetzen als weſentlich im Geiſtesleben? So viel ſie es in den Kammern konnten, haben ſie es redlich gethan, und wenn wir jetzt trotz aller Reaction die ewigen Laſten von Grund und Boden abgelöſt haben, wenn noch Geſchwornengerichte und eine gewiſſe Freiheit der Preſſe beſtehen, ſo iſt dies weſentlich jenen Liberalen zu danken, welche dafür im Schweiße ihres Angeſichtes gegen eine übermächtige Bureaukratie, einen unariſtokratiſchen Adel und die Gleichgiltigkeit der großen Menge kämpften. Sie hatten wenigſtens den Muth, Bewegung und Heraustreten aus der politiſchen Stagnation zu fordern und zu vertreten, während diejenigen, welche jetzt hochmüthig den Stab über ſie brechen, damals nicht etwa etwas Eignes, Praktiſches und Lebensvolleres boten, ſondern eigenſinnig in der Verneinung beharrten, ihre Privatrechte möglichſt zu wahren ſuchten und daneben ſich den Polizeiſtaat ſehr gut gefallen ließen. Daß die Liberalen ſich in dieſem Kampfe viele Irrthümer zu Schulden kommen ließen, daß ſie zu ſehr nach dem damaligen franzöſiſchen Conſtitutionalismus ihre Ideen zuſchnitten, ſoll nicht geleugnet werden, und ſie ſelbſt ſahen dies vollkommen ein; die Zeit, wo der erſte Verſuch gemacht ward, ihre Ideen in größerem Maßſtabe zu verwirklichen, iſt nicht fruchtlos an ihnen vorübergegangen, und man braucht nur ein Werk deſſelben Schriftſtellers dieſer Partei aus den letzten Jahren mit einem frühern zu vergleichen, um den Fortſchritt handgreiflich zu ſehen. Welcher Partei gehört die neueſte hiſtoriſche Literatur an, welche ſich den beſten engliſchen und franzöſiſchen Werken zur Seite ſtellen darf, wo ſtehen Häuſſer, Beißke, Sybel, Mommſen? Was ſind dagegen Leo und Menzel? Das Ausland zollt jetzt den erſtern gerechte Anerkennung, es weiß wenig von den Verdienſten der letztern. Das Werk der Liberalen in 1848 und 49 iſt geſcheitert, dies iſt nicht zu leugnen, aber ebenſo gewiß iſt, daß ihre Gegner nichts mehr und wol Schlimmeres zu Stande gebracht haben; ſie hatten keinen Ruf des Unwillens für Holſtein und Heſſen, für den Verkauf der deutſchen Flotte, für die Abhängigkeit Preußens von Rußland, ſie predigten Buße wo die nationale Schmach Vergeltung forderte, ſie haben in den innern Angelegenheiten unter dem Namen einer conſervativen Politik ſtets ihre eignen Intereſſen verfochten und dieſelbe über alles geſtellt. Wir ſind einer Nachahmung des Auslandes ebenſo entgegen wie Herr Wagner, aber wir wollen es nicht verſchmähen, von den Erfolgen und Irrungen andrer Staaten zu lernen. Wir dürfen gewiß ſein, daß Frankreich jetzt nicht mehr der Gegenſtand blinder Bewunderung in Deutſchland iſt, es wird uns ſeine Entwicklung dazu dienen, zu lernen, wie man es nicht machen müſſe, um zur Freiheit zu kommen. Was England betrifft, ſo iſt es uns allerdings nicht „eine gewiſſe Inſel, wo die Normalverfaſſung für die ganze

civiliſirte Welt zu finden wäre," wol aber das Staatswesen, das nach Rom in der Geſchichte als das bedeutendſte daſteht; wir bewundern in ſeiner Verwaltung und Verfaſſung jene Erbweisheit, welche einen Quader auf den andern fügend das ſtolzeſte Gebäude für eine würdige und männliche Freiheit aufgeführt hat. Wir wollen nicht engliſche Inſtitutionen, für welche uns die Materialien fehlen, copiren, aber wir wollen von ihnen lernen, um die großen Ziele: repräſentative Verfaſſung, Schutz der Perſönlichkeit, Selbſtverwaltung, unabhängige und volksthümliche Rechtspflege in unſrer Weiſe und auf unſerm Wege nach Möglichkeit zu erreichen. Ein engliſcher Staatsmann wird für die Erhaltung von Manchem kämpfen, was ſich hiſtoriſch gebildet hat und deshalb für England von Werth iſt, was aber ohne jene geſchichtlichen Vorgänge nachzuahmen ſinnlos wäre; die großen Inſtitutionen aber, welche die eigentlichen Pfeiler der engliſchen Freiheit ſind, werden wir nach Maßgabe unſrer eigenthümlichen Verhältniſſe nachzubilden uns nicht ſchämen dürfen. Daß im Oberhauſe nur ein Miniſter, der auch Pair iſt, ſprechen darf, iſt eigenthümlich engliſch und deshalb nicht von uns nachzuahmen, daß aber ein Miniſter der Landesvertretung verantwortlich ſei, iſt die Bedingung jeder ernſten repräſentativen Regierung, und wenn wir jenen Hauptbedingungen eines freien Staatswesens nachgehen, ſo werden wir finden, daß ſie Grundlage aller der altgermaniſchen Inſtitutionen waren, welche, wie Burke ſagt, einſt das gemeine Recht Europas bildeten. Die Partei des Hrn. Wagner verſpottet jede Berufung auf England, außer wenn es gilt, eine kirchliche Unduldſamkeit zu rechtfertigen, ſie verlacht die deutſchen Liberalen, aber was bietet ſie uns Eignes, um dazu das Recht zu haben? Die Verfaſſung zuerſt, auf deren Boden ſie doch in der Landesvertretung kämpft, iſt nicht ihr Werk, ſondern das ihrer Gegner. Sie arbeitet nun dahin, die Verfaſſung auszubauen, was in ihrem Sinne gründlich umwerfen heißt. Wol war die preußiſche Verfaſſung in höherm Grade verbeſſerungsbedürftig als manche andre, aber läßt das Gebahren der Kreuzzeitungspartei auf die ehrliche Abſicht ſchließen, die gegebenen Grundlagen zu entwickeln? Wenn ich ein Haus gemiethet habe, mit der Bedingung, es ausbauen zu dürfen, halte ich meinen Miethsvertrag, wenn ich daſſelbe einreiße und einen chineſiſchen Pavillon hinſetze? Wenn jene Herren die Conſtitution von 1849 verabſcheuten, weshalb beſchworen ſie dieſelbe? Weshalb ſitzen ſie in den von dieſer Verfaſſung eingeſetzten Kammern? Beziehen ſie ihre Diäten, um die Grundlagen deſſen, was ſie beſchworen, zu vernichten? Die Partei ſpricht wol viel von organiſcher Entwicklung und Selbſtregierung im Gegenſatz zu einem ſchematiſchen Liberalismus. Hr. Wagner ſagt auch in ſeiner Vorrede, die Theilnahme des Volkes an der Geſetzgebung ſei etwas ſo Natürliches und Gegebenes, daß es der ganzen Verkehrtheit des revolutionären Liberalismus bedurfte, um ſie in Mißcredit zu bringen, aber es iſt nur ſchade, daß, wenn

ſich die Gelegenheit einmal bietet, praktiſch für Selbſtregierung, gegen Polizeiwillkür, für Controle der Regierung aufzutreten, jedesmal das verhängnißvolle „dennoch“ des Hrn. Gerlach kommt und das Votum anders fällt als die vorgegebene Sympathie. Freilich, heißt es, ſei die Theilnahme an der Geſetzgebung nur dann erſprießlich, wenn ſie von ſocial und politiſch ſelbſtſtändigen, ſich ſelbſt regierenden und verwaltenden Corporationen getragen und zugleich von einer Art Rechtspflege begleitet werde, welche nicht die ſchlimmſte Art des eximirten Gerichtsſtandes für die Beamten reſervirt. Mit letztrer Bemerkung ſind wir ungemein einverſtanden; wann aber hat denn Hr. Wagner oder einer ſeiner Freunde etwas dafür gethan, die Beamten verantwortlich zu machen? Wir haben nie gehört, daß von dieſer Seite aus die Sache zur Sprache gekommen ſei. Die ſelbſtſtändigen Corporationen ſind ſehr vortrefflich, nur ſollten ſie nicht dazu dienen, den Rittergutsbeſitzern unter dieſer Firma die ganze Macht über das platte Land zu geben und das Zunftweſen zu reſtauriren. Wir halten die Kreistage für eine ſehr gute Vertretung örtlicher Intereſſen, aber es ſollen auch wirklich die Intereſſen des ganzen Kreiſes, nicht blos einiger Einſaſſen deſſelben darin vertreten ſein. Wie Hr. Wagner in den Geſchwornengerichten eine Gefahr ſehen kann, mag er mit ſeinem germaniſchen Gewiſſen abmachen, er findet, da daſſelbe, des Inſtituts der Staatsanwaltſchaft zu geſchweigen, an die Stelle feſter, bindender Formen, dieſes Bollwerkes wahrer bürgerlicher Freiheit, die moraliſche Ueberzeugung treten läßt, die Inſtitution höchſt bedenklich, denn dieſer richterliche Grund ſei in politiſch erregten Zeiten ziemlich identiſch mit Willkür.

Einer der Hauptgreuel für die Partei des Hrn. Wagner iſt bekanntlich der moderne Induſtrialismus. Zwar wird uns in der Vorrede verſichert, daß man nicht die Concurrenz an ſich verwerfe, ſondern nur die unſittlich ausbeutende Concurrenz, „die Fußgänger, Wagen und Reiter auf denſelben Weg zuſammendrängt“ und den Schwachen ſchutzlos in den Kampf mit dem Starken treibt. Was man ſich hierbei denken ſoll, iſt ſchwer zu ſagen; ob der Vorredner wol einmal einen Blick in Baſtiats Harmonies Economiques geworfen hat. Er würde dort den überzeugendſten Beweis finden, daß jener ſo entſetzlich ausgemalte Kampf des Schwachen mit dem Starken gar nicht exiſtirt, und daß, wenn man die volle Freiheit läßt, alle ſcheinbaren Widerſprüche auf Geſetzen beruhen, nach denen ſie ſich im Einklang mit den Intereſſen der Geſellſchaft auflöſen müſſen. Nach Wagners Theorie hätte man von vornherein alle Maſchinen verbieten müſſen, um den Handarbeiter, der nicht das Capital hatte, ſich eine Maſchine zu kaufen, vor der übermächtigen unſittlichen und ausbeutenden Concurrenz zu beſchützen. In der Einleitung heißt es noch weiter: „Die Theorie des laissez faire und laissez aller iſt nichts anders als die Emancipation des materiellen und ſocialen Volkslebens aus der Macht und

Gewalt des Staates." Dies ist bis auf einen gewissen Grad ganz richtig, und wir begreifen nicht, was die Partei, welche sich für Selbstregierung und Selbstbestimmung und gegen die Bureaukratie ereifert, daran auszusetzen haben kann. Wol mag man den Staat, den Vormund und Pfleger der materiellen Interessen nennen, aber je freier dieselben unter seiner Oberaufsicht sich bewegen können, je weniger die Pflege eine Bevormundung ist, desto besser muß sich der Gewerbfleiß dabei stehen, jede künstliche Erschwerung oder Bevorzugung dagegen unnatürliche Interessen schaffen, welche, wenn sie einmal da sind, gebieterisch Berücksichtigung fordern und immer weiter auf falscher Bahn führen. Die Kreuzzeitung hat sich zuweilen sehr freihändlerisch geäußert, aber wir haben gegen solche Erklärungen stets einen natürlichen Unglauben behalten; die Abschaffung der englischen Getreidezölle war allerdings dem Ackerbau der Ostseeprovinzen sehr vortheilhaft, die Ermäßigung der Schutzzölle gab ihren Producten vermehrten Abzug, aber die eigentlichen Grundsätze der Partei laufen dem Freihandel direct zuwider; denn wer Grund und Boden fesseln will, die Gewerbe in die Zunft zurückzwängen will, der kann keine freie Bewegung des Handels wollen.

Ueber das, was das Gesellschaftslexikon auf geistigem Gebiet anstreben will, schweigen wir, die absurde Lehre von der Umkehr der Wissenschaft und ihre Folgen sind bekannt und berüchtigt genug.

Hr. Wagner verheißt, sein Werk solle die Partei darstellen, so wie sie künftig werden wird, es ist das vorläufig noch eine schwer zu bestimmende Größe, wir urtheilen nicht nach dem, was sie bisher gesprochen, sondern nach dem, was sie gethan hat. Mit Sprechen und Erklärungen wird man das Wort, an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, nicht ändern. Möge die Partei sich in ihren Thaten ändern, sonst wird nichts ihre Entfremdung von der Nation heben, nichts das Fiasco des vorliegenden Werkes hindern und Herr Wagner der Mühe überhoben sein, dasselbe, wie er sich vorbehält, in fremde Sprachen zu übersetzen. B.

Correspondenz.

Aus Konstantinopel. 16. Juni. — Ich schreibe Ihnen unter den Donner eines eben am Himmel aufziehenden Gewitters, einer immerhin seltenen Erscheinung in Stambul, wo alle Krisen in der Atmosphäre sich in der Regel in gewaltigen Orkanen, anstatt in Blitzschlägen und Regengüssen auszutoben pflegen. Der Donner rollt mit

erſchütterndem Getöſe rings im weiten Umkreiſe der Hauptſtadt, und tiefgehende Wolken, welche aus der Richtung von Bruſſa ſich herbewegen, ſcheinen das Marmarameer zu fegen. Abermals wie im vergangenen, und dem jenem vorausgehenden Jahre iſt es ein ausnahmsweiſer Sommer, den wir hier erleben. Es fehlt jene erdrückende Hitze, die uns den hieſigen Aufenthalt in der betreffenden Jahreszeit ſo beſchwerlich zu machen pflegt. Noch prangen die Hänge der Berge, die in andern Jahren ſchon zu Anfang Mai allen Graswuchs unter den ſengenden Strahlen einer hochſtehenden Sonne verloren zu haben pflegen, im üppigſten und friſcheſten Grün, und die Bäume, deren gewaltige Laubkronen mir niemals zuvor ſo umfangreich erſchienen, treiben immer neue Schößlinge aus den ſich weiter und weiter ſtreckenden Zweigen. Ich machte neulich einen Ausflug am dieſſeitigen Ufer des Bosporus entlang. Es war ein ſchöner Morgen, und über den Himmel trieben nur einzelne leichte Federwölkchen dahin. Die Meerenge, als ich ſie nach einem halbſtündigen Gange von meiner Wohnung aus erreicht hatte, lag dunkelwogig da, belebt von dem Windhauch, der aus Norden kommend faſt jederzeit durch die enge Waſſerpforte ſtreicht und nur an den allerheißeſten Tagen zu Ende Juli und Anfang Auguſt dann und wann, aber nur auf kurze Zeit, erſtirbt. Wie der Beſchauer auch immerhin ſeinen Standpunkt wählen möge: dieſes Bild der dunkelgrünen, ich möchte ſagen ſchwarzen Seefläche, von der ſich die Schaumkuppen der Wellen um ſo greller abheben, zwiſchen den lieblichen und ſtellenweiſe romantiſchen, auf einzelnen Punkten von alten, halb erhaltenen Ruinen überragten, an andern von breiten Vorſtädten der Metropole, von Dörfern, Landhäuſern und Villen überſtiegenen Ufern iſt ein entzückendes, und vielleicht unvergleichliches in ſeiner Art auf dem ganzen Erdenrund. Aber man muß die rechte Jahreszeit ausſuchen, um das unübertroffene Gemälde zu muſtern. Wer im Winter, wenn die Regenwolken über dem Bosporus hängen und die meiſten Laubbäume blätterlos ſind, hierher kommt, wird es immer noch ſchön und ſehenswerth finden, er wird aber nicht den Eindruck davon mit ſich nehmen, den es in den Tagen der vollſten Entfaltung der Vegetation zu geben im Stande iſt. Ich gehe hier nicht näher auf den erwähnten Ausflug am Meeresufer entlang ein, wiewol eine derartige Promenade die Beſchreibung im Detail lohnen würde. Selbſt in denjenigen Theilen, wo man nicht vollkommen freie Ausſicht hat, indem der Weg ſich zwiſchen den Anbauten am Geſtade und dem rückwärtigen mit Gärten und kleinen Waldpartien überdeckten Steilhange hinzieht, iſt ſie intereſſant, und rechtfertigt den langſamen Schritt, um die Schönheiten, welche eine kaum ihrer ſelbſt bewußte und allerwärts einzeln betrachtet noch viel zu wünſchen übrig laſſende Kunſt in Verbindung mit der Natur, die hier unerſchöpflicher und jugendlicher wie irgend anderswo erſcheint, geſchaffen hat, vollſtändig und nach Herzensluſt zu genießen. Zuweilen geht der Pfad hart am Ufer entlang. Man überſchreitet, indem man den ſchmalen Weg verfolgt, welcher links von Häuſern und rechts unmittelbar von den unter den Windſchlägen ſich ſchäumend am Ufer brechenden Bosporuswellen begrenzt wird, auf zahlreichen kleinen Brückchen, über die nicht zwei Menſchen zugleich nebeneinander zu gehen vermögen, die vielen Kanäle, mittelſt deren die Meeresflut theils behufs eines Seebades im Hauſe, theils für die Füllung des Kalkbaſſins, welches ſich im Souterrain einer jeden Ufervilla befindet, den Häuſern zugeführt wird. Sie iſt klar wie Kryſtall, und man ſieht

Digitized by Google

noch weit über das Ufer hinaus bis auf den steinigen Grund. Die rumelischen Hissaren oder jene alten Befestigungen, durch die Muhamed 2., der Eroberer, den Byzantinern den oberen Bosporus verschloß, sind eine herrliche Partie. Wie dieses graue Mauerwerk nach der Zinnenmauer und den breiten, runden Thürmen sich abhebt gegen den dunkeln Hintergrund der grünen Bergwände und der blau- und braungrünen Cypressen! Von hier aus zum letzten Male wirft man einen Blick über ein Landschaftsbild von einer Ausdehnung, mit der nur vielleicht die berühmten Panoramen von Lissabon und Neapel zu wetteifern vermögen: über Konstantinopel und seine europäischen Vorstädte, über Skutari und die Prinzeninseln, während der blaugrün und hier und da silberhell strahlende Streifen des Marmarameeres in weiter duftiger Ferne sich verliert, und als Hintergrund der bithynische Olymp mit seinem Schneegipfel das Bild schließt. Setzt man den Weg weiter fort, so tritt man in die Region des oberen Bosporus ein. Noch sind, näher zu den Hissaren, die Dörfer zahlreich auf beiden Gestaden, namentlich auf dem europäischen, aber die einzeln stehenden Villen und Landhäuser mehren sich, bis man Therapia und Bujukdere erreicht, mit welchen beiden Schwesterflecken der friedliche Anbau schließt, um darnach, weiter nach Norden hin, den Batterien nebst Zubehör, welche den Eingang der Meerenge vertheidigen, Platz zu machen.

Die Saison des obern Bosporus, oder, wie man sie auch wol nennt, von Therapia-Bujukdere, hat in diesem Jahre noch nicht begonnen, d. h. die hohen türkischen Würdenträger und die hohe Diplomatie von Pera, die in andern Jahren schon im Mai die Konaks und Steinpalais in Konstantinopel und im Frankenviertel mit den Sommerresidenzen, den luftigen Jalis, und den Villen am kühlen, windbewegten Ufer des großen Thals (Bujukdere) zu vertauschen pflegten, werden diesmal erst zu Ende des laufenden Monats oder zu Anfang des kommenden hinausziehen; welche Verspätung eines Theils durch die viel besprochenen Vermählungsfeierlichkeiten, theils durch die politischen Ereignisse, die alle Sorgen in Anspruch nahmen, veranlaßt wurde. Der letztvergangene Montag war zur Feier eines Festes ureigenthümlicher Art angesetzt worden, nämlich zu einer Art von Schützenübung, nicht mit Büchsen, sondern mit Bogen, und die der Sultan selbst, dem jährlichen Gebrauche nach, mit seiner Gegenwart beehren wollte; der Kriegsminister und Großadmiral (Risa Pascha und Mehemed Ali Pascha) erschienen schon frühzeitig auf dem Ok-Meydan oder Pfeilplatz, und mit großem Gefolge. Auch hatten sich etwa hundert und funfzig Schützen aus den vornehmsten, in Stambul ansässigen türkischen Familien eingefunden. Einige tausend Neugierige waren außerdem herbeigeströmt. Diesen allen wurde eine bittere Enttäuschung bereitet, als die unerwartete Nachricht eintraf: man möge mit dem Feste ohne Weiteres beginnen; denn der Sultan, welcher durch wichtige Staatsangelegenheiten in Anspruch genommen sei, werde nicht erscheinen. Noch weiß man nicht genau im Publicum, um was es sich gehandelt hat, indeß ist gewiß, daß Maßnahmen von nicht unerheblicher Wichtigkeit getroffen worden sind, über welche die Zeitungen vielleicht bereits Auskunft ertheilt haben werden, wenn diese Zeilen zum Drucke kommen. Der Telegraph war seit Sonntag Abend stark in Anspruch genommen und spielte ohne Unterlaß. Am Montag Morgen aber hatte sich der östreichische Internuntius, Freiherr von Prokesch-Osten zu Aali Pascha, dem Großvezier, begeben, und eine drei volle Stunden dauernde Unterredung mit demselben gepflogen.

Digitized by Google

Der Gegenstand der Conferenz ist nicht bekannt geworden, er kann aber nicht füglich weit abseits von der montenegrinischen Frage liegen. Eine Besprechung derselben durch ein Plenum der Vertreter der Großmächte hat hier noch nicht begonnen und wird auch wol kaum vor der Beendigung der pariser Conferenzen Statt haben.

Es bedarf meinerseits nicht der wiederholten Versicherung, daß man hier mit der Haltung Fuad Paschas in einem hohen Maße zufrieden ist. Derselbe hat durch sein festes Auftreten nicht nur die Würde seines Landes und Souveräns gewahrt, sondern sicherlich der zu Uebergriffen so sehr geneigten französischen Politik schwere Verlegenheiten bereitet. Man kennt noch nicht die Vorgänge bis zur vorgestern stattgehabten fünften Sitzung, und weiß nur, daß der Pfortengesandte zu mehren Malen veranlaßt war, dem Grafen Walewski gegenüber die Drohung seiner sofortigen Abreise auszusprechen. Was die Lage im Allgemeinen angeht, so ist Konstantinopel wol kein sehr begünstigtes politisches Observatorium, um sie zu beurtheilen. In Ihrer nähern Stellung zu den Drehpunkten der Ereignisse sind Sie dabei bevorzugter. Darum hier nur einige Bemerkungen. Kein Umstand kann heute auffallender erscheinen, und gibt mehr zu denken, als die kalte Ruhe, die Oestreich gegenüber den lauten Provocationen Frankreichs bewahrt, und, wie es scheinen will, nicht ohne Absicht zur Schau trägt. Niemals waren die Verhältnisse, dem Anschein nach, in Italien und zum Westen überhaupt gespannter, und gleichzeitig Oestreich zu keiner Zeit weniger darauf bedacht, durch Gegendemonstrationen zu imponiren. Den näher und näher herandrängenden Gefahren eines Bruchs gegenüber bewahrt es seine Stellung mit verschränkten Armen und ohne daß eine Bewegung irgend welcher Art eine Unruhe verriethe. Aber gleichwol sind seine Maßregeln ohne Zweifel genommen, und zwar derartig genommen, um sofort in Kraft zu treten, wenn man derselben bedürfen wird. Sein Urlaubersystem bewährt sich unter den obwaltenden Verhältnissen schon im voraus vortrefflich, und ersetzt ihm zum Theil die allerdings vollkommnere preußische Militärorganisation. Von dem aber, was es bei einem etwaigen Zusammenstoß leisten wird, ist es dermaßen überzeugt und zugleich in seinem Selbstgefühl gehoben, daß seine Frankreich entgegengewendete Politik heute keinen Augenblick geschwankt hat und den Eindruck einer Planmäßigkeit macht, deren innere Consequenz auf dem Vollbewußtsein des Vorhandenseins der Mittel zur Durchführung beruht. Es kommt heute der Pforte nicht wenig zu Statten, diesen Verbündeten zur Seite zu haben; außerdem gewinnt der östreichische Einfluß im Orient dadurch im entsprechenden Maße.

Man erwartet im Laufe dieser Woche den neuernannten englischen Gesandten Sir Henry Bulwer Lytton hierselbst; indeß ist es wahrscheinlich, daß derselbe erst später eintreffen wird. Herr von Wildenbruck, der preußische Gesandte, ist etwas leidend und wird wahrscheinlich einen kleinen Ausflug nach Varna oder Brussa antreten. Herr von Thouvenel dürfte hier verbleiben; was Herrn von Butenieff, den Gesandten Rußlands bei der hohen Pforte, angeht, so steht wol ziemlich fest, daß er nur bis zum Herbst hier bleiben und darnach einen Nachfolger erhalten wird. Seine Gemahlin, die Protestantin ist, und er, der der griechischen Kirche angehört, neigen sich seit der Zeit seiner römischen Gesandtschaft sehr dem Katholicismus zu und bekunden dies unter anderem hier am Orte durch die außerordentliche Theilnahme und Fürsorge, welche sie den hiesigen französischen barmherzigen Schwestern

zu Theil werden laſſen. Man hatte die ſchon früher an den Tag getretene Zuneigung zu katholiſchen Intereſſen für erkünſtelt und für ein Werk der Politik erachtet. Es ſoll ihr aber nach dem, was ich darüber höre, eine aufrichtige Gemüthsrichtung zu Grunde liegen. Die ruſſiſche Regierung ſendete den greiſen Diplomaten wol nur hierher, um das Werk der Verſöhnung anzubahnen. Im Herbſt iſt ſeine Aufgabe, wie man annimmt, vollendet, und es wird ſich dann darum handeln, einen Nachfolger zu finden. Daß Herr von Titoff dieſer nicht ſein wird, würde auch dann feſt ſtehen, wenn derſelbe nicht, indem er zum Erzieher des Großfürſten Cäſarewitſch ernannt worden iſt, einen feſten und wichtigen Poſten erhalten hätte.

Das Gewitter, unter deſſen Donner ich meinen Brief begann, dauert fort, und ſcheint ſich jenſeits der Meerenge zu entladen. Der Wind iſt ſtärker geworden; die Wellen tragen Schaumkäppchen, und die auf der Rhede liegenden größern und kleinern Fahrzeuge, einige Kriegsſchiffe mit einbegriffen, tanzen luſtig um ihre Ankerketten.

Die Kaulbachſchen Illuſtrationen zu Shakeſpeare.

Man konnte es kaum anders als einen unglücklichen Gedanken nennen, wenn der Künſtler, welcher den gräciſirenden idealiſtiſchen Claſſicismus in unſerer Kunſt am ausgeſprochenſten vertritt, ſich die Aufgabe ſtellte, dem realiſtiſchſten aller Dichter, Shakeſpeare, nachzuſchaffen, und man durfte von vornherein faſt mit Sicherheit annehmen, daß daraus niemals irgend etwas Erquickliches entſpringen könne. Der Erfolg hat dieſer Meinung nur zu ſehr Recht gegeben. — Es iſt einer der Grundmängel der idealiſtiſchen Richtungen, daß ſie ſtatt an der Unerſchöpflichkeit der Natur in ihren Bildungen Theil zu nehmen, auf eine größere oder geringere Anzahl ihnen geläufig gewordener Typen beſchränkt ſind und durch die unabläſſige Wiederholung derſelben zuletzt bis zur Unerträglichkeit langweilig werden. An dieſem Uebel leidet denn auch der Kaulbachſche Shakeſpeare, und zwar mehr als die übrigen Producte des Meiſters, er iſt das Schwächſte, was derſelbe bisher veröffentlicht hat. Kaulbach iſt bereits ſo Manieriſt geworden, daß er indiſche, perſiſche Gedichte, die Bibel, den Homer, einen Kirchenvater, ein nordiſches Märchen oder modernſte Geſchichte illuſtriren kann, und Eines genau ausſieht wie das Andere. Immer treten dieſelben Figuren uns entgegen, er vermag die Natur weder recht anzuſehen noch recht nachzuahmen; wenn er ſogenannte Charaktere bilden will, ſo ſchafft er in der Regel Caricaturen, wie in ſeinem König Johann, wo die Zuſammenkunft mit dem Dauphin von Frankreich wol das Abſurdeſte iſt, wodurch der große Dichter nur verunſtaltet werden konnte. Nirgend tritt die ungemeine innere Kälte Kaulbachs, das angekünſtelte, aller Unmittelbarkeit und Friſche entbehrende Weſen dieſes Künſtlers, ſein peinliches Verſtandesraffinement ſo hervor als in dieſem Blatt, wo alles Grimaſſe, nichts wahre, warme Empfindung, nichts der Natur abgelauſcht, oder liebevoll von ihr geſchenkt iſt. Nicht minder widerwärtig iſt der Tod des Königs Johann, ja er iſt vielleicht noch ärger, da er ganz ebenſo wenig wie Lady Macbeth mit ihrer berühmten Wahnſinnsſcene auf uns den Eindruck eines bedeutenden, großartig an-

gelegten Menſchen, ſondern lediglich den eines gewöhnlichen armen Sünders macht. Ganz gewöhnliche Menſchen ſind aber keine tragiſchen Helden. Ebenſo wenig iſt es dem Künſtler gelungen, Macbeth ſelbſt als einen ſolchen, oder auch nur als einen lebendigen Menſchen zu bilden. Es iſt ein bloßer Schemen aus ihm geworden. Freilich charakteriſirt man einen Helden auch nicht glücklich, wenn man ihn darſtellt, wie er ſich die Stiefeln anzieht. Der Künſtler hat ſich dadurch zu helfen geſucht, daß er die Geiſter der Gemordeten über ihm verſammelt, um ſo ſein Schuldbewußtſein anzudeuten. Dies iſt aber ein ganz unkünſtleriſches Mittel; denn das Schuldbewußtſein mußte man in ſeinem Geſicht leſen. Dieſes Hereinziehen der überſinnlichen Welt iſt von Kaulbach ſo zum Syſtem ausgebildet worden, daß es wol der Mühe verlohnt, den Werth deſſelben einmal genauer zu unterſuchen. Die Geſtalten der überſinnlichen Welt auf ſeinen Bildern widerſtehen uns darum ſo, weil ſie in der Regel keine andere Rolle ſpielen als die des deus ex machina in der Komödie, ſie erklären und bringen zum Schluß und zur Löſung, was der Künſtler durch künſtleriſche Mittel nicht zu erklären und aufzulöſen verſtanden hat. Weiß er einen Dichter nicht ſo zu bilden, daß man den gottbegeiſterten Seher in ſeinen Zügen leſen kann, flugs wird ihm die Muſe zur Seite geſtellt; verſteht er den Fluch des böſen Gewiſſens nicht in den verſtörten Zügen des Verbrechers zu malen, ſo läßt er die Schuld oder die Nemeſis pathetiſch mit gezücktem Schwert über ihm ſchweben; weiß er Liebe und Zärtlichkeit nicht mit den beſeelten Blicken ſprechen zu laſſen, ſo ſtellt er den Amor daneben. Dieſes Hereinziehen der überſinnlichen Welt iſt aber nur die Anmuth an echter Kraft, die ſich theatraliſch mit Lumpen behängt und Schminke auf die Wangen legt. Wo Kaulbach wirklich einer wahren und warmen Empfindung fähig iſt, braucht er dies Mittel nicht, ſo im Arthur, der den Hubert um Schonung ſeiner Augen bittet, einer wirklich rührenden Kindergeſtalt, wohl der einzig wahr empfundenen Figur in ſämmtlichen bis jetzt erſchienenen Blättern.

Hauptaufgabe der Kunſt iſt, meinen wir, die uns die Leidenſchaften, die Charaktere und die Gewohnheiten der Menſchen, aus denen ſich das, was man ihr Schickſal nennt, mit nothwendiger Conſequenz entwickelt, zu malen. Umgeht man dieſe Schilderung dadurch, daß man jene Triebfedern perſonificirt und neben ſie, außer ſie hinſtellt, ſo begeht man eine Sünde gegen den heiligen Geiſt der Kunſt wie gegen den geſunden Menſchenverſtand, man erbittert durch das Gemachte und Reflectirte dieſer Kunſt und huldigt zugleich einem gewiſſen Fatalismus, der alle moraliſche Verantwortlichkeit wie alles Intereſſe aufhebt, wenn man den Sitz des Schickſals aus der Bruſt der Menſchen in den Himmel oder beliebige außer ihnen ſtehende Gewalten verpflanzt.

Kann uns alſo die Darſtellung der tragiſchen Figuren in dieſem Werk nirgend befriedigen, weil ſie des individuellen Lebens wie der Wahrheit des Ausdrucks faſt durchgängig entbehren, ſo ſind die ſchön und liebenswürdig ſein ſollenden faſt noch unausſtehlicher durch ihr häßlich kokettes und geziertes Weſen. Die Scenen aus dem Sturm ſind dafür ein ſchlagendes Beiſpiel; ſelten dürfte auch eine manierirte Schauſpielerin ſich ſo zieren als die — da ſie dem Geliebten den Holzblock aufladet, und welch ſüßer Bengel iſt erſt er! Das Hervorſtechendſte bei Kaulbach iſt der bei einer reichen Phantaſie ſo auffällig hervortretende Mangel an aller Naivetät nicht nur, ſondern auch an aller wirklichen Wärme. Dieſem Mangel an Liebe für die Natur entſprechend ſind denn auch ſeine Formengebung und ſein Vortrag. Sie

ſind elegant, kalt und geleckt, er gibt niemals wieder wie eine Sache erſcheint, ſondern er gibt nur den Organismus derſelben. Daher das unerträglich Einförmige und Langweilige in der Behandlung. Seine Zeichnungen ſehen bei weitem am geiſtreichſten und lebendigſten aus, wenn ſie blos ganz leicht ſkizzirt ſind, und werden immer glatter und lebloſer, je mehr er ſie ausführt, ſo daß ſie zuletzt, wenn das Gemälde fertig iſt, eigentlich am wenigſten gut, und faſt ganz an dem Punkte angelangt ſind, an dem die Zopfmaler, Goethes Freund der ſelige Oeſer voran, aufgehört haben. Sie ſind faſt ebenſo todt und ſchemenhaft wie dieſe, zeichnen ſich ebenſo durch die totale Abweſenheit alles Germaniſch-Individuellen aus, ſo daß ich keine unnationalere Kunſt wüßte als dieſes moderne Griechenthum, das alle wahren und echten Empfindungen, deren Darſtellung immer nur auf dem nationalen Boden gedeihen kann, in eine duftende und unwahre, officielle Hofkunſt aufzulöſen droht, wie es der weiland Zopf grade auch ſo trieb. Es iſt um ſo nöthiger, dieſer Richtung mit aller Entſchiedenheit entgegenzutreten, als Kaulbach, wie wir hören, ſich eben jetzt daran gemacht hat, unſern größten nationalen Dichter Goethe auf dieſelbe Weiſe zu mißhandeln.

Neue geographiſche und Reiſeliteratur.

Das Mittelmeer. Eine Darſtellung ſeiner phyſiſchen Geographie nebſt andern geographiſchen, hiſtoriſchen und nautiſchen Unterſuchungen. Von Dr. C. Böttger. 1. Lieferung. Leipzig, Guſtav Mayer. 1858. —

Unter den Meeren der Erde beanſprucht das Mittelmeer mehr wie irgend ein anderes das Intereſſe aller Gebildeten. Wie Europa trotz ſeiner Kleinheit im Vergleich mit andern Welttheilen das wichtigſte Land der Geſchichte geworden iſt, ſo das Mittelmeer trotz ſeiner verhältnißmäßigen Enge der Ausgangspunkt der bedeutungsvollſten Begebenheiten. Es nimmt die Mitte zwiſchen den drei großen Landveſten der alten Geographie ein, und es war und iſt das Meer der mannigfachſten Vermittlung. Es vermittelt klimatiſch die in den Wüſten Aſiens und Afrikas ſich ſammelnde Glut mit der Kälte des europäiſchen Nordens. Es ſteht mit der Pflanzen- und Thierwelt ſeiner Inſeln und Küſten in der Mitte zwiſchen der tropiſchen und der arktiſchen Zone. Es vermittelt in der Geſchichte den Uebergang der älteſten, blos potamiſchen Culturentwicklung in den Reichen am Tigris, Euphrat und Nil mit der oceaniſchen der neuen Zeit. An ihm erblühte das griechiſche Leben, an ihm bildete ſich das römiſche Weltreich zur Amphiktyonie aller alten Völker, an ihm berührten ſich die romaniſchen, germaniſchen und ſemitiſchen Stämme, die edelſten Zweige der kaukaſiſchen Race, unſere geſammte religiöſe und künſtleriſche Bildung hat an ſeinen Geſtaden ihre Wurzeln. Die Bedeutung dieſes Meeres nach ihren verſchiedenen Beziehungen zu prüfen, daſſelbe in ſeiner phyſiſchen und hiſtoriſchen Lebendigkeit zu ſchildern, iſt ſomit unzweifelhaft eine ſchöne und lohnende Aufgabe, und wir glauben, nach dem, was der Verfaſſer in ähnlichen Dingen bereits geleiſtet, ſo wie nach der Weiſe, in der er ſeinen Gegenſtand in dieſer erſten Lieferung behandelt, daß dieſe Aufgabe hier auch in den rechten Händen iſt. Derſelbe betrachtet in den uns vorliegenden erſten Abſchnitten mit Benutzung von Admiral Smyths

Arbeiten zunächst die drei Becken, in welche das Mittelmeer zerfällt, und schildert dann die Küsten. Im dritten Abschnitt soll das Becken, im vierten die Gewässer, im fünften die Atmosphäre über demselben, im sechsten Handel und Schiffahrt untersucht, im siebenten eine Geschichte der Messungen und geographischen Untersuchungen gegeben, im achten endlich die neuesten Ortsbestimmungen mitgetheilt werden. Fünf Karten und ebenso viele Holzschnitte werden die Brauchbarkeit des Werkes, welches in sehr eleganter Ausstattung auftritt, erhöhen.

Nach Jerusalem. Von L. A. Frankl. 2 Theile. Leipzig, Baumgärtner. 1858. — Der Verfasser schildert hier eine von ihm im Jahre 1856 unternommene Reise, deren Hauptzweck die Einrichtung einer jüdischen Kinderbewahranstalt in Jerusalem war, bei der er aber zugleich die Küsten von Griechenland, Kleinasien und Syrien, so wie Konstantinopel besuchte. Jenem Hauptzwecke der Reise entsprechend knüpft sich das Hauptinteresse der Beschreibung an das, was über die Zustände der Juden in den von Herrn Frankl berührten Gegenden des Morgenlandes gesagt wird, und es verdient derselbe Anerkennung für den Fleiß, mit dem er das dahin gehörige Material sammelte, und die Ausführlichkeit, mit der er das Gesammelte mittheilt. Von geringerem Werth ist das, was sich von Schilderungen der besuchten Gegenden um diesen eigentlichen Kern gruppirt. Es tritt hier die Persönlichkeit des Verfassers in einem Grade hervor, welcher in Privatbriefen angebracht sein mag, in Mittheilungen aber, die sich an das große Publicum richten, vom guten Geschmack als störende Eitelkeit verurtheilt wird. Daß Herr Frankl mit seiner gutgemeinten Stiftung bei dem Judenpöbel in Jeruschalajim übel empfangen wurde, daß man ihn mit allerlei Verfolgungen von seinem Ziele abzubringen suchte, mußte allerdings, da es ein wesentliches Moment zur Beurtheilung dortiger Zustände bildet, erzählt und ausführlich erzählt werden. Wen aber interessirt es zu erfahren, daß sich der König Otto mit ihm über seinen Don Juan de Austria unterhalten, daß er ihm gegenüber (Seite 97) „überraschende Aussprüche offenbar vertrauensvoller Art" gethan, die zu wiederholen er sich versagen muß, daß ihm — man weiß in der That nicht recht, wofür — in Athen ein griechischer Orden zugeschickt worden und was dergleichen Dinge mehr sind. Wir würden solche Wendungen nicht urgiren, wenn sie nicht fast in jedem Capitel wiederholt vorkämen, nicht fast überall für den Erzähler Hauptsache, wenigstens Herzenssache zu sein schienen. Ebenso unbehaglich sind die blühend stilisirten Antworten, die Herr Frankl in verschiedenen, dem Anschein nach nur dieser Antworten selbst wegen mitgetheilten Privatgesprächen gibt, und auf die er sich vorbereitet haben müßte, wenn sie nicht den Eindruck nachträglich geistreich zugespitzter und mit Blumen angeputzter Sentenzen machten. Endlich würde unserm Gefühl nach das Buch wesentlich gewonnen haben, wenn der Herr Verfasser den Poeten vom Reisebeschreiber getrennt und die gereimten Empfindungen, mit denen er seine Prosa gelegentlich unterbricht, unterdrückt oder sie, wenn die Welt durchaus daran erinnert sein mußte, daß der Reisende sich zur Zunft der Dichter zählt, Liebhabern in einem besondern Bändchen dargeboten hätte.

An Deutschlands Männer und Frauen.

Die dankbare Pietät, in deren Erweisung der deutsche Geist nie müde geworden ist, wo es galt, die Größen zu ehren, welche die Begeisterung der Nation

als die Höhepunkte ihrer Ehre und Bildung bezeichnet, gibt den Unterzeichneten das Vertrauen, mit ihrer Bitte einen Wiederhall in den deutschen Herzen zu finden.

Welch ein Name wäre fähiger, diesen Wiederhall zu erwecken, als derjenige, bei dessen Nennung Jugend und Alter nur eine Empfindung hat, der der Männerkraft und der Frauenehre gleich unverwelkliche Denkmale gesetzt, welch ein Name könnte reiner und voller anklingen, als der Name Schiller?

Und wie viel ist von den Deutschen wirklich zur Verherrlichung dieses Genius geschehen! Allgemeiner und wärmer kann kaum ein Sterblicher geliebt sein, als Er. Auch äußerlich sprechen Beweise genug für seine Verehrung. Sein Denkmal und seine alljährliche Todtenfeier zu Stuttgart, das Göthe-Schiller-Denkmal zu Weimar, der Schillerverein zu Leipzig, die von Dresden ausgegangene Schillerstiftung u. s. w. beweisen genug, wie lebendig die Geister für Schiller und für den Cultus seiner Ideen zeugen.

Und dennoch gibt es einen Ort, auf welchem die Manen des Dichters so laut, als kaum anderswo, nach einem würdigen Denkmal rufen, und das ist des großen Mannes eigener Geburtsort Marbach. Wohl steht noch die Hütte, worin er geboren; aber sie ist ein Privatbesitzthum, so daß nicht einmal ihre Erhaltung in der ursprünglichen Form gesichert ist. Wol besitzt Marbach ein „Schillerfeld", das die Pietät mit Baum- und Strauchwerk bepflanzte; aber grade der Punkt des Platzes, der die weite Gegend über den Neckarspiegel hin so schön beherrscht, und der wie zu einem Monument geschaffen ist, steht leer, weil die Stadt nicht die Aufbringung eines solchen aus eigenen Mitteln vermag.

Nun, da Schillers hundertjähriger Geburtstag nahe ist, wird die Mahnung doppelt laut, mit ganzer Kraft die Bitte an die Deutschen auszusprechen, daß sie die Hand zu Spenden öffnen, um an der Wiege Schillers ein Gedächtniß zu stiften, das die Wünsche seiner Vaterstadt, wie seines Vaterlandes, erfülle. Sei es die Erwerbung des Geburtshauses, sei es ein einfach würdiges Denkmal auf dem Schillerfeld, was wir durch die deutsche Theilnahme zu erreichen vermögen: wir würden vom wärmsten Dank erfüllt sein, am hundertjährigen Geburtsfest unsers unsterblichen Landsmanns (11. Nov. 1859) an der Stätte seiner Geburt ein Erinnerungszeichen einweihen zu können.

Und so wenden wir uns an die vielen tausend Herzen, welche Schiller erwärmt, die vielen Institute und Gesellschaften, die deutschen Theater, die Museen, die Künstlervereine, Liederkränze und alle die Einzelnen, welche für die Pflege des deutschen Ruhmes einzustehen bereit sind, mit der vertrauensvollen Bitte, uns ihre eigenen, wie die Herzen und Hände Anderer zu hilfreichen Beiträgen zu öffnen, um den großen deutschen Dichter und in ihm seine Nation nach Würden zu ehren.

Mai 1858. Das Comité des Schillervereins zu Marbach:
Stockmayer, Oberamtmann, Vorstand. Fischer, Rathsschreiber. Föhr, Oberamtspfleger. Klein ref. Stadtschultheiß. Kornbeck, Dekan. Dr. Rieckher, Apotheker. Sigel, Stadtschultheiß, Rechtsconsulent.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Englands Verfassung und continentale Stimmungen.

Die Geschichte der auf dem europäischen Continent über England herrschenden Ansichten spiegelt in einer äußerst merkwürdigen Weise die vorherrschenden socialen und politischen Strömungen des Continents selbst ab. Englands innere Entwicklung ist eben einen von der des Festlands so sehr abweichenden Weg gegangen, daß schon seit länger als einem Jahrhundert das Verständniß der gegenseitigen Zustände erst durch Studium erworben werden muß. Daß man aber in England weit weniger den Drang nach einem Verständniß continentaler Zustände als umgekehrt empfunden hat, liegt theils in der ganzen Durcharbeitung der englischen Verhältnisse, die von jeher den Typus der Abgeschlossenheit an sich trugen, theils aber auch an dem Umstand, daß die großen revolutionären Bewegungen des Continents ein Experimentiren mit Verfassungen und ein Erforschen und Vergleichen mit der Fremde in einer Weise nahe brachten, wie das in England gar nicht der Fall sein konnte. Allerdings haben mächtige Einwirkungen des Continents auf die innere Entwicklung Englands stattgefunden, aber sie waren die Ausnahme und geschahen unter allen Umständen weniger bewußt, als im andern Falle.

Durch solche Beziehungen erlangt der merkwürdige Wechsel continentaler Stimmungen über England und die Auffassungen englischen Verfassungs- und Rechtslebens eine so hohe Bedeutung. Denn was wir in unsern Tagen erleben, daß England von den Einen als der Musterstaat hoch erhoben, von den Andern als das Urbild der Unvernunft geschmäht und gezerrt wird, das ist eine Erscheinung, die schon länger als ein Jahrhundert vorkommt, jedesmal aber in neuer Weise. Den meisten unsrer Vorfahren zu Anfang des vorigen Jahrhunderts waren die Engländer ein ebenso gottloses, ungezügeltes und revolutionirendes Volk, wie am Ende desselben Jahrhunderts deren Enkeln die Franzosen. Hatte doch England einen König enthauptet, einen zweiten verjagt und war der zuerst am französischen Hofe, nachher in Rom weilende Prätendent auf dem englischen Thron eine den Zeitgenossen noch neue und darum englische Zustände noch stärker charakterisirende Erscheinung. Nach dem Tode der Königin Anna bedurfte es für den ersten Georg vielen Zuredens, um ihn zur Annahme von Thron und Regierung eines so unruhigen Landes

zu bewegen. Erſt ſpäter, als in England die Sachen dennoch leidlich weiter gingen, ſchlug die Stimmung um, namentlich in Frankreich, das durch Ludwig 14. in einen traurigen Zuſtand gerathen war. Nicht blos Delolme und Montesquieu, welche der von ihnen ſo bewunderten engliſchen Verfaſſung die folgenſchwere Dreitheilung der Gewalten unterſchoben, ſondern auch Voltaire und nach ihm die Schar der Encyklopädiſten waren in mehr oder minderem Grade warme Anhänger der öffentlichen Zuſtände Englands, von woher ſie auch ein gutes Theil ihres gegen die heimiſchen Mißſtände gerichteten Rüſtzeugs holten.

Bekannt iſt es, daß es noch bei Beginn der erſten franzöſiſchen Revolution in der Nationalverſammlung, namentlich unter demjenigen Theile des Adels, welcher die alte Monarchie auf Grundlage freierer Zuſtände feſtſetzen wollte, ſehr eifrige Anhänger der engliſchen Verfaſſung gab, und es ſoll ſelbſt Mirabeau dazu gezählt haben. Eine andere Richtung, die nach einer wohlſchematiſirten Verfaſſung, die erſte unter vielen Nachfolgern, wog jedoch vor. Und wie die Franzoſen ſangen, ſo hallte es in Deutſchland wieder. Außerordentlich bezeichnend iſt in dieſer Beziehung Archenholz, einer der wenigen wirklichen deutſchen Publiciſten der damaligen Zeit. Während er noch in ſeinem „England und Italien“ (erſchienen 1787) England ein ungemeſſenes Lob ertheilt, wie es höchſtens im Vergleich zu den Continentalzuſtänden einige Rechtfertigung erhalten konnte, und ſelbſt die unſtreitigen Züge von Rohheit und Bornirtheit in Volksſitte und Volksſtimmung in England meiſt nur als die liebenswürdigen Excentricitäten eines Genies behandelt, beginnt 1792 die „Minerva“ ſchon in einem ganz andern Ton. Die wahre Freiheit ſei gefunden, aber dieſſeit des Kanals, nämlich in Paris, und im Grunde ſei in England doch nur ein Gemiſch von ungewaſchenen Zuſtänden und unfreien Einrichtungen. Archenholz ſprach damit die im Bürgerſtande auf dem Continent ziemlich allgemein herrſchende Anſicht aus; namentlich war man in Deutſchland ſchon damals bereit, die keimende Verehrung Englands mit der freiwilligen Buße einer gründlichen Verachtung des einſtigen Idols zu ſühnen. Später feſſelten die Kriege der Republik die öffentliche Aufmerkſamkeit faſt ausſchließlich, nachdem die Schreckensherrſchaft die Bewunderung für die franzöſiſche Freiheit zwar gemindert, aber die für die engliſchen Zuſtände nicht gemehrt hatte. Noch ſpäter hatte man nur Sinn für den jungen Helden Bonaparte, und endlich nur für ſeine eignen Leiden, zudem die Zeitgenoſſen deren Ende nicht abzuſehen vermochten. Die Zähigkeit des engliſchen Widerſtands ward auf dem Continent nur von Wenigen verſtanden und von noch Wenigern mit Hoffnungen begleitet. Ebenſo wenig fand die als hoffnungslos erachtete Erhebung der Spanier und deren anfangs von wiederholtem Mißgeſchick begleitete Unterſtützung durch die Engländer allgemeinen Beifall. Erſt als größere Erfolge

ſich daran knüpften, erregten ſie die Aufmerkſamkeit der gedrückten Völker, und vor allem ward England wieder ein Gegenſtand des Neides und des Studiums. In dieſe Jahre fällt das noch claſſiſche Buch des Frh. v. Vincke (Vater des bekannten preuß. Kammerredners) „über die Verwaltung Großbritanniens“, in welchem mit warmer Bewunderung namentlich das Inſtitut der Friedensrichter, wie England ſie verſtand und eingeſetzt hatte, geſchildert, und dabei abweichend von den bisher faſt nur im franzöſiſchen Sinne aufgefaßten Beurtheilungen Englands über die Verfaſſungsformen hinweg der innere Kern des engliſchen Rechts- und Staatslebens erfaßt wurde.

Auch die franzöſiſche Uebermacht fand ihr Ende, aber auch die Ideale verſchwanden, welche man an deren Aufhören geknüpft hatte. Es begann eine der traurigſten Epochen der ganzen neuern Zeit, wo die Abmattung der Völker nur dazu benutzt wurde, um ihren tiefern politiſchen und moraliſchen Bedürfniſſen entgegenzuhandeln. In Frankreich ſetzten ſich die legitime Dynaſtie und die alten Feudalritter in das Staatsgetriebe, wie die Revolution und Napoleon es geſchaffen hatte, ganz behaglich nieder und verſchönerten es nur durch eine Verfaſſung, welche im Allgemeinen die Grundlage der Dreitheilung der Gewalten hatte, natürlich mit dem Hintergedanken der ſie octroyirenden Regierung, daß der Verwaltung ſtets der Löwenantheil bleiben ſollte, und mit dem noch weitern Hintergedanken der Geiſtlichkeit und des alten Adels, das alte Regime wieder einzurichten. Schlimmer ſah es in Italien und Spanien aus, wo die alte Zeit in ihrer ganzen politiſchen und ſittlichen Fäulniß wieder auferſtand und von den Bevölkerungen um ſo ingrimmiger wieder aufgenommen wurde, als eine andere Zeit und andere Grundſätze doch noch in ihren eignen Erinnerungen lebten. Selbſt hinter Rußland blieben ſie zurück, das ſich damals einigen liberalen Anſtrich gab, grade wie in der heutigen Zeit. In der Mitte Europas lag das europäiſche Aſchenbrödel, unſer armes zu Austauſchen aller Art benutztes deutſches Vaterland, dem ſtatt der heiß erſehnten Einheit eine nach bloßen Convenienzen vorgenommene Zerſplitterung, ſtatt der zugeſagten Freiheit ein wunderbares Gemiſch von jedenfalls der freien Entwicklung beraubten Verfaſſungszuſtänden zu Theil ward. Da waren Regierungen, bei welchen das legitime Bewußtſein wo möglich die ganze Vergangenheit des letzten Jahrzehnts zu ſtreichen bemüht war, und wieder andere, welche noch in dem ganzen Vollgefühl der durch Napoleon erlangten „Souveränetät“ ſchwelgten. Die einen wollten ihre Unterthanen durch ein ſtraffes Beamtenthum beglücken, und die andern benutzten ein immerhin kärglich zugemeſſenes Verfaſſungsleben als ſichernde Handhabe gegen die ſehr begreifliche Hegemonie Oeſtreichs und Preußens am Bundestage.

Es war eine finſtere Zeit, vor allem, wie geſagt, für unſer Vaterland. Leider wollte es der Gang der Geſchichte, daß eine beſſere Zeit von Paris,

und nur von Paris her anzubrechen ſchien. Was jenſeit des Kanals in England geſchah, war bei weitem nicht ſo verſtändlich, noch klang es, ſo viel man davon verſtand, ſehr erbaulich. Form und Inhalt des engliſchen Verfaſſungslebens war dem europäiſchen Continent faſt ganz fremd geworden, und blieb man meiſt bei Einzelheiten ſtehen, die jedoch vorzugsweiſe nur durch ihre Sonderbarkeit auffielen. Ein freier hiſtoriſcher Sinn fehlte damals noch faſt gänzlich. Dazu kamen die damaligen großen Miſeren in England ſelbſt: die Reactionsverſuche, die Noth der Zeit, die ganze Anhäufung großer hiſtoriſcher Gebrechen, deren allmälige Heilung ſich noch vorbereitete, und endlich der berüchtigte, mit aller Oeffentlichkeit geführte Proceß gegen die Königin Caroline, der die ſittlichen Schäden der in England regierenden Claſſen ſcharf genug herausſtellte. Wie ganz anders in Frankreich! Noch während die fremden Heere auf franzöſiſchem Boden ſtanden, begann in der Deputirtenkammer jener im Namen der Freiheit geführte, aber in Wirklichkeit gegen die antinationalen Richtungen der wieder hergeſtellten Dynaſtie unternommene heiße und glänzende Kampf, der erſt im Juli 1830 ſeine Vollendung fand. Daß das übrige Europa damals den eigentlichen Kern deſſelben nicht verſtand oder nicht verſtehen wollte, daß es den Freiheitsbeſtrebungen, ſo wie ſie ſich äußerlich zeigten, zujauchzte, daß es in den Franzoſen ebenſo viele Freiheitshelden ſah, welche wieder der großen Revolution und ihrer Grundſätze ſich erinnerten, wer will das jener Zeit verargen! Der einzige Lichtblick in der allgemeinen Finſterniß, das einzige Fortſchreiten im allgemeinen Stillſtand! Die natürliche Folge aber war, daß man dasjenige, was eigentlich in den Verhältniſſen und in den Menſchen lag, auf die ſcheinbare Grundlage der ganzen Entwicklung, auf die franzöſiſche Verfaſſung und deren leitende Grundſätze übertrug, und nur Wenige haben damals den mindeſten Zweifel daran gehabt, daß ſie die Keime zu einer geſunden freiheitlichen Entwicklung in ſich trage. Es war dies eine für die Zukunft Europas verhängnißvolle Verwechslung.

Den Höhepunkt erreichte dieſe ganze Richtung in und nach der Julirevolution. So geſund war ja der in der franzöſiſchen Verfaſſung liegende Freiheitskeim geweſen, daß er genügt hatte, um eine pflichtvergeſſene Regierung zu ſtürzen. Allein dieſe ſo wie viele andere Illuſionen gingen an den Täuſchungen Louis Philipps zu Grunde, und minderte ſich auch im Laufe der Zeit im Allgemeinen die Anerkennung der der franzöſiſchen Verfaſſung eigenthümlichen Gedanken nicht, ſo ward doch die unbedingte Bewunderung derſelben etwas geſchwächt, zumal man jetzt auch in Deutſchland aus eigner Erfahrung der Wirkſamkeit der bloßen Verfaſſungen etwas zu mißtrauen anfing. Nach England wandte ſich in dieſen erſten dreißiger Jahren der Blick ſchon wieder darum, weil der um die Reformbill geführte Kampf dem Continent verſtändlicher war, wie ſo manche andere Begebenheit im engliſchen Staats-

Digitized by Google

leben. Galt er doch dem Sieg reiner Verfaſſungsgrundſätze gegen eingewurzelte Vorurtheile, dem der demokratiſchen Regungen gegen eine verknöcherte Ariſtokratie, ſo dachte und ſchrieb man mindeſtens damals. Grade in den nun folgenden Jahren begann in Deutſchland wieder das Studium der engliſchen neben dem der franzöſiſchen Verfaſſungsgrundſätze; und meinte man auch wieder, daß die Dreitheilung der politiſchen Richtungen und die Dreitheilung der Gewalten in England viel conſequenter durchgeführt ſei als in Frankreich. Das damals tonangebende Rotteck-Welckerſche Staatslexikon bewundert und verficht gleichmäßig engliſche wie franzöſiſche Principien, von deren diametralem Gegenſatz in ihrer tiefern Begründung man damals kaum etwas ahnte. Wenn man ſpäter den „Conſtitutionellen“ den Vorwurf gemacht hat, daß ſie blinde Bewunderer Englands ſeien, ſo trifft dies mindeſtens für die Zeit vor 1840 nicht zu, die Bewunderung war eine ſehr getheilte, und die Stimmung der liberalen Kreiſe oft genug England abgeneigt, wie ſich das namentlich bei der Auffaſſung iriſcher Zuſtände und der O'Connelſchen Agitation deutlich genug kundgab.

Die vierziger Jahre ſollten auch hierin viel ändern. Das gegen die Franzoſen im Jahre 1840 angefachte Nationalgefühl in Deutſchland blieb natürlich bei dieſem einen Ergebniß nicht ſtehen; man unterſuchte, man kritiſirte die franzöſiſchen Zuſtände und fand immer mehr Glanz als Gold darin, man hatte eigne Beſtrebungen und eigne Wünſche, und ſo laut auch in Preußen der Ruf nach der längſt verheißenen Verfaſſung war, in dem Kampfe danach ward man ſich klar, daß ſie allein das ſittliche und politiſche Bedürfniß der Nation nicht ausfülle. Und während nun im weitern Verlaufe in Frankreich der Verfaſſungsboden immer tiefer unterhöhlt, während in Deutſchland wieder einmal reiche Hoffnungen zu Grabe getragen wurden, entwickelte ſich auf engliſchem Boden der gigantiſche Kampf um Aufhebung der Kornzölle, außerhalb der Mauern des Parlaments und in ihnen. Der Continent ſtaunte und bewunderte, und nur deutſchen und franzöſiſchen Schutzzöllnern ward es möglich, dieſes ganze große Ereigniß als ein abgekartetes Inſceneſetzen britiſcher Begehrlichkeit darzuſtellen. Die Cobdenſche League ſiegte, und die deutſche Preſſe bewies nun in allem Ernſt, mit der britiſchen Ariſtokratie ſei es vorbei; ſo wenig Verſtändniß hatte man noch für das eigentliche Leben im engliſchen Volk, und ſo ſehr hatte man ſich an das Conſequenzmachen aus der rein äußerlichen Entwicklung gewöhnt. Man kann wol ſagen, daß bis zum Beginn des Jahres 1848 die deutſchen Sympathien für England in ſtetem Steigen begriffen waren, wenn auch noch nicht das Verſtändniß engliſcher Zuſtände. Eine Ausnahme machten ſolche Kreiſe, welche ſich als die ſocialiſtiſchen jener Zeit bezeichneten, und welche mit der franzöſiſchen Phraſeologie auch franzöſiſche Ab- und Zuneigungen in unſer Vaterland herüberbrachten.

Digitized by Google

Das Jahr 1848 kam mit seinen riesigen Umwälzungen und seinen nicht minder riesigen Hoffnungen. Die Geschichte schien zu Gunsten Frankreichs und noch mehr unsers deutschen Vaterlandes einen Sprung gemacht zu haben, wir hatten ohne Mühe erreicht oder meinten mindestens erreicht zu haben, was andern Völkern nur unter Mühen und Schmerzen geworden war: nationale Kraft und Einheit. Es galt nur noch das Zauberwort zu finden, um diese großen Güter auch für die Dauer an uns zu bannen, und eine große Versammlung berühmter deutscher Namen saß Tag und Nacht, um es festzusetzen. In der Verfassung der deutschen Nationalversammlung wog die französische Schablone jedoch vor, und die Concessionen an bestehende Organismen waren vor allem durch die Umstände selbst aufgedrängt. Und wie in Frankfurt, so sah es in den meisten einzelnen deutschen Staaten aus, die nacheinander Verfassungen machten oder revidirten. Nur ein durchgreifender Unterschied von der französischen Art fand sich allenthalben, eine weniger scharfe Centralisation und weniger consequent durchgeführte Bureaukratie. Wer aber die nach 1848 eingetretenen Wandlungen im deutschen Staatsleben etwas schärfer prüft, dem wird es schwerlich entgehen, daß grade damals durch die dahin gehörigen Bestimmungen ein Keim rein französischer Büreaukratie gelegt worden ist, der seitdem üppig genug aufgeschossen ist, namentlich auch im preußischen Staats- und Rechtsleben, wo allenthalben die Zügel der regierenden und der Disciplinargewalt straffer angezogen worden sind als je früher.

Einen sehr entschiedenen Beweis für das Vorwiegen französischer Anschauungen gab denn auch das innere Getriebe der parlamentarischen Thätigkeit, wie sie in Deutschland verstanden und ausgeübt wurde; ja man kann eigentlich sagen, daß sich kaum irgendwo das Bewußtsein vorfand, es könne geschäftliche Parlamentseinrichtungen geben, die auf anderen als der bekannten französischen Grundlage aufgebaut wären. Und doch unterscheidet sich die französische Parlamentskunst von der englischen vor allem dadurch, daß die letztere mit einer äußerst gründlichen Berücksichtigung der Ansichten und Rechte einer Minderheit zu Werke geht, während erstere davon eigentlich gar keine Ahnung zu haben scheint.

Es war sehr begreiflich, daß grade in jenen Tagen die Achtung vor dem englischen Staatsleben in Deutschland wieder einmal abnahm; hatte die eigne innere Entwicklung doch so große Fortschritte gemacht! Durch den Gang der eignen Geschichte sollte aber dieser Mißcredit vollendet werden. Der „Parlamentarismus" war ja Schuld an dem unheilvollen Ausgang der deutschen Bewegung, und wo war derselbe reiner verkörpert als in der englischen Verfassung? Es ist in jener Zeit sehr viel Unverdautes über parlamentarische Einrichtungen geschrieben worden, ohne daß freilich deren Gegner in nur einigermaßen verständlicher Weise anzugeben wußten, wie ein freier und großer

Staat, der über die einfachen Verhältniſſe eines kleinen ſchweizer Cantons hinausgekommen war, in irgend andrer Weiſe fortleben könne. Bei den franzöſiſchen und franzöſiſch denkenden Socialiſten, die eben keine Freiheit wollten, und welche noch weniger eine Ahnung von ſelbſtſtändigen Entwicklungen innerhalb des Staats ſelbſt, der Grundbedingung eines geſunden parlamentariſchen Seins hatten, war eine ſolche Abneigung verſtändlich, ganz gewiß aber nicht für die ihnen noch nicht zugefallene deutſche Demokratie. Für dieſe letztere hat denn auch die Zeit bereits eine Aenderung zum Beſſern herbeigeführt. Es iſt im Grunde leicht genug, einzelne Erſcheinungen und Auswüchſe des Parlamentarismus, die man aus dem Ganzen herausgeriſſen, als deren Weſen zu behandeln und zu mißhandeln; man imponirt dadurch der Trägheit derer, die nicht ſelbſt denken können, ſtellt aber der eignen Urtheilsfähigkeit ein ziemlich ſchlechtes Zeugniß aus.

Das gilt denn auch von der allerneueſten Richtung der Kritik engliſcher Zuſtände, wie ſie ſich in einem großen Theil der deutſchen Zeitungspreſſe kund gibt. Wer wiſſen will, wie ein politiſches Sodom und Gomorrha ausſieht, der inſtruire ſich darüber in der Polemik deutſcher Flüchtlinge in England gegen England. Sie haben die engliſche Staatsverwaltung und das engliſche Parlament unter ihre Loupe genommen und erzählen der Welt, welche Wunderdinge ſie dabei wahrnehmen; das kommt aber eben nur, weil ſie das Kleine groß ſehen und für das Große gar kein Auge haben. Was ihnen an Klarheit der Begriffe abgeht, das erſetzen ſie durch einen Jargon, der nicht allenthalben verſtändlich ſein möchte; warum muß es denn grade als Schimpf angeſehen werden, ſtaatsmänniſch, echt conſtitutionell oder gar reſpectabel zu ſein? Sie lieben England ſo ſehr, daß ſie es fortwährend züchtigen, und wenn es dort noch ein Parlament gibt, wenn die Times noch ihre 50,000 Abonnenten zählt, ſie ſind gewiß nicht daran Schuld. Ihr Hauptvertreter Lothar Bucher, hat ein Buch geſchrieben, „Der Parlamentarismus, wie er iſt", eine glänzende Darſtellung Englands — wie es nicht iſt; er iſt Widerſacher des engliſchen Parlaments, wie es ſich im Verlauf der Jahrhunderte herangebildet hat, er bezeichnet dieſen Entwicklungsgang nicht undeutlich als Uſurpation, und beſchwört ſtatt dieſes Parlaments aus dem Staub der Vergangenheit das altengliſche Common law herauf. Man braucht dieſen Gedankengang nur zu bezeichnen, um ſofort das vollkommen Unhiſtoriſche und Unberechtigte deſſelben herauszufühlen. Es iſt nicht grade erfreulich, daß dieſe Richtung in manchen Organen der deutſchen Preſſe Anklang und Nachahmung gefunden, was man freilich zumeiſt dem Einfluß der in London für deutſche Blätter gearbeiteten „Engliſchen Correſpondenz" zuſchreiben muß, die indeß neuerdings von der beſprochenen Richtung wieder unabhängiger geworden iſt.

Wunderlich, während man in Deutſchland ſich mit ſolcher Selbſtgefällig-

keit England gegenüber brüſtet, erblickt man in Frankreich ein ganz anderes Schauſpiel. Es kann verſchiedene Anſichten darüber geben, ob Napoleon III. eine durch die Umſtände gebotene Nothwendigkeit für Europa oder für Frankreich iſt; darüber aber wird wenig Zweifel ſein, daß das jetzige politiſche Regiment in Frankreich auf alle edlern Kräfte in der Nation mit unermeßlicher Schwere drückt. Dieſes Frankreich, das eigentliche Land der Freiheit, wie die Franzoſen ſich einſt ſo ſtolz einbildeten, an der Spitze der europäiſchen Civiliſation ſtehend, wie noch heute zuweilen von ihnen behauptet wird, wie tief iſt es doch in den Augen der Beſſern gedemüthigt! In dieſer traurigen Vernichtung ſo vieler Illuſionen und ſo großer Hoffnungen geht durch Alle, welche ihr Vaterland und die Zukunft noch nicht aufgegeben haben, neben dem Ton der Zerknirſchung ein Zug des Lernenwollens aus England. Wie die Deutſchen unter dem erſten Napoleon, ſo beginnen die Franzoſen unter dem dritten Napoleon das tiefere Weſen engliſcher Staatseinrichtungen zu ſtudiren, und um ſo entſchiedener tritt dieſe Richtung hervor, je freier und von ſocialiſtiſchen Beſtrebungen ungetrübt der politiſche Glaube iſt. Ledrü-Rollin debutirte ſeinen jetzigen Aufenthalt in England mit einer „Verfall Englands“ betitelten Caricatur; der „Siècle“ dagegen, das Blatt des freiſinnigen Bürgerſtandes in Frankreich, geht in ſeiner Anerkennung nicht blos engliſchen Staatsweſens, ſondern auch der geſammten derzeitigen Zuſtände in England weiter, als manche entſprechende Richtung in Deutſchland. Derſelbe Zug zeigt ſich auch in der größern publiciſtiſchen Literatur des jetzigen Frankreich und iſt er namentlich in den Werken von Tocqueville, Hauranne u. a. vertreten. Wir unſererſeits möchten in dieſer gewiß nicht ganz neidloſen Beſchauung des alten Erbfeindes und jetzigen Bundesgenoſſen, ſo wie in der innerlichen Sammlung, die damit verknüpft iſt, manchen hoffnungsreichen Keim für das zukünftige Frankreich erblicken. Grade die abgeſtorbenſte Partei auf franzöſiſchem Boden, die legitimiſtiſche, verfolgt im Verein mit der ultramontan-klerikalen Partei England mit der ganzen Malice eines ohnmächtigen Zorns, und was die eigentlichen Bonapartiſten betrifft, ſo iſt von einer wirklichen politiſchen Richtung bei ihnen nur wenig zu finden, da ſie ſtets getreulich die Worte ihres Herrn und Meiſters nachſprechen.

Wir haben im Bisherigen die nationalen und geſchichtlichen Anziehungs- und Abſtoßungskräfte zwiſchen England und dem Continent nur ſehr überſichtlich geben können; in ſeine Einzelheiten verfolgt, wäre dieſer Gegenſtand eins der lehrreichſten Themate der neuern Culturgeſchichte. England, das auf dem weiten Erdkreis faſt alle Völker in den Bereich ſeiner Machtentwicklung zu ziehen weiß, hat den ihm an allgemeiner Civiliſation ebenbürtigen europäiſchen Nationen in neuerer Zeit faſt ausſchließlich als Muſterbild zur innern Entwicklung gedient. Das alte Lehnweſen iſt bei ihnen nur noch in Bruchſtücken da, die

ständischen Einrichtungen haben keinen innern Boden mehr, die Militärdespotie ist nur als Uebergang denkbar, denn als Dauer wäre sie der Ruin eines Volkes, und so mußte es kommen, daß die Völker Europas mit mehr oder weniger Bewußtsein sich den englischen Einrichtungen zuwandten, direct oder auf dem Umwege durch Frankreich. Dieser zweite Weg hat sich als verfehlt gezeigt, der erste tritt schärfer und schärfer als der allein richtige hervor, nicht um das Englische unmittelbar nachzuahmen, sondern um es zu erkennen und den Boden zu vielleicht ähnlichen Zuständen zu schaffen. Denn auf diesen Punkt ist trotz aller so reichlich gebotenen gallsüchtigen Kritik Englands die öffentliche Stimmung Deutschlands wieder zurückgekommen, und nichts ist in dieser Beziehung beredter, als die allgemeine innere Befriedigung, mit welcher nicht blos in Preußen das am 25. Jan. in London geschlossene Ehebündniß aufgenommen wurde. Gewiß giebt es Wenige, die nicht über die Persönlichkeiten hinweg in ihm einen neuen und bedeutsamen Wendepunkt in der innern Geschichte Deutschlands gesehen haben und allem Anschein nach auch mit Recht.

Man sollte nun meinen, daß bei dieser anhaltenden Beschäftigung mit englischen Zuständen, wie sie sich durch die Entwicklungsgeschichte des ganzen modernen Europa hindurchzieht, wenigstens die Kenntniß der factischen Grundlagen derselben mit einiger annähernden Richtigkeit ziemlich verbreitet wäre. Allein dem stand grade die kaum jemals leidenschaftslose und unbefangene Stellung entgegen, welche der ganzen Behandlung dieses Gegenstandes zu Theil wurde. Ebenso oft, daß man das nicht sehen wollte, was da war, als daß man zu sehen vermeinte, was sich nicht dort vorfand. Oder man sah nur mit den auf dem Continent gewohnten Voraussetzungen. Nun aber sind die Begriffe von Staat und Gesellschaft in England in bedeutend abweichender Weise zur Entwicklung gekommen, wie sehr auch in manchen Einzelheiten continentale Erscheinungen hinüber gewirkt haben mögen. So konnte es denn geschehen, daß man dort alles vorfand, was sich zu bestimmten politischen Zwecken verwenden ließ; das constitutionelle Königthum, die Aristokratie, der Parlamentarismus, die Demokratie, für dies alles und noch mehr sollte England je nach den Menschen und den Zeiten ein Musterbild liefern; nur eine einzige politische Richtung hat dort niemals ihre Rechnung gefunden, der Absolutismus, um so weniger, da die englische Freiheit der englischen Machtentwicklung nie im Wege gestanden hatte. Wie aber gesagt, die Grundlage einer eingehenden und ausreichenden Beurtheilung, die Kenntniß des Factischen, war mangelhaft genug.

Es ist aber noch ein anderer Uebelstand, welcher entschieden zu diesem Mangel beigetragen hat, die Formlosigkeit und theilweise Unbrauchbarkeit der englischen Quellen für continentale Leser. Das öffentliche und das Privatrecht sind in England noch immer nicht gesondert, das ganze Rechtsleben be-

wegt ſich dort in einer Reihe höchſt wunderlicher Formen, welche die ſchon ſonſt abweichenden Zuſtände uns noch fremder erſcheinen laſſen; der engliſche Schriftſteller arbeitet aber für ein Publicum, das mit dem allem vertraut und zum Theil verwachſen iſt, und noch mehr, er arbeitet häufig in Unkenntniß der continentalen Anſchauungen. Der allerweſentlichſte Uebelſtand iſt aber die Stellung innerhalb einer beſtimmten Partei, welche engliſche Schriftſteller mit oder ohne Bewußtſein zu allen Fragen des öffentlichen Rechts nehmen, mögen ſie ſich auf die Gegenwart beziehen, oder in ferner, ferner Vergangenheit liegen. Faſt ausnahmslos haben daher auch deren Unterſuchungen über ſtaatsrechtliche Fragen ihrer Heimath den breiten Hintergrund politiſcher Parteizwecke; ſie wollen finden, was ſie nachher entdecken und ſo vielſeitig daher auch die Geſammtheit der angeſtellten Forſchungen ſein mag, jede einzelne iſt nur bis zu einem gewiſſen Grade brauchbar. Es iſt nun weiter eine vielleicht in der Natur der Sache liegende Thatſache, daß die glänzendſten Schriftſteller der engliſchen Nation über einheimiſches Verfaſſungsrecht in alter und neuer Zeit, ein Hallam, ein Macaulay, ein Lord J. Ruſſel, der Partei des Fortſchritts, wie man es auf dem Continente nennen würde, angehören, und da grade auch dieſe Richtung bei denen, welche vom Continente aus nach England blickten, den größten Anklang fand, ſo war es um ſo begreiflicher, daß ihre Anſchauungen und ihre Urtheile über Thatſächliches am tiefſten hier Wurzel faßten. Der für das engliſche Staatsrecht wichtigſte, weil am meiſten in England verbreitete, Schriftſteller über Englands öffentliches Recht, Blackſtone, ſteht nun wiederum dem Continente fremder, vorzugsweiſe wol weil er meiſt blos als Lehrer des engliſchen Privatrechts angeſehen wird, das jedoch, wie bereits bemerkt, dort vom Staatsrecht noch gar nicht geſondert iſt. Blackſtone ſchreibt begreiflicherweiſe als Juriſt und hat darum auch beſondern Sinn für das Formelle; in ſeiner allgemeinen Richtung ſind jedoch die Spuren eines Rückeinfluſſes franzöſiſcher Ideen über England kaum verkennbar, namentlich da, wo er die glückliche Vereinigung des königlichen, des ariſtokratiſchen und des populären Elements in England ſchildert.

Man hat neuerdings den auf dem Continent herrſchenden Anſichten über engliſche Geſchichte und engliſche Zuſtände wiederholt vorgeworfen, daß ſie viele fables convenues enthielten. Dieſer Vorwurf, der gemeinſam und vielleicht zuerſt England trifft, enthält manches Wahre, und findet er aus dem bisher Erörterten ſeine hinlängliche Erklärung; nur ſind die, welche ihn am lauteſten erheben, mit einem wunderbaren Eifer bemüht, ſtatt der alten Fabeln einen neuen Mythus zu erfinden. Zu einer Kritik engliſcher Zuſtände gehört aber mehr als die gelegentliche und obendrein ſcharf tendenziöſe Beſprechung des Einzelnen; es gehört dazu der Wille ſowol, als die Fähigkeit gerecht ſein zu wollen, es gehört dazu die Kenntniß der öffentlichen Zuſtände

Englands in allen ihren Einzelheiten, es gehört dazu ferner das geſchichtliche Bewußtſein, das Werden derſelben nicht blos in den einzelnen bisherigen Stufen zu erkennen, ſondern auch für die noch fortdauernden Entwicklungen herauszufühlen und richtig im engliſchen Geiſte und im Geiſte der geſammten Neuzeit zu würdigen — kein Trödelhandel mit den zerriſſenen Gliedern eines Diplomaten, ſondern ein reiches Magazin poſitiven Wiſſens und objectiven Urtheils. Die Aufgabe ſchon von dieſer Seite aufgefaßt, iſt unverkennbar eine äußerſt ſchwierige und eine eben wegen des eigenthümlichen Verhaltens des Engländers zur Vergangenheit für dieſen kaum erreichbare. Nur ein Deutſcher ſcheint einer Aufgabe gewachſen zu ſein, welche ſolche Unermüdlichkeit, ſolche Wahrheitsliebe, ſolche Objectivität und zugleich das klare Erkennen des Zuſtändlichen vorausſetzt, das die Grundlage jedes hiſtoriſchen Bewußtſeins bildet. Die Vergangenheit aus der Gegenwart begreifen, die Gegenwart aus der Vergangenheit verſtehen lernen, wer könnte das beſſer, als ein Deutſcher, der Kopf und Herz für ſeine Zeit hat. Vielleicht daß dieſe Fähigkeit ſich mindert, ſobald die deutſchen Zuſtände ſo weit gediehen ſind, um politiſches Parteileben und ſcharfes politiſches Intereſſe nicht blos gelegentlich oder in einzelnen Kreiſen entſtehen zu laſſen, ſondern in organiſcher Entwicklung durch das ganze Volksbewußtſein hindurch lebendig zu machen.

Ein Deutſcher hat aber auch dieſe ſchwierige Aufgabe gelöſt, und zwar in einer nach jeder Richtung hin ſo gediegenen Weiſe, daß daraus eine wirkliche Muſterarbeit geworden iſt. Wir wollen hier nicht weitläufig auf das in dieſen Blättern bereits ausführlich beſprochene Buch von Gneiſt eingehen. Nur erwähnen wollen wir, daß die engliſche Preſſe dieſer doch nun ſchon länger als ein Jahr alten Leiſtung faſt gar nicht, die deutſche ihrer mit wenigen anerkennenswerthen Ausnahmen nur noch ſehr obenhin gedacht hat. Daß der ſcharfe nationale Egoismus der Engländer nicht leicht geneigt iſt, einem deutſchen Profeſſor die ſelbſt verdiente Palme einer gelungenen Schilderung und Kritik engliſcher Verwaltungszuſtände zuzuerkennen, iſt begreiflich genug. Zur Entſchuldigung der politiſchen Preſſe Deutſchlands, welcher die Beachtung engliſcher Zuſtände und daher auch eines ſo reichen heimiſchen Materials zu deren Erkennung nahe genug liegt, läßt ſich, ſo weit ſie nur oberflächliche Notiz von dem Buche genommen, höchſtens ſagen, daß ſie kaum mehr als den Titel davon kennt, wenn das eine Entſchuldigung iſt, oder daß ſie in ihrer aprioriſtiſchen Kritik des Engliſchen ſich ſo behaglich fühlt, daß ſie dieſe Fülle fachlichen Stoffs entbehren zu können glaubt — vielleicht könnte die geſunde hiſtoriſche Anſchauung des Buchs ſelbſt manche Einbildungen ſtören.

Was dieſem Buche dieſes lebensfriſche Colorit verleiht, das iſt die klare Erkenntniß, daß es in der objectivſten Kenntniß Englands und in einer ganz gewiß individuellen Liebe zum Engliſchen — denn wer kann ein ſolches Buch

Digitized by Google

ſchreiben ohne ſolche Zuneigung! — doch für Deutſchland, für deutſche politiſche Bedürfniſſe geſchrieben iſt. Anglomanie, das iſt das Stichwort jener Leute, wenn ſie jemanden ſehen, deſſen hiſtoriſcher und politiſcher Wahrheitsſinn ihm nicht erlaubt, in jenes oben charakteriſirte Zetergeſchrei einzuſtimmen. Schlagt ihn todt, den Zeitungsſchreiber, er iſt ein Anglomane! Das gemüthliche Stillſchweigen des größten Theils der deutſchen Zeitungspreſſe über das Gneiſtſche Buch hat jene Herren bisher von der Lächerlichkeit fern gehalten, daſſelbe in ihren Jargon hinabzerren zu müſſen, leider aber auch dem großen deutſchen Publicum die nähere Bekanntſchaft mit dem Buche nicht genug vermittelt. Und doch iſt es wie wenige geeignet, viele gangbare Vorurtheile und verkehrte Anſchauungen zu beſeitigen.

Der Diplomat mag Stimmungen und Meinungen, welche im Volke, leben noch ſo gering anſchlagen, und für den Alltagsbedarf ſeines Handwerks thut er vielleicht Recht daran, aber wo es ſich um große, um eigentlich nationale Fragen handelt, da wird auch ihn die Strömung erreichen und mit ſich ziehen. Inſofern hat der continentale Wechſel der Anſichten über England auch ſeinen politiſchen Hintergrund, und die jetzige günſtigere Stimmung in Deutſchland vielleicht ſelbſt einen für unſer Vaterland zukunftsreichen Hintergrund, — wenn die Entwicklungen nur einigermaßen den Verlauf nehmen, den ſie jetzt anzudeuten ſcheinen. G. C.

Landgraf Friedrich II. und die todten Heſſen von Trenton.

Es iſt wiederholt von einem Briefe die Rede geweſen, den ein Fürſt von Heſſen-Kaſſel nach jener Niederlage, welche die Amerikaner den heſſiſchen Truppen 1776 durch den Ueberfall bei Trenton beibrachten, an den Oberbefehlshaber des heſſiſchen Armeecorps in Amerika geſchrieben haben ſoll, und der zuletzt noch von Löher in ſeiner „Geſchichte und Zuſtände der Deutſchen in Amerika“ (S. 128) abgedruckt worden iſt. Löher ſagt zwar: „Wir wollen zur Ehre der Menſchheit hoffen, daß er erdichtet iſt, oder daß der Prinz vorſichtigerweiſe von Gefallenen ſtatt von Gefangenen redet;“ aber dieſer wol gegen die eigene Ueberzeugung, nur des Anſtands wegen, ausgeſprochene Zweifel verliert durch den Abdruck des Briefes ſelbſt wieder alles Gewicht, wenn ein ſolches überhaupt ihm zu geben beabſichtigt geweſen ſein ſollte.

In dem Briefe — wie ihn Löher mittheilt — heißt es nämlich: „Ich erhielt zu Rom bei meiner Zurückkunft von Neapel Ihren Brief vom 27. Dec. letzten Jahres. Ich ersah daraus mit unaussprechlichem Vergnügen, welchen Muth meine Truppen bei Trenton entfalteten, und Sie können Sich meine Freude denken als ich las, daß von 1950 Hessen, welche in dem Gefechte waren, nur 300 entflohen. Da wären denn grade 1650 erschlagen, und ich kann nicht genug Ihrer Klugheit anempfehlen, eine genaue Liste an meine Bevollmächtigten in London zu senden. Diese Vorsicht würde um so mehr nöthig sein, als die dem englischen Minister zugesandte Liste aufweist, daß nur 1450 gefallen seien. Auf diesem Wege sollte ich 160,050 Gulden verlieren. Nach der Rechnung des Lords von der Schatzkammer würde ich blos 483,450 Gulden bekommen statt 643,500 Gulden. Sie sehen wohl ein, daß ich in meiner Forderung durch einen Rechnungsfehler gekränkt werden soll, und Sie werden daher sich die äußerste Mühe geben zu beweisen, daß Ihre Liste genau ist und seine unrichtig. Der britische Hof wendet ein, daß da 100 verwundet seien, für welche sie nicht den Preis von todten Leuten zu bezahlen brauchten . . . . . Erinnern Sie ihn daran, daß von den 300 Lacedämoniern, welche den Paß von Thermopylä vertheidigten, nicht einer zurückkam. Ich wäre glücklich, wenn ich dasselbe von meinen braven Hessen sagen könnte. Sagen Sie Major Mindorf, daß ich außerordentlich unzufrieden bin mit seinem Benehmen, weil er die 300 Mann gerettet habe, welche von Trenton entflohen. Während des ganzen Feldzugs sind nicht zehn von seinen Leuten gefallen."

So wenig Neigung ich empfinde, mich zum Vertheidiger jener Subsidienverträge aufzuwerfen, glaube ich doch, daß es einmal Zeit ist, gegen den Spuk aufzutreten, welcher mit diesem angeblichen Briefe bereits getrieben worden ist, und demselben womöglich für immer ein Ende zu machen.

Wie dieser Humbug so lange Glauben finden konnte, ist in der That kaum begreiflich; man hat ihn sogar in deutschen Ständekammern citirt. Mochte nicht jeder zu einer Prüfung der darin vorkommenden Specialitäten geneigt und befähigt sein, so scheint mir diese auch gar nicht erforderlich zu sein; nur ein flüchtiger Blick auf seinen Inhalt und die Art und Weise seiner Abfassung, meine ich, müßte schon genügen, um sofort Zweifel an seiner Wahrheit rege zu machen.

Wie könnte es, wird man zunächst fragen dürfen, irgend einem Fürsten beifallen, in solcher Weise gegen einen seiner Offiziere sich auszusprechen? Wie könnte er sich, die Möglichkeit solcher Gedanken und Wünsche bereitwillig zugegeben, schriftlich so bloßstellen?

Würde schon aus diesen Gründen der Historiker Anstand nehmen müssen, dem Briefe Glauben beizulegen, so ergeben sich bei einer genauern Betrach-

tung noch eine Reihe anderer Gründe, welche denſelben als ein Luftgebilde erſcheinen laſſen.

Gleich der Titel des Schreibers des Briefes muß Verdacht erwecken. Es ſoll das ein Graf von Schaumburg und Prinz von Heſſen-Kaſſel ſein. Ein ſolcher exiſtirte aber nicht. Doch ich will mich an den „Grafen von Schaumburg" nicht halten; will annehmen, es liege dieſer Bezeichnung ein allenfalls verzeihlicher Irrthum zu Grunde, und ſtatt dieſes Titels einfach „Graf von Hanau" ſetzen. Wir hätten dann den Erbprinzen Wilhelm, der, ſo lange ſein Vater Landgraf Friedrich II. lebte, ſelbſtſtändig als Graf von Hanau regierte und ebenfalls Truppen, aber nur ein Regiment, für den engliſchen Dienſt geſtellt hatte. Nun war aber nicht der Erbprinz Wilhelm zur Zeit der angeblichen Ausſtellung des Briefes (8. Febr. 1777) in Italien, ſondern ſein Vater der Landgraf; es wurden auch nicht die hanauiſchen Truppen durch den Ueberfall bei Trenton berührt, ſondern nur die landgräflich heſſiſche Brigade Rall, welche aus den drei heſſiſchen Infanterieregimentern Rall, Knyphauſen und Losberg, 6 Geſchützen, einem Commando heſſiſcher Jäger und 30 engliſchen leichten Reitern unter einem Offiziere beſtand. Aber weiter: der Brief iſt an einen Baron Hohendorf als den heſſiſchen Oberbefehlshaber gerichtet; ein Baron dieſes Namens ſtand aber weder an der Spitze des heſſiſchen Heeres, noch war überhaupt ein Offizier dieſes Namens in der heſſiſchen Armee. Der Höchſtcommandirende der heſſiſchen Truppen in Amerika war vielmehr der Generallieutenant von Heiſter. Ebenſo wenig gab es einen Major von Mindorf.

In dem Briefe wird die Zahl der Gebliebenen genau angegeben. Schon dieſer Umſtand ſollte jeden Nachdenkenden veranlaſſen, um den Inhalt des ganzen Briefes in Zweifel zu ziehen; denn woher und wie ſoll ein Truppencorps eine genaue Kunde von ſeinem Verluſte haben, welches überfallen und dergeſtalt zerſprengt wird, daß ſich auch nicht ein einziger geſchloſſener Truppenkörper rettet, das außerdem aber auch ſeine ganze Bagage verliert?

Wo und wann, frage ich ferner, hat in neuerer Zeit ein Gefecht ſtatt gehabt, in welchem von 1950 Mann nur 300 mit dem Leben davon gekommen ſind und zwar nur durch die Flucht, ſo daß alſo auch nicht ein Mann dem Sieger gefangen in die Hände gefallen iſt? Man vergleiche ſodann den Tag des Treffens mit dem des angeblichen Berichts und dem der Antwort des Landgrafen. Der Ueberfall geſchah am 26. Dec., ſchon am 27. Dec. ſoll von dem nicht einmal gegenwärtigen Oberbefehlshaber der Bericht erſtattet worden ſein, und ſchon am 8. Febr. der Landgraf darauf aus Italien geantwortet haben. Erſcheint da nicht jede dieſer Zeitangaben als eine ſofort in die Augen ſpringende Unmöglichkeit? Der Verfertiger des Briefes hat augenſcheinlich nicht daran gedacht, daß es damals noch keine Dampfſchiffe gab.

Und selbst mittelst dieser würde es nicht möglich gewesen sein, zumal sogar auch mit London schon Verhandlungen gepflogen worden sein sollen.

Nicht schon am 27. Dec. berichtete Heister den Unfall, sondern erst am 5. Jan. und erst im Anfange des März bringen die deutschen Zeitungen die Kunde davon. Auch am 5. Jan. vermochte Heister noch keine Angabe über die Größe des Verlustes zu machen, ja nach zwei vollen Jahren, im Dec. 1778, hatte man noch keine Gewißheit darüber. Da Oberst Rall, der Commandirende zu Trenton, schwer verwundet schon am 27. Dec. gestorben, und alle Papiere in die Hände der Amerikaner gefallen waren, so wußte man nicht einmal, wie stark an jenem Tage die drei Regimenter gewesen waren, und auch noch 1781 war man darüber in derselben Unklarheit. Erst durch zahlreiche von dem in Bezug auf die Sache niedergesetzten Kriegsgerichte bewirkte Vernehmungen gelang es, den Verlust mit einiger Sicherheit festzustellen. Derselbe betrug darnach an Getödteten 17; an Verwundeten 78; an Gefangenen 84 Offiziere, 25 Trommler und 759 Soldaten*). Die drei Regimenter waren sehr geschwächt gewesen, indem sie durch das Gefecht bei White Plain, durch die Erstürmung des Forts Washington und durch fortwährende starke Märsche in Schnee und Eis einen bedeutenden Abgang erlitten hatten. Was das Unglück überhaupt möglich machte, war lediglich die Verachtung des Feindes. Oberst Rall hatte alle, auch die gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln vernachlässigt, trotzdem er von vielen Seiten gewarnt worden war. Als nun der Feind plötzlich in großer Ueberzahl angriff, fehlte, weil für diesen Fall auch nicht die mindeste Disposition getroffen war, jede Einheit des Handelns, und es entstand die größte Verwirrung, welche durch die bald eintretende tödtliche Verwundung Ralls noch gesteigert wurde. Da auch die im Rücken der Hessen liegende, über einen ziemlich tiefen Creek führende Brücke von den Amerikanern schnell mit einer ansehnlichen Truppenmasse besetzt worden war, so blieb den hessischen Truppen auch bei dem besten Willen kein anderer Ausweg übrig, als das Gewehr zu strecken. Nur Einzelne vermochten sich dadurch zu retten, daß sie den an 4 Fuß tiefen Creek durchwateten, und ebenso entgingen auch diejenigen Truppen, welche unter dem Obersten von Donop jenseits des Creek lagen, der Gefangenschaft. Die Angabe des Briefs in Bezug auf den Verlust ist zu lächerlich, als daß sie einer ernsten Widerlegung bedürfte. Die ganze Affaire war von der Art, daß ein anhaltender Widerstand der Truppen schlechterdings unmöglich war.

Die in dem Briefe sich kundgebenden Gefühle und Anschauungen sind überhaupt dem Landgrafen Friedrich II. durchaus fremd. Dieser Fürst war nichts weniger als geizig. Wol hatte auch er Fehler und darunter solche,

*) Sparks in seinem Leben Washingtons gibt den hessischen Verlust auf etwa 1000 Gefangene an; getödtet seien 6 Offiziere und 20—30 Soldaten.

unter welchen das Land schwer zu leiden hatte. Aber sie waren anderer Natur. Sie entsprangen aus seiner Vorliebe zu äußerem Glanze und einer Bevorzugung des Fremden, wodurch zahlreiche französische und italienische Abenteuerer herangezogen wurden und häufig zu einem Einflusse gelangten, dessen Folgen noch lange nachher fühlbar waren*). Das aber, wozu ihn der Brief stempelt, war er nicht.

Wie ganz anders er über jenen Vorfall dachte und fühlte, davon geben die sofort an Heister und dessen Nachfolger erlassenen Schreiben die beste Kunde. Dieselben sind den kriegsgerichtlichen Untersuchungsacten im Auszuge beigefügt, und ich kann mich nicht enthalten, dieselben hier mitzutheilen.

Am 7. April 1777 erließ der Landgraf zwei Schreiben an die Generale von Heister und von Knyphausen. In dem an den erstern heißt es:

„Nach den nun eingelaufenen Berichten kann nicht bergen, daß, so groß und lebhaft Meine Freude über das rühmliche Betragen Meiner Truppen bei ihrer Ankunft in Amerika war, desto größer jetzt Mein Erstaunen und Unwillen ist über den unglückseligen Vorfall bei Trentown, den der Herr Generallieutenant unterm 5. Jan. meldet. Es gereicht nicht nur dieser Verlust von so vielen geschlossenen Regimentern mit ihren Fahnen und Canons Meinen Truppen zum ewigem Vorwurf, sondern Ich muß aus verschiedenen Relations, welche Mir davon zu Gesicht gekommen, auch schließen, daß diese Regimenter weder ihrer Schuldigkeit noch Ehre eingedenk gewesen, die selbige sonst vorher sich erworben hatten. Ich behalte Mir vor über solchen schändlichen Vorfall, der nichts anders als die Folge einer gänzlichen Verabsäumung aller Disciplin und gehörigen Ordnung sein kann, Meine weitere Entschließung zu nehmen, wann Ich von den wahren Umständen werde besser informirt worden sein . . .

Der Oberst Rall ist nach seiner Ancienneté noch lange nicht der älteste gewesen: der Herr Generallieutenant hätte also in diesem Betracht ihm keine Brigade anvertrauen, sondern den ältesten Oberst dazu nehmen sollen, wenn auch solcher gleich denen auf Staten oder Long Island ehedem gelegenen Regimentern hätte weggenommen und zu deren Uebernehmung hätte beordert werden müssen."

An Knyphausen schrieb der Landgraf:

„Gewohnt, wie Ich bin, die Ehre Meiner Truppen über alles zu schätzen, konnte Ich keine empfindlichere, noch unglücklichere Nachricht erhalten, als die, daß ich bei Trentown drei Regimenter, diese aber in einem unglücklichen Augenblick eine wohlerworbene und lange behauptete Reputation verloren. Nichts als eine gänzliche Hintansetzung aller Ordnung und Disciplin kann uns diese Schande zugezogen haben.

*) Der Landgraf wurde beiläufig auch katholisch. D. Red.

Ich finde sehr nöthig, den Generallieutenant von Heister selbst hierüber zu sprechen, und dessen Gesundheit ist ohnehin vor das dortige Climat nicht dauerhaft genug. Deswegen schreibe ihm, daß er sich auf eine Zeitlang anher begebe, dem Herrn Generallieutenant aber ad interim das Commando meiner Truppen in Amerika übertrage. . .

Und Ich lebe der festesten Hoffnung, daß durchdrungen, wie Ich selbst, von dem gerechtesten Schmerz über einen solchen Schandfleck, und nach der unumgänglichsten Nothwendigkeit solchen auszulöschen, derselbe sich nicht beruhigen werde, bis Meine Truppen durch eine Menge von rühmlichen Thaten das Andenken dieser unglückseligen Begebenheit ersticket.

Der Tod des Obersten Rall hat ihn Meiner verdienten Ahndung entzogen, daß er sich so unverantwortlich überrumpeln lassen; aber unendlich strafbarer sind diejenigen, welche nach seiner tödtlichen Verwundung zugegeben, daß die Bataillons, welche sie commandiret, den hessischen Namen entehret und auf eine schändliche Art das Gewehr gestreckt, anstatt zu versuchen, sich wenigstens wie rechtschaffene Soldaten durchzuschlagen, wenn der Platz nicht mehr behauptet werden konnte. Und die Menge Flüchtige, welche von diesen Regimentern durchgekommen, zeigt, was der Ueberrest hätte thun können, wenn die dabei übrig gebliebenen Offiziers sich ihrer Pflicht erinnert und nicht bei Seite gesetzt hätten, was sie Mir, der Ehre Meines Corps und sich selbsten schuldig gewesen.

Die eigentlichen Umstände dieses Schimpfes sind Mir noch zur Zeit unbekannt, es ist Mir aber keine Relation davon zu Gesichte gekommen, wodurch er nicht bestätiget würde.

Dem Herrn Generallieutenant gebe hiermit auf, bei Wiederkunft der Offiziers alles genau zu examiniren und mir einen pflichtmäßigen Rapport von dem wahren Zusammenhange der Sache abzustatten. Ich sehe Mich gezwungen, an den Schuldigen ein Exempel zu statuiren und declarire zum Voraus, daß diese Regimenter niemals wieder Fahnen bekommen werden, wenn sie nicht deren ebenso viele vom Feinde erobern, als sie auf eine so schimpfliche Art verloren haben."

Auch noch ein drittes Schreiben vom 16. Juni 1777 gehört hierher. In demselben schreibt der Landgraf an Knyphausen:

„Nach der Retour des Regimentsquartiermeisters Müller hatte mir vermuthet, daß der Generallieutenant von Heister eine vollständige und eigentliche Relation von der fatalen Surprise in Trentown abstatten würde; da aber solches nicht geschehen und das beigelegte Diarium des besagten Müllers nicht das Geringste davon erwähnt: so will nunmehro vom Herrn Generallieutenant forderſamst alles dasjenige erwarten, was zu Aufklärung solchen unglücklichen Vorfalls und dessen Beurtheilung dienen kann, sowol durch dessen

Beschreibung überhaupt, die Mir immer noch fehlt, als auch aller Umstände genau und insbesondere genommen.

Meine darüber eröffnete Empfindlichkeit vermindert sich nicht im Geringsten und Mein lebhafter Schmerz wird so zu sagen durch die Mir noch verborgen gehaltene detaillirte Erzählungen immer neu und aufs äußerste rege. Weshalb um so mehr dasjenige wiederhole, was dem Herrn General wegen der unglücklichen Brigade geschrieben und zur genausten Untersuchung der ganzen Sache aufgetragen habe. Der Oberstlieutenant Scheffer insbesondere, gleichartig auch die Commandeurs der beiden andern Regimenter sind nach erfolgter Retour aus Gefangenschaft zur schärfsten Verantwortung zu ziehen und ersterer hauptsächlich auf das ernstlichste zu vernehmen, warum er nicht sofort das Commando übernommen und zu remediren gesucht, als der Oberst Rall gefallen und durch seine Blessuren aus dem Stande gesetzt worden etwas zu thun?"

Durch ein Schreiben vom 3. August desselben Jahres befahl der Landgraf, alsobald nachdem die drei gefangenen Regimenter ausgewechselt worden, sofort eine strenge kriegsgerichtliche Untersuchung anzuordnen. Das am 11. Jan. 1782 zu Neuyork eröffnete Urtheil sprach jedoch sämmtliche noch lebende Offiziere von jeder Schuld frei.

Aber nicht nur die eben mitgetheilten landgräflichen Erlasse stehen im offensten Widerspruche mit dem angeblichen Briefe, dasselbe ist auch mit den Bestimmungen des Subsidientractats der Fall. Dieser Vertrag ist nämlich kein Geheimniß; er ist vielmehr öfter gedruckt. Schon gleich nach dem Abschlusse erschien derselbe unter dem Titel: „Die drei vollständigen Subsidientractate, welche zwischen Sr. großbritannischen Majestät einerseits und dem Durchl. Landgrafen von Hessen-Kassel, dem Durchl. Herzog von Braunschweig und dem Durchl. Erbprinzen von Hessen-Kassel als regierenden Grafen von Hanau andrerseits, geschlossen sind. Englisch und Deutsch. Frankfurt und Leipzig 1776." (Ferner findet man Abdrücke in J. J. Moser, Versuch des neuesten europäischen Völkerrechts XI. S. 126 ꝛc., Frankfurter Herbstmeß Relation 1776 S. 31 ꝛc., Neueste Staatsbegebenheiten 1777 S. 568, de Martens, ecueil des principaux traités T. 1. p. 545 ꝛc.) Die beiden einschlägigen Artikel sind der 5. und 8. Der eine lautet: „Zur Bestreitung der Kosten, die der Durchl. Landgraf anwenden muß, um gedachtes Corps von 12,000 Mann zu bewaffnen und in Stand zu setzen, verspricht S. M. der König von Großbritannien Sr. Hochf. Durchl. für jeden Soldaten 30 Rthlr. banco Rekrutengelder ꝛc; der andere aber: „Sollte es sich ereignen, daß unglücklicherweise einige Regimenter oder Compagnien des gedachten Corps, es geschähe durch Unglücksfälle auf der See, oder auf anderne Weise, ganz oder zum Theil ruinirt oder zu Grunde gerichtet, oder daß die Kanonen und andere Effecten, womit es

versehen sein könnte, vom Feinde genommen würden, oder auf dem Meere verloren gingen, so wird der König von Großbritannien die Kosten zu den nöthigen Rekruten, wie auch den Werth gedachter Feldstücke und Effecten bezahlen lassen, um die Artillerie und Regimenter oder Compagnien sogleich wieder in Stand zu setzen, und diese Rekruten sollen gleichfalls nach dem Fuße derjenigen, welche den hessischen Offiziers, vermöge des 5. Artikels des Contracts von 1702 geliefert worden sind, regulirt werden, damit das Corps jederzeit in ebenso gutem Stande erhalten und dereinst zurückgesendet werde, worin es übertragen worden, und die jährlich nöthigen Rekruten sollen den englischen Commissarien in den Waffen geübt und völlig equipirt an dem Einschiffungsorte und zu der von S. großbr. Maj. anzuzeigenden Zeit geliefert werden."

Für jeden zum Ersatz eintretenden Rekruten sollen also 30 Thlr. als Werbegeld gezahlt werden, dagegen ist aber in dem Vertrage nirgend die Rede von einer Vergütung für den todtgebliebenen Soldaten. Nun aber betrachte man die Zahlen, welche der Brief aufführt. Danach hätte das Leben des armen Soldaten doch einen sehr respectablen Werth. Indeß ist der Verfasser auch hierbei wieder mit einem so unbegreiflichen Leichtsinne zu Werke gegangen, daß er die angegebenen Beträge nicht einmal in ein Verhältniß zueinander gestellt hat. Denn wenn für 1650 Mann 643,500 Gulden berechnet werden, so kommen für den Mann 390 Gulden heraus; bei 1450 Mann und 483,450 Gulden fallen auf den Einzelnen nur $333^{12}/_{29}$ Gulden, und der Werth des Einzelnen bei 300 Mann und 160,050 Gulden steigert sich sogar auf $533^{1}/_{2}$ Gulden. Es ist also nicht einmal Consequenz in der Lüge.

Allerdings haben die an England zu verschiedenen Malen gestellten Subsidientruppen große Summen eingebracht. Dies geschah aber nicht durch jene 30 Thlr. Werbegelder. England zahlte vielmehr nicht nur den Sold für sämmtliche Truppen nach englischem Fuße, sondern auch noch jährlich sehr bedeutende festbestimmte, eigentliche Subsidiengelder. Doch genug! Ich glaube nach jeder Richtung hin den vollsten Beweis geliefert zu haben, daß der fragliche Brief nichts mehr und nichts weniger ist, als ein ungeschicktes und leichtfertiges Machwerk, so grenzenlos leichtsinnig hingeworfen, daß man darüber staunen muß, wie denkende Männer demselben jemals auch nur einigen Glauben schenken konnten. Man hätte wenigstens von deutschen Autoren erwarten sollen, daß sie der Lüge schärfer ins Antlitz gesehen hätten, als dies die amerikanischen Zeitungen zu thun pflegen, welche von Zeit zu Zeit den Brief von neuem mittheilen, um ihren Lesern ein Stück deutscher Tyrannei zu zeigen.

Wer dies abgeschmackte Product zuerst veröffentlicht hat, kann ich nicht sagen. Löher sagt bei seiner Mittheilung, es „solle" in Eugen Regnaults Denkwürdigkeiten abgedruckt stehen. Wahrscheinlich meint er Regnault Warins

1832 erschienene Histoire du général La Fayette en Amérique. Das Buch ist mir indeß nicht zur Hand, um nachschlagen zu können, und auch zu einer weitern Nachforschung konnte ich mich bei der so offenbaren Lügenhaftigkeit des Briefes nicht verstehen. Was ich mitgetheilt habe, wird, meine ich, solchen, die sich überhaupt überzeugen lassen wollen, gezeigt haben, daß es eben nichts Anderes als eine Lüge ist. Aber warum ergeht man sich, wenn von den deutschen Subsidientruppen im amerikanischen Unabhängigkeitskriege die Rede ist, immer und immer nur in Vorwürfen gegen Hessen? Waren es doch nicht blos hessische Truppen, welche dort fochten; auch Brandenburg-Anspach, Braunschweig, Anhalt und Waldeck hatten Contingente gestellt. Die Stellung von Subsidientruppen war ferner keineswegs etwas Neues, hat auch noch länger fortgedauert und ist auf dem Festlande erst mit dem Wegfall des Werbesystems in Abgang gekommen. Allerdings widerstritt es auch bereits der damaligen Anschauungsweise. Selbst der Erbprinz von Braunschweig schrieb 1776 in einem Briefe: „Ich glaube, daß, wo es nicht direct zur Vertheidigung des Vaterlandes geht, ein freigeborner Mensch mit Recht nicht gezwungen werden kann, die Waffen in Canada gegen die dortigen Einwohner des Landes zu ergreifen.“ Aber muß man das Verfahren des Landgrafen verurtheilen, mag man es schwerem Tadel unterwerfen, so hat doch jedes Urtheil sein Maß, und man darf auch das nicht vergessen, was mildernd in die Wagschale fällt. Dahin gehören namentlich die langjährigen Allianzverbindungen mit England und die nahen verwandtschaftlichen Verhältnisse, in welchen der Landgraf zu dessen Königshause stand. Es wurden sodann die Truppen keineswegs den Engländern zur beliebigen Verfügung gestellt. Man hatte vielmehr im Tractate ausbedungen, daß sie stets ein geschlossenes selbstständiges Corps unter eignem hessischen Commando bilden und nirgend anderswo als in Nordamerika verwendet werden sollten, und als England später auf den Wegfall dieser letzten Beschränkung drang, weil es die Soldaten auf den ungesunden westindischen Inseln zu benutzen wünschte, war der Landgraf durch nichts dazu zu bewegen. Haben endlich auch die von England bezogenen Summen den Grund zu dem hessischen Schatze gelegt*) so wurden dieselben doch keineswegs sämmtlich aufgespeichert. Ein großer Theil wurde wieder im Lande verwendet und selbst durch den Krieg ein reicher Verdienst für die Unterthanen geschaffen, weil vertragsmäßig alle für das Armeecorps erforderlichen Montirungs- und Armaturbedürfnisse aus Hessen bezogen werden mußten. Nicht weniger war für die ganze Dauer des Krieges die Hälfte der Steuern erlassen. — Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß dies, und

*) Nicht zum Staatsschatze. Der Herr Verfasser meint damit das persönliche Vermögen des Landgrafen, dem für die von ihm gelieferten Soldaten die Summe von 21,276,778 Thalern gezahlt wurde. D. Red.

was sich sonst noch Milderndes beibringen ließe, den Subsidienhandel im Princip nicht rechtfertigt.*) Es war nur zu zeigen, daß Hessen-Kassel mit demselben nicht allein steht, und es war nur den maßlosen Ereiferungen entgegenzutreten, welche man so häufig zu lesen bekommt. D. L.

Das in England projectirte schußfeste Linienschiff.

Ich bezwecke in dem nachstehenden Artikel die Aufmerksamkeit Ihrer Leser auf eine Neuerung im Kriegsmarinewesen aufmerksam zu machen, von welcher zuerst in französischen Blättern und zwar am ausführlichsten im „Pays" verlautet hat, und die in Zukunft nicht ohne Bedeutung auch für die noch kleine, aber hoffentlich sich mehr und mehr erweiternde Seemacht unseres norddeutschen Großstaats werden dürfte. Wer sich der im vergangenen Jahre in diesen Blättern erschienenen Briefe über Marine erinnert, wird vielleicht noch eingedenk sein, wie dort eines ungelösten Problems, wenn nicht direct, so mindestens doch indirect Erwähnung geschah, nämlich der Herstellung eines Gleichgewichts zwischen der mehr und mehr furchtbar und unwiderstehlich gewordenen Schiffsartillerie und den Schiffen d. h. den Trägern dieser Artillerie selber. Die Verbesserungen im Geschützwesen haben es bis dahin zu Wege gebracht, daß wenige zwischen Wind und Wasser treffende Geschosse das größte Linienschiff in die äußerste Gefahr und unter Umständen zum Sinken zu bringen vermögen, und gleichwol war bis vor kurzem kaum irgend etwas geschehen, womit man dieser Uebermacht der modernen Schiffsartillerie ein Gegengewicht entgegenzustellen versucht hätte. Die Neuerung, von der hier die Rede sein soll, bezweckt dies zum ersten Male und zwar in so umfassender Weise, daß, wenn sie sich als durchführbar erweisen sollte, das oben erwähnte Problem mit ihr gelöst sein würde. Um was es sich dabei handelt ist die Herstellung eines „Normalkriegsschiffs" im höheren und ausgedehntesten Sinne des Wortes, welches nicht nur in Hinsicht auf seine Geschützmacht sich mit einem andern Fahrzeuge zu messen im Stande sein würde, sondern andererseits und zumal bei einem Nahekampf nicht die Gefahren laufen würde, denen alle

*) Gewiß nicht! Auch dann nicht, wenn der Landgraf seinen Unterthanen während des Kriegs die ganze Steuer statt der halben erlassen hätte, nicht blos „ein großer Theil" der Subsidien dem Lande zu Gute gekommen wäre, und die Schuster und Schneider Hessen-Kassels bei Lieferung der Mönturen und Armaturen allesammt so reich geworden wären wie ihr Landesvater bei Lieferung der Soldaten. D. Red.

nach den bis jetzt angewendeten Systemen erbauten Kriegsschiffe ausgesetzt sind. Letzteren Zweck gedenkt man dadurch zu erreichen, daß man nicht nur die ganze äußere Fläche des Schiffsrumpfes mit eisernen Platten von ausreichender Dicke bekleidet, dergestalt daß die dawider abgeschossenen Kanonenkugeln daran zerschellen müssen, sondern auch eine Art von bombensicherem Dach über dem oberen Deck anbringt, vermöge dessen das Fahrzeug gegen die Wirkung der feindlichen Vertikalfeuer gedeckt wird. Bei der enormen Belastung des Schiffs durch den oben erwähnten, die Wände bekleidenden Küraß und durch die eiserne Bedachung hat man von Anfang an von der Armirung mit mehr als einer durchlaufenden Batterie Abstand genommen. Diese Geschütze werden aber vom allerschwersten Kaliber sein, und mag es geschehen, daß man bei ihrer Construction die Principien der Columbiakanonen der Vereinigten-Staaten-Marine adoptirt. Außer diesen Rohrgeschützen werden sich aber noch ungeheure Mörser am Bord befinden, die vornehmlich zum Werfen von Kartätschen bestimmt sind und demnach vorzugsweise beim Nahegefecht zur Anwendung kommen werden. Die Bemastung des Fahrzeugs, welches die Längenstreckung eines Linienschiffes erster Classe haben, wenn nicht überschreiten wird, ist auf die Entwicklung einer Segelfläche als Hilfsmacht berechnet und wird darum nur leicht sein. Aber sie wird nichts desto weniger ausreichend sein, um den zahlreichen am Bord befindlichen Schützen sichere Positionen darzubieten. Die Hauptfrage der Bewegung beruht auf der Schraube, die durch eine Maschine von 3000 Pferdekraft, also von etwa der dreifachen Stärke derjenigen eines heutigen Schraubendreideckers, in Function gesetzt wird. Es beruht auf dieser gewaltigen Triebkraft nicht nur die Schnelligkeit des Fahrzeugs, von der man erwartet, daß sie diejenige aller bis jetzt angewendeten Kriegsschiffe überbieten wird, sondern auch eine Wirksamkeit besonderer Art desselben im Gefecht selbst und von der man vielleicht noch bedeutendere Resultate, wie von der seiner Artillerie zu erwarten hat. Das projectirte Schiff wird vorn und zwar unmittelbar unter dem Bugspriet, mit einer Art eisernem Sporn versehen sein, vermöge dessen es, in voller Fahrt wider ein anderes Fahrzeug dirigirt, im heftigen Anprall dem letzteren einen derartigen Leck und Rippenbruch zu veranlassen hoffen kann, daß es augenblicklich sinken muß. Da jeder Stoß ein Product der bewegten Masse und ihrer Geschwindigkeit ist, so kommt viel auf die Schnelligkeit an, mit der das Küraßschiff von seiner großen Dampfmaschine vorwärts getrieben wird. Außerdem ist diese Schnelligkeit von einer entscheidenden Bedeutung, indem auf ihr allein die Hoffnung beruht, das betreffende Object zu erreichen. Wie es heißt rechnet man darauf, mittelst der 3000 Pferdekraft eine dermaßen rapide Bewegung zu erreichen, daß dieselbe dem vierten Theil der mittleren Geschwindigkeit einer Kanonenkugel in der zweiten Hälfte ihres Lau-

ſes gleich kommen wird, was weit über zwanzig Knoten ſein würde, und darum vorerſt noch in Zweifel geſtellt werden muß. In Deutſchland iſt das Dampfſchiff „der Nagler" das ſchnellſte. Indeß läuft es nur ſiebenzehn bis achtzehn Knoten in der Stunde, was ebenſo viel Seemeilen bedeutet, von denen ſechzig auf den Aequatorialgrad gehen, und ich erinnere mich nicht von irgend einem Dampfer gehört zu haben, der es ihm zuvorthue. Die betreffende Annahme ſcheint darum noch etwas hypothetiſch zu ſein. Gewiß dagegen und keiner Frage unterworfen iſt es, daß ein Küraßſchiff, wie das hier in Rede ſtehende, auch wenn ſeine größte Schnelligkeit ſiebenzehn bis achtzehn Knoten nicht überſteigt, und ſelbſt wenn der oben erwähnte Sporn am Bug fehlte, durch ſeinen bloßen Anprall wider ein anderes Fahrzeug jeden ihm von demſelben entgegenzuſetzenden Widerſtand brechen, und einen ungeheuren und Entſcheidung gebenden Effect hervorbringen müßte. Die bezweckte Wirkung an und für ſich kann daher nicht in Zweifel geſtellt werden, wie man denn überhaupt in Hinſicht auf das Project nur ſtaunen darf, daß es nicht ſchon viel früher ins Auge gefaßt und zur Ausführung gebracht worden iſt.

Mit einer lobenswerthen Bedachtſamkeit, die in Sachen der Beſchaffung von Marinematerial, welches unter allen Kriegsmitteln das bei weitem koſtſpieligſte iſt, nicht genug empfohlen werden kann, hat man einſtweilen in England ſich darauf beſchränkt, nur einen Verſuch zu machen, und zu dieſem Zweck ein altes 120 Kanonenſchiff, welches aber im Uebrigen noch ſeetüchtig iſt, verwendet. Befriedigen die Reſultate dieſes erſten Experiments, ſo iſt nicht daran zu zweifeln, daß man die Neuerung alsbald in großartigerem Maßſtabe durchführen werde.

Das neue Princip wird bei ſeiner Anwendung im Seekriege ungeheure Erfolge haben, welche durchaus geeignet ſind, die heute noch Geltung habende Schiffstaktik von Grund aus umzugeſtalten. Aus dem oben über die Conſtruction und Bewaffnung des neuen Linienſchiffs Geſagten wird man entnehmen können, daß daſſelbe für den Nahekampf beſtimmt iſt. Während die großen amerikaniſchen Fregatten, deren in den Marinebriefen Erwähnung geſchah, mit ihren weit tragenden Geſchützen die Tendenz haben, die Schlachtentſcheidung durch ein Ferngefecht zu ſuchen, drängt ihr Princip die gepanzerten Fahrzeuge zum directeſten Zuſammenſtoß. Vor einigen Monaten noch konnte man in Zweifel ſein, ob die Maſſenhaftigkeit des Schiffskörpers als irgend ein mit Ausſchlag gebendes Element bei einer Entſcheidung zur See gelten dürfe. Die neuen Linienſchiffe löſen dieſe Frage zu Gunſten der großen Fahrzeuge wider die kleinen, und damit iſt viel geſchehen. Ich erinnere hier nur an die Kanonenboote, für die man, nachdem ſie mit Dampfmaſchinen verſehen worden, eine ausgedehnte Wirkungsſphäre und eine Betheiligung

an den großen Flottenactionen auf hohem Meere in Anſpruch nehmen zu dürfen glaubte. Die Panzerſchiffe, vor denen dergleichen Nußſchalen nicht beſtehen können, weiſen ſie ſehr nachdrücklich in das Flachwaſſer zurück, wodurch, was ich hier nicht unbemerkt laſſen will, auch eine früher von mir in Betreff der Brauchbarkeit und Zweckdienlichkeit dieſer Fahrzeuge für die preußiſche Marine aufgeſtellte Behauptung bedeutend modificirt wird.

Es iſt meine Ueberzeugung, daß man mit dem hier in Rede ſtehenden neuen Linienſchiff das mehrerwähnte Normalſchiff gefunden, und, wenn auch manche Vervollkommnung auf dieſem Wege noch erreichbar iſt, mindeſtens das maßgebende Princip fortan feſtſteht.

Zur Tagesgeſchichte.

Die Zeitungen brachten vor ganz kurzer Zeit die ihrem Inhalt nach nirgend widerlegte oder auch nur in der Form desavouirte Nachricht von einem Rundſchreiben der franzöſiſchen Regierung, durch welches alle die von der Preſſe, auch der deutſchen, in Umlauf geſetzten Vermuthungen über kriegeriſche Abſichten des Kaiſers als irrig widerlegt wurden; das Kaiſerthum ſei nach wie vor der Friede. Wenn Zeitungsartikel und umlaufende Gerüchte eine ſo allerhöchſte Widerlegung erfahren, ſo darf man dreiſt annehmen, daß ſie nicht ganz unbegründet waren, namentlich nicht im vorliegenden Falle. Wir ſind in der That auch zu der Annahme geneigt, daß in Paris allerdings weitreichende Pläne bereits bis zu einem gewiſſen Grade der Vollendung hinangereift, ſeitdem aber eingetretener Hinderniſſe halber in der Ausführung mindeſtens vertagt worden ſeien. Seitdem das officielle England von den franzöſiſchen Rüſtungen zu Land und zu Waſſer Act genommen, und am wenigſten durch die Erklärung des Moniteur, dieſelben gingen über die Voranſätze nicht hinaus, beruhigt werden konnte, nachdem England ſodann durch ſein Verhalten Neapel und den nordamerikaniſchen Freiſtaaten gegenüber den deutlichen Willen kundgegeben, wo möglich keine ſogenannten offenen Fragen von irgend welcher Erheblichkeit für ſein eignes und das europäiſche Intereſſe zu dulden, nachdem es in Paris immer nicht gelingen wollte, die montenegriniſchen Angelegenheiten zu einer Haupt- und Staatsaction zu erheben, nachdem endlich auch durch die offenbar unter engliſchem Einfluß geſchehene Ausdehnung der Befeſtigungen von Antwerpen einer franzöſiſchen Ueberrumpelung nach dieſer Seite ein gewiſſer Damm geſetzt, weshalb denn auch franzöſiſche Regierungsblätter die wunderbare

Aeußerung machten, Belgien, ein als neutral erklärter Staat, sei zu solchen Rüstungen (im Interesse der eignen Vertheidigung!) nicht „berechtigt", nachdem so von allen Seiten die kaiserliche Friedensliebe kräftige Unterstützung erhielt, kam sie denn endlich in jenem Rundschreiben zu ihrem natürlichen Ausbruch und Europa kann wieder ruhig einschlafen.

Kann es? Will es? Nein. In ganz Europa ist jetzt der Gedanke des französischen Kaiserthums, „offene Fragen" wo möglich nicht zu schließen, und wenn erforderlich, selbst solche zu schaffen, ein offenes Geheimniß. Jener unwandelbare kaiserliche Gedanke hat sich nirgend deutlicher als bei den jüngsten montenegrinischen Händeln gezeigt. Man muß das Christenthum schon zu einem bloßen Namen, zu einer Karte im diplomatischen Spiele herabgewürdigt haben, um für die Abällinos der schwarzen Berge, weil sie sich Christen nennen, mehr Sympathien zu empfinden, als für die türkischen Bewohner der umliegenden Ebenen, deren Vorräthe und Vieh sie mit gewappneter Hand abholen und je nach Gelegenheit einige Dutzend türkischer Köpfe dazu. Und was hat Frankreich dabei zu gewinnen, wenn dieser idyllische Zustand aufrecht erhalten und nach Kräften erweitert wird? Der schließliche Vortheil würde jedenfalls doch auf russische Seite fallen, dem ein stamm- und, wie man es nennt, glaubensverwandter Bundesgenosse in unmittelbarer Nähe eines der schönsten Häfen am mittelländischen Meere allerdings nur genehm sein kann. Aber kaum will die Türkei sich ihre eignen unbestrittenen Grenzen wahren, so macht man in Paris dazu eine sehr bedenkliche Miene, und kaum ist es den Montenegrinern gelungen, durch verrätherischen Ueberfall ein türkisches Corps zu sprengen und sich in den Besitz seiner Vorräthe zu setzen, so erklärt man in Paris jeden Versuch einer Züchtigung durch die Türken als ein nicht zu duldendes Attentat gegen Schützlinge der französischen Regierung. Oestreich, welches das „ritterliche Heldenvolk der Montenegriner" aus größerer Nähe kennt, leistet nun den Türken allen möglichen Vorschub, damit sie die schwarzen Berge mindestens cerniren können. Das ist nicht in der Ordnung, ruft man in Paris, was sollen die braven Montenegriner thun, wenn sie im Lande bleiben und sich redlich nähren müssen? Also wird als Gegendemonstration eine französische Flotte flugs nach Cattaro geschickt, an deren Flaggen die Bergbewohner erkennen mögen, daß der Helfer in der Noth nahe sei. Oestreich macht darauf der französischen Regierung bemerklich, daß Cattaro ein Kriegshafen, und dessen Commandant verpflichtet sei, dort eine fremde Kriegsflotte nicht zu dulden; der Hafen wird wieder verlassen, aber die Flotte bleibt in der Nähe. Endlich wird die Welt durch die Nachricht überrascht, ein russisches Kriegsschiff habe sich derselben angeschlossen, um sich erforderlichen Falls unter die Befehle des französischen Admirals zu stellen; bei näherer Erkundigung ergibt sich aber, daß der Russe keine weitere Absicht hat, als etwaige Vorkommenheiten sich

in der Nähe anzusehen. Durch eine Art passiven Widerstand, der von Wien aus geschickt geleitet wurde, von Position zu Position vertrieben, muß die französische Regierung endlich erleben, daß die Türkei, von den andern Mächten gestützt, als Grundlage zu Verhandlungen über Montenegro die Anerkennung der türkischen Oberherrlichkeit fordert, also gerade das, was man so gern ihr hatte entwinden wollen.

Wer die Entwicklungen, die kühnen Anflüge und das regelmäßige Zurückschreiten französischer Hoffnungspläne seit dem letzten pariser Frieden beobachtet hat, dem kann es nicht an Analogien zu den oben geschilderten Vorgängen fehlen; es gilt das namentlich auch von der noch obschwebenden offenen Frage der Gestaltung des Rumänenthums. Es sieht fast danach aus, als ob dem Streben der französischen Regierung, jegliche Wunde im europäischen Staatsleben nicht zuzudecken, sondern sie möglichst zu erweitern, der feste Entschluß der übrigen europäischen Regierungen entspreche, sie nicht erweitern zu lassen. Selbst Rußland scheint nicht besonders geneigt zu sein, mit dem modernen französischen Cäsarenthum zu gehn; sein Wollen und vielleicht auch seine Zukunft sind ihm wol zu unberechenbar.

Also Europa schläft unter den Sirenentönen französischer Rundschreiben nicht ein, denn die französischen Rüstungen sind nahezu vollendet, und an „offenen Fragen" kann es für die Diplomatie niemals, am wenigsten in heutiger Zeit fehlen. Es kann ja doch kommen, daß irgend eine Wunde nicht zuheilen will, daß sie vielmehr fort und fort eitert und endlich den ganzen Organismus ergreift. Es kann ja auch geschehen, daß der Kaiser, der ewigen diplomatischen Niederlagen müde, gelegentlich die Lösung auf andere Weise bewerkstelligt sehen will; es kann überhaupt im heutigen Frankreich sich vielerlei ereignen. Ob Espinasse oder Delangle, die innere Lage Frankreichs bleibt von demselben unveränderlichen Gedanken getragen und nicht minder bleiben die Entwicklungen nach außen dieselben. Delangle statt Espinasse bekundet nur die Thatsache, daß das Kaiserthum im Innern sich nahe in dieselbe Sackgasse verrannt hatte, wie im Auslande. Aber um so unvermeidlicher und heftiger kann die Explosion werden.

Inmitten so vieler Ungewißheiten und Ursachen zur Beunruhigung ist leider, müssen wir hinzusetzen, die Lage des deutschen Vaterlandes die ungewisseste und darum auch die beunruhigendste. Wenn wir nur irgendwo in Deutschland das Bewußtsein der geschichtlichen Nothwendigkeiten und den Willen zur Thatkraft erblickten! Aber den meisten Regierungen liegt die Wiederherstellung junkerlicher Ansprüche und die Fortsetzung der Demokratenjagd noch immer näher, als irgend eine Sorge über das, was einmal kommen könnte. Kaum etwas kann so sehr dafür sprechen, daß die deutschen Regierungen nicht immer sich mit dem Bewußtsein des Staats identificirt haben, als die bundestägliche Unter-

ſtützung der von allen Seiten wieder aufgetauchten Adelsanſprüche. Forderungen, an deren Vorhandenſein der Staat kein anderes Intereſſe hat, als daß ſie beſeitigt werden, Anſprüche, denen neun Zehntel der Bevölkerung feindſelig entgegenſtehn, ſind bewilligt worden, blos um die Anhänger der Zeitrichtung zu ärgern, bewilligt worden an eine Claſſe, die äußerlich und innerlich machtlos die Letzten ſein werden, welche wankende Throne zu ſtützen vermögen. Und kaum hat dieſe Umkehr, zu der leider auch die preußiſche Regierung ſo viel beigetragen, ſich vollzogen, ſo erntet Preußen die erſten Früchte davon, indem von allen Seiten zugleich ein Feldzug gegen deſſen noch mehr geiſtige als materielle Suprematie in Deutſchland erhoben wird. Was die Geſchichte als Bodenſatz von begründeten und unbegründeten Abneigungen gegen Preußen hinterlaſſen hat, wird ſyſtematiſch angefacht und ausgebeutet, und ſelbſt eine Regierung wie die von Baden fühlt ſich berechtigt, der preußiſchen den Fehdehandſchuh hinzuwerfen. In Preußen ſelbſt arbeiten die, welche ſeit einem Jahrzehnt das Monopol des Patriotismus in Anſpruch genommen, dem Gewinnen eines feſten Bodens für die Regierung nach Kräften entgegen. Große Entwicklungen vollziehen ſich in ganz Europa. Deutſchland aber ſteht ideen- und thatlos da. Jeder Tag kann einen Wendepunkt herbeiführen, in Deutſchland lebt und handelt man, als ob das, was draußen geſchieht, von eben gar keiner Bedeutung und ohne jeglichen Rückeinfluß auf uns ſelbſt ſei. Kommen wir nicht heute, kommen wir morgen, und kommen wir nicht morgen, kommen wir gar nicht. Wir fürchten, das wird das Ende vom Liede ſein.

Die preußiſchen Juſtizreformen ſeit 1848.

Schon 1801 war in Preußen die Reviſion des geſammten Criminalrechts beſchloſſen worden*), deſſen erſter Theil denn auch 1805 in der großen Theils noch heute geltenden Criminalordnung publicirt worden iſt. Die dann folgenden Stürme, welche die Exiſtenz des Staats in Frage ſtellten, ließen zunächſt andere Arbeiten in den Vordergrund treten. Mit der wiedergewonnenen Sicherheit tauchten aber ſogleich die alten Pläne wieder auf und zwar im großartigſten Maßſtabe: der völlig veränderten äußern Geſtalt des Landes ſollte eine Umarbeitung des ganzen Rechts entſprechen, welches zu dieſem Zweck in 16 Penſen getheilt wurde. 1826 begannen die Arbeiten mit dem erſten und einzigen Penſum, an welches überhaupt bis jetzt gedacht worden iſt, mit dem landrechtlichen Strafrecht; bis 1847 war mit kurzen Unterbrechungen theils

*) S. Heft 21. d. Bl.

eine Commiſſion unter Dankelmann, ſpäter unter Kamptz, theils der Staatsrath mit dieſer Frage beſchäftigt. Aber das Reſultat des ganzen Aufwandes von Zeit, Mühe und Koſten war über Erwarten gering. Von acht oder neun Entwürfen, welche nach und nach zu Tage kamen, erfuhr der von 1843 die entſchiedenſte Mißbilligung aller Landſtände und aller criminaliſtiſchen Schriftſteller — es waren 64 der bedeutendſten Autoritäten — die ſich darüber äußerten; der von 1847 konnte wenigſtens die Majorität des vereinigten Landtags nicht für ſich gewinnen, und was von allen dieſen Entwürfen zuſammengenommen in die endliche Neubildung des preußiſchen Strafrechts übergegangen oder ſelbſt nur als Vorarbeit dafür benutzt worden iſt, dürfte einen ſehr beſcheidenen Raum einnehmen.

Wer gewohnt iſt, das Strafgeſetzbuch von 1851 anzuwenden oder angewendet zu ſehen und zufällig den 20. Titel Theil 2 des A. L. R. in die Hände bekommt, wird ſich in der That eines wunderlichen Gefühls nicht erwehren können, denkt er daran, daß dieſe beiden Geſetzbücher ſich erſt vor ſieben Jahren und zwar unmittelbar, ohne weitere Vermittlung in ihrer Wirkſamkeit abgelöſt haben. Es iſt nicht blos der Fortſchritt in der wiſſenſchaftlichen Erkenntniß vom Weſen der Strafe und von der Natur des Verbrechens, nicht blos das Verſchwinden oder die Milderung einzelner Strafmittel, welche mit der ſteigenden Humanität und Geſittung ſo natürlich verbunden iſt, was die beiden Geſetzbücher unterſcheidet. Sie ſcheinen nicht blos für andere Zeiten, ſondern für andere Menſchen, für andere Zuſtände gemacht zu ſein, zwiſchen denen es keine Brücke gibt. Dem caſuiſtiſchen, unſyſtematiſchen Weſen des landrechtlichen Strafrechts, in dem der Geſetzgeber ſich in echt patriarchaliſcher Weiſe zu ſeinen Unterthanen verhält, hier und da an ihr Ehrgefühl appellirt, oder ihnen gute Lehren über die zweckmäßige Behandlung Erhängter, über das rückſichtsvolle Benehmen gegen Schwangere einſchärft; wo noch in ſehr vielen Fällen nach dem Stande und der Bildung des Verletzten oder des zu Beſtrafenden gefragt wird, — tritt auf der andern Seite das neue Strafgeſetzbuch gegenüber ganz ſachgemäß, logiſch, kalt, ohne jede Rückſicht und jedes Erbarmen. Das landrechtliche Strafrecht ruhte noch gänzlich auf der Grundlage des gemeinen deutſchen Strafrechts; man wird in ihm den Einfluß der Carolina, der ſächſiſchen Criminaliſten des 17. Jahrhunderts und die ſpätern Wirkungen der Kantſchen Philoſophie ohne Mühe herauserkennen. Davon iſt bei dem Strafgeſetzbuch von 1851 kaum mehr die Rede. Seine Wiege hat jenſeits des Rheins geſtanden und in dem engen, bisweilen wörtlichen Anſchluß an den Code pénal prägen ſich ebenſo die Vorzüge wie die Mängel aus, welche unſern weſtlichen Nachbarn eigen ſind: von jenen die praktiſche Klarheit des Ausdrucks, die beſtehende Ueberſichtlichkeit in Anordnung und Eintheilung, von dieſen vor allem ein durchſchneidender Formalis-

mus und eine Härte, welche in Verbindung mit jenem in hundert Fällen zur Grauſamkeit wurde und eine Uebervölkerung der Gefängniſſe und Zuchthäuſer mit ſich führte, die binnen kurzem eine mildernde Novelle nöthig machte und zu den weſentlichſten Vorwürfen gegen das neue Geſetzbuch Veranlaſſung gibt. Mehr über daſſelbe zu ſagen, kann hier nicht beabſichtigt werden. Es würde das eine genaue Darſtellung des ganzen frühern und jetzigen materiellen Criminalrechts erfordern, während dieſes uns hier nur inſoweit intereſſirt, als ſeine Beſtimmungen die Reform der Gerichtsverfaſſung und des Verfahrens zu ihrer Vorausſetzung oder Folge haben.

Das Strafgeſetzbuch unterſcheidet nach einem allerdings etwas äußerlichen Motiv drei Arten von Verletzungen des Geſetzes. Uebertretungen, welche mit Geldbuße bis zu 50 Thlr. oder Gefängniß bis zu 6 Wochen, Vergehen, welche mit höherer Gefängnißſtrafe oder Einſchließung bis zu 5 Jahren, Verbrechen, welche mit mehr als 5jähriger Einſchließung, Zuchthaus oder Tod beſtraft werden. Uebertretungen werden vom Einzelrichter, Vergehen und die meiſten Fälle des Diebſtahls, auch wo er das für Vergehen beſtimmte Strafmaß überſteigen würde, ebenſo die politiſchen und Preßvergehen, welche vor dem Geſetz vom 6. März 1854 vor das Schwurgericht gehörten, von einer aus 3 Richtern des Untergerichts beſtehenden Gerichtsabtheilung, Verbrechen, mit Ausnahme der oben erwähnten von einem Schwurgerichtshof abgeurtheilt, der aus 12 Geſchwornen und 4 Richtern unter Vorſitz eines Präſidenten zuſammengeſetzt iſt, den der Appellationsgerichtspräſident aus der Zahl der vom Juſtizminiſter dazu für ein Jahr deſignirten Richter ernennt. Für die ſchweren politiſchen Verbrechen iſt ſeit 1853 ein Anklageſenat aus 7 und ein Urtheilsſenat aus 10 Mitgliedern beim Kammergericht zu Berlin gebildet, die ohne Geſchworne, aber übrigens nach den Regeln des gewöhnlichen öffentlichen, mündlichen Verfahrens für Verbrechen, für die ganze Monarchie als Staatsgerichtshof fungiren. Die Criminalabtheilung beſteht bei den Untergerichten mindeſtens aus 3, bei Obergerichten aus 5, bei dem Obertribunal aus 7 Mitgliedern. Der Eröffnung der eigentlichen Unterſuchung muß jedesmal ein Beſchluß der Gerichtsabtheilung des competenten Gerichts vorausgehen; bei Fällen, die vors Schwurgericht gehören, erfolgt die Verſetzung in den Anklageſtand nach franzöſiſchem Muſter erſt, nachdem außer der Gerichtsabtheilung des Untergerichts auch die des Obergerichts definitiv darüber beſchloſſen hat. Neben dieſer Organiſation der Gerichte ſteht unter dem Juſtizminiſterium die Staatsanwaltſchaft, gleichfalls nach franzöſiſchem Vorbilde in drei Stufen gegliedert: Ein Generalſtaatsanwalt beim Obertribunal, Oberſtaatsanwälte bei den Obergerichten, Staatsanwälte, an deren Stelle aber in jedem Moment der Oberſtaatsanwalt und ſeine Gehilfen eintreten können, bei den Untergerichten Polizeianwälte, die der Regierungspräſident nach Anhörung des Oberſtaats-

anwaltes commiſſariſch ernennt beim Einzelrichter für Uebertretungen. Sie ſind ſämmtlich als nichtrichterliche Beamte bezeichnet, die ohne Weiteres abſetzbar und der Disciplin des Juſtizminiſters unterworfen ſind, das heißt alſo für einen conſtitutionellen Staat: Sie ſind Vertreter und zum großen Theil abhängige Werkzeuge der jedes Mal am Ruder befindlichen Partei. Damit verträgt es ſich nicht, daß das Recht der Anklage ausſchließlich in ihre Hand gelegt iſt, gleichfalls eine unglückliche Uebertragung aus Frankreich, wo jedem Staatsanwalt ſogar die Annahme oder Erhebung einer Klage von ſeinen Vorgeſetzten unterſagt werden kann, ſo lange er die Sache noch nicht gerichtlich anhängig gemacht hat.

Es iſt durchaus natürlich und ſachgemäß, daß zum Schutz aller Verhältniſſe, für welche ſich durch Zufall oder nach ihrem, dem unmittelbaren Intereſſe der Einzelnen fern liegenden Charakter im Fall einer Verletzung kein Kläger findet, eine öffentliche Behörde beſtellt wird. Der Mangel ſolcher Einrichtung in England — denn der Attorney und Sollicitor general ſind nur Vertreter des Miniſteriums, wo dieſes als Partei in einem Criminalproceß erſcheint — dünkt uns keineswegs ein Vorzug des engliſchen Gerichtsweſens zu ſein. Aber damit iſt die Privatanklage noch nicht unentbehrlich gemacht, oder wenigſtens ſcheint uns kein Grund vorhanden, deshalb das Recht der Klage allen mit Ausnahme der Staatsanwaltſchaft zu nehmen. Für die gewöhnlichen Verbrechen, durch welche der Einzelne verletzt zu werden pflegt, iſt die Sache unverfänglich. Aber man nehme den Fall der Verkümmerung eines politiſchen Rechts, deſſen Ausübung dem Miniſterium vielleicht unbequem wäre, den Fall, wo ein Privatmann, dem etwas Chikane gern gegönnt wird, durch dienſteifrige Polizeibeamte verletzt iſt, oder wo umgekehrt ein Privatmann, dem man für manchen Dienſt verpflichtet iſt, ein Geſetz übertreten hat, und wir ſtehen vor den bedenklichſten Erſcheinungen, die kein geſundes Staatsleben verträgt: das Anklagemonopol der Staatsanwaltſchaft wird zur Juſtizverweigerung. Außer dieſer, hier allmächtigen und im Verfahren durchweg bevorzugten Stellung der Staatsanwaltſchaft leidet unſre neue Criminaleinrichtung noch an einem beſonders ins Auge ſpringenden Uebel: den ausgedehnten Befugniſſen der Criminalpolizei, welche für alle vorbereitenden Handlungen zur Ermittlung eines Verbrechens den Gerichten coordinirt iſt, ohne wie dieſe an die Beſtimmungen der Habeascorpusacte und der Verfaſſung gebunden zu ſein. Bis zur Führung förmlicher, inquiſitoriſcher Voruntersuchungen, wie Herr von Hinkeldey ſie in Berlin eingerichtet hatte, gehen dieſe Befugniſſe nun freilich nicht. Aber in Hausſuchungen, Beſchlagnahmen, vorläufigen Verhaftungen, kann die Criminalpolizei doch eine ziemlich ſchrankenloſe Willkür entwickeln, die an ſich unangenehm iſt und es noch mehr werden kann, wenn eine unſelige Verkettung von Indicien es bis zur Voruntersuchungshaft bringt.

Dieſe aber, welche bei uns wenig vor der Haft rechtskräftig Verurtheilter voraus hat, muß dem gebildeten und ſeiner Freiheit gewohnten Menſchen zur wahren Tortur werden. Wer ſich dieſe Lage nur lebhaft vorſtellt und dabei die leichte Möglichkeit erwägt, durch den willkürlich ausgebeuteten Schatten irgend eines Verdachts ſelbſt in ſie zu gerathen, wird ebenſo wie wir die Nachforſchung nach Verbrechen in die Hände einer Behörde gelegt wünſchen, welche ſtrenger als die Polizei an Beobachtung von Geſetzen gebunden iſt, die nicht umſonſt zum Schutz der perſönlichen Freiheit und des Hausrechts gegeben wurden. Die Gefahr einer längern Voruntersuchungshaft wird um ſo größer bei der Art, wie das erſte Stadium des Criminalproceſſes bei uns behandelt wird. In England iſt das öffentliche Verfahren hier wie im ganzen Proceß durchgeführt. Ein richterlicher Beamter leitet es und der Verdächtige darf ſich von vornherein des Beiſtandes eines Vertheidigers bedienen. Protokolle werden nur der Information halber geführt. In Preußen dagegen gilt für die Voruntersuchung noch ganz das alte Inquiſitionsverfahren. Von Oeffentlichkeit, von Einmiſchung der Vertheidigung iſt keine Rede. Der Einzelrichter mit einem Protokollführer vernimmt den Inculpaten und die Zeugen bei geſchloſſenen Thüren, unter ſteter Beeinfluſſung der Staatsanwaltſchaft und häuft Actenſtöße an, die zu der Wichtigkeit des Unterſuchungsfalls oft in gar keinem Verhältniß ſtehen. Das Urtheil ſoll zwar nur nach dem Ergebniß der mündlichen Hauptverhandlung erfolgen. Da aber die Zeugen in der Voruntersuchung ſchon vereidigt worden ſind, ſo bleiben ihre dort gemachten Ausſagen, ſelbſt wo der Voruntersuchungsrichter ſie mißverſtanden zu Protokoll gebracht haben ſollte, auf die Hauptverhandlung von großem Einfluß und dieſe würde bisweilen als eine ziemlich überflüſſige Wiederholung jenes mündlichen Vorſpiels erſcheinen, bliebe nicht die Vorführung noch nicht vernommener Zeugen dem Angeklagten bis zur Hauptverhandlung unbenommen. Die Umſtände, über welche dieſe Zeugen vernommen werden ſollen, müſſen aber vorher genau angegeben werden und dem Gerichtshof erheblich ſcheinen. Da der Angeklagte jedoch dieſe Beſtimmung entweder nicht kennt, oder nicht gebildet genug iſt, den richtigen Gebrauch von ihr zu machen; da bei Vergehen ein Vertheidiger ex officio nicht beſtellt wird, kommen die wichtigſten Entlaſtungszeugen oft entweder gar nicht vor, und die Verurtheilung erfolgt, oder ſie werden durch einen auf Wunſch des Angeklagten ſpäter hinzugezogenen Vertheidiger vorgeladen, und der Staatsanwalt ſieht ſich dann nach geſchehener Beweisaufnahme veranlaßt, ſeine ganze Anklage zurückzunehmen. Die Ungerechtigkeit in jenem, die vergeblichen Arbeiten, Koſten, Quälereien von Richtern, Angeklagten, Zeugen in dieſem Falle, wären vermieden, wenn auch die Voruntersuchung öffentlich geführt und der Vertheidiger dabei hinzugezogen würde. Der Staatsanwaltſchaft gegenüber, welche zwar auch darüber wachen ſoll,

daß kein Unschuldiger verfolgt werde, aber natürlich weit mehr von der positiven Seite ihrer Aufgabe durchdrungen ist, hat der rechtsunkundige, in der Regel ganz ungebildete Verbrecher eine zu schwache Position. Man wird mir einwenden, daß Oeffentlichkeit und Vertheidigung, schon in der Voruntersuchung angewandt, nur zur Verdunklung des wahren Sachverhalts führen müßten. Die Oeffentlichkeit schadet aber dem Verdächtigen auf einer Seite mindestens ebenso viel, als sie ihm auf der andern nützt, und die Vertheidiger, welche von einem Criminalproceß in der Regel keine goldenen Berge zu hoffen haben, hier, statt der Verführung in sophistisch-pathetischen Plaidoyers zu glänzen, einer unbestechlichen öffentlichen Controle ausgesetzt sind, werden ohne Frage rabulistische Taschenspielerkunststücke vermeiden, da jeder ehrenhafte Anwalt seine Aufgabe nicht in der Straflosigkeit des Verbrechens, sondern in dem Beistand gegen unschuldig Verdächtige sucht und suchen muß, wenn er Achtung vor seinem Beruf fordern will. Es macht sich seit einiger Zeit auch vor den Geschwornen ein Umschwung in dem Benehmen von Anwälten und Vertheidigern bemerkbar. Die leeren Redeübungen werden seltner, und der sachgemäßen Anklage antwortet eine sachgemäße Vertheidigung, die den Geschwornen ihre Pflicht erleichtert und dem glänzenden Ruf manches Cicero der Assisen zu schaden beginnt.

Mit dem Schluß der Voruntersuchung, welche übrigens nur bei Verbrechen vom Gericht ex officio, bei Vergehen auf Antrag des Staatsanwalts geführt werden muß, beschließt die Gerichtsabtheilung nach Anhörung des Staatsanwalts über Freilassung oder Versetzung in den Anklagestand, zu der bei Verbrechen noch ein Beschluß der Criminalabtheilung des Obergerichts treten muß, ohne weitern ersichtlichen Grund, als weil es in dem französischen Vorbild eine besondere chambre d'accusation außer der chambre du conseil der Untergerichte gibt. Von diesem Augenblick an tritt der Proceß völlig unter die Principien des neuen Verfahrens, dessen viele und große Vorzüge vor dem frühern wir erst ganz würdigen werden, wenn wir uns jenes noch einmal vergegenwärtigt haben.

Der Keim des Inquisitionsprocesses kam schon im 13. Jahrhundert durch die Kirche nach Deutschland, in einer Zeit, da der traurige Verfall alles öffentlichen Lebens jenen großartigen und glänzenden Organismus als einziges Beispiel sicherer Stetigkeit hinstellte und seinen Einrichtungen überall Bewunderung und Nachahmung verschaffte. Die Carolina fixirte dann die überkommnen Principien zu einem gemeinen deutschen Proceß. Zwar statuirt sie noch neben dem Inquisitionsproceß den Anklageproceß, behält selbst die Schöffen des altgermanischen Rechts neben dem Richter als Urtheilsfinder bei. Aber die Kosten und Verantwortlichkeit, denen sich der Privatankläger aussetzte, machten den Inquisitionsproceß zur Regel, und die Schöffen, welche

die recipirten fremden Rechte, nach denen sie urtheilen sollten, gar nicht einmal kannten, wurden bald bloße Solennitätszeugen und verloren jeden Einfluß auf das Resultat des Processes. Ihnen in der Beweisinstanz den rechten Platz als Geschworne anzuweisen, versäumte die Gesetzgebung. So fordert denn die preußische Criminalordnung gar keine Schöffen mehr zu einem ordentlich besetzten Gericht. Was sollten sich die armen Leute auch beim Anhören des Dictirens von Protokollen, von denen sie nichts verstanden, ohne jeden Zweck langweilen.

So entwickelte sich der schriftliche, heimliche Inquisitionsproceß: der Richter schreitet ex officio gegen den Verdächtigen ein, er ist Ankläger und Richter in einer Person, ja noch mehr, er ist auch Vertheidiger; er selbst trägt alles Material zum Urtheil zusammen, und hieraus wie aus der Nothwendigkeit, ihn einer Controle dabei zu unterwerfen, entsteht die Schriftlichkeit. Damit aber ist auch die Heimlichkeit des Verfahrens gegeben. Das Publicum findet kein Interesse daran zuzusehen, wie einer dictando schreibt, und bald bleibt es auch ohne jedes Verbot den Gerichtssälen fern, die bald, statt die Majestät freier Gerechtigkeit zu offenbaren, von ihm immer mehr als der finstre Aufenthalt eines geheimnißvollen Ungeheuers betrachtet werden.

Gleichwol war der Inquisitionsproceß in seinem Grundgedanken ein unleugbarer Fortschritt gegen den altgermanischen. Der Staat darf nicht gleichgiltig zusehen, wenn die sittlichen Grundlagen seines Bestehens verletzt werden und, sie zu rächen, allein dem zufälligen Auftreten eines Privatklägers überlassen. Deshalb aber darf er noch nicht die Rollen des Anklägers und Vertheidigers mit der des Richters vereinen und so den Inquisiten zum bloßen Object herabsetzen, dem Inquirenten aber eine unmögliche Aufgabe stellen. Der Gesetzgebung blieben diese Mängel des Verfahrens kein Geheimniß. Man kann nicht ohne Freude und Achtung vor der milden und würdigen Gesinnung der Verfasser die humanen Bestimmungen lesen, durch welche die Preuß. Crim. Ordnung den Verdächtigen vor ungerechter Strafe zu bewahren sucht. Bei einem so völlig verkehrten Verfahren aber halfen sie entweder nichts, oder dienten nur dazu, neue Verkehrtheiten hervorzubringen. Man hatte die ungeheure discretionaire Macht, welche der Richter ausübte, schon lange dadurch zu beschränken gesucht, daß man die Frage: ob schuldig, ob nicht? seinem subjectiven Ermessen entzogen und unter die Regeln einer festen Beweistheorie gestellt hatte. Das größte Gewicht war dabei namentlich dem Geständniß des Angeklagten beigelegt, der in der Regel nichts ihm Nachtheiliges einräumen wird. Aber dies Geständniß war nicht so leicht zu erhalten. Seit die Folter nicht mehr als medium eruendae veritatis gebräuchlich war, wandte man dazu die sogenannte „Inquisitionskunst“ an, die im Ganzen darauf herauskam durch List, Ueberraschung, Vorspiegelungen, psychologische Tortur das Geständniß herbei-

zuführen. Die Crim. Ordnung unterſagt nun zwar alle körperlichen Mißhandlungen, Drohungen, Vorſpiegelungen, ſogar alle captiöſen und Suggeſtivfragen (§§ 66, 285, 286). Faſt in demſelben Athemzuge geſtattet ſie dennoch (§. 292, 293) „gegen freches Lügen und verſtecktes Leugnen" durch den Beſchluß des Collegii, von welchem kein Recurs ſtattfindet, auf Antrag des Inquirenten, die Züchtigung des Angeklagten! Das iſt faſt noch ſchlimmer, als wenn der Inquirent ſelbſt die Tortur anwenden laſſen durfte, jedoch unter beſtimmten geſetzlichen Vorausſetzungen, wie die Carolina dies geſtattet. — Alle übrigen Beweismittel, die Glaubwürdigkeit der Zeugen, die Schwere der Indicien wird ſorgfältig und gewiſſenhaft abgewogen, dem Ermeſſen des Richters dabei nur ein kleiner Spielraum gelaſſen. Wenn ein voller Beweis nach dieſen Vorſchriften aber nicht erbracht werden kann, ſo führt der geheime Grundfehler des Syſtems nun zu zwei neuen Abnormitäten: der Verdachtſtrafe (poena extraordinaria) und der vorläufigen Freiſprechung (absolutio ab instantia). Bei dieſer trägt der Freigeſprochne die Koſten und kann auch unter Polizeiaufſicht geſtellt werden (§. 410, 617), bei jener darf nie die volle geſetzliche Strafe, nie auf Tod und lebenslängliches Zuchthaus, mit dieſer Beſchränkung aber dennoch nach dem Ermeſſen des Richters erkannt werden. Dort wird alſo dem ohne genügende Veranlaſſung und gewiß oft auch unſchuldig Inquirirten nicht nur keine Genugthuung, ſondern auch Koſten und weitere Beläſtigung; hier entgeht der erfahrne Verbrecher durch ſchlaues Leugnen der verdienten Strafe, welche den weniger geübten Anfänger, der ſich zum Geſtändniß hat verführen laſſen, in vollſter Härte trifft. Aber wo eine Beweistheorie nach Geſetzesparagraphen und nicht die Ueberzeugung vertrauenswürdiger Männer über die Schuld entſcheidet, ſind ſolche Auskunftsmittel unentbehrlich; wo ein einzelner Richter hinter verſchloſſnen Thüren über Ehre, Freiheit und Leben von Menſchen zu urtheilen hat, iſt wieder eine geregelte Beweistheorie Nothwendigkeit, ja Wohlthat. Zwar waren alle Obergerichte und ein kleiner Theil der Untergerichte, deren Competenz übrigens nicht vier Wochen Gefängniß oder 50 Rthlr. Geldſtrafe überſtieg, collegialiſch beſetzt.

Aber die Unterſuchung erfolgte doch durch den Einzelrichter, und was er in den Acten von Thatſachen und Anſichten zuſammengebracht hatte, war das Material, aus dem ein andrer Richter, wo es nämlich mehr als einen gab — die Relation mit motivirtem Urtheil fertigte. Auf ſie hin ſtimmte das Collegium über Schuld- und Strafmaß mit Majorität ab, ohne einen perſönlichen Eindruck vom Angeklagten, Zeugen und Thatbeſtand empfangen, ſelbſt ohne den Inhalt der Acten anders als durch die Anſchauung eines Referenten, reſp. noch eines Correferenten kennen gelernt zu haben. Dagegen ſuchte man wieder dem Angeklagten zu helfen: Einmal durch Zuordnung eines Vertheidigers, den er in ſchweren Fällen annehmen mußte,

dann durch das „Rechtsmittel der weitern Vertheidigung“, die Appellation, welche ſchon bei jeder Aeußerung der Unzufriedenheit mit dem erſten Erkenntniß ſeitens des Angeklagten, bei ſchweren Fällen ſelbſt wider ſeinen Willen dem Vertheidiger binnen 10 Tagen geſtattet war. Der Vertheidiger durfte zwar bei Verhör und Zeugenvernehmung zugegen ſein, aber keine Unterredung mit dem Angeklagten unter vier Augen halten und die Momente der Vertheidigung nur den Acten entnehmen. Die Appellation hatte zwar Suspenſiveffect; aber, ſelbſt wenn ein ganz neues Verfahren angeordnet wurde, wiederholten ſich in ihm doch alle Hauptübelſtände des vorigen, und es konnte außerdem geſchehn, daß ein freiſprechendes Urtheil zweiter Inſtanz erſt eintraf, nachdem der Freigeſprochene ſeine Strafe bereits verbüßt hatte. Bei Urtheilen auf mehr als ſechsmonatliche Strafbarkeit erfolgte nämlich, wenn der Angeklagte verhaftet war und ſich nicht ſelbſt unterhalten konnte, der Antritt der Strafe, trotz der Appellation (Cr. Ord. §. 557. 558). Daß nun ein Urtheil zweiter Inſtanz länger als ſechs Monate auf ſich warten ließ, war bei den vielen Geſchäften eines Obergerichts und irgend welcher Nachläſſigkeit der Subalternen ſehr möglich.

Bloße Reformen konnten ſolchen Fehlern nicht abhelfen. Es mußte im Princip mit der Inquiſitionsmaxime gebrochen werden, wie dies durch die Verordnungen vom Januar 1849 und die nachfolgenden Ergänzungsgeſetze der erſten fünfziger Jahre geſchehen iſt. Wir haben die Veränderungen der Gerichtsverfaſſung und des Verfahrens bis zur Verſetzung in den Anklageſtand bereits verfolgt: die Aufhebung der Exemtionen und Patrimonialgerichte, welche einer gleichmäßig durchgeführten collegialiſchen Gerichtsverfaſſung unüberwindliche Hinderniſſe entgegengeſetzt hatten; Einführung der Anklagemaxime und der Staatsanwaltſchaft, welche den Richter wieder zum unparteiiſchen Urtheiler macht, den Angeklagten als ziemlich gleichberechtigte Partei dem Ankläger gegenüberſtellt; die Trennung der Voruntersuchung vom Hauptverfahren, deſſen Umgeſtaltung uns darzuſtellen bleibt. Vor allem iſt an Stelle der actenmäßigen Relation aus dritter Hand der perſönliche Eindruck des Angeklagten und der Zeugen in einem öffentlichen, mündlichen und **contradictoriſchen Verfahren getreten, durch das Aufhören der Parteiſtellung des Richters, die Oeffentlichkeit des Verfahrens, die Mehrheit der Urtheilenden, welche, von allem Sammeln des Anklage- und Vertheidigungsmaterials befreit, ihre ganze geiſtige Kraft dem Urtheile zuwenden können, die Möglichkeit gegeben, jede feſte Beweisregel fallen zu laſſen und dem Richter zur Pflicht zu machen, „nach ſeiner freien, aus dem Inbegriff der vor ihm erfolgten Verhandlungen geſchöpften Ueberzeugung zu entſcheiden, ob der Angeklagte ſchuldig oder nichtſchuldig ſei“ (§. 22. der Verord. v. 3. Jan. 49.). Der Angeklagte wird vor die Schranken geführt, die Identität feſtgeſtellt, die**

Geſchwornen, wo dieſe hinzutreten, ausgeloſt und vereidigt. Dann wird die Anklageſchrift verleſen, der Angeklagte, inquiſitoriſch nach Maßgabe der etwaigen Unterſuchungsprotokolle examinirt, vor Geſchwornen ausdrücklich befragt, ob er ſich ſchuldig bekenne oder nicht. Auf ſein unverdächtiges und unumwundenes „Schuldig" entſcheidet der Gerichtshof allein über die Strafe nach Anhörung von Staatsanwalt und Vertheidiger (Art. 75 des Geſ. v. 3. Mai. 52). Auf ſein „Nichtſchuldig" erfolgt die Beweisaufnahme. Die Zeugen werden vereidigt und einzelne vom Präſidenten examinirt. Dem Staatsanwalt ſteht geſetzlich, dem Vertheidiger uſancemäßig ein Fragerecht zu, das auf den übereinſtimmenden Antrag beider zu einem Kreuzverhör, dem wirkſamſten Mittel der Beweisaufnahme, werden kann. Alsdann plaidiren Staatsanwalt und Vertheidiger einmal, oder mehrmals, jedoch ſo, daß der Vertheidiger das letzte Wort behalten darf, worauf der Gerichtshof nach geheimer Berathung das Urtheil fällt, vor Geſchwornen der Präſident die ganze Verhandlung in ihren Hauptmomenten noch einmal überſichtlich reſumirt und den Geſchwornen die ſchriftlich und der Art, daß ſie mit „ja" oder „nein" beantwortet werden können, redigirten Fragen übergibt. Die Geſchwornen ziehen ſich in ein beſondres Zimmer zurück, wählen einen Obmann, berathen die einzelnen Fragen, wobei ſie über alles, was ihnen unklar iſt, vom Präſidenten Belehrung erbitten können, und laſſen dann, ins Seſſionszimmer zurückgekehrt, durch den Obmann ihren Spruch verkünden. Bei „Schuldig mit 7 gegen 5 Stimmen" entſcheidet der Gerichtshof über die Schuld. Bei „Nichtſchuldig" erfolgt die Freiſprechung und ſofortige Entlaſſung aus etwaiger Haft, bei „Schuldig mit mehr als 7 Stimmen", kann der Gerichtshof, wenn ſich die Geſchwornen nach ſeiner einſtimmigen Anſicht zum Nachtheil des Angeklagten in der Sache geirrt haben, dieſelbe ex officio und ohne Angabe von Gründen vor ein neues Schwurgericht weiſen. Geſchieht dies nicht, ſo ſprechen nun Ankläger und Vertheidiger über die Höhe der Strafe, welche dann definitiv und mit Stimmenmehrheit in geheimer Berathung vom Gerichtshof feſtgeſetzt wird (ſ. Art 73 — 100 des Geſ. v. 3. Mai 1852, §. 118. bis 125 §. 48 — 59 der Verord. v. 3. Januar 1849). So iſt das Verfahren der Hauptverhandlung, das bei einem einigermaßen geeigneten Gerichtslocal — viele genügen weder an Größe noch an Ausſtattung auch nur den mäßigſten Anforderungen — und von einem tüchtigen, ſeiner Stellung bewußten Präſidenten nicht verfehlt auf jeden einen tiefen und würdigen Eindruck zu machen. Das Ganze nimmt einen raſchen, ſpannenden, faſt dramatiſchen Verlauf. Auch ein Nichtbetheiligter kann der Verhandlung mit Intereſſe beiwohnen, und dadurch iſt die Oeffentlichkeit mit ihren günſtigen Wirkungen auf Angeklagten, Richter, Zeugen und Publicum eine Thatſache geworden. Das kann vom Civilverfahren nicht behauptet werden, obwol auch hier

die Oeffentlichkeit gesetzlich besteht, aber, wie man beobachtet haben will, zu wenig Andrem führt, als praktischen Leuten im Winter auf gemeine Kosten eine warme Stube zu gewähren. Zu Criminalverhandlungen drängt sich das Publicum nicht nur nach dem Sitzungssaal; es liest auch die Gerichtszeitung und den Publizisten mit einem Eifer, wie den neuen Pittaval und Temmesche Criminalnovellen. Wir geben zu, daß der Grund davon zum Theil in der noch immer vorwiegenden Schriftlichkeit und dem formalen Charakter des Civilprocesses liegt, während das Criminalverfahren wirklich mündlich ist, nach materieller Wahrheit strebt und zudem mit Stoffen zu thun hat, die einen tiefen Blick in das Labyrinth der menschlichen Leidenschaften öffnen. Aber wir glauben, daß dies nicht der einzige Grund ist. Von deferirten und referirten Eiden, von Beweislast und präcludirten Fristen verstehen die Wenigsten etwas. Aber jeder traut sich zu, in einem bestimmten Fall ebenso gut als der Richter zu entscheiden, ob dieser Mensch diese That, ob er sie mit Vorbedacht und Zurechnungsfähigkeit begangen habe, oder nicht. Ohne arrogant zu sein, kann jeder Mensch von gewöhnlicher Begabung und Lebenserfahrung sich ein richtiges Urtheil hierüber wirklich zutraun, und das ist die Erwägung, welche die Gesetzgebung veranlaßt hat, Männer von den oben genannten Eigenschaften, deren Vermögensverhältnisse außerdem eine gewisse Unabhängigkeit verbürgen und eine kurze Versäumniß ihres Erwerbs gestatten, zur Entscheidung der Schuldfrage hinzuzuziehen, — das ist die vernünftige Veranlassung zur Einführung von Geschwornen, mit deren Ursprung und Bedeutung wir uns das nächste Mal beschäftigen wollen.

Die Gefahr eines europäischen Krieges.

Konstantinopel, den 23. Juni.

Ich weiß nicht, wie weit Sie die Gefahr eines allgemeinen europäischen Krieges, auf den bereits mehre Symptome der heutigen bewegten Zeit hinzudeuten scheinen, für drohend ansehen. Ein Urtheil hierüber muß selbstredend verschieden ausfallen, je nach dem räumlichen Standpunkte, auf dem man sich befindet. Stimmung und Ansichten werden nur zu oft von Eindrücken beherrscht, die zum Theil localer Natur sind. Außerdem muß unsere Meinung über eine derartige Frage nothwendig von etwaigen Benachrichtigungen, Notizen und Wünschen afficirt werden, die uns zugegangen sind. Was mich angeht, so erkläre ich gleich hier im Eingange: daß mir eine derartige Bevorzugung in keiner Beziehung zu Theil geworden ist, und daß ich in Hinsicht auf meine Information über den betreffenden Punkt im Gegentheil durchaus nur auf dem Boden stehe, welchen eine ziemlich aufmerksame Lectüre einiger deutschen und auswärtigen Zeitungen zu geben vermag. Eben darum ist es vielleicht eine allzukühne Voraussetzung, wenn ich annehme, dieser in jedem Falle nur

ſchmale Boden reiche aus, um nicht nur ſich ſelber ein Urtheil darauf aufzubauen, ſondern daſſelbe auch zugleich vor die Oeffentlichkeit hinzuſtellen. Wenn ich letzteres hier dennoch unternehme, geſchieht es eben nur auf gut Glück und weil mich der Glaube ermuthigt, daß, um Staatspläne zu definiren, mit dem bloßen politiſchen Inſtinct oft ebenſo viel und mehr auszurichten iſt, wie mit einer tiefen und auf viele Hilfsmittel ſich ſtützenden Meditation. Außerdem iſt es nicht von geringer Wichtigkeit, daß die Frage, an welche die deutſche Preſſe vorerſt nur ſchüchtern herangetreten iſt, in den Kreis der Tagesdebatten eingebracht, ſo zu ſagen auf den Tiſch der öffentlichen Discuſſion niedergelegt werde. Es iſt dabei ziemlich gleichgiltig, von welcher Seite her es geſchieht, aber äußerſt wichtig, daß es überhaupt geſchehe. Federn, denen ein größeres Material von die Frage betreffenden Thatſachen zur Verfügung ſteht, mögen es darnach verſuchen, dieſe mit der angemeſſenen Gründlichkeit und möglichſt erſchöpfend zu behandeln. Ich will mich dagegen hier darauf beſchränken, kurz, und vor allen Dingen klar eine Privatmeinung auszuſprechen.

Daß die Preſſe, namentlich unſere deutſche, die Angelegenheit, um die es ſich hier handelt, an und für ſich äußerſt wenig, und wo es dennoch geſchehen, nur flüchtig berührte, mag zum Theil daher rühren, daß man überwiegend die Kriegsgefahr für noch nicht ſehr drohend erachtet. Man wollte unter ſolchen Umſtänden einen blinden Lärm zu machen ſo lange wie möglich vermeiden, und unter der gemachten Vorausſetzung war man dabei allerdings durchaus im Recht. Zum anderen Theil ermangelt man auch wol noch im Publicum einer ausreichenden Vorſtellung von dem, was ein allgemeiner europäiſcher Krieg in unſern Tagen bedeuten würde und unterſchätzt inſofern das mögliche Uebel in Bezug auf ſeine Furchtbarkeit. Zu der Annahme aber, daß die Gefahr eine äußerſt fern ſtehende und der Fall, um den es ſich hier handelt kaum mit den beſtehenden Verhältniſſen zu vereinbaren ſein würde, ließ man ſich, wie ich glaube etwas übereilt, durch die Ueberlegung beſtimmen, daß ein im Herzen Europas von den Großmächten des Welttheils zu führender Krieg die Intereſſen aller Staaten auf das empfindlichſte berühren und an ſeinem Schluß nur ein weites Feld der Verwüſtung und Zerſtörung zurücklaſſen werde. Man vergaß, indem man ſich durch dieſe letztere Schlußfolgerung in eine unmotivirte Sicherheit einwiegen ließ, die thatſächlich beſtehende Möglichkeit, daß irgendwelche Regierung infolge ihrer abnormen Stellung gegenüber ihrem Lande das eigene Intereſſe von dem dieſes letzteren trennen, und bei der Erwägung der Alternative, ob Krieg oder Frieden, ſich nur durch ihren Sonderegoismus beſtimmen laſſen könne. In der That ſcheint dieſer ſo vielfach für unmöglich gehaltene Fall uns heute nicht eben ſehr fern zu liegen. Frankreich, wenn es frei über die Frage abſtimmen könnte, würde ſich ohne Zweifel für den Frieden und zwar mit einer enormen Stimmenmehrzahl erklären. Aber dermaßen weiß ſich ſeine Regierung von jedem Zwange, der aus den Manifeſtationen der öffentlichen Meinung abſtrahirt werden könnte, frei, daß ſie ſich, ſo weit wir ſie kennen, dennoch und ohne alles Bedenken für den Krieg entſcheiden würde, wenn derſelbe den Zwecken ihrer Politik zu dienen vermöchte. Noch hat dieſe letztere nicht entſchieden eingelenkt in die Bahnen des erſten Kaiſerreichs; aber ſie ſteht auf dem Punkte es zu thun. Und dermaßen entſchieden ſcheinen bereits die Dinge in Frankreich nach dieſer verhängnißvollen Richtung hinzutreiben, daß, wenn nicht beſondere und heute noch

nicht vorauszusehende Umstände eintreten, innerhalb eines Jahres der Bruch zwischen dem neuen Kaiserthum und Europa nothwendig erfolgen muß.

Geschähe es wirklich, so wäre das ein Unglück von unbemessener Größe und nicht für die in den Kampf unmittelbar verwickelten Staaten allein, sondern für die ganze europäische Menschheit. Das große Werk, welches Industrie und Handel, der vierzigjährige Fleiß mehrer Generationen eines ganzen Erdtheils zu Stande gebracht, würde vielleicht zerstört, in jedem Falle aber aus seinen Fugen gebracht werden. Denn unsere Civilisation ist um so empfindlicher für eine jede Störung, je höher sie steht, je feiner ihr System ausgebildet, je künstlicher das Gefüge des Ganzen ist. Uebrigens lasse ich mich zu dieser hohen Inanschlagnahme der bestehenden Gefahr durch kein Gefühl der deutschen Schwäche bestimmen. Im Gegentheil halten Oestreich und Preußen, wie wir es heiß wünschen müssen, und wie wir es glücklicherweise zugleich für wahrscheinlich halten dürfen, einig und ausdauernd zueinander, so kann über den letzten Ausgang des blutigen Ringens kaum ein Zweifel bestehen. Denn Deutschland ist fürwahr nicht dasselbe mehr, welches Frankreich in den Jahren unserer tiefsten Gesunkenheit und Demüthigung 1805 und 1806 vor sich fand, und andererseits entbehrt unser Nachbarreich jener überlegenen Leitung, die mehr noch wie die Tapferkeit seiner Truppen vor funfzig Jahren und länger auf den Schlachtfeldern wider uns entschied. Den bedeutenden Herrschertalenten des gegenwärtigen Kaisers der Franzosen habe ich zu keiner Zeit die verdiente Anerkennung versagt. Sie in Frage stellen hieße kaum etwas Anderes, als sich alles Urtheils für baar und ledig erklären. Aber was ich aus seinen verschiedenen Schriften, aus einzelnen seiner Reden, und namentlich aus den während des orientalischen Krieges veröffentlichten Specialordres an seine Generale in Hinsicht auf seine militärische Begabung zu schließen vermag, läßt dieselbe als im äußersten Grade unbedeutend erscheinen. Am mindesten weht in seinen verschiedenen, oft in bedeutungsvoller, ernstester Stunde gegebenen Erlassen ein napoleonischer Geist. Seine Ideen sind nicht gehoben genug, um groß zu erscheinen und die von ihm proclamirten Principien sind einestheils so allgemeiner und vulgärer Natur, anderntheils so wenig im Mittelpunkte der Sache gefunden, daß sie am mindesten die Spur ihres Ursprungs aus einem so bedeutenden Kopfe, wie der des heutigen Souveräns Frankreichs ohne Zweifel ist, an sich tragen. — Die französischen Generale halte ich für Meister des kleinen Krieges, den sie in Algerien zu üben und gegen einen gewandten Feind zu führen ausreichend Gelegenheit hatten. Im Allgemeinen sind sie auch wol gute Taktiker, aber in ihren Conceptionen tritt neuerdings das strategische Element in einem auffallenden Grade zurück, was um so mehr Wunder nehmen muß, als grade Napoleon 1. nach dieser Seite hin excellirte und als der erste Heerführer aller Zeiten gelten darf. Man hat nicht Unrecht, wenn man in dieser Hinsicht behauptet, daß die von ihm mit der französischen Armee gegebenen großen Beispiele für uns Deutsche lehrreicher und fruchtbarer gewesen sind, als für die Franzosen selbst. Denn auf ihnen beruht, was unsere größten militärischen Schriftsteller, ein Bülow, ein Clausewitz und ein Willisen über den großen Krieg als wissenschaftliche Grundsätze aufgestellt haben, wie denn das aufmerksame Studium der napoleonischen Feldzüge auch einen nicht geringen Antheil an der Sicherheit zu haben scheint, die ein Heß und ein Schönhals als Chefs der östreichischen Operationskanzlei (Generalstabes) in den letzten Feld-

zügen wider Sardinien bekundeten. Ich will hier keineswegs die Behauptung aufstellen, daß man aus der Militärliteratur eines Volkes im Allgemeinen auf die Tüchtigkeit seines Heeres schließen dürfe. Der Soldat und seine niederen Führer können derselben in jeder Hinsicht entbehren, und werden durch sie nichts an Brauchbarkeit gewinnen. Aber für die höheren Führer ist sie nicht gleichgiltig, und sicher kann man sich keinen guten General ohne ein System von taktischen und strategischen Grundsätzen denken, die heute praktisch zu erwerben die wenigsten Gelegenheit hatten, und für welche auch der letzte Krimkrieg eine nur sehr unzureichende und vielleicht selbst schlecht zu nennende Schule war. Mit einigem Gewicht darf ich daher hier Berufung auf einen Vergleich der heutigen französischen und deutschen Militärliteratur einlegen. Aus demselben wird Eins, dessen bin ich gewiß, sich als unabweisbar herauszustellen, daß die Ueberlegenheit in der Theorie auf unserer Seite ist. Es bedarf aber nicht erst des Hinweises auf die erwähnten östreichischen neuesten Campagnen in Italien, um zu beweisen, daß dies unter Umständen so viel heißt, wie die Ueberlegenheit der obersten Führung an sich. Denn in der höheren Sphäre der Kriegskunst sind Theorie und Praxis nicht scharf geschieden, sondern fließen ineinander über. Die einzige Bedenklichkeit, die auf unserer Seite und zwar vorwiegend auf der Preußens obzuwalten scheint ist die, daß es an ausreichender Gelegenheit für die Capacitäten fehlte, sich als solche herauszuheben. Deßungeachtet haben die letztverflossenen zehn Jahre uns in dieser Hinsicht nicht ganz ohne Merkzeichen gelassen. Ueber den Führer der preußischen Armee kann heute kaum noch ein Zweifel bestehen. Wenn der gegenwärtige Prinzregent nicht selber eintretenden Falles das oberste Commando in die Hand nimmt, und es ist das allerdings am wahrscheinlichsten und würde außerdem vieles für sich haben, so wird dasselbe wol kaum einem anderen anvertraut werden, als dem verdienten und mit gleichgewogenen Eigenschaften des Geistes wie des Charakters ausgestatteten General von Bonin, der, wie es scheint ausdrücklich neuerdings zu dem wichtigen Posten eines commandirenden Generals des 7. Armeecorps befördert wurde, um ihn schnell in die erste Linie zu bringen.

Es würde hier nicht wol am Orte sein, auf einen näheren Vergleich des deutschen und französischen Wehrwesens einzugehen. Vor allem würde dazu ein größerer Raum beansprucht werden müssen, als er uns in diesen Blättern verstattet ist. Meiner Ueberzeugung wird kaum ein preußischer oder östreichischer Militär widersprechen wollen, daß wir einen solchen Vergleich durchaus nicht zu scheuen haben. Beide deutsche Hauptmächte haben ihre Armeen auf einen seltenen Höhenpunkt der Kriegstüchtigkeit erhoben; und erwägen wir schließlich, daß beide vereinigt der französischen um mehr als die Hälfte numerisch überlegen sind, so dürfen wir schließlich mit guter Zuversicht den kommenden Dingen entgegensehen, was aber der vorher ausgesprochenen Behauptung keinen Eintrag thut, daß ein Krieg unter allen Umständen ein unberechenbares Uebel sein würde.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die preußischen Justizreformen seit 1848.

Wir haben die Geschwornengerichte in dem Bisherigen schon öfters erwähnen müssen.*) Auch sie sind für Preußen als allgemeines Institut erst eine Folge der Bewegung von 1848, während sie früher nur in der Rheinprovinz und einigen kleinen südwestlichen Staaten als Ueberbleibsel der französischen Herrschaft bestanden und dort mit Stolz als ein Vorzug vor dem ganzen übrigen Deutschland bewahrt wurden. Wenn das französische Vorbild — und nicht einmal in der verbesserten Form, die es seit 1827 in Frankreich erhalten hatte, — bei ihrer Uebertragung in unsre Gerichtsverfassung maßgebend war, so findet das leicht seine Erklärung in den damaligen Verhältnissen. Man wünschte die Geschwornengerichte allgemein, weil man sie aus einem gewissen Instinct für eine höchst liberale politische Institution hielt; aber von ihrem Wesen verstanden im Grunde nur sehr wenige etwas, und sie praktisch handhaben zu können durften sich vorerst nur die rheinischen Juristen zutraun, welche seit einem Menschenalter wirklich besessen, was die Uebrigen seit eben so lange nur ersehnt hatten. So gewannen sie bei den neuen Reformen die gewichtigste Stimme und beeilten sich, die altbekannten lieben Einrichtungen so getreu als möglich nachzubilden. Der charakteristisch rheinisch-französische Zug in unserem Justizwesen seit jener Zeit ist ein Denkmal ihres Erfolges.

Wenn einmal im Handumdrehen die Verheißung des öffentlichen Verfahrens vor Geschwornen gewährt werden sollte und mußte, können wir mit der Herübernahme der rheinischen Geschwornengerichte noch immer sehr zufrieden sein; manches, was in den Händen französischer Präfecten und Bourgeois unerträglich gewesen wäre, hatte sich bei dem gewissenhafteren Wesen deutscher Beamten und Geschwornen unverfänglich gezeigt. Die Schwurgerichte waren den Rheinländern ans Herz gewachsen, und ein Schrei des Unwillens hatte die Provinz durchhallt, als das Ministerium Neigung gezeigt hatte, sie zu beseitigen. Vor allem hatten sie sich in dieser Form seit einer Reihe von Jahren, wenn auch nur als isolirtes Provinzialinstitut, bewährt und konnten wenigstens als lebensfähiger Anfang gelten. Das Pro-

*) S. Heft 29. d. Bl.

gnoſtikon damals auftauchender Entwürfe, von denen jedenfalls der Kirchmannſche in der preußiſchen Nationalverſammlung und der Laueſche in der Paulskirche die bedeutendſten und die Anſichten der Zeit am meiſten bezeichnenden waren, durfte lange nicht ſo günſtig geſtellt werden.

Daß man unter dieſen Umſtänden nach einem fremden Vorbild griff, da zu einer ſelbſtſtändigen Schöpfung Erfahrung, Zeit und Muth fehlten, war alſo natürlich. Merkwürdig aber bleibt es immerhin, daß dieſes Vorbild nicht bei einem Volk geſucht wurde, das uns in jeder Hinſicht ſo viel gleichartiger und verwandter iſt als das franzöſiſche und die Einrichtung, um welche es ſich hier handelt, ſeit ſechshundert Jahren von einem Keime aus entwickelt hat, der auch in unſerm Vaterlande einſt vorhanden geweſen, aber bald durch die Ungunſt der Zeiten und fremde, kräftigere Elemente erſtickt worden war. Die deutſche Gerichtsverfaſſung unter Karl d. Gr. ähnelt der engliſchen unter den letzten ſächſiſchen, noch mehr aber der unter den erſten normänniſchen Königen auf ein Haar. Das Reich iſt in Grafſchaften und Hundertſchaften getheilt, königliche Beamte ernennen die Schöffen und präſidiren dem Gerichtsverfahren; reiſende königliche Commiſſarien, an der Centralſtelle das Pfalzgericht — in England Bancum regis, Kings bench — finden ſich hier wie dort. Zur Aufrechthaltung des Friedens und der Verfolgung von Verbrechern werden in beiden Ländern von den engern oder weitern Gemeindeverbänden Männer gewählt, die verpflichtet ſind, jedes ihnen zu Ohren kommende Verbrechen zu rügen und den Thäter zur Verantwortung zu ziehen. Unter Ludwig dem Frommen gibt es in Deutſchland bereits vor den reiſenden Richtern eine förmliche Anklagejury. Während aber in Deutſchland die Centralgewalt raſch von ihrer Höhe herabſank, und ſtatt ihrer die zur Landesherrſchaft aufſtrebende Beamtengewalt die freien Gemeindeverbände unterjochte, während in dieſen ſelbſt Particularismus und Standesunterſchiede im Recht keine großen und gleichartigen Formen entſtehen ließen, fand England unter ganz gleichen Symptomen im 11. Jahrhundert in der kräftigen Hand der erſten Normannenkönige Rettung vor dem gleichen Schickſal. Sie hielten die Gemeinden und Hundertſchaften ſtrenge an, ihre Rügepflicht zu erfüllen, und zweimal im Jahr examinirte der Sheriff, ſpäter der reiſende Richter die Repräſentanten der Hundertſchaft über Friedensbrüche und deren muthmaßliche Urheber, wobei der von zwölfen übereinſtimmend als verdächtig Bezeichnete in den Anklageſtand verſetzt galt und dem weitern Verfahren unterworfen wurde. Als dann ſeit dem 15. Jahrhundert die Repräſentanten der ganzen Grafſchaft die Anklage ausſprachen, ihr Verdict alſo nicht mehr die wörtliche Bedeutung (verum dicere) haben konnte, wonach ſie als Zeugen und Wiſſer der That ſprachen, bildete ſich das Verfahren vor ihnen aus, welches noch heute bei der Anklagejury ſtatt findet. Nach Abſchluß der Voruntersuchung durch den Friedensrichter,

und wenn dieſe nicht mit Entlaſtung des Verdächtigen endet, reicht der Proſecutor die Anklageſchrift (indictment) bei der aus 12 bis 23 Grafſchaftsrepräſentanten beſtehenden großen Jury ein und dieſe beſchließt nach flüchtiger Anhörung der Anklagezeugen mit mindeſtens 12 Stimmen über die Verweiſung an die ſogenannte kleine oder Urtheilsjury. Dieſelbe Function, welche in Frankreich und bei uns durch den übereinſtimmenden Beſchluß der Rathskammer des Untergerichts und der Anklagekammer des Obergerichts geübt wird, liegt alſo in England gleichfalls einem Gemeindeausſchuß ob, ſo daß der Engländer mit Recht rühmt, in ſeinem Vaterlande könne nur der gleichlautende Spruch von 24 ſeiner Mitbürger den Verdächtigen zum Verurtheilten machen.

Die Anklagejury iſt aber, wie geſagt, durchaus nicht mit den Geſchwornengerichten zu verwechſeln. Sie beſtand ſchon lange vor ihnen und hat nur die Veranlaſſung zu ihrer Entwicklung gegeben, indem ſie ein neues Beweisverfahren zur Nothwendigkeit machte. Die alte Art des Beweiſes war mit der neuen Anklageart, auf welche die magna charta jedem Engländer ein Recht gab, nicht zu vereinen. Wo der Verdacht von einem einzigen Kläger ausgeſprochen war, mochte es geſchehen, daß der Verklagte durch ſeinen und ſeiner Eideshelfer Reinigungseid den Beweis ſeiner Nichtſchuld führte, oder durch ehrlichen Kampf, Mann gegen Mann ſeinen Ankläger der Lüge zieh. Seit 12 oder noch mehr achtbare Männer einſtimmig ihren Verdacht ausſprechen mußten, wenn der Anklagezuſtand eintreten ſollte, wäre ſolches Verfahren abſurd geweſen. An das unmittelbare Walten einer gerechten und allwiſſenden Vorſehung im Gottesurtheil glaubte man ſchon lange nicht mehr. So blieb alſo nur das Aufſuchen eines völlig neuen Beweisverfahrens übrig, wenn das Urtheil gleich weit vor Willkür und Frivolität bewahrt bleiben ſollte, und hierfür bot eine durch Heinrich II. im Civilproceß gemachte Einrichtung den nächſten Anknüpfungspunkt. — Ueber Eigenthums-, Beſitz- und Erbſchaftsangelegenheiten urtheilte nämlich ein aus 4 Rittern und 12 andern Grundbeſitzern der Hundertſchaft beſtehendes Gericht (die magna Assisa genannt), theils nach dem, was ſeine Mitglieder ſelbſt über die Streitfrage wußten, theils nach dem, was ſie durch andere glaubwürdige Perſonen darüber erfuhren. Dann war dieſe Einrichtung auf alle civilrechtlichen Sachen ausgedehnt worden, jedoch ſo, daß die urtheilende Commiſſion dann nur aus 12 vom Sheriff ernannten oder durchs Loos beſtimmten Grundbeſitzern beſtand und alsdann Jurata genannt wurde. Wenn auch die Entſcheidung über ein heimlich verübtes Verbrechen, wegen des hinzutretenden ſubjectiven Moments in dem ſchuldvollen Willen des Angeklagten, eine viel ſchwierigere iſt, als die Feſtſtellung der thatſächlichen Verhältniſſe, welche einem Civilproceß zu Grunde zu liegen pflegen, ſo war doch die Uebertragung der Jurata auf das Criminalverfahren kein großer Sprung. Die Anklagejury entſchied bereits

über den Verdacht, wie sollte sie bei einer noch genauern Kenntniß der Thatsachen nicht zugleich die ganze Schuldfrage definitiv entscheiden? Man bestimmte also den Angeklagten, sich gutwillig dem Spruch der Jury zu unterwerfen oder zwang ihn nöthigenfalls dazu durch hartes Gefängniß und eine Art Folter (pendere forte et dure); sorgte durch ein ausgedehntes Verwerfungsrecht des Verklagten dafür, daß die Urtheilsjury und die Anklagejury aus ganz verschiednen Personen bestanden und führte dann vor diesen ein angemessenes Verfahren mit Zeugenverhör ꝛc. ein, welches ihnen die Ueberzeugung von Schuld oder Nichtschuld des Verklagten schaffen konnte. Ein bestimmtes Jahr, in welchem diese Veränderung sich vollzog, läßt sich nicht angeben. Jedenfalls aber reichen diese Grundwurzeln der heutigen englischen Urtheilsjury durch 600 Jahre zurück in den Boden der englischen Geschichte, und der echt germanische Typus ihres Wesens läßt sich immer noch deutlich erkennen, wenn auch die Fortbildung zu der heutigen Gestalt nicht sowol das Werk des instinctiv schaffenden germanischen Volksgeistes, als einer bald sicher, bald unschlüssig, immer aber bewußt eingreifenden Gesetzgebung war. Erst durch die Parlamentsacte v. 22. Juni 1825 wurden die vielfachen Statute, welche durch mehr als ein halbes Jahrtausend hindurch mit oft widersprechenden Bestimmungen über die Geschwornengerichte und namentlich über ihre Bildung gegeben worden waren, gesammelt und in Einklang gebracht, so daß heute etwa Folgendes gilt: Jeder in der Grafschaft wohnende, unbescholtene und 21 Jahr alte Engländer, der als Grundeigenthümer 10 Pf. St., als Pächter oder Miether eines mäßigen Hauses 20. Pfd. St. Einkommen hat, weder Diener oder Tagelöhner ist, noch seiner sonstigen Stellung nach, sei es gesellschaftlicher, sei es politischer, vom Gesetz als Ausnahme bezeichnet ist, hat das Recht und die Pflicht Geschworner zu sein. Von den so qualificirten Personen fertigen die Kirchenvorsteher und Armeninspectoren so öffentlich, daß jeder unrechtmäßig Uebergangne vor den eigens dazu versammelten Friedensrichtern seine Beschwerde anbringen kann, Urlisten, aus denen der Kreissecretär die Grafschaftsliste zusammenstellt. Daraus wählt der Sheriff, den seine unabhängige und angesehene Stellung bei einiger Bekanntschaft in dem Bezirk vorzüglich zu dieser Function empfiehlt, 48—72 Personen für jede Assise aus, und von diesen werden durch das Loos, verbunden mit einem ausgedehnten Verwerfungsrecht des Angeklagten, 12 für den einzelnen Fall als Jury constituirt, die nach gewissenhafter Ueberzeugung die Schuldfrage zu entscheiden hat und so lange in strengem Gewahrsam gehalten wird, bis sie dieses mit einstimmigem Verdict gethan hat. Von Hungern und Dursten während dieses Gewahrsams, wenn es ja einmal vorkommt, daß die Geschwornen sich nicht gleich einigen können, ist übrigens lange nicht mehr die Rede, sondern jeder erhält — auf seine Kosten freilich — eine sehr

gute und auskömmliche Verpflegung. — Nach Frankreich kam die Jury, und zwar Anklage- und Urtheilsjury, während der ersten Revolution, aber in einer so völlig mißverstandnen Weise, daß sie grade das Gegentheil von dem leistete, was die Jury gewähren soll: die Garantie eines Zutrauen erweckenden und unparteiischen Urtheils. Nicht nur die Geschwornen selbst, auch Richter und Assisenpräsident gingen aus Urwahlen hervor, und der Pöbel, welcher auf der Straße durch rohe Gewalt terrorisirte, durfte im Gerichtssaal unter dem Schein des Gesetzes herrschen. Napoleon, obgleich kein Freund der Jury, stellte sie, die unter jener Gestalt sich selbst unmöglich gemacht hatte, dennoch wieder her, und behielt sie auch im Code d'instruction bei, wenigstens die Urtheilsjury. Nur legte er die Bildung der jährlichen Dienstliste von 60 Personen in die Hand der Präfecten und forderte von dem Geschwornen ein Alter von 30 Jahren, außerdem bedeutendes Vermögen oder Bildung. Von den 60 Personen der Dienstliste strich der vom Justizminister jedesmal ernannte Assisenpräsident 24 fort; aus den 36 übrigen wurden 12 ausgelost; Ankläger und Vertheidiger hatten bei der Auslosung ein gleiches Verwerfungsrecht. Das Urtheil durfte nicht einstimmig abgegeben werden; über die Zahl der zum „Schuldig" erforderlichen Stimmen jedoch hat die Gesetzgebung wiederholentlich verschiedene Bestimmungen gegeben. Durch spätere Gesetze namentlich die von 1827, 1848 und 1853 ist dann ein großer Fortschritt in der Verbesserung der Geschwornengerichte geschehn. Die Zahl der abhängigen Beamten, welche früher einen großen Theil der Geschwornenlisten füllten, der Einfluß des Vermögens und des Präfecten sind bei der Bildung der Urlisten und der Dienstliste völlig beseitigt, und an ihre Stelle der Friedensrichter unter der Controle unbeschränkter Oeffentlichkeit und die blinde, aber wenigstens unparteiische Entscheidung des Looses getreten. — Nach Preußen wurden die Geschwornengerichte leider übertragen, bevor Frankreich diese Reformen erlebt hatte, und deshalb sind bei uns noch alle die Principien erkennbar, von welchen die erste napoleonische Gesetzgebung ausging: der Einfluß der Regierungsbeamten auf Bildung der Jury für den einzelnen Fall, die Bedeutung des Vermögens für die potenzielle Fähigkeit zum Geschwornenamt. Die §§. 62—96 der Verord. v. 3. Jan. 1849 und Art. 55—72 des Ges. v. 31. Mai 1852 bestimmen darüber etwa Folgendes: Jeder 30 Jahr alte, unbescholtene, Lesens und Schreibens kundige Preuße, der in seiner Gemeinde seit einem Jahr wohnt und entweder 16 Thlr. Classensteuer, 20 Thlr. Grundsteuer oder 24 Thlr. Gewerbesteuer zahlt, außerdem Beamte, die vom König unmittelbar ernannt sind, oder ein jährliches Gehalt von mindestens 500 Thlr. beziehen, Rechtsanwälte, Professoren und approbirte Aerzte haben einen Anspruch auf die vom Landrath, Gemeindevorstand oder Stadtmagistrat gebildete Urliste zu kommen und das Recht, wenn dieses bei der öffentlichen Auslegung derselben sich als nicht geschehen herausstellt, bei

Digitized by Google

den genannten Behörden dagegen binnen drei Tagen protokollarisch zu reclamiren — aber auch weiter nichts. Zu Geschwornen können nicht berufen werden: Hohe Administrativbeamte, Staatsanwälte und richterliche Beamte, active Militärs, Geistliche, Elementarschullehrer, Greise über 70 Jahr und alle Personen, welche die obengenannten Steuersätze nicht zahlen d. h. ein überwiegender Theil unserer Mittelstände. Ist die Urliste zusammengestellt, so haben die damit betrauten Behörden mit den Directoren der Gerichte erster Instanz über die Qualification der einzelnen Berechtigten Rücksprache zu nehmen, die Bemerkungen derselben in die Listen einzutragen und solche an den Regierungspräsidenten zu senden, der daraus Dienstlisten von 48 Personen zusammenstellt und an das Assisengericht sendet, dessen Präsident 30 von diesen 48 als Geschworne einberuft. Die Einberufenen müssen bei einer Geldstrafe, die auf 100—200 Thlr. gesteigert werden kann, erscheinen, oder rechtzeitig Entschuldigungsgründe für ihr Ausbleiben anführen, über deren Gewicht das Gericht entscheidet. Für gehörig Entschuldigte werden andere aus der Dienstliste, im Nothfall aus einer vom Regierungspräsidenten für das ganze Geschäftsjahr gebildeten Ergänzungsliste einberufen. Der Angeklagte erhält einige Tage vor der Verhandlung Einsicht in die definitiv gebildete Dienstliste. Unmittelbar vor Eröffnung des Hauptverfahrens erfolgt die Bildung des Schwurgerichts für den bestimmten Fall in öffentlicher Sitzung und der Präsident lost bei gleichem Verwerfungsrecht des Angeklagten und des Staatsanwalts von mindestens 24 Erschienenen die 12 Urtheilsgeschwornen aus, welche mit mehr als 7 Stimmen das Schuldig aussprechen können, während bei 7 gegen 5 Stimmen der Spruch des Gerichtshofs dem ihrigen beitreten muß, um die Verurtheilung des Angeklagten zu bewirken.

In dieser Gestalt haben die Schwurgerichte nun seit neun Jahren in Preußen bestanden. Von den politischen Wunderwirkungen, die man von ihnen erwartete, hat keine sich erfüllt, als politische und Preßvergehen noch an der Tagesordnung waren. Doch mochten manche zu milde Verdicte der Regierung ein sehr verzeihliches Mißtrauen gegen ihr unparteiisches Urtheil in politischen Fragen einflößen, infolge dessen zuerst die schweren Verbrechen gegen den Staat und die Person des Monarchen, endlich auch alle politischen und Preßvergehen ihrer Competenz entzogen, und jene einem besondern Staatsgerichtshof, diese den Gerichtsabtheilungen überwiesen wurden. Wenn es hier darauf ankommt, das Gesetz nach vollem, strengem Recht walten zu lassen, ist das gewiß ein Fortschritt; denn die Geschwornen werden aus Classen der Gesellschaft genommen, welche selbst der politischen Strömung der Zeit mehr unterworfen sind, als der gelehrte Richter, welcher durch lange Uebung gewohnt ist, von allem zu abstrahiren und mitten im Drang des Lebens und **der eignen Empfindung das Gesetz zur alleinigen Richtschnur des Urtheils zu**

Digitized by Google

nehmen; es kommt noch hinzu, daß der Geſchworne in der Regel nicht in dem Maße von der unverletzlichen Nothwendigkeit der ſtaatlichen Ordnung in Abſtracto durchdrungen ſein wird, um Vergehen gegen ſie ebenſo ſtrenge zu beurtheilen, wie z. B. Vermögensverbrechen, durch welche er ſogleich und unmittelbar ſich ſelbſt bedroht ſieht. Trotzdem möchten wir auch auf eine andere Seite der Frage aufmerkſam machen. In ſolcher allgemeinen Erregung, wie wir ſie 1848 erlebt haben, ſcheint ein anſteckender Gährungsſtoff die Gemüther ergriffen und die Idee des Staats ihrer Hoheit entkleidet zu haben. Pygmäen wagen es, gegen den uralten, ehernen Bau die Hand zu erheben, und Federn wie Zungen treiben ſich zu Drohungen hinauf, welchen die That dennoch niemals Wirklichkeit geben würde. Was die Zeit und was die Maſſen verſchulden, wird endlich an den Einzelnen gerächt, welche nur um einen Grad lauter und hartnäckiger ſchrien, als tauſend andere von der gleichen innern Schuld. Sollte dann das mildere Urtheil von Geſchwornen, wenn nicht an ſtrenger Gerechtigkeit, ſo doch an eigentlicher Billigkeit vor dem kühlern und objectiveren Spruch des Richters den Vorzug verdienen? Wir wollen nicht unbedingt ja ſagen. Aber was erfüllt uns denn mit ſo tiefem Mitleid gegen die politiſchen Verurtheilten und Verbannten aus jenen Jahren und macht den Wunſch nach Amneſtie bei allen laut, ſie mögen gehören, zu welcher Partei ſie wollen, und die Verurtheilungen für noch ſo gerecht halten? Was empört uns gradezu, wenn wir heute noch ein paar arme Gevatter Schneider und Handſchuhmacher zu langjähriger Zuchthaushaft verurtheilt ſehen, weil ſie vor zehn Jahren einmal etwas zu geräuſchvoll „Staatsumwälzung“ geſpielt haben? Sie alle haben unzweifelhaft gegen ein hohes Gut der Menſchheit geſündigt; wenn aber nicht der Freiſprechung, mag hier doch der Gnade ein Platz gegönnt ſein. — Aber auch ohne über politiſche Vergehen competent zu ſein, haben die Geſchwornengerichte ſich bei uns bewährt und in den Städten wenigſtens allgemein Anhänger gefunden. Es wäre traurig, wenn dem nicht ſo wäre, wenn das ganze Inſtitut aus Gründen, welche außerhalb der Zwecke des Rechts liegen, in unſere Rechtsverfaſſung übertragen wäre. Schon ein factiſcher Umſtand müßte vor ſolcher Auffaſſung ihres Weſens warnen: Die praktiſchen Engländer und Amerikaner, welche einem politiſchen Amulet zu Liebe gewiß nicht eine mangelhafte Rechtſprechung mit in den Kauf nehmen würden, haben die Jury im Criminal- und im Civilproceß ſeit einer Reihe von Jahren, in denen ſich die Zweckmäßigkeit einer Einrichtung wol erproben läßt, und nie kommt es einer ihrer Parteien in den Sinn, eine principielle Umgeſtaltung derſelben auf ihr Programm zu ſetzen. Wir wollen damit natürlich nicht ſagen, daß eine für Amerika und England paſſende Einrichtung deshalb auch der ganzen übrigen Welt zuträglich ſein müßte. Wo es noch beſondere Claſſen- und Standesrechte gibt, wäre ein Geſchwornengericht, wel-

Digitized by Google

ches wohlverstanden kein Pairsgericht sein soll, durchweg ebenso wenig an seinem Platz, als man es in Staaten mit durchgeführter Rechtsgleichheit füglich über Fragen einer bestimmt ausgeprägten Standesehre z. B. der Offiziersehre entscheiden lassen kann. Abgesehen aber von solchen Ausnahmefällen, halten wir die Entwicklungsstufe, auf welcher die preußische und überhaupt die ganze deutsche Bevölkerung im Durchschnitt steht, für vorgeschritten genug, um die Geschwornengerichte als das beste Mittel zur Entscheidung der Schuldfrage im Criminalproceß erscheinen zu lassen, und glauben, daß wenn diese Meinung heute noch von vielen nicht getheilt wird, die Schuld daran weniger den Geschwornengerichten, wie sie sein sollen und können, als einzelnen Mängeln ihrer heutigen Gestaltung zur Last fällt.

Wir nehmen nach dem, was in dem vorhergehenden Artikel über das alte Verfahren gesagt worden ist, als zugestanden an, daß eine gesetzlich bestimmte Beweistheorie zur Ermittlung der Wahrheit das unzweckmäßigste Mittel ist. Das Leben schafft viel mannigfachere, zartere Nüancen, als der geistvollste Gesetzgeber sie mit allem Beistand der Wissenschaft und Erfahrung vorzusehen vermag. Wenn dem Richter vorgeschrieben ist, dies für unerwiesen zu halten, wenn nicht die bestimmten Beweismittel vorhanden sind, jenes für ein Viertel, halb oder ganz erwiesen annehmen zu müssen, wenn gewisse Voraussetzungen vorliegen, wird der richterlichen Ueberzeugung ein ungebührlicher Zwang angethan. Die Wahrheit kommt ebenso wenig ans Licht, wie die Gerechtigkeit zur Geltung, und das Urtheil wird zu einem mechanischen Anlegen der gewohnten Schablone unter dem Einfluß aller ähnlichen Präcedenzfälle. Seit nun der Angeklagte nicht mehr als willenloser Gegenstand in die Hände eines beinahe allmächtigen Richters gegeben war, konnte die einst so nothwendige Schranke der gesetzlichen Beweistheorie fallen, und das Urtheil der freien, richterlichen Ueberzeugung anheimgestellt werden. Wir wollen keinen Augenblick bestreiten, daß der rechtsgelehrte Richter, wenn nur nicht eine beständige criminalistische Praxis ihn zu pessimistisch und deshalb befangen über die Schuld jedes Verdächtigen denken gelehrt hat, dazu ebenso befähigt, sogar befähigter ist als der Laiengeschworne. Bei der allgemeinen Achtung, dem wohlerworbenen Vertrauen, dessen der preußische Richterstand sich erfreut, würde die bloße Rücksicht auf ein sachgemäßes Verdict uns ohne Bedenken das Amt der Jury auf ein Richtercollegium übertragen lassen. Es geschieht ja auch factisch, daß die Vergehen von drei Richtern, Uebertretungen sogar von dem Einzelrichter abgeurtheilt werden. Aber dann müßte freilich dieses über die schwersten Criminalfälle urtheilende Richtercollegium aus mindestens 9 Personen bestehen, damit die Garantie, welche bei den Schwurgerichten schon in der Zahl der urtheilenden 12 Geschwornen und 5 Richter liegt, einigermaßen ein Aequivalent erhalte. Das würde dann die Kosten unseres Justizwesens um

eine tüchtige Summe erhöhen, und dazu ist kein Grund vorhanden, sobald die Richter durch Privatpersonen ersetzt werden können, welche, indem sie ihre Zeit und Kraft unentgeltlich dem gemeinen Besten opfern, darin die erste Gelegenheit erhalten, Gemeinsinn zu bethätigen und das vielbesprochene Selfgovernment einmal in seiner praktischen Bedeutung kennen zu lernen. Es fragt sich also: Können Laien bei der Schuldfrage den Rechtsgelehrten ersetzen? Man vergegenwärtige sich einmal einen concreten Fall. — Ein alter Herr stirbt unter verdächtigen Umständen. Die Gerichte schreiten ein, und die Obduction ergibt eine ungewöhnliche Menge von Arsenik in dem Magen des Verstorbenen. Der Verdacht fällt auf eine in seinem Hause lebende, entfernte Verwandte, die von ihm erzogen worden war, aber keine glücklichen Tage bei dem launischen Hagestolzen verlebt und grade in letzter Zeit häufig die größte Sehnsucht nach Befreiung von dem lästigen Abhängigkeitsverhältniß geäußert hatte. Es stellt sich heraus, daß sie vor kurzem eine beträchtliche Quantität Arsenik, angeblich als Rattenvertilgungsmittel gekauft hat, daß von dieser fast die Hälfte fehlt, dagegen in dem Glase, worin sie dem Verstorbenen allabendlich seinen Thee bereiten mußte, — nach dessen Genuß diesmal unmittelbar Erkrankung und Tod erfolgt war, — ein starker Bodensatz von Arsenik gefunden wird. Das Mädchen leugnet zwar entschieden, benimmt sich dabei aber so wunderbar, daß der Verdacht gegen sie nur bestärkt wird. Die Sache kommt vor die Geschwornen und niemand zweifelt an der Verurtheilung. Da kommen bei der Beweisaufnahme auch andere Umstände zum Vorschein. Die Krankheitserscheinungen bei dem Verstorbenen sind ganz anderer Art gewesen, als sie nach Arsenikvergiftungen zu sein pflegen, und die im Magen vorgefundene Quantität ist so beträchtlich und doch so wenig wirksam auf die innern Organe gewesen, daß der ärztliche Sachverständige es für höchst wahrscheinlich hält, das Gift sei erst nach dem Tode in den Leichnam gebracht worden. Ein alter Diener des Verstorbenen hat nach dem Tode seines Herrn ein unverhältnißmäßig verschwenderisches Leben begonnen; bei der Nachlaßregulirung haben sich viele Veruntreuungen herausgestellt. Endlich sagt eine Zeugin aus, sie habe am Tage nach dem Tode den alten Diener mit einem gefüllten Glase allein nach dem Leichenzimmer schleichen sehen und, als sie neugierig an der Thüre lauschte, einen eigenthümlich gurgelnden Ton gehört. Es wird überdies festgestellt, daß der Arsenik an einem den Hausbewohnern leicht zugänglichen Ort aufbewahrt worden sei, daß der alte Diener im Besitz eines andern Gifts gewesen sei, das zwar keine Spuren in der Leiche zurücklasse, in seiner Wirkung aber alle die Symptome zeige, welche die letzte Krankheit des Todten charakterisirt haben. — Wer ist nun der Schuldige? Wir glauben, daß keiner unserer nicht rechtsgelehrten Leser sich die Antwort hierauf schuldig bleiben wird. Die Entscheidung der Schuldfrage hat

eben mit der ſpecifiſch juriſtiſchen Bildung ebenſo wenig zu thun, als die Fähigkeit, aus Thatſachen und Erſcheinungen des gewöhnlichen Lebens einen richtigen Schluß zu ziehen, mit dem Anhören einer Vorleſung über Logik. Die meiſten Verbrechen geſchehen im Verborgenen, viele hinterlaſſen nicht einmal eine greifbare Spur. Um mit objectiver Gewißheit ſagen zu können: Der iſt der Schuldige, müßten die Geheimniſſe der menſchlichen Bruſt vor dem Auge des Richters klar daliegen, wie vor dem Auge des Ewigen. Geſteht der Verbrecher nicht ſelbſt ſeine Schuld, ſo gibt es nur zwei Wege, ſie zu ermitteln: den einen wählten unſere Vorfahren, indem ſie den Verdächtigen einer offenbaren Gefahr ausſetzten, überzeugt, daß die Vorſehung ihre ſchützende Hand über dem Unſchuldigen halten und an ihm die Macht der Gerechtigkeit verherrlichen werde; den zweiten gehen wir. Zwar ohne die Glaubenskraft der alten Zeit, doch mit dem ernſten Willen, die Wahrheit zum Recht und das Recht zur Wahrheit zu machen, haben wir die verwerfliche Methode verlaſſen, das Geſtändniß des Angeklagten durch Quälen zu erzwingen, oder durch Liſt zu erſchleichen. Wir wiſſen, daß Anzeichen trügen können. Aber wir haben auch ſo viel Glauben an die vernünftige und ſittliche Ordnung der Welt, ſo viel Achtung vor dem menſchlichen Geiſt, um den übereinſtimmenden Gewiſſensſpruch von 12 unparteiiſchen Männern für ein genügendes Zeugniß der Schuld zu nehmen. Geſunden Verſtand, Lebenserfahrung, vor allem ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit muß der Geſchworne haben, juriſtiſche Kenntniſſe bedarf er nicht. Wir glauben, daß jeder Verklagte einen Laien mit jenen drei Eigenſchaften unendlich lieber als den gelehrteſten Juriſten, welchem eine derſelben fehlt, über ſich urtheilen laſſen würde, und ſchon die Billigkeit der Forderung, daß der, welcher ſein ganzes Schickſal von der Ueberzeugung weniger Männer abhängig gemacht ſieht, einen Einfluß auf die Wahl dieſer Männer habe und nicht gezwungen ſei, ſich dem Spruch beſtimmter Richter, zu denen er vielleicht kein Vertrauen hat, zu unterwerfen, ſpricht für Geſchwornengerichte.

Wir heben es noch einmal hervor: Bei dem, was der Geſchworne zu thun hat, würde dem Richter ſeine juriſtiſche Bildung in der Regel nicht mehr oder weniger helfen, als bei ſeinen privaten Familien- oder Vermögensverhältniſſen, wo es ſich um Bildung einer innern Ueberzeugung, um Abgabe eines Urtheils ſei es in Worten, ſei es in dem dadurch beſtimmten Benehmen handelt. Der Geſchworne hat alles, was die Verhandlung ihm nach und nach an Zeugenausſagen, Gutachten von Sachverſtändigen, Urkunden, Augenſchein an den vorhandenen Objecten und Werkzeugen des Verbrechens und vor allem auch in dem Verhalten des Angeklagten vorführt, in ſich zu einem Geſammtbild zu reproduciren und aus dem Eindrucke dieſes auf ſeinen geſammten innern Menſchen ſein Verdict abzugeben. Die Schuld des Angeklagten bleibt dabei

Digitized by Google

der Kern der ganzen Frage. Damit iſt das Vorhandenſein der verbrecheriſchen Abſicht und der Zurechnungsfähigkeit ausgeſprochen, die keineswegs juriſtiſche Begriffe, ſondern einfache Urtheile des gewöhnlichen Verſtandes über vorliegende Facta ſind. Es gibt allerdings qualificirende Merkmale der Schuld wie die beſtimmten Milderungs- und Schärfungsgründe, Theilnahme, Begünſtigung und Verſuch, welche das Geſetz zu juriſtiſchen Begriffen gemacht hat; ebenſo kommen Verbrechen vor, von denen es zweifelhaft werden kann, in welche von mehren verwandten geſetzlichen Kategorien ſie unterzubringen ſind, ob z. B. unter Diebſtahl, Unterſchlagung oder Betrug, unter Verleumdung oder wiſſentlich falſche Denunciation. Aber man vergeſſe auch nicht, daß die Geſchwornen, wenn ſie nicht ſelbſt dieſen Grad von Vertrautheit mit dem Strafgeſetzbuch beſitzen, bei jeder zweifelhaften Frage Rath und Belehrung des vorſitzenden Richters einholen dürfen, daß ſie ihr Verdict überhaupt nur auf Grund einer Verhandlung abgeben, die völlig von Fachmännern dirigirt wird, und ihnen ſowol von Staatsanwalt und Vertheidiger, als auch durch das unparteiiſche Reſumée des Präſidenten zuſammenhängend in ihren bedeutendſten Momenten vorgeführt worden iſt.

Wenn trotzdem manche Verdicte vorkommrn, über welche Juriſten den Kopf ſchütteln, ſo glauben wir die Veranlaſſung dazu in einigen nicht unheilbaren Mängeln unſrer Geſchwornengerichte zu finden. Von unglücklichen Fällen, in denen ein „Schuldig“ ſich ſpäter als eine ungerechte Verurtheilung herausſtellt, ſehen wir ab. Das kann bei unſeligen Verkettungen von Indicien, bei meineidigen Zeugen auch vor Richtercollegien vorkommen. Dieſe Fälle pflegen nicht zu denen zu gehören, welche dem Juriſten als Angriffswaffe gegen die Jury dienen müſſen, denn die mitwirkenden Richter tragen dabei die gleiche Verantwortlichkeit, da das Geſetz (Art. 99. des Geſ. v. 3. Mai 1852) ihnen ausdrücklich geſtattet, jede Sache, in welcher ihnen die Geſchwornen materiell zum Nachtheil des Angeklagten geirrt zu haben ſcheinen, ohne Angäbe von Gründen vor ein neues Schwurgericht zu weiſen. Wir geben allerdings zu, auch Verdicte zu kennen, welche mit den Thatſachen und allen Regeln des Denkens in unbegreiflichem Widerſpruch ſtehen. Aber ſie würden ſeltner werden und wahrſcheinlich ganz verſchwinden, ſobald folgende drei Veränderungen einträten. Erſtens in der Zuſammenſetzung der Jury, zweitens in dem Verfahren, drittens in dem Verdict ſelbſt.

Durch die Höhe des geforderten Cenſus wird die Zahl der in Abſtracto zum Geſchwornenamt Befähigten, wie wir ſchon bemerkt haben, ungemein beſchränkt und dadurch einerſeits die Laſt der Qualificirten eine ziemlich drückende, andrerſeits die Auswahl erſchwert und viele ſehr tüchtige Elemente ausgeſchloſſen. Wer ſo viel Vermögen oder Einkommen beſitzt, um ohne zu große Opfer ſich dem Gemeindedienſt einige Tage unentgeltlich unterziehen zu können,

dabei weder durch Alter, Beruf oder bürgerliche Bescholtenheit ungeeignet erscheint, müßte auf die Urliste gesetzt werden können. Aus dieser müßte dann die Wahl der am meisten Vertrauen erweckenden Personen durch einen möglichst unabhängigen und durch seine Stellung mit den einzelnen Kreisinsassen bekannt gewordnen Mann erfolgen. Diese Sichtung der Urliste durch eine individuelle Kritik, welche keinem Parteieinfluß Raum gibt und wirklich im Stande ist, eine Meinung über die persönlichen Eigenschaften der Einberufnen zu haben, ist die erste Grundbedingung einer brauchbaren Jury. Unsere Regierungspräsidenten sind weder politisch unparteiisch — worauf es bei der heutigen Competenz der Jury nicht ankommen würde — noch haben sie in den Urlisten die erforderliche Auswahl, noch bei ihrer hohen Stellung die nöthige persönliche Kenntniß von den Einzelnen. Niedrigerer Census und die Auswahl durch den Kreisgerichtsdirector würden hier dem Schaden abhelfen. Auch das Verfahren trägt dazu bei, den richtigen Spruch zu erschweren. Zuerst haben die Geschwornen eine viele Bogen lange Anklageacte anzuhören. Nach dem Beweisverfahren kommt dann eine schwungvolle Rede des Staatsanwaltes, welche durch künstliche Verflechtung aller hervorgetretnen kleinen und unscheinbaren Indicien einen starken Beschuldigungsbeweis zu liefern bemüht ist. Ihr entspricht eine noch glänzendere Rede des Vertheidigers, welche das Anklagegeflecht entwirrt und nun mit ebenso viel Scharfsinn als Berechnung auf das Gefühl der Geschwornen die völlige Unschuld des Angeklagten darzuthun versucht. Gegen diese Schlingen schützt die Geschwornen noch ein klares und sachgemäßes Resumée des Vorsitzenden. Dann aber wird ihr Gewissen durch eine haarspaltende Fragestellung auf die Probe gestellt, welche die Schuldfrage in ein halbes Dutzend Neben- und Eventualfragen zerlegt und die durch stundenlange Anspannung ermüdeten Männer, deren Logik durch so vieles Für und Wider ganz aus dem Gleichgewicht gebracht ist, bisweilen in wunderliche Widersprüche verwickelt. In allen diesen Punkten fängt die Praxis bereits an eine erfreuliche Vereinfachung herbeizuführen. Der Gesetzgebung aber wird es dann vorbehalten bleiben, die letzte Hand an die Vervollkommnung unsrer Jury zu legen, indem sie beim Verdict Einstimmigkeit fordert. Daß diese nicht unmöglich ist, lehren Amerika und England, welche wir hier unbedenklich als Argument gebrauchen, da es sich nicht um Verhältnisse handelt, denen die nationale Geschichte ihr Gepräge aufgedrückt hat, sondern um Eigenschaften des menschlichen Geistes und Charakters, die auf der ganzen Erde von ziemlich gleicher Anlage sind. Es kommt kaum einmal unter tausend Malen vor, daß eine englische Jury sich nicht über ihr Verdict einigen kann, vielleicht einmal unter dreißig bis vierzig Malen, daß die Geschwornen sich zu einer besondern Berathung zurückziehen müssen, um einstimmig zu werden. Es ist in der That kaum anders möglich. Wenn 12 Männer, für deren Unparteilich-

keit und Befähigung zum Urtheil die Art ihrer Auswahl eine Garantie bietet, gezwungen sind, sich eine Ueberzeugung zu bilden, und dieselben Elemente dazu vor jedem ausgebreitet werden, so muß ihr Urtheil schließlich einstimmig sein, oder einstimmig werden, indem die besser begründete Ueberzeugung die schwächere bei der Berathung zu sich hinüberzieht. So kann ein einziger gewissenhafter, aufmerksamer und von seiner Pflicht durchdrungener Geschworne in England die entscheidende Stimme für das Verdict abgeben, während bei uns acht unaufmerksame und denkfaule Geschworne ohne Weiteres vier tüchtige Geschworne überstimmen. Grade das Geschwornenamt, wo es keine extreme und keine mittlere Meinung geben kann, ist der Art, die Stimmen zu wägen und nicht zu zählen. Eine begründete Ansicht muß hier elf unbegründeten vorgehen, welche sich dadurch als unsicher und werthlos zeigen, daß sie sich selbst jener unterordnen. Majoritätsbeschlüsse haben hier noch weniger Sinn als bei politischen Abstimmungen, wo die Zahl der Stimmen wenigstens die Verbreitung oder Stärke der Interessen ausdrückt. In der Einstimmigkeit des Verdicts haben wir sogar ein Mittel, politische und gemüthliche Sympathien aus dem Berathungszimmer zu verbannen, wenn nur einer von den 12 Geschwornen ein Mann von Unparteilichkeit und Charakter ist. Sobald diese drei Reformen mit den Geschwornengerichten vorgegangen sein werden, zweifeln wir nicht, daß sie sich die ungetheilte Achtung von Juristen und Laien erwerben werden. Sie füllen dann nicht nur ihren Platz vollkommen aus, sondern heben auch den Gemeinsinn und verbreiten Kenntniß und Achtung vor einem der wesentlichsten Theile des Rechts weit über die richterlichen Kreise hinaus. —

Wir haben bisher nur von den normalen Fällen des Verfahrens gesprochen, wo der Angeklagte persönlich bei der Hauptverhandlung anwesend ist. Gegen Abwesende, welche auf keine andere Weise sistirt werden können, und auch auf öffentliche Vorladung nicht in einer bestimmten Frist erscheinen, wird in contumaciam nach Lage der Acten und ohne Mitwirkung der Geschwornen erkannt. Wird der Angeklagte nach ergangnem Urtheil ergriffen, oder gestellt er sich freiwillig, so findet selbst dann noch das ordentliche Verfahren statt und sein einziger Nachtheil ist, daß er auch im Fall der Freisprechung die Kosten des vorausgegangenen Contumazialverfahrens tragen muß. (Art. 33—50 des Ges. v. 3. Mai 1852). Bei diesen vielseitigen Garantien für die Gerechtigkeit der Entscheidung konnten die Rechtsmittel eine Beschränkung gegen die frühere Zeit erfahren. So ist gegen Urtheile über die Uebertretungen nur Recurs an eine Obergerichtsabtheilung von drei Mitgliedern gestattet, bei dem neue Beweismittel bereits angeführter Thatsachen gar nicht, neue Thatumstände nur, so weit sie bescheinigt sind, angeführt werden dürfen. Appellation ist nur gegen einen Spruch der Gerichtsabtheilung zulässig. Was das Ober-

Digitized by Google

gericht hierauf erkennt, ist ebenso wie der erste Spruch des Schwurgerichts allein durch Nichtigkeitsbeschwerde beim Obertribunal anfechtbar. Sie setzt entweder die Verletzung wesentlicher Vorschriften und Grundsätze des materiellen Rechts, oder des Verfahrens voraus, worauf das Obertribunal das Urtheil vernichtet, und entweder selbst in der Sache erkennt, oder ein neues Verfahren anordnet, für das die von ihm aufgestellten Grundsätze maßgebend sind. Die Nichtigkeitsbeschwerde steht übrigens auch dem Staatsanwalt zu, gegen ein freisprechendes Verdict der Geschwornen aber nur, wenn durch die Zusammensetzung der Jury und die Art der Fragenstellung eine Nichtigkeit begründet wird. Schließlich darf auch gegen ein rechtskräftiges Urtheil noch jederzeit Restitution nachgesucht werden, wenn dasselbe auf falsche Urkunden oder meineidige Zeugenaussagen gegründet worden ist.

Es bleibt uns nur noch weniges über die Veränderungen in der Strafvollstreckung zu sagen übrig. Die körperliche Züchtigung ist ganz aufgehoben und aller Bemühungen prügelfreundlicher Abgeordneten ungeachtet bis jetzt nicht wieder eingeführt. Wie die Freiheitsstrafen und namentlich die schwereren vollstreckt werden sollen, ist noch eine offene Frage. Ob das pensylvanische, das Auburnsche System, die Beschäftigung im Freien oder ein gemischtes System schließlich adoptirt werden wird, hängt von den Erfahrungen ab, welche mit größter Sorgfalt gesammelt werden. Die Todesstrafe ist nicht abgeschafft, aber doch von aller unnöthigen Grausamkeit befreit. Das Gesetz begnügt sich den, dessen Existenz es mit den Forderungen der Gerechtigkeit und gesellschaftlichen Ordnung für unverträglich hält, einfach zu vernichten, ohne ihn außerdem als Abschreckungsmittel des zuschauenden Publicums zu verwenden. Bekanntlich ist diese Absicht der alten Gesetzgebung auch nie auf diese Weise erreicht worden, und der feierliche Pomp der öffentlichen Hinrichtung, so verletzend für zartfühlende Naturen als verwildernd für den rohen Haufen, hat eher dazu beigetragen, ehrgeizige Verbrecher auf die Hauptrolle bei dem glänzenden Schauspiel begierig zu machen. In der Criminalordnung vermischt sich der Wunsch nach Stille und Vermeidung alles Auffallenden in wunderlicher Weise mit dem andern Wunsch nach möglichster Publicität des letzten Actes der strafenden Gerechtigkeit. Das Strafgesetzbuch schließt die Oeffentlichkeit der Hinrichtung entschieden aus. Auf umfriedetem Platz, vor Vertretern des Gerichts und der Gemeinde, und im Beisein des Vertheidigers, eines Geistlichen und andrer Personen, denen aus besondern Gründen der Zutritt gestattet wird, fällt das schuldige Haupt. Nur das Läuten eines Glöckchens und ein Maueranschlag theilt dem Publicum mit, was soeben geschehen ist — gewiß eine bessere und ernstere Mahnung, als wenn man die Vollziehung der traurigsten Pflicht des Staats zu einem Ergötzen roher und müßiger Gaffer, fast zu einem Volksfest machte.

Damit können wir die Darſtellung der preußiſchen Juſtizreformen auch auf dem criminalrechtlichen Gebiet abſchließen. Wie der Inquiſitionsproceß das getreue Spiegelbild politiſcher Zuſtände war, in denen allein der Monarch und ſeine Beamten etwas galten, der Unterthan nur als Object ihrer fürſorgenden oder ausbeutenden Thätigkeit, mit einem Wort als Territorialinventar in Betracht kam, ſtehen auch ſie im innigen Zuſammenhang mit den politiſchen Principien, welche unſer Jahrhundert beherrſchen. Die weitverbreitete Intelligenz führt den Privatmann zur activen Betheiligung am Staatsleben und wo er paſſiv mit demſelben in Berührung kommt, will er ſich nicht mehr als Gegenſtand, ſondern als berechtigte Perſönlichkeit behandelt ſehen. Dieſe beiden Forderungen ſind durch unſer neues Criminalverfahren im Weſentlichen erfüllt, und deshalb begrüßen wir es als einen ſichern Beſitz, der uns mit jedem weitern Schritt zur Vollkommenheit werther und werther werden ſoll. —

v. P.

Die Militärverhältniſſe Großbritanniens.

1. Allgemeine Ueberſicht.

Seit länger als einem Jahre richten ſich nicht blos die Blicke des britiſchen Volkes, ſondern auch die unſeren mit Beſorgniß nach dem engliſch-oſtindiſchen Reiche, wo eine Militärmeuterei ausgebrochen iſt, die entſetzlich in ihrem Beginn, furchtbar in ihrem Verlaufe, der ganzen Fremdherrſchaft dort ein Ende zu machen drohte. Zur Bekämpfung dieſes Aufſtandes bedarf England der größern Hälfte ſeines ſtehenden Heeres, während es vielleicht in kurzem auch in unmittelbarer Nähe eine ſtarke Armee nöthig haben wird, und da wir glauben, daß die Eigenthümlichkeit ſeiner militäriſchen Verhältniſſe in ihren Details wenig bekannt iſt, indem man im Allgemeinen nicht viel mehr davon weiß, als daß der Mißbrauch des Stellenkaufens der Offiziere in der Armee exiſtirt, daß die Leute angeworben ſind, und daß unter ſie noch viel Prügel ausgetheilt werden, ſo iſt ein näheres Eingehen auf dieſen Gegenſtand den Leſern d. Bl. vielleicht nicht unerwünſcht.

Die Landmacht Großbritanniens muß aus zwei verſchiedenen Geſichtspunkten betrachtet werden, ob ſie nämlich in jedem Kriege oder nur local verwendet werden darf. — In jedem Kriege, ſei er wo er wolle, hat die Königin nur das Recht ihre, die königliche Armee, royal army zu verwenden; local dürfen nur gebraucht werden die Milizen in Großbritannien, die oſt- und weſtindiſchen Regimenter, und die berittnen Jäger vom Cap der guten

Digitized by Google

Hoffnung. Sollen dieſe letztern Truppen bei einem auswärtigen Kriege Hilfe leiſten, ſo müſſen ſie erſt um ihre Einwilligung befragt werden. Infolge davon beſetzten die Milizen im letzten ruſſiſch-türkiſchen Kriege Malta und Gibraltar, und ſo ſtehn jetzt zwei Regimenter der bengaliſchen Armee in China.

Dieſes Syſtem der Localtruppen ſchwächt die Geſammtſtärke des Reiches, wir halten es nicht für politiſch weiſe und richtig, ein großes Heer zu beſolden, das nicht überall verwendbar iſt, für militäriſch falſch, wenn der Soldat erſt befragt werden muß, ob er in fremden Ländern kämpfen will. Wenn man uns entgegnet, daß auch wir in Deutſchland Landwehren haben, die nicht außerhalb der Grenzen zu fechten brauchen, ſo hebt dies unſere Behauptung nicht auf, weil wir nicht in der halben Welt Colonien zu beſchützen haben, ſondern ganz concentrirt im Herzen Europas liegen.

Betrachten wir zuerſt die eigentlich königlich großbritanniſche Armee. — Sie zerfällt in Garde und Linientruppen und zählt im Ganzen etwa 140,000 Combattanten, eine Zahl, die im Verhältniß zu den Heeren der Continentalſtaaten unendlich gering erſcheint, und, wie ſich im Krimfeldzuge herausſtellte, in der That zu gering iſt.

Die engliſchen Garden beſtehen aus drei Küraſſier- und drei Grenadierregimentern, ſie haben ihre Standquartiere theils in London theils in den königlichen Schlöſſern im Lande; man kann ſelten ſchönere, ausgeſuchtere Leute und Pferde finden als in dieſen Corps. Sie ſind vom Colonialdienſte befreit, müſſen aber in Kriegen überall fechten, wie denn bekanntlich die geſammte Gardeinfanterie unter Befehl des Herzogs von Cambridge mit in der Krim war.

Das erſte und zweite Garderegiment führen den Titel erſtes und zweites Lifeguards, das dritte heißt Horseguards. Die Gardegrenadierregimenter heißen 1. Gardegrenadiers, 2. ſchottiſche Füſiliergarden, 3. Coldſtreamgarden. Die Offiziere ſtehen im Range zwei Stufen höher als die aller anderen Regimenter, ſind aber nicht wegen ihrer Verdienſte ſo bevorzugt, ſondern weil ihre Geburt und ihre Geldmittel ihnen geſtatten, ſich Stellen in der Garde zu kaufen und das luxuriöſe Leben mitzumachen, welches in dieſen Regimentern herrſcht. —

Die Reiterei der Linie beſteht aus ſieben Gardedragonerregimentern, welche die Reſervecavalerie bilden, ohne die Vorrechte der andern Garderegimenter zu theilen, und ſechszehn Reiterregimentern, welche theils Dragoner, theils Grenadiere zu Pferd, theils Huſaren- und Ulanenregimenter ſind. Wenn auch eine Eintheilung in leichte und ſchwere Reiterei ſtattfindet und als nothwendig anerkannt wird, ſo exiſtirt doch eigentlich in dieſer Armee nur die letztere, und man würde ſich ſehr täuſchen, wollte man von einem ungariſchen auf einen engliſchen Huſaren ſchließen. Letzterer würde vielmehr mit ver-

änderter Uniform ganz wohl einen Küraſſier in deutſchen Heeren darſtellen, und ſein Pferd allen Anforderungen, welche man an ein ſolches dieſer Waffe macht, vollſtändigſt entſprechen. Die Sucht, große anſehnliche Leute und Pferde in den Regimentern zu haben, läßt nur zu oft den Zweck derſelben gänzlich vergeſſen.

Die Reiterei iſt vortrefflich beritten, man hielt ſie früher für eine der beſten Europas, allein die Erfahrung lehrte, daß ihre Pferde den Strapazen eines harten Feldzuges nur zu raſch unterlagen, und wenn in Deutſchland im Frieden die Pferde der kleineren Staaten ſehr geſchont werden, ſo iſt dies in noch viel höherem Grade in England der Fall. Die Thiere werden ſelbſt an eine Veränderung des Klimas nicht gewöhnt; denn die Regimenter, welche nach den aſiatiſchen Colonien, nach Indien u. ſ. w. gehen, laſſen ihre Pferde zurück und werden mit den dort einheimiſchen beritten gemacht, was den großen Nachtheil hat, daß die Größe des Mannes der des Pferdes ſelten angemeſſen iſt, und noch weniger iſt es das Gewicht der Ausrüſtung des Reiters.

Die Infanterie beſteht aus 100 Regimentern, von denen 98 Linienregimenter ſind, die bald Füſiliere, bald leichte Infanterie heißen, ohne daß dies auf Ausbildung, Bekleidung oder Bewaffnung irgend einen Einfluß ausübte. Das 60. und das 100. Regiment ſind Jäger (Riflemen). Sämmtliche Infanterie iſt mit dem vorzüglichen Enfield Rifle, einer langen Spitzkugelbüchſe nach dem Mignéſchen Syſteme, bewaffnet, die ihre Geſchoſſe bis auf 1000 Schritte fortſchleudert. Dieſe Büchſe iſt ſehr leicht, leichter als das deutſche Infanteriegewehr, ſie iſt raſch und ohne Kraftanſtrengung zu laden, und der Soldat kann durch Putzen wenig an ihr verderben, da die Ringe ſchwarz, das Schloß grau und der Lauf gebräunt iſt. Um ein leichtes Abdrücken zu erzielen, hat das Schloß eine ſogenannte Kettennuß. Das Bajonnet iſt dreiſchneidig, hohl geſchliffen und nur in der Verbindung deſſelben mit dem Gewehr liegt ein Fehler; das eiſerne Korn bildet nämlich gleichzeitig den Bajonnetheft, kann alſo verhältnißmäßig leicht aus ſeiner richtigen, für den ſichern Schuß ſo weſentlichen Lage weichen. Seit einigen Jahren gibt man in England ſehr viel auf richtiges und gutes Schießen; der Gedanke der Unwiderſtehlichkeit eines engliſchen Bajonnetangriffes iſt vor Sebaſtopol eben zum bloßen Gedanken geworden; ob die Langſamkeit und Schwerfälligkeit aus den Manövers der britiſchen Infanterie verſchwinden wird, muß der Zukunft überlaſſen bleiben.

Es kann nicht fehlen, daß in einem Staate, wo das Maſchinenweſen auf ſo hoher Stufe ſteht wie in England, auch die Kriegsmaſchinen von großer Vollkommenheit ſein werden, und dies iſt bei allem, was das Geſchützweſen betrifft, wirklich der Fall. Die Fuß- und die reitende Artillerie, ein Corps bildend, haben in Woolwich ihre Hauptwerkſtätten, wo Erfindungen

und Verbesserungen gemacht, geprüft und ohne Rücksicht auf die Kosten eingeführt werden, wenn sie sich als praktisch bewähren. Das System der englischen Blocklafseten ist wol das vorzüglichste, was man bis jetzt kennt, und die Einwürfe, welche man gegen dasselbe macht, und die namentlich darin bestehen, daß das Stangenhandpferd in einer Gabeldeichsel gehen müsse, folglich sehr leide und in seiner freien Bewegung gehemmt sei, haben nicht viel zu bedeuten; die französische und die sardinische Artillerie befolgen dasselbe Princip, nur in Deutschland, mit Ausnahme des Königreichs Hannover, hat es sich keinen Eingang verschaffen können. — Die Batterien sind nicht wie bei uns mit Nummern, sondern mit Buchstaben bezeichnet. Es gibt kein Heer der Welt, das so schwere Belagerungsgeschütze hat als das englische, und man hat sie hier in einer Anzahl und Vollkommenheit, wie schwerlich irgendwo anders. Die Munition ist vorzüglich und höchst sorgsam angefertigt; dies bedingt schon der Seetransport, dem sie mehrentheils vor dem Verbrauche unterworfen werden muß. Bei der Geschützmunition ist Geschoß und Pulversack getrennt, bei der Gewehrmunition ist die Patronenhülse mit zwei Theilen Stearin, zwei Theilen animalischem Fett und einem Theil Wachs so getränkt, daß Feuchtigkeit das Pulver nur schwer erreichen und unbrauchbar machen kann. — Es sind dies die sogenannten „gefetteten Patronen", die zum Ausbruche der Meuterei in Bengalen den letzten Anstoß gaben. Um die Patronen möglichst trocken zu erhalten, haben die Patrontaschen der Soldaten blecherne Einsätze mit doppeltem Bodendeckel.

Dem Ingenieurcorps sind Sappeur- und Mineurcompagnien beigegeben, welche den Pontonnierdienst mit zu verrichten haben; sie sind mit leichten Pontons und Wagen für das nöthige Handwerkszeug so ausgerüstet, daß sie rasch den Bewegungen der andern Truppengattungen folgen können. — Auch ein Landtransportcorps ist in neuerer Zeit errichtet worden, das mit dem Train der deutschen Armeen auf gleiche Stufe zu stellen sein dürfte.

An der Spitze der Commandoangelegenheiten steht der Feldmarschall Herzog von Cambridge, doch haben Artillerie und Ingenieurs in der Person des master general of the board of ordonance (Generalfeldzeugmeister) ihr besonderes Obercommando in technischer Beziehung. Den Generalstab bildet eine Anzahl höherer Offiziere, der quarter master staff, die mit Ausnahme der eigentlichen Adjutanten, aide de camps, mit den schwerfälligsten Titeln behaftet sind, als z. B. deputy quarter master adjutant general, was höchstens Chef des Stabes einer Division bedeutet.

Das Heer ist im Frieden nicht in stehende Armeecorps, Divisionen oder Brigaden eingetheilt, sie bilden dergleichen wie sie zusammen garnisoniren oder in Lagern stehen, was den großen Nachtheil hat, daß die Truppen mit den Quartieren auch ihre höhern Befehlshaber wechseln und ebenso wenig von

dieſen gekannt werden, als ſie jene kennen lernen und Vertrauen zu ihnen faſſen.

Das Regiment, in 10 Compagnien oder 4 Schwadronen (troops) eingetheilt, bildet die taktiſche Einheit und wird gewöhnlich von einem Oberſtlieutenant commandirt, dem die Disciplin, Completirung, Uniformirung und Einübung übergeben iſt. Der Oberſt bezieht zwar ſeinen Gehalt als ſolcher, iſt aber in der Regel als Brigadier oder General verwendet, oder lebt auch als bloßer Privatmann fern von der Truppe.

Ehe wir auf die innere Organiſation übergehen, dürfte es zweckentſprechend ſein, etwas über die äußere Erſcheinung des großbritanniſchen Heeres zu ſagen. Die Grundfarbe der Waffenröcke iſt ſcharlachroth; nur die Horſeguards, Huſaren und Ulanen (mit Ausnahme eines Regiments) haben dunkelblaue, die Jäger dunkelgrüne Waffenröcke; der Vorſtoß an den Näthen iſt weiß, Kragen, Aufſchläge und Achſelklappen verſchiedenfarbig. Als Regel gilt, daß die Garden und alle die, welche ein Mitglied der königlichen Familie zum Chef haben, oder den Titel royal führen, dunkelblaue Abzeichnung bei rothen Röcken, und rothe bei dunkelblauen oder grünen haben. — Die Beinkleider der Infanterie ſind blaugrau mit rothem Paſſepoil, die der Jäger dunkelgrün, die Knöpfe beſtehen bei den Mannſchaften incluſive der Corporals aus weißem, bei den Chargen höher aufwärts aus gelbem Metall und ſind mit den Regimentsnummern verſehen, ebenſo ſind dieſe weiß auf die Achſelklappen geſtickt. Die Jäger haben ſchwarze Hornknöpfe mit eingepreßtem Jägerhorn verziert. Das Lederwerk iſt bei der Infanterie weiß, bei den Jägern ſchwarz und beſteht aus einer großen Patrontaſche nebſt Bandelier, welche über die Schulter hängend getragen wird, einem Leibriemen, an dem ſich die Bajonetſcheide und bei der leichten Infanterie eine kleinere verſchiebbare Patrontaſche befindet, — die Gewehrriemen haben die Farbe des Lederwerkes. Seitengewehre führt die Infanterie nicht, ebenſo wenig Schanzzeug. Die Gradabzeichnung der Unteroffiziere beſteht in Kragen- und Aufſchlageinfaſſung von weißer Borde und eben ſolchen Chevrons, bei den Jägern, Garden und Füſilieren auf dem rechten und linken, bei den übrigen Regimentern nur auf dem linken Oberarme. Der Gefreite führt einen, der Corporal zwei, der Sergeant drei Chevrons, der Colourſergeant (Feldwebel) hat ſtatt deſſen eine goldene Stickerei, zwei Fahnen oder gezogene Schwerter darſtellend, über welcher ſich eine Krone befindet und die von einem Lorbeerkranze umgeben ſind, auf dem linken Oberarme; auch trägt er eine carmoiſinrothe wollene Schärpe um den Leib. Die Offiziere unterſcheiden ſich durch goldene Treſſeneinfaſſung der Kragen und Aufſchläge, die bei den Subalternoffizieren und Capitains oberhalb, bei den Stabsoffizieren (field officers) auch unterhalb um dieſelben läuft; außerdem führt der Enſign (Fähndrich), Major und Generalmajor einen geſtickten ſilber-

nen Stern an jeder Seite des Kragens, der Lieutenant, Oberſtlieutenant und Generallieutenant eine eben ſolche Krone, der Capitain, Oberſt und Feldzeugmeiſter Stern und Krone; Epauletten führen nur noch die Gardekürafſiere und die Marine. Die Offiziere der Garde haben rothſeidene, mit Gold durchwirkte, die der Linie nur rothſeidene Schärpen, welche von der linken Schulter nach der rechten Seite getragen werden; die der leichten Infanterie und der Jäger führen ſtatt derſelben Cartouchen von lackirtem Leder; bewaffnet ſind die Offiziere mit einem leichten Korbſäbel. Die Kopfbedeckung iſt bei den Garden die Bär-, bei den Hochſchotten die Federmütze; die übrige Infanterie trägt den koniſchen Tſchacko mit Vorder- und kleinerem Hinterſchirme, mit gelbem Metallſchilde verziert; das kugelrunde Pompon iſt bei der ſchweren Infanterie weiß und roth, bei der leichten von grüner Farbe. Die Jäger haben ſchwarzes Tſchackobeſchläge, ihre Offiziere tragen Attilas mit ſchwarzſeidenen Schnuren, nach Art der öſtreichiſchen Huſaren, beſetzt. Die Mützen ſind von ſchwarzem, gefilztem Zeuge ohne Schirm, vorn mit der Regimentsnummer verſehen und von ſehr häßlicher Form, ſie ſehen beinahe wie ein türkiſches Fez ohne Quaſte aus, — die der Offiziere ſind von Tuch, haben einen Schirm und ſind entweder mit einem ſeidenen oder einem rothen Stirnſtreifen verziert. Mannſchaften und Offiziere tragen außer den Waffenröcken noch Jacken von derſelben Farbe, nur bei den Garden und Hochſchotten ſind ſie weiß; gänzlich abweichend iſt überhaupt die Tracht der letzteren Regimenter, deren es fünf gibt, weshalb wir ſie kurz beſchreiben wollen. Der rothe Waffenrock derſelben gleicht im Schnitte der Taille und Aermel dem der anderen Infanterie vollſtändig, die Schöße jedoch beſtehen aus fünf getrennten Theilen, deren jeder in eine Spitze ausläuft und mit 4 Knöpfen und 2 Borten beſetzt iſt, die Knöpfe haben die Geſtalt eines verſchobenen Vierecks. Beinkleider tragen dieſe Regimenter nicht, ſondern einen kurzen, nicht ſehr weiten Rock von carrirtem Zeuge bis an die Knie reichend, Gamaſchen von grauem Drell, mit rothen Bändern und Roſetten verziert, gehen bis an die halbe Wade herauf. Eine Taſche von ſchwarzem Fell mit drei Quaſten verziert hängt an drei ſtählernen Ketten bis auf den Schoß herab, zur Kopfbedeckung haben ſie die ſogenannte Federmütze in Form ähnlich der Bärmütze mit zwei herabhängenden Flügeln. Die Offiziere ſind ebenſo gekleidet, doch führen ſie noch außerdem einen Plaid, der auf der rechten Schulter mittelſt einer großen Agraffe von Silber mit einem geſchliffenen Stein verziert, befeſtigt iſt; bewaffnet ſind ſie mit einem Dolch und einem geraden mit Korb und Glocke verſehenem Schwert. Man gab ſich viele Mühe, dieſe Truppen an Beinkleider zu gewöhnen, immer traf man auf den lebhafteſten Widerſtand, und hat jetzt jeden Verſuch aufgegeben, dieſen ſo überaus braven Regimentern ihre Nationaltracht zu nehmen. Die Mäntel der Infanterie ſind von grauem Tuche mit einem bis auf die Bruſt

und den halben Rücken herabhängendem Kragen versehen, der weder sehr praktisch ist, noch gut aussieht. — Die ganze Armee mit alleiniger Ausnahme der Gardekürassiere trägt Knöchelschuhe, die vorn mittelst eines Lederriemens zugebunden werden.

Beinkleider und Waffenröcke der Artillerie sind von dunkelblauer Farbe, mit rothem Kragen, Aufschlag und Vorstoß verziert, die Kopfbedeckung derselben ist der Kolpak, das Lederzeug weiß, die Knöpfe sind von gelbem Metall. Die reitende Artillerie hat statt der Waffenröcke Dolmans, die mit gelben Schnuren besetzt sind.

Die Gardekürassiere tragen keine Waffenröcke, sondern die unter dem Namen „Schwalbenschwänze" bekannten Fracks, und zwar die Leibgarde rothe mit blauen, die Reitergarde blaue mit rothen Kragen und Aufschlägen, weißlederne Beinkleider, Stulphandschuhe und Kanonenstiefel. Ihre Schutzwaffen bestehen in einem stählernem Helm, ähnlich der preußischen Pickelhaube, Doppelküraß und starken messingenen Epauletten; bewaffnet sind sie mit einem geraden Glockensäbel, Carabiner und Pistol. Die Roßschweife auf den Helmen sind bei dem 1. und 2. Regiment weiß, bei dem 3. roth, beritten sind sie sämmtlich mit großen Rappen, die sehr reich geschirrt sind; die Satteldecken sind von weißer Farbe.

Die 7 Dragonergarderegimenter bilden, wie wir schon andeuteten, die Reservecavalerie, das 6. derselben führt den Namen Carabiniers; sie sind mit Säbel, Carabiner und Pistol bewaffnet, ihre Helme von gelbem Metall gleichen in der Form denen der Gardekürassiere. Ihre Uniform besteht in rothen Waffenröcken, die nach den Regimentern verschiedene Kragen und Aufschläge und weißen Vorstoß und Unterfutter haben; das Lederwerk ist weiß, bei den Offizieren mit goldnen Tressen überzogen, — Leute und Pferde sind ausgesucht schön und groß. Die sechzehn übrigen Reiterregimenter (Dragoons) sind theils Grenadiere zu Pferd, theils Dragoner, Husaren und Ulanen. Voran stehen die sogenannten Scotch Greys, schottischen Grauschimmel, ein Regiment Grenadiere zu Pferd, das sich von jeher sehr ausgezeichnet hat, — es trägt die Uniform der Dragonergarden, doch statt der Helme Bärmützen, und ist mit lauter Grauschimmeln beritten. Die Husaren tragen sämmtlich dunkelblaue Attilas mit gelben Schnuren verziert, eben solche Pantalons, mit Ausnahme des Regimentes Royal Irish, das kirschrothe Beinkleider und daher den Spitznamen der „Kirschbäume" erhalten hat. Die Ulanen tragen mit Ausnahme des Regiments „Prinzeß Charlotte" blaue Ulankas mit verschiedenfarbigen Kragen, Aufschlägen und Passepoilen; letzteres trägt dieselben scharlachroth mit blauem Abzeichen, die Czapka ist stets von der Farbe des Kragens, die Fähnchen an den Lanzen sind weiß und roth.

Es bleibt uns noch übrig, die Uniform der Generale zu beschreiben, die

in Gala einen ſcharlachrothe Attila mit goldnen Schnuren, dunkelblaue Beinkleider mit handbreiten goldnen Streifen, goldnes Säbelkuppel und eine eben ſolche mit ſchmalen carmoiſinrothen Streifen durchwirkte Feldbinde von der linken Schulter nach der rechten Seite tragen; der dreieckige Hut mit ſchwarzer Cocarde iſt mit einem langen weiß und rothen Federbuſche verziert; ihre Interimsuniform beſteht in einem dunkelblauen Oberrock mit zwei Reihen goldner Knöpfe, ſchwarzem Sammetkragen und Aufſchlägen, grauen Beinkleidern mit rothen Streifen an der Seite. Statt der Schabracken haben ſie Tigerfelle unter dem Sattel liegen. — Die Uniform des Generalſtabes iſt der eben beſchriebenen analog, doch tragen die Offiziere derſelben ſtatt der Schärpe ein goldnes Bandelier, an welchem, ähnlich einer Cartouche, ein Futteral für ein doppeltes Fernrohr befeſtigt iſt, auch führen ſie Säbeltaſchen zur Aufbewahrung der nöthigſten Schriften, beides ſind Einrichtungen, die wir für dieſe Branche des Dienſtes für höchſt zweckmäßig halten.

Die Soldaten der engliſchen Armee werden, da eine allgemeine Militärpflicht wie in Deutſchland nicht exiſtirt, angeworben, wobei ſie ſich verpflichten, gegen Empfang von 6 Livres Handgeld und der reglementsmäßigen Löhnung 21 Jahre dem Staate zu dienen. Die Sergeanten, denen das Geſchäft der Werbung anvertraut iſt, gehen entweder durch die Straßen der Städte und Dörfer, ihre Kopfbedeckung mit blau weiß rothen Bändern verziert, und ſuchen junge kräftige Leute zu überreden, wobei es ihnen nicht darauf ankommt, dieſelben betrunken zu machen und ihnen dann den Schilling in die Hand zu drücken, ſpäter hilft dem Rekruten kein Weigern.

In London findet man an dem Gebäude der Horſeguards und in der City Bilder, die einen Soldaten in voller Uniform vorſtellen, darüber ſteht mit großen Lettern: Wanted d. h. Geſucht, darunter: Junge Männer von gutem Charakter für das ſo und ſo vielſte Regiment, zu melden bei dem und dem Werbeſerganten da und da, — um noch mehr anzulocken werden noch einige glänzende Verſprechungen beigefügt, die ſelbſtverſtändlich nie in Erfüllung gehen. Ein anderes Mittel, Rekruten zu erhalten, hat man gegenwärtig wieder verſucht, man verſpricht nämlich jungen Leuten, die 100 Rekruten ſtellen, eine Fähndrichsſtelle, ohne daß ſie dieſelbe kaufen müſſen, erſtattet ihnen aber natürlich das vorſchriftsmäßige Handgeld von 6 Livres, das ſie verlegten, zurück. Nehmen wir an, daß ſolch ein junger Mann jedem, der ſich von ihm anwerben läßt, 1 Pfund Sterling mehr gibt, als der Werbeſergeant zahlt, daß der Rekrut ihm außerdem noch 10 Schilling Koſten macht, bis er an Ort und Stelle iſt, ſo beträgt dies für 100 Mann 150 Livres, mithin hat erſterer bei ſeiner Anſtellung 300 Pfd. Sterling erſpart; denn eine Comiſſion (Patent) als Fähndrich koſtet reglementsmäßig 450 Pfund.

Auch die Milizregimenter liefern dem ſtehenden Heere viele Rekruten, ſo wie ſie längere Zeit eingezogen ſind, was bei jedem größeren Kriege und auch

jetzt zum Theil wieder der Fall ist. Der Uebertritt der Soldaten derselben zur Linie wird sehr begünstigt, da auf diese Weise das Heer bereits ausexercirte Mannschaften erhält.

Jedes auswärts (abroad) stehende Regiment hat eine oder zwei Depotcompagnien in England, welche die Anwerbung und Einübung der Ersatzmannschaften zu besorgen haben, so daß diese vollständig ausgebildet ersterem nachgeschickt werden können.

Die Republik von San Marino.

Alpinisches und Transalpinisches. Neun Vorträge von Karl Witte. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz. 1858. —

Wie viel auch schon über die Alpenwelt und Italien geschrieben worden ist, es läßt sich noch immer anmuthiges Neues davon sagen, und das obengenannte Buch ist ein Beweis davon. Namentlich gilt dies von den letzten fünf Capiteln, von denen das erste San Marino, das zweite das uralte Ravenna, das folgende Palinuro und Sapri im einstigen Großgriechenland, das vierte Palermo und das letzte das berühmte Kloster des heiligen Franciscus auf dem Verniaberge schildert. Wir wählen aus den Mittheilungen des Verfassers über den kleinen Freistaat von San Marino das Interessanteste aus, um zu zeigen, wie fleißig Herr Witte sammelte und wie gut er erzählt.

Obwol eine der besuchtesten Straßen von Italien, der alte Aemilische Weg, weniger als zwei Stunden vor den Grenzsteinen der Republik vorüberführt, unternehmen so Wenige den Ausflug nach dieser Felsenspitze, der von Rimini aus hin und zurück weniger als einen Tag erfordert, daß unter den Unzähligen, welche ihre Reise durch Italien in Druckschriften geschildert haben, sich schwerlich zwölf zusammenzählen lassen, die aus eigner Anschauung über San Marino berichten. Vor nun mehr als anderthalb Jahrhunderten besuchte der Engländer Addison den Freistaat, und so alleinstehend blieb während mehrer Menschenalter seine Schilderung, daß, wie reich sie auch an Irrthümern, zum Theil auffallender Art, ist, ein Schriftsteller nach dem andern sie ausgeschrieben und noch manches gepriesene Lehrbuch unsrer Zeit, wenn auch nur zur zweiten Hand aus ihr geschöpft hat.

„Wenn der Reisende, der vom Norden kommt, endlich die weite lombardische Ebne, die den Alten noch nicht Italien, sondern cisalpinisches Gallien hieß, durchmessen hat, wenn er im Begriff steht, jenen vielgenannten Grenz-

bach, den Rubicon, zu überschreiten, so sieht er sich gegenüber eine kühngezackte Felsenklippe aus dem übrigen Gebirgszuge weit in das flachere Land hinaus vorgeschoben. Drei Zacken sind von alten Schlössern und Thürmen gekrönt, von der vierten ragt eine Kirche, und längs des Bergrandes sieht man eine Reihe von Häusergiebeln.

Dieser Berg ist der Titano und die Felszacken sind die Spitzen, oder, wie sie mit einem keltisch abzuleitenden Worte heißen, die Penne von San Marino.

An dieser Ecke des Gebirgszuges, wo der Apennin die Richtung von Ostnordost nach Westsüdwest verläßt, in welcher er bis dahin die Halbinsel quer von einem zum anderen Meere durchschnitt, um sich nun das adriatische Meer entlang von Nordwesten nach Südosten zu wenden, sind die Schichten des weichen, tuffartigen Kalkgesteines so gegen das innere gebirgige Land hin geneigt und gegen Meer und Flachland aufgerichtet, daß die Köpfe der Schichten, als steile Klippen, nach außen fast senkrecht abfallen, während sie gegen das innere Land sich allmälig abdachen und für Häuser und menschliche Wohnstätten tauglichen Raum geben.

Den Knotenpunkt jener Wendung des Apennins bildet in der Centralkette ein Gebirgsstock, der am Falterona und dem Monte Coronaro einen Doppelgipfel hat, und von dem nach Abend und Mittag die beiden größten Flüsse Mittelitaliens, Arno und Tiber, dem mittelländischen Meere zueilen, während gegen Westen und Nordwesten eine Anzahl kleinerer Bergströme das mürbe Gestein durchfurchen. Das Hochland zwischen diesen Strömen heißt das Gebiet von Monte Feltro und als dessen Hauptstadt gilt die nur wenig weiter landeinwärts, womöglich noch kühner gelegene, Bergfestung San Leo, die im Mittelalter selbst mit dem allgemeinen Namen Monte Feltro genannt ward.

Der Küstensaum, der sich gegen Morgen an dem Apenninenfuß hinzieht, heißt die Mark, oder specieller die Mark Ancona. Die fruchtbare Ebene, die nach Mitternacht sich bis zu den Marschländern der Poniederung erstreckt, führt den Namen Romagna. Eben wo nun diese drei Bezirke zusammenstoßen, weder dem Monte Feltro, noch der Mark oder der Romagna angehörend, ragt als ein Grenzpfeiler die Felsenklippe von San Marino.

Die Höhe dieser Bergspitze wird zu 2444 pariser Fuß angegeben, sie kommt also den Gipfelpunkten des thüringer Waldes ohngefähr gleich. Auch unter dem 43. Breitegrad ist dies eine Höhe, die sich der Vegetation erheblich fühlbar macht. So günstig gelegen aber lehnt sich das Städtchen an den sanften Südabhang des Berges, so sicheren Schutz gegen Norden gewährt die steil abgebrochene Felsenwand, daß nicht nur die Rebe auf dem dürren Steinboden ein Gewächs von seltener Würzigkeit beut, sondern auch der Lorbeer in den höchstgelegenen Gärten des Ortes üppig gedeiht und zwischen dem

wilden Geſtein, das die Burgtrümmer umgibt, Myrthe und duftige Cyklamen wuchern, während im Nordſchatten ſich das zierliche Venushaar am Felſenabhange wiegt. Weiter hinab überſchatten kräftige Eichen und edle Kaſtanien die Flanken des Gebirges, an welche ſich gegen die Ebne hin endlich ein weiter Gürtel von Oliven reiht. Selbſt in den kälteſten Wintern pflegt auf des Berges Höhe das Thermometer nur wenig Grade unter den Gefrierpunkt zu ſinken und die Kälte bei weitem nicht zu erreichen, die in der fruchtbaren Poebne nicht ſelten wochenlang ſelbſt die erprobte Geduld des nordiſchen Reiſenden erſchöpft.

Ungünſtiger als das der Stadt iſt ſchon das Klima der hart am nordöſtlichen Fuße der höchſten Felswand belegenen Vorſtadt, des Borgo. Ihren Bewohnern verbirgt ſich im Winter während zweier Monate die Sonne, und manches Gartengewächs, das oben in der Stadt gedeiht, kann die rauhere Luft des Borgo nicht vertragen.

Bis zum Borgo führt vom Meeresſtrande, von Rimini aus, ein wohlunterhaltener Fahrweg. Von hier bis in die Stadt war noch bei meinem letzten Beſuche auf einer künſtlich gewundenen Straße nur zu Fuß oder zu Maulthier zu gelangen; neuerdings ſoll aber mit beträchtlichem Aufwand ein Fahrweg hergeſtellt ſein. Von jeder andern Seite iſt die Bergeszinne unzugänglich und, in den Schluchten der Felswand einen neuen Pfad zu ſuchen, bei Lebensſtrafe verboten. So hat denn der dürftige Handelsverkehr des Freiſtaates, der zum Verkaufe kaum Anderes als Wein, grobe Schafwolle und Borſtenvieh zu bieten hat, alljährlich aber nicht unbedeutende Getreidevorräthe verbraucht, ſich unterhalb der Felſenſpitze, im Borgo angeſiedelt. Hier ſehen die Häuſer wohnlicher und moderner aus, als oben in der Stadt, und Schenke bei Schenke ladet zum Genuß des würzigen Muscatellerweins. Tief in die Eingeweide der Bergwand hinein erſtreckt ſich nämlich ein Labyrinth von Grotten, die als Felſenkeller benutzt, dem labenden Trank auch während der ärgſten Sommerglut eiſige Kühle bewahren.

Von der höchſten Höhe des Berges, von der Stadt und Burg San Marino aus, umfaßt der Blick ein faſt ſchrankenloſes reiches Panorama. Auf eine Tagereiſe und weiter ſehen wir gen Norden und Süden das blaue adriatiſche Meer die weißen Dünen der Küſten beſpülen. Weit über die Fluten hinaus aber ſah ich ſelbſt eines Tages die langen vielfach verſchränkten Bergzüge Dalmatiens klar und deutlich ſich gegen den goldig glänzenden Morgenhimmel abzeichnen. Faſt zu den Füßen des Berges von San Marino breitet ſich Rimini ſtattlich am Meere aus und weit darüber hin, mehr als zwölf Stunden lang, erſtreckt ſich der wunderbare Pinienwald von Ravenna. Noch jenſeits ſchimmern die ſalzigen Sümpfe von Comacchio und fern im Norden glaubt das Auge Venedigs Lagunen zu errathen. Landeinwärts gegen Weſten

senken sich die Vorhügel der Apenninen, mit blinkenden Ortschaften und Landhäusern dicht überstreut, zur Ebene der Romagna hinab. Dann folgt eine Anzahl zackig ausgeschnittener Felskuppen: das waldbedeckte, zerklüftete Schwefelgebirg des Monte Perticaja, der steilabfallende Felsen der Majoletta und die fast unnehmbare Bergfeste von San Leo, ein zweites Königstein. Weiter gegen Mittag schließt die lange Kette der Apenninen (deren entferntere Gipfel schon nach Toscana und Neapel gehören) den Horizont und entsendet als letzten Ausläufer den Berg von Ancona bis ins adriatische Meer.

Um diese Felsenburg von San Marino lehnt sich nun das nur anderthalb geographische Quadratmeilen umfassende Gebiet des kleinen Freistaates mit seinen wenigen Ortschaften und etwa 7000 Einwohnern an die Abhänge, so daß es an keiner Stelle bis zur Ebne herabsteigt. Rings von päpstlichem Gebiete umgeben, schwimmt es gleich einer Insel im Kirchenstaat.

In den Berichten, welche die Legende uns über die ersten Anfänge von San Marino bietet, ist die dichtende Sage unkennbar mit dem Geschichtlichen verschmolzen. Diocletian und Maximian, die Christenverfolger, hätten der Erzählung nach das von einem Seeräuberkönig zerstörte Rimini prächtiger wieder herstellen lassen und zu dem Ende Baumeister und Steinmetzen aus allen Provinzen des römischen Reiches berufen. Unter ihnen seien denn auch zwei fromme Christen aus Dalmatien, Marinus und Leo, herbeigekommen, welche durch stillen, kunsterfahrenen Fleiß, durch reinen Lebenswandel und geistlichen Zuspruch, durch werkthätige Liebe den Genossen vor allen theuer geworden. Namentlich Marinus sei mit solcher Ausdauer begabt gewesen, daß, wenn die Gefährten ermüdet dem Schlaf verfallen seien, er die Nächte über fortgearbeitet habe, um jenen einen Theil ihres kommenden Tagewerks abzunehmen. Dabei wird auch eines Eselein's gedacht, das zu gemeinem Nutzen der fromme Mann aus eignen Mitteln angeschafft, und das gar häufig der schweren Arbeit schlimmsten Theil auf sich genommen.

Die Baumaterialien, welche man zunächst zur Verfügung hatte, wollten auf die Dauer nicht ausreichen und so gingen Marinus und Leo in das nahe liegende Gebirg, um Steinbrüche zu suchen und auszubeuten. Solches Behagen aber fanden die frommen Männer an der einsamen Stille der damals waldbewachsenen Bergeshöhen, daß Leo auf dem einen der Felsen, der noch jetzt seinen Namen führt, als Klausner zurückblieb. Marinus kehrte nach Rimini zurück und wirkte dort arbeitend und lehrend segensreich während länger als zwölf Jahren.

Da trieb ihn der Legende nach ein seltsamer Grund in das ihm liebgewordene Gebirge zurück. Ein Weib, angeblich von seltener Schönheit, kam aus Dalmatien über das Meer herbei, Marinus, den sie als ihren Ehemann bezeichnete, aufzusuchen und die Beschwerden seines mühevollen Lebens mit

ihm zu theilen. Voller Entſetzen vor ſo unheiliger Berührung floh der heilige Mann in die Felſenwildniß des titaniſchen Gebirges. Hier entdeckte er unweit des jetzigen Borgo, am Fuße der ſteilen Felſenwand den von Bäumen und Sträuchern dicht verwachſenen Eingang einer Höhle, in deren Innerem ein Quell lauteren Waſſers entſprang. Faſtend, betend und ſingend, nur in Geſellſchaft der wilden Thiere des Waldes, verlebte Marinus hier länger als ein Jahr. Da entdeckten vor dem Unwetter flüchtende Hirten den frommen Klausner und verriethen ſeinen Zufluchtsort jenem Weibe, die ſich ſeine Gattin nannte. Schnell eilte ſie den Berg hinan und da er vor ihren Bitten in der Höhle innerſte Räume floh und ſich hinter Schloß und Riegel barg, harrte ſie weinend und flehend ſechs Tage lang vor der Thür und kehrte dann ohne Hoffnung nach Rimini nur zurück, um von des heiligen Mannes Standhaftigkeit Zeugniß zu geben und dann zu ſterben.

Marinus aber verließ die Höhle, deren Geheimniß nun verrathen war und ſiedelte ſich auf den oberſten Bergeszacken an, wo er dem heiligen Petrus ein Kirchlein bauete und eine Mauer aufführte, die vor weltlicher Berührung ihn ſchützen ſollte. Zu ſolchem Gebahren fehlte es dem frommen Einſiedler eigentlich an Recht, denn der Berg gehörte einer vornehmen Witwe Feliciſſima. So eilte denn deren Sohn nach jener Höhe, um die Fortführung des Werkes zu unterſagen. Als aber Marinus den Zürnenden herankommen ſah, betete er um Abwendung der Gefahr, und, wie angewurzelt, blieb der junge Mann regungslos an derſelben Stelle, ſelbſt der Sprache beraubt. Wehklagend kam die Mutter herbei und auf ihre Bitten löſte Marinus alsbald den Zauber. Feliciſſima aber und ihr ganzes Haus bekehrten ſich und dem heiligen Manne wurde der Berg mit allem Zubehör zu vollſtem Rechte auf ewige Zeiten geſchenkt.

Von den weiteren Schickſalen der Anſiedelung, die Marinus auf der Höhe des titaniſchen Berges gegründet, vernehmen wir Jahrhunderte lang nichts mehr. Sicher ſcheint nur ſo viel, daß die Nachfolger ſeinen Weiberhaß nicht in gleichem Maße getheilt haben können; denn die Einſiedelei verwandelt ſich allmälig in eine wohlbevölkerte Ortſchaft. Eine Urkunde vom Jahre 885 redet noch von dem Kloſter San Marino und deſſen Abt Stephanus, der vor dem Biſchof und dem Herzog von Monte Feltro mit dem Biſchof von Rimini über einige Grundſtücke ſtreitet. Im Jahre 951, alſo zur Zeit des erſten Zuges Kaiſer Ottos nach Italien, datirt der zweite Berengar ſchon eine Urkunde aus der „Gemeinde" (plobs) San Marino, wohin er ſich vermuthlich vor des Kaiſers ſiegreichen Waffen geflüchtet hatte, wie er eilf Jahre ſpäter ſeine Laufbahn in der benachbarten Bergfeſte San Leo beenden ſollte. Wieder ſchweigen die Quellen der Geſchichte durch mehre Jahrhunderte, und im Jahre 1244 finden wir die Burg (Arx) und den Gerichtshof (Curiá oder Curtis) von San Marino genannt.

Räthſelhaft wie alles Werden iſt auch das der Städte im früheren Mittelalter, namentlich der italieniſchen, mit ihrer früh entwickelten Selbſtſtändigkeit und geiſtlicher wie weltlicher Herrſchaft Trotz bietenden Machtſtellung. Bald iſt es der Biſchof, deſſen Befreiung von weltlicher Gerichtsbarkeit friedliebende Anſiedler herbeizieht, bald ſcharen ſie ſich um die feſte Burg eines weltlichen Machthabers, eines Grafen oder mächtigen Lehnsherrn, bald endlich erwächſt aus dem Zuſammenhalten der Innungen und Zünfte Handel- und Gewerbetreibender ſelbſt ein neues unabhängiges Gemeinweſen.

Auffallend genug läßt für San Marino ſich keine dieſer ſonſt gewöhnlichen Enſtehungsarten annehmen. Von jeher weilte der Biſchof, zu deſſen geiſtlichem Sprengel San Marino gehört, in einer andern Stadt, in San Leo, und Jahrhunderte lang bekämpfte er feindſelig die Freiheit der kleinen Republik. Einen Herrenſitz hat San Marino nie in ſeinen Mauern geſehn und die Gewerbe ſind noch heute auf ein ſo geringes Maß beſchränkt, daß wir in ihnen nicht füglich die Wurzeln und Pfeiler des jungen Staates finden können.

So bleibt denn kaum anderes zu vermuthen, als daß jenes ſchon erwähnte Kloſter, ausgeſtattet, wie anzunehmen iſt, mit mancherlei Vorrechten und Freiheiten, den Anfang gemacht hat. Dienſtleute, Pächter und kleine Gewerbsleute mochten auf der entlegenen Berghöhe unter dem Schutze des Abtes in ſturmbewegter Zeit Schutz ſuchen und finden. Endlich verdoppelten eine Burg und ſteinerne Mauern die natürliche Feſtigkeit des Ortes und ſo waren die Bedingungen eines Städtelebens gegeben.

Noch heute zählt San Marino vier Klöſter. Befremdend iſt es aber allerdings, daß keines darunter ſo hohes Alterthum nachweiſen kann, oder ſolchen Anſehens genießt, wie unter jener Vorausſetzung von der Anſtalt zu erwarten wäre, aus welcher der ganze Freiſtaat hervorgegangen iſt.

Wir können daher nicht umhin, nach einem weiteren Momente zu fragen, das zum Aufblühen von San Marino wenigſtens mitgewirkt habe. Schon im Jahre 1244 finden wir nun als eine Quelle namhaften Einkommens die Zölle erwähnt, welche von den Beſuchern des Marktes der Vorſtadt von San Marino erhoben werden. Auf der erſten Terraſſe des Gebirges von Monte Feltro belegen, bildet der Borgo ein natürliches Emporium zwiſchen den Bergbewohnern und der kornerzeugenden Ebne ſowol als den Hafenſtädten, welche die überſeeiſchen Waaren herbeiführen. Unter dem Schutze der feſten Burg, zu deren Füßen jene Vorſtadt belegen iſt, mußte hier ein reger Verkehr erblühen, und ſo berichtet denn ſchon die erwähnte Urkunde nicht nur von einem regelmäßigen Mittwochsmarkt, ſondern daneben auch von einer Septembermeſſe zu Mariä Geburt. Später folgten ſich von Ende Juli (Sanct Annentag) bis Ende September (Matthäustag) Jahrmärkte von vierzehn zu vierzehn Tagen.

Die Umgestaltungen des Verkehrs haben diesen Messen und Märkten den größten Theil ihrer Bedeutung genommen; auch heute noch ist indeß das Leben und Treiben zu Sanct Bartholomäus und zu Mariä Geburt ein regeres, den Sitten und Unsitten unseres überfeinerten Jahrhunderts mehr entsprechendes, als man auf den Schultern des titanischen Gebirges erwarten sollte. Hat doch leider sogar der Roulettetisch an der Stelle Raum gefunden, wo die Legende den heiligen Marinus selbst seine Ehefrau als eine Versucherin von sich weisen läßt!

Die Unabhängigkeit der kleinen Republik hat im Verlauf der Zeit vielfache Anfechtungen erfahren, und es fällt auf, daß sie im Verlauf der Zeit nicht verloren gegangen ist. Schon zu Ende des 15. Jahrhunderts ward die Freiheit der meisten italienischen Städte einheimischen Dynasten zur Beute. Wenig später wurden die Herrschaften dieser Stadttyrannen wieder von den Fürsten verschlungen, die sich allmälig das Gebiet der ganzen Halbinsel anzueignen und zu theilen wußten. Nur wenige Republiken von jenen zahllosen, die zur Zeit der Hohenstaufen über die Halbinsel verstreut waren, bestanden noch zur Zeit unsrer Väter und auch diese wenigen, Venedig, Genua und Lucca, in einer bis zur Unkenntlichkeit veränderten Gestalt. Die Stürme der französischen Revolution haben sie noch vor Ende des letzten Jahrhunderts hinweggefegt. Nur San Marino ist bestehen geblieben, ohne daß seine Verfassung eine wesentlich andere geworden wäre, als vor 600 Jahren.

In der That waren die Verhältnisse, unter denen jene Städterepubliken des italienischen Mittelalters bestanden, seltsam verwickelte. Zunächst breiteten die oberste weltliche und geistliche Macht, breiteten Kaiser und Papst ihr Netz über die bewohnte Welt und nahmen, jede für sich, Dienst und Gehorsam in Anspruch. Daneben aber waren die dienenden Glieder der einen wie der andern Macht, waren Bischof und Graf oder Herzog, zu selbstständiger Herrschaft gediehen, welcher sie in engeren Kreisen das gesammte Land unterzuordnen trachteten. Endlich eroberten zahlreiche Ritter von ihren Burgen aus ein sich immer weiter erstreckendes Gebiet, dem oft genug auch Städte mit unterworfen wurden. Später siedelten die Burgherren sich in der Stadt, die ein behaglicheres Leben bot, an, und binnen kurzem pflegte der ritterliche Neubürger die Zügel des städtischen Regiments an sich gerissen zu haben. Gegen solche Anmaßung des Adels war eine Abwehr kaum anders zu finden, als in der wildesten Demokratie, in welche wir denn auch eine große Zahl italienischer Städte verfallen sehen.

Zwischen allen diesen Klippen ist nun San Marino mit merkwürdigem Glücke hindurchgesteuert.

Während eines Jahrhunderts und länger sind es die Bischöfe von San Leo, die unermüdlich Ansprüche auf diese Felsenburg geltend machen, und

wenig Jahre, nachdem ſie deren Ungrund haben anerkennen müſſen, ſchon wieder in neuer Geſtalt damit hervortreten.

Später ſtrecken die Tyrannen von Rimini, die Malateſta, wiederholt ihren Arm gierig nach der benachbarten Bergfeſte aus.

Endlich ſeit den letzten viertehalb Jahrhunderten haben die Päpſte wiederholtes Gelüſte bezeugt, die ihnen mannigfach unbequeme Republik dem ſie rings umgebenden Kirchenſtaate einzuverleiben.

Was rechtfertigt oder was erklärt denn nun aber ſo ausdauernde Beſtändigkeit? Der Ertrag des Bodens iſt es nicht, der durch beſondern Reichthum zu feſſeln vermöchte. Wenn auch ein erheblicher Theil des ſteinigen Landes mit der Hacke bearbeitet wird, ſo trägt es an Weizen und Mais, den beiden einzigen regelmäßig gebauten Früchten, doch im Durchſchnitt nur das fünfte Korn. So genügt denn das einheimiſche Ergebniß nie für den Bedarf. Kartoffeln gedeihen nicht. Bohnen werden hin und wieder in der Brache geſteckt. Von dem Weine wird gerühmt, daß er der edelſte ſei, der nördlich der Apenninen wächſt, und nicht unerhebliche Ausfuhr nach Venedig warf in frühern Zeiten der Republik einen namhaften Baarertrag ab. Wiederholte Mißjahre haben, wie in unſerm Ahrthal, die Weinbauer entmuthigt und viele einſt mit Reben beſtandene Strecken ſind jetzt unter die Pflugſchar genommen. Aehnliches gilt von den Oliven, die den Eisbildungen der rauhen Winternebel leicht erliegen. Unbedeutend iſt auch die Seidenzucht, und andere Induſtrie iſt kaum des Nennens werth. Indeß verdient bemerkt zu werden, daß während der einheimiſche Tabaksbau verboten iſt, die Blätter im benachbarten Kirchenſtaat vielfach aufgekauft und in San Marino zu einem weit und breit geſuchten Fabrikat verarbeitet werden. Auch Schießpulver und Spielkarten werden in vorzüglicher Qualität gefertigt und genießen ziemlich weiten Vertrieb.

Alles dies reicht aber nicht aus, der Bevölkerung, obwol ſie nicht übermäßig dicht iſt, leidliches Auskommen zu gewähren, und ſo ſteigen denn Hunderte zur Winterszeit in die römiſchen Ebenen hinunter, um als Feldarbeiter einen Verdienſt zu ſuchen, oder die eines Handwerks Kundigen, beſonders Steinmetze und Schuhmacher, wandern auch wol Jahrelang in die Fremde.

Alle aber, früher oder ſpäter, kehren ſie aus der fruchtbaren, ſonnendurchwärmten Ebene zurück in die rauhe, ſteinige Heimath.

Fragen wir ſie ſelber, was ſie heimzieht, ſo zweifle ich nicht, ſie werden alle noch vor der Liebe zu Eltern oder Geſchwiſtern, die Freiheit jener Bergesrepublik als den Magnet nennen, der ſie im fremden Lande nicht raſten läßt. Wie verhält es ſich denn nun mit dieſer Freiheit, welche die San Marineſen das einzige theure Erbtheil ihrer Väter nennen?

Betrachten wir in flüchtigen Umriſſen das Bild der Verfaſſung.

Die eigentliche Volksgemeinde, zuſammengeſetzt aus allen Familienvätern,

der „Aringo“, hat, ſeit dem Ende des 14. Jahrhunderts, wie einſt in Venedig, zu beſtehen aufgehört. Nur der Name iſt auf die Volksmenge übergegangen, die zum feſtlichen Amtsantritt der neuen Regenten freiwillig zuſammenſtrömt, ohngefähr wie im kaiſerlichen Rom die Feſtſpiele Comitien hießen, mit denen der Beginn eines neuen Jahrzehnts der Regierung eines Kaiſers gefeiert ward.

Landesherr (Principe) heißt dagegen eine völlig oligarchiſch zuſammengeſetzte Verſammlung von 60 Mitgliedern, der Gran consiglio generale, welche der ebenſo benannten Körperſchaft im republikaniſchen Venedig der Bedeutung nach völlig entſpricht. Wurden urſprünglich die Mitglieder frei gewählt, ſo iſt der große Rath ſeit 1652, wie in Venedig ſeit 1296, geſchloſſen. Fähig in denſelben aufgenommen zu werden, ſind alſo nur Mitglieder derjenigen Familien, die ihm ſchon damals angehörten. Entſtandene Lücken werden nicht durch Volkswahl, ſondern durch Cooptation ergänzt: die übrigbleibenden Mitglieder beſtimmen, wer ſtatt des Ausgeſchiedenen eintreten ſoll. Doch ſind ſie auch dabei an eine beſtimmte Regel gebunden. Der große Rath zerfällt in drei Abtheilungen, deren jede zwanzig Häupter zählt. Wie klein auch die Zahl der Adligen (Patrizier) iſt, ſo werden ſie doch durch ebenſo viel Mitglieder vertreten, als die übrigen „Bürger“ der Stadt und Vorſtadt, die cittadini. Endlich entſendet die noch bei weitem größere Anzahl der ländlichen Grundbeſitzer (possidenti di campagna) die letzten Zwanzig.

Den venetianiſchen Pregadi zu vergleichen iſt der kleine Rath aus 12 Mitgliedern (consiglietto), den der große Rath aus ſeiner Mitte und in gleichem Verhältniß alljährlich neu ernennt und der den beiden „Regenten“ in Beſorgung der laufenden Geſchäfte rathend und beſchließend zur Seite ſteht.

Die Wahl der Capitani reggenti erinnert, wenn auch in viel einfacheren Formen, an den complicirten Mechanismus der venetianiſchen Dogenwahl. Der Gran consiglio beſtimmt zuerſt durch das Loos zwölf Wähler. Jeder von dieſen bezeichnet einen Candidaten, jedoch in der Art, daß ſechs der Stadt und ſechs dem Lande angehören. Unter dieſen werden je drei und drei nach Stimmenmehrheit ausgewählt und nun paarweiſe (je ein terriere und ein contadino) auf drei Zettel geſchrieben. Die Zettel werden in hohle Kugeln eingeſchloſſen und dann in feierlicher Proceſſion zur Hauptkirche getragen. In der überfüllten Kirche intonirt die Geiſtlichkeit das „veni creator Spiritus“ und alsdann zieht ein Kind mit verbundenen Augen eine der drei Kugeln aus der ſilbernen Urne. Sofort werden unter lautem Tuſch die Namen, welche der Zettel enthält, verkündigt, und ein hundertſtimmiges evviva! trägt ſie in kurzer Friſt bis an die Enden der Republik.

Wenige Wochen darauf (1. April und 1. October) treten die Erwählten ihr ſechsmonatliches Amt an und zu den Feierlichkeiten dieſer Function gehörte

bis noch vor wenig Jahren eine lateinische Anrede des Schulmeisters. Das Costüm des Regenten bildet ein alterthümliches Staatskleid. Nicht ohne das Gefolge zweier Livréebedienten dürfen sie über die Straße gehn, bei der Messe hat der Priester das Rauchfaß vor ihnen zu schwingen und im Theater (denn auch an einem solchen — und zwar von 49 Logen — fehlt es San Marino nicht) ist die große Mittelloge ihnen vorbehalten.

Die Rechtspflege erfordert in dem Freistaat zum Glück geringen Aufwand an Kräften. Die Zahl von sieben oder acht Processen im Jahr wird selten oder nie überschritten. Daneben kommen zwei oder drei Straferkenntnisse, meist wegen leichterer Vergehen vor. Ich selbst traf einst im Kerkerthurm der Rocca einen Strafgefangenen, zu dem man sich so wenig etwas Arges versah, daß man ihm allein die Bewachung seiner selbst anvertraut hatte. Das Wenige, was in San Marino an juristischer Arbeit zu thun ist, wird auf je drei Jahre einem auswärtigen Commissario übertragen, der Doctor juris sein muß und seine Entscheidungen, außer auf das einheimische Statut, auf römisches, nicht aber auf kanonisches Recht zu gründen hat.

Gewissermaßen als Minister stehen den Regenten zur Seite die beiden Generalsecretäre (di stato und degli affari esteri) und der segretario di finanze. Eine Art diplomatische Vertretung der Republik besteht in Rom und in Florenz, außerdem hat sie Handelsagenten an verschiedenen Orten. — Die politische Bedeutung, welche nach Addisons Vorgang die meisten Schriftsteller dem Arzte beilegen, ist einfach eine Fabel. Ein Arzt und ein Chirurg in der Stadt und ein in beiden Zweigen der Medicin erfahrener Wundarzt in Borgo werden allerdings aus Staatsmitteln besoldet, um den Aermeren unentgeltlich Hilfe zu leisten; ihre Amtsthätigkeit bleibt aber allein auf ihren speciellen Beruf beschränkt.

In die Miliz eingeschrieben ist etwa die Hälfte aller Waffenfähigen. Sie zerfallen in neun Compagnien von je 140 Mann und stehen unter einem Commandante generale. Waffen und Uniform für sie bleiben aber außer der Zeit der jährlichen Uebungen oder wirklichen Dienstes in dem Quartiere delle milizie verwahrt. Dauernd unter den Waffen stehen dagegen die beiden Wachen (des Consiglio principe und des Castells) von 24 Mann, die zum Unterschied der Milizen Löhnung erhalten und denen ein besonderer Commandant vorgeordnet ist. Den Polizeidienst endlich verrichten ein paar toscanische Carabinieri.

Diese geringe Waffenmacht hat nicht weniger als fünfundsiebenzig Offiziere, deren Dienst jedoch natürlich größtentheils nur nominell ist. Unter dem Adel des Kirchenstaats und Toscanas ist es Sitte, sich in San Marino um ein Offizierspatent zu bewerben und so stehen auf der Stammrolle der Republik viele der erlauchtesten Namen von Italien und selbst zwei Mitglieder des Hauses Ra-

poleon — die älteſten Söhne des Prinzen von Canino — tragen die blau und weiße Uniform.

Für den Unterricht iſt vorzüglich gut geſorgt. Außer zwei Knaben- und zwei Mädchenſchulen, deren eine mit dem Clariſſenkloſter verbunden iſt, bietet das von der Familie Belluzzi geſtiftete „Collegio“, namentlich in ſeiner neuen Einrichtung in den verſchiedenſten Zweigen des Wiſſens — ſelbſt Theologie und Jurisprudenz mit inbegriffen — Belehrung. Der Palazzo del Governo, in dem der große Rath ſeine Sitzungen hält, umfaßt außer dem Archive eine nicht unbedeutende Bibliothek, welcher erſt neuerdings Kaiſer Napoleon eine beträchtliche Anzahl angemeſſener Werke geſchenkt hat. Die Errichtung einer Druckerei hat aber die Regierung in verſtändiger Rückſicht auf die Verhältniſſe nie erlaubt. Eine Cenſur würde ſich mit den Einrichtungen des Freiſtaates nicht vertragen. Ohne dieſelbe wäre der Mißbrauch einer ſolchen Preſſe zur Verbreitung aufregender Schriften in den benachbarten Landſchaften namentlich des Kirchenſtaates, unvermeidlich.

Wie gering auch die öffentlichen Laſten und Abgaben ſind — ſie betragen auf den Kopf etwa ein Sechstheil von Dem, was im Päpſtlichen zu leiſten iſt — ſo hat doch die Republik nicht allein keine Staatsſchuld, ſondern eine Summe, die nach Verhältniß erheblich genannt werden muß, wird alljährlich für Nothfälle oder außerordentliche Ausgaben zurückgelegt. Der koſtſpielige Neubau der Hauptkirche wurde ſchon erwähnt; ebenſo die Herſtellung einer Fahrſtraße bis zur Stadt. Seitdem iſt auch das Regierungsgebäude neu aufgeführt.

Vergleichen wir mit dieſem ruhigen und wohlgeordneten, wenn auch ſehr beſcheidenen Gemeinweſen die durch und durch faulen Zuſtände der angrenzenden Provinzen, um nicht zu ſagen, des größten Theils von Italien, jenes allgemeine, um jeden Preis nur Wechſel verlangende Mißbehagen, jene mißtrauiſche Machtloſigkeit der Regierung, jenen verbrecheriſchen Hang der Bevölkerung zu Angriffen auf Leben und Eigenthum, jene gänzliche Zerrüttung des Staatshaushaltes, ſo werden wir es nicht unbegründet finden, wenn der Bürger von San Marino mit den Worten Dantes freudig auf ſeine Felſenheimath zeigt:

„So ruhig iſt, ſo freundlich und ſo helle
Der Bürger Leben, ſo die falſchheitfreie
Mitbürgerſchaft, ſo liebenswerth die Stelle.“

Auf ein ſelbſtſtändiges Fürſtenthum von einer Quadratmeile würden wir kaum ohne einiges Lächeln blicken können; ein Freiſtaat, der in ſo engen Grenzen durch länger als ein Jahrtauſend ſeinen Beſtand zu wahren wußte, verdient unſere vollſte Achtung. Sein Beſtehen iſt ſelbſt ein Beweis von dem feſten Rechtsbewußtſein, das ſtets in ihm geherrſcht hat. Weit mehr als den

Monarchien iſt den Republiken das Feſthalten an der angeſtammten Rechtsordnung die Lebensluft, ohne welche ſie keinen Beſtand haben. Wie große Störungen auch in einer Monarchie jene Rechtsordnung erleidet, ſo bleibt doch die Perſon des Fürſten, als der Mittelpunkt zurück, um den der Organismus ſich wieder zuſammenfügen kann, während im Freiſtaat der Umſturz der Verfaſſung alle Gliederung auflöſt und eben deshalb überall gleichmäßig nach Bürgerkriegen entweder zur Willkürherrſchaft eines Einzelnen, oder zur Unterwerfung unter fremde Botmäßigkeit führt."

Die Angelegenheit des Dr. Beckhaus.

Während der letzten Zeit hat ein Vorfall, der ſich bei der Univerſität Bonn zugetragen, die Aufmerkſamkeit der Preſſe und des Publicums in hohem Grade beſchäftigt. Dr. Beckhaus, ſeit vier Jahren als Privatdocent der Jurisprudenz daſelbſt habilitirt, hat die Mittheilung erhalten, daß die juriſtiſche Facultät ihm auf Grund des §. 57 ihrer Statuten die Licentia docendi nicht zu verlängern beſchloſſen habe. Jenen Paragraphen, welcher beſtimmt, daß die Licentia docendi einem Privatdocenten anfangs nur auf vier Jahre ertheilt werden dürfe, jedoch nach Ablauf dieſes Zeitraums durch einen einfachen Beſchluß der Facultät erneuert werden könne, hatte man ſich allgemein gewöhnt, als einen völlig bedeutungsloſen und das dem Privatdocenten einmal gewährte Privilegium als ein dauerndes zu betrachten; daher die Ueberraſchung des Publicums, das zugleich durch das anfänglich von der Facultät über die Maßregel beobachtete Schweigen verletzt wurde. Noch mehr aber machte ſich das ſehr richtige Gefühl geltend, daß der Hergang einen die ohnehin ſchwankende Stellung der Privatdocenten auf das äußerſte bedrohenden gefährlichen Präcedenzfall bilde. Den Privatdocenten legt in der Regel ſchon ihre materielle Lage und der natürliche Wunſch nach Beförderung manche Rückſichten auf; was ſoll aber vollends daraus werden, wenn ſelbſt die beſcheidene Lebensſtellung, welche ſie inne haben, ihnen nicht ſicher iſt und deren Fortdauer von der Laune einiger einflußreichen Ordinarien abhängt? Mag es auch ſein, daß Beſchlüſſe wie der in dem Beckhausſchen Falle gefaßte nur ſehr ſelten zu Stande kommen werden, ſo iſt doch der Gedanke an das über dem Haupte drohende Damoklesſchwert viel ſchlimmer, als das Herabfallen deſſelben und ein unerſchrockenes Erforſchen und Bekennen der Wahrheit, bei dem der Conflict mit älteren Gelehrten nicht immer vermieden werden kann, in einer ſolchen Lage kaum möglich. Die Beſtimmung ſtammt offenbar aus einer Zeit, in welcher man es als eine Anomalie anſehen mußte, wenn ein Privatdocent vier Jahre nach ſeiner Habilitation noch nicht zum Profeſſor aufgerückt war; wird

ſie in unſeren gegenwärtigen Univerſitätszuſtänden noch aufrecht erhalten, ſo muß ſie alle mit feinerem Ehrgefühl begabten Naturen nothwendig zurückſchrecken.

Dieſe einem jeden ſich aufdrängenden Erwägungen machen die Aufnahme ſehr erklärlich, welche der Schritt der Bonner Juriſtenfacultät faſt überall gefunden hat; allein die gegen ſie gerichteten Angriffe treffen weit über das Ziel hinaus. Gewiß iſt eine Abänderung jenes ohnehin ſehr unbeſtimmt gefaßten Paragraphen und der ihm entſprechenden in den Statuten zweier anderen Bonner Facultäten, die glücklicherweiſe anderswo keine Analogien haben, dringend wünſchenswerth (will man nach der die wiſſenſchaftliche Tüchtigkeit ausweiſenden Habilitation noch eine Probezeit für den jungen Docenten anſetzen, in der ſich ſeine Lehrfähigkeit zu bewähren und nach deren Ablauf erſt die unbedingte Licentia docendi einzutreten hätte, ſo möchte dieſe etwa auf zwei Jahre zu beſchränken ſein) allein daraus folgt doch nach keineswegs unmittelbar, daß die Facultät Unrecht that, ihn in einem einzelnen Falle in Anwendung zu bringen; denn es gibt Umſtände, unter denen man ſich auch eines principiell fehlerhaften Rechtes bedienen kann und bedienen muß, wenn man einmal im Beſitze deſſelben iſt. Außerdem beobachteten die der Facultät in der Preſſe gemachten Vorwürfe nicht eben immer die Grenzen der Beſonnenheit. Beſchuldigungen wie die, daß das ganze Verfahren gegen Dr. Beckhaus von dem Verdruſſe über die ihm reichlich zugefloſſenen Collegienhonorare eingegeben ſei, ſollten billigerweiſe nur bei der unumſtößlichen Gewißheit ihrer Richtigkeit öffentlich ausgeſprochen werden; zugleich aber beruhen ſie auf einer unklaren Anſchauung des Sachverhältniſſes. Wenn ein Collegium von acht Männern in amtlicher Stellung über einen Vorſchlag beräth und ihn zum Beſchluſſe erhebt, ſo wird ſich freilich ſelten ermeſſen laſſen, welche Nebengedanken etwa bei Einzelnen walten, die ihren Eifer in einer beſtimmten Richtung befeuern, allein jedenfalls müſſen doch auch irgend welche nennenswerthe ſachliche Motive vorliegen, welche ſie zu einander ausſprechen und zur Grundlage einer gemeinſamen Discuſſion machen können.

In der That iſt ja auch das allem Anſchein nach oberſte Motiv, das bei dem Verfahren gegen Dr. Beckhaus leitend geweſen iſt, bereits durch die Beſprechungen des Gegenſtandes in der Preſſe bekannt geworden, nämlich das Urtheil der Facultät über die von ihm herausgegebene Ueberſetzung des Gajus. Freilich wird man einwenden, daß, wenn jedes ſchlechte Buch zum Univerſitätslehrer unfähig machen ſollte, mancher Profeſſor in Amt und Würden gut thun würde, ſein Katheder zu verlaſſen; allein eine Facultät hat doch wol die Befugniß, an ihrem Theil dafür zu ſorgen, daß das in Zukunft immer ſeltener und ſeltener vorkomme, andernfalls würde ſie eine nicht zu rechtfertigende Gleichgiltigkeit gegen corporative Ehre an den Tag legen. Gewiß ruht auf ihr eine nicht geringe Verantwortung dem Betroffenen gegenüber, deſſen wiſſenſchaftliche Befähigung ſie vier Jahre zuvor bei Gelegenheit ſeiner Habilitation anerkannt und den ſie dadurch veranlaßt hatte, vier ſchöne Jahre ſeines Lebens dem Docentenberuf zu widmen; aber wenn ſie die volle Ueberzeugung gewann, daß ſie damals einen Irrthum begangen hatte, durfte ſie blos um der Conſequenz willen anſtehen, ihn wieder gut zu machen, und hätte ſie nicht im anderen Falle eine unendlich viel ſchwerere Verantwortung auf ſich geladen? Erfüllte ſie nicht, da ihr nun einmal der §. 57 die Macht dazu in die Hand gab, eine Pflicht keineswegs blos gegen ſich ſelbſt und gegen die Wiſſenſchaft, ſondern auch gegen ihn, indem ſie ihm

die Fortsetzung einer Laufbahn nicht gestattete, auf der sie für ihn keinen Segen erhoffen konnte, besonders wenn etwa ein glänzender äußerer Erfolg ihn über den Mangel einer tieferen Grundlage vorübergehend zu täuschen im Stande war? Und ihr Urtheil über den Werth seiner Arbeit mußte sie dabei unbedingt maßgebend sein lassen, da ein competenteres wissenschaftliches Tribunal nun einmal auf deutschem Boden nicht aufzufinden ist, als eine Universitätsfacultät. Waltete auch dabei noch Irrthum und Uebereilung, so war überdies vorauszusetzen, daß eine andere Facultät seine schriftstellerische Thätigkeit in einem günstigeren Lichte erblicken und ihn in Folge dessen zur Habilitation bei sich zulassen würde, dafern nur das Motiv des in Bonn gegen ihn geschehenen Schrittes rein vorlag.

Allein Letzteres war allerdings nicht ganz der Fall. In No. 140 der kölnischen Zeitung sind Bruchstücke eines Schriftenwechsels zwischen Dr. Beckhaus und dem Dekan der Juristenfacultät mitgetheilt, welche vermuthen lassen, daß auch sonst zwischen beiden Theilen nicht alles gewesen ist, wie es hätte sein sollen. Dies findet seine Bestätigung in einer von der Facultät auf Anlaß der vielen Verdächtigungen in der Presse im preußischen Staatsanzeiger vom 12. Juni veröffentlichten Erklärung, die das Datum vom 8. Juni trägt. Aus derselben erfahren wir zuvörderst das wichtige Factum, daß zwei Mitglieder gegen die Nichterneuerung der Licentia docendi gestimmt, statt dessen aber eine dem Dr. Beckhaus auf Grund des §. 58 der Facultätsstatuten zu ertheilende Verwarnung in Antrag gebracht haben. Der angezogene Paragraph regelt das Verfahren, vermittelst dessen die Facultät die Disciplinargewalt über die ihr angehörigen Privatdocenten auszuüben hat, und gibt ihr gegen Vergehungen der Letzteren drei oder, wenn man will, vier verschieden abgestufte Strafmittel in die Hand, Verwarnung in gelinderer und in schärferer Form, Interdiction der Vorlesungen auf ein halbes Jahr, und als Aeußerstes völlige Remotion. Da nun nicht angenommen werden kann, daß wissenschaftliche Untüchtigkeit zum Gegenstande einer Verwarnung gemacht werden sollte, so haben gegen Dr. Beckhaus offenbar noch andere Klagen vorgelegen, Klagen, welche nach der Ansicht der Minorität ein Disciplinarverfahren, und zwar zunächst die Verhängung der geringsten Disciplinarstrafe, begründen konnten. Die Majorität braucht in diesem Punkte nicht grade entgegengesetzter Meinung gewesen zu sein; wol aber mochte sie ein Disciplinarverfahren gegen ein Glied, das ihrer Absicht gemäß demnächst aus dem Competenzkreise der Facultät ausscheiden sollte, für überflüssig erklären, was man nur correct finden kann. Auch ist es sehr wol denkbar, daß jene anderweitigen Klagepunkte bei ihrem Urtheil über seine wissenschaftliche Befähigung und die Nothwendigkeit seines Zurücktretens von der akademischen Laufbahn einen mitwirkenden Einfluß ausübten. Zu einem verletzenden Schritte, den man aus innern Gründen nicht vermeiden zu können glaubt, entschließt man sich allemal leichteren Herzens gegen jemand, an dessen Person man auch sonst etwas auszusetzen findet; man sinnt weniger lange darüber nach, ob es nicht vielleicht doch noch ein milderes Auskunftsmittel gibt: es gehört das in die Classe der bei allen Entscheidungen mitwirkenden persönlichen Stimmungen, deren sich auch der gewissenhafteſt erwägende Mann nie ganz entschlagen kann, und es hieße die menschliche Natur umwandeln wollen, wollte man es anders verlangen.

So weit also wäre gegen das Verfahren der Facultät selbst nichts einzuwenden,

wenn ihre Voraussetzungen, welche hier nicht Gegenstand weiterer Prüfung sein können, zugegeben werden. Aber etwas anders verhält es sich mit der bereits erwähnten Erklärung, die sie im Staatsanzeiger gegeben hat. Dieselbe ist zunächst bestimmt, ihr formelles Recht zu wahren und der in öffentlichen Blättern wol vorgekommenen Darstellung entgegenzutreten, als ob der Beschluß ohne gehörige Berathung in turbulenter Weise zu Stande gekommen sei und nahezu den Charakter eines Minoritätsbeschlusses trage; zugleich aber gibt sie doch eine Andeutung der materiellen Motive, indem sie im Eingange bemerkt, die gesetzlich erloschene Licentia docendi sei dem Dr. Beckhaus wegen dessen wissenschaftlichen und persönlichen Verhaltens nicht erneut worden, woraus wir die beiden Worte, und persönlichen fortwünschten. Durch sie wird das Moment, das nach der oben dargelegten Ansicht nur als ein subjectiv influirendes hätte gelten sollen, als ein objectiv mitentscheidendes anerkannt, was der Sache in den Augen des Publicums eine schiefe und der Absicht der Facultät schwerlich entsprechende Stellung gibt. Zwar möchten wir nicht sagen, was vielleicht gesagt werden wird, daß die Facultät damit dem von ihr schon hart genug Behandelten noch nachträglich einen Makel anhänge; vielmehr scheint uns der gewählte Ausdruck eine solche Auslegung keineswegs zu erheischen. Bei den Angehörigen eines jeden Berufes können Handlungen vorkommen, welche, ohne den Namen von unsittlichen zu verdienen, doch den besonderen Bedingungen der Berufsstellung nicht entsprechen; und grade auf diese findet so recht das ganze Gebiet der Disciplinarjustiz Anwendung, welche überhaupt niemals den absoluten sittlichen Werth einer Handlung, sondern immer nur ihre Verträglichkeit oder Unverträglichkeit mit der letzteren zum Maßstabe zu nehmen hat. Wenn ein Gymnasiallehrer während der Unterrichtsstunde vor den Schülern den Rock ablegen, oder ein hochgestellter Beamter eine von Packknechten besuchte Branntweinstube zu einem häufigen Aufenthaltsorte wählen wollte, so könnten Beide übrigens sehr redliche Männer sein, würden aber doch einer ernsten Rüge von Seiten ihrer Vorgesetzten nicht entgehen können. Auch kommt es im Allgemeinen gewiß nicht selten vor, daß berufswidrige Gewöhnungen und Neigungen so sehr mit dem Charakter eines Mannes verwachsen sind, daß sie ihn zur Ausfüllung eines Berufes unfähig machen; aber es ist nicht recht glaublich, daß dies auf den Fall des Dr. Beckhaus Anwendung findet und die Maßregel gegen ihn unter diesen Gesichtspunkt gestellt werden kann. Denn theils scheint derselbe der Facultät zu einem disciplinarischen Einschreiten früher noch keinen Anlaß gegeben zu haben, theils ist er noch ein junger Mann, dessen Lebensgewohnheiten schwerlich für alle Zukunft unverändert bleiben werden. So aber stellt die Erklärung vom 8. Juni die von der Majorität beliebte Nichterneuerung der Licentia docendi eigentlich in das Licht, als ob sie das von der Minorität beantragte Disciplinarverfahren nicht nur factisch unnöthig machen, sondern ersetzen und selbst die Bedeutung einer Strafe annehmen solle, was sie nimmermehr kann, da sie zu den nach §. 58 gesetzlich anwendbaren Strafmitteln in gar keinem meßbaren Verhältnisse steht. Dr. Beckhaus hat diese Vermischung der Gesichtspunkte bereits benutzt, indem er in seiner in No. 146 der kölnischen Zeitung abgedruckten Erwiderung darauf aufmerksam macht, daß bei „Einwendungen gegen den Lebenswandel“ nicht der §. 57, sondern der §. 58 der Statuten das Verfahren vorschreibt.

Noch folgenschwerer aber kann unter Umständen ein anderer Punkt werden. Hätte die Facultät, wie es unserer Meinung nach das Richtige gewesen wäre, die von ihr behauptete wissenschaftliche Untüchtigkeit des Dr. Beckhaus als das ausschließliche sachliche Motiv ihrer Handlungsweise festgehalten, so hätte sie das Gebiet nicht verlassen, auf welchem sie eine unbedingte Autorität in Anspruch nehmen darf und in Anspruch nehmen muß. Dagegen glaubt über Fragen der Sittlichkeit so wie der Schicklichkeit, die öffentliche Meinung ein Wort mitreden zu dürfen und wird ohne Zweifel auch in diesem Falle darauf dringen, daß sie durch Mittheilung von Details in den Stand gesetzt werde, über das „persönliche Verhalten" des Dr. Beckhaus selbst zu urtheilen; ebenso wird der Angegriffene selbst eine bestimmte Darlegung des ihm Schuld Gegebenen wahrscheinlich lieber sehen, als eine allgemein gehaltene Andeutung, hinter welcher man leicht Schlimmeres vermuthen kann als das wirklich Gemeinte. So vielen Schein nun auch auf den ersten Blick ein solches Verlangen für sich hat, und so sehr es gewissermaßen von der Facultät selbst provocirt ist, so hoffen wir doch um ihrer eigenen Würde willen, daß sie ihm einen consequenten Widerstand entgegensetzen, und sich nicht herbeilassen wird, das Publicum mit der Erzählung dieser oder jener von einem jüngeren Manne begangenen Ungehörigkeit zu unterhalten, gegen welche disciplinarisch einzuschreiten in ihrer Macht gestanden hätte.

Allerdings ist der Fehler der Erklärung vom 8. Juni für einen jeden, der sich die Verhältnisse näher zu vergegenwärtigen weiß, im hohen Grade begreiflich. Bekanntermaßen ist es überhaupt nur sehr schwer zu erreichen, daß die Schritte von Corporationen nach allen Seiten correct ausfallen und namentlich daß bei ihnen ein einheitlicher Gesichtspunkt unverrückt festgehalten wird: in dem vorliegenden Falle aber hatte die Aufgabe selbst, einen von einer Majorität kraft eines ihr zustehenden Rechtes gefaßten Beschluß, dessen Begründung sich keiner der dafür Stimmenden genau wie der andere zurecht legen mochte, nachträglich durch einige andeutende Worte zu motiviren, eigentlich etwas Irrationelles. Hierzu kam nun wohl noch ein Anderes. Wer sich wegen einer Handlung hart getadelt sieht, wie dies der Fall der Facultät war, wird sich leicht bewegen lassen auch untergeordnete Gründe, welche darauf eingewirkt, in ein recht starkes Licht zu setzen: insofern hat sich Dr. Beckhaus vielleicht bei seinen übereifrigen Freunden in der Presse — hat doch die kölnische Zeitung ihre Stellung so weit vergessen, daß sie ein dem Schritte der Facultät das niedrigste Motiv unterlegendes Anagramm des Kladderadatsch, das aus der Sphäre des Berliner Witzblattes nie hätte heraustreten sollen, in ihre Spalten aufgenommen hat — für den Antheil persönlichen Vorwurfs zu bedanken, den die Erklärung gegen ihn enthält. In seiner sehr begreiflichen Gereiztheit hat er bereits das Feld der Recrimination betreten, indem er in seiner Replik der Facultät entgegenhält, sie habe, obwol sie durch den Wortlaut der Statuten dazu verpflichtet gewesen, seine Vorlesungen niemals besuchen lassen, ein Umstand, auf den gar nichts ankommt, da seine Lehrfähigkeit im engeren Sinne nicht bezweifelt zu werden scheint. Wir möchten wünschen, daß er in der Schrift über den Vorfall, mit welcher er nach Angabe jener Replik beschäftigt ist, diesen Weg nicht weiter verfolgt: meistentheils geben Recriminationen, zu denen der Natur der menschlichen Dinge nach nur in seltenen Fällen alle Veranlassung fehlt, einzig der Scandalsucht Nahrung, ohne

daß der sie Erhebende dabei gewinnt. Unseres Bedenkens wäre es für ihn der beste Rath, daß er die ihm auferlegte unfreiwillige Muße dazu benutzt, um durch tüchtige wissenschaftliche Arbeiten das ungünstige Urtheil seiner Bonner Gegner zu widerlegen.

Literatur.

Neue geographische und Reiseliteratur. Acht Monate in Japan nach dem Vertrag von Kanagawa von F. A. Lühdorf. Bremen, Verlag von H. Strack. 1858. — Der Verfasser dieser Schrift ist ein praktischer Kaufmann, der als Supercargo eines amerikanischen Schiffes längere Zeit in Japan zubrachte. Seine Darstellung ist somit vorzüglich für den Kaufmann berechnet, dem sie manche beherzigenswerthe Winke für den Fall gibt, daß Japan im ausgedehnteren Maße als bisher dem Verkehr mit andern Ländern geöffnet wird. Daß die Amerikaner mit ihrer Expedition keineswegs so Großes erreicht haben, als sie erwarteten und später der Welt glauben machen wollten, ist bekannt und hier ausführlich bewiesen. Was der Verfasser über die Sprache, das Land und Volk Japans, Sitten und Religion beifügt, enthält nichts Neues, wird aber immerhin denen, die nicht Zeit und Gelegenheit zu ernsterer Beschäftigung mit dem Gegenstand haben, willkommen sein. Dasselbe gilt von den beigegebenen 10 Illustrationen. —

Reisen in Centralafrika von Mungo Park bis auf Dr. Barth und Dr. Vogel. Von Dr. E. Schaumburg. Lahr, Verlag vom M. Schaumburg und Co. 1858. — Seit den Reisen Barths und Vogels ist Afrika in allen Kreisen, welche ein lebhafteres Interesse an der Geographie und ihren Entdeckungen nehmen, in die Reihe der Tagesfragen eingerückt, und so wird ein Unternehmen, welches das allmälige Lichterwerden der noch vor wenigen Jahrzehnten ziemlich dunkeln Vorstellungen von diesem Welttheile verfolgt, schon wegen seines Gegenstandes auf eine günstige Aufnahme rechnen können. Der Verfasser hat es hier aber auch verstanden, uns ein wirkliches farbiges Bild einerseits von den Reisenden, welchen wir das neue Wissen danken, andererseits von den Völkerstämmen, deren Leben sich vermittels dieser Forscherreisen vor uns aufrollte, und der tropischen Natur, die das Innere des dritten Welttheils zeigt, zusammenzustellen. Seine Benutzung der Quellenschriften ist ebenso gründlich als geschickt, seine Darstellung klar und einfach, der Stoff überall gut geordnet und mit einer solchen Fülle anziehender Detailschilderungen ausgestattet, daß sich das Buch fast wie ein Roman liest. Das erste Heft gibt nach einem anschaulichen Ueberblick über die physische Beschaffenheit Afrikas die afrikanischen Entdeckungen des Alterthums und des Mittelalters; dann folgen die Reisen Mungo Parks, dann im dritten Buche Denham, Clapperton und Oudney, dann sollen die Entdeckungsreisen der Gebrüder Lander, hierauf die Forschungen Richardsons und Overwegs und zuletzt die Reisen Barths und Vogels sich anschließen. Die Ausstattung ist schön, von den artistischen Beigaben besonders die der 4. Lieferung beigeheftete Karte von Nord- und Mittelafrika lobend zu erwähnen. —

Südbrasilien. Ein Handbuch zur Belehrung für jedermann, insbesondere für Auswanderer. Mit einer Karte. Von Capitän J. Hörmeyer. Hamburg G. C. Würger. 1858. — Der Verfasser ist, wenn wir recht berichtet sind, Agent der brasilianischen Regierung, die sich bekanntlich seit einigen Jahren eifrig bestrebt, Ansiedler, namentlich deutsche, für ihr Land zu gewinnen. Der Capitän kennt unzweifelhaft Brasilien besser wie viele, ob er aber in vorliegender Schrift sein Wissen vollständig ausgedrückt, ob er nicht vieles in günstigerem Lichte, als es die Wirklichkeit bietet, dargestellt, vieles verschwiegen hat, was nicht verschwiegen bleiben durfte, ist eine Frage, die sich nicht so rasch bejahen läßt. Außerordentlich viele Deutsche haben sich, indem sie ähnlichen Schriften Glauben beimaßen, schwer getäuscht gefunden, und es dürfte feststehen, daß das südamerikanische Kaiserthum bis jetzt noch nicht die Bürgschaften bietet, welche die Auswanderung dorthin empfehlen läßt. Man nehme deshalb auch diese Darstellung mit Vorsicht auf. —

Neue Kiepertsche Karten, erschienen im Verlag von Dietrich Reimer in Berlin. 1858. — Unter den Ländern Amerikas haben in jüngster Zeit Mexico durch seine Revolution und die centralamerikanischen Staaten durch die wachsende Bedeutung, welche sie als Brücke zwischen dem atlantischen und dem stillen Ocean im Bereich der merkantilen und politischen Interessen einnehmen, vorzugsweise die Blicke auf sich gelenkt, und so werden diese neuen Kiepertschen Karten besonders willkommene Gaben sein. Ebenso ausgezeichnet durch Vollständigkeit als durch Uebersichtlichkeit, übertreffen sie alles, was uns bisher von Karten dieser Gegenden zu Gesicht gekommen ist. Es ist zunächst eine in sechs Blätter zerfallende Karte des tropischen Amerika im Norden vom Aequator, welche Mexico, eine Specialkarte von Centralmexico mit der Hauptstadt und Veracruz, Yucatan und Westindien, Mittelamerika, Neugranada, Venezuela und Guyana darstellt; sodann eine große Karte von Mittelamerika in vier Blättern, von denen das erste Yucatan mit Tabasco, Guatemala, Chiapas, Britisch Honduras und Theile der Freistaaten Honduras und San Salvador, das zweite den größern Theil von San Salvador mit den angrenzenden Strichen von Guatemala und Honduras und einen Ueberblick über das Eisenbahngebiet von Puerto Caballos nach der Fonsecabai, ein Stück von Nicaragua und einen Specialplan der Gegend, über welche die Tehuantepecbahn führen soll, das dritte die Osthälfte von Honduras mit dem Cap Gracias und dem Lauf des San Juanflusses vom Nicaraguasee bis San Juan del Norte, das letzte endlich Costarica und die angrenzenden Gebiete von Nicaragua und Neugranada gibt; dann endlich eine Karte der beiden Landengen von Panama und Darien, so wie der Provinz Choco in zwei Blättern. Die letztere ist nach der vielerwähnten trefflichen Originalkarte des Obersten Codazzi gearbeitet, welche 1855 durch das Ministerium des Innern von Neugranada an Humboldt gelangte, und gibt über die Lage der verschiedenen projectirten oder schon ausgeführten Uebergangswege von dem einen Ocean zum andern: die Panamabahn, die Linie des von Kemish vorgeschlagenen (beiläufig unausführbaren) Kanals vom Rio Atrato vermöge des Rio Truando nach Puerto Quemado und Humboldtsbai und andere Routen jede irgend zu wünschende Auskunft. Der Preis dieser Kartenwerke ist mäßig.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Bilder aus Griechenland.

1.

Der Gesammteindruck.

Unter den verschiedenen falschen Vorstellungen, die man sich während der ersten Jahre des Gymnasiallebens zusammenzudichten pflegt, haften nach der Erfahrung des Verfassers nachstehender Schilderungen wenige so hartnäckig in der Seele fest, als die, welche wir uns von dem Lande machen, aus dem der beste Theil unsrer Bildung stammt, und an das wir darum von allen Ländern der alten Welt am häufigsten erinnert werden: die Vorstellung von Griechenland. Es gibt in diesem Kreise Dinge, die man nur durch ein sehr eingehendes Detailstudium allmälig los wird, es gibt deren sogar, die selbst diesem Bemühen nicht weichen, und über deren Unrichtigkeit wir erst durch eigne Anschauung zu vollkommner Klarheit gelangen.

Daß das Griechenland, wie es im Gemüthe des fleißigen und phantasievollen Obersecundaners sich abspiegelt, von dem wirklichen Griechenland, dem alten, wie es die neuere Geschichtsforschung, und dem gegenwärtigen, wie es die Geographie zeigt, wesentlich verschieden ist, wird von niemand bestritten werden, der über die Schule hinaus ist und sich eine nur einigermaßen lebhafte Erinnerung an das, was bei seiner ersten Beschäftigung mit den Alten ihm vorschwebte, bewahrt hat. Man darf aber weiter gehen und behaupten, daß, wo nicht in uns allen, doch in vielen von uns jener fleißige und phantasievolle junge Mann nie ganz stirbt, daß seine Vorstellungen, gleich der ältern Schrift auf dem Pergament eines Palimpsests, hinter oder unter den Ergebnissen späterer Studien immer und immer wieder durchscheinen, und daß sich selbst der, welcher jene Scheinwelt mit der Wurzel in sich ausgerottet zu haben glaubt, wohl in Acht zu nehmen hat, daß sie ihm nicht in unbewachter Stunde wenigens in der Gestalt von Träumen wieder emporsteigt und das an ihre Stelle Gepflanzte auf Augenblicke verschwinden oder in falscher Beleuchtung sehen läßt.

Unser eifriger und aufgeweckter Schüler hatte seine Karte, die ihm mehr die Grenzen der einzelnen Staaten als die Formation des Landes zeigte, gut im Kopfe, und seine Einbildungskraft füllte sich die Umrisse mit dem aus, was

er bruchstückweise in seinem Homer, den Tragikern, Thucydides und Plutarch, und vielleicht noch mehr mit dem, was er in seinem Schiller gelesen. Er wußte nur von der Lichtseite. Er sah, wenn er an Hellas dachte, ein Land vor sich, in welchem schöngeformte Berge von mäßiger Höhe in mäßiger Anzahl sich vertheilten. Es waren ihrer ein halbes, höchstens ein ganzes Dutzend: der süße Hymettus, voll Blumen, voll Bienen, voll Honig, wie ein Bienenkorb, der rauhe Kithäron, erinnerlich aus der Jugendgeschichte von Oedipus Rex, der Taigetus spartanischen Angedenkens, der stolze Olymp ganz oben, der Götter halber aufgethürmt, die über seinen Wolken Nektar und Ambrosia zu sich nahmen, der Oeta, wo Herakles den verklärenden Tod des Phönix starb, der Parnaß wegen des Gradus ad Parnassum. Die drei oder vier andern schienen lediglich zur Verschönerung der Landschaft und zur Qual des Gedächtnisses vorhanden zu sein, welches sie auswendig lernen mußte. Das Land neben diesen Bergen war, im Allgemeinen als Fläche zu bezeichnen, eitel Anmuth und Ebenmaß. Es trug einen parkartigen Charakter, und in seiner Färbung traten besonders die verschiedenen Schattirungen des Grün hervor. Myrthenwälder, prächtige alte Olivenhaine wechselten darin mit dichten Massen schattenreicher Lorbeerbäume. Auch Fichten ragten, namentlich auf dem Isthmus, in mächtigen Gruppen hochstämmig empor, schon wegen des unholden Fichtenbeugers und wegen der Fichtenkränze, mit denen bei den isthmischen Spielen siegreiche Wagenlenker, Ringer und Läufer geschmückt wurden. Die Städte dachte der jugendliche Bewunderer des Alterthums sich sammt und sonders aus Marmor erbaut, die meisten aus pentelischem, einige aus parischem, ein überaus reicher, ein wunderherrlicher Anblick! Die Menschen darin waren ohne Ausnahme — denn Sokrates mit seiner Stumpfnase mußte als Unicum gelten — von untadeliger Schönheit, die Mädchen Aphroditen, die Jünglinge Apollos, die Greise erhaben und würdevoll wie Vater Zeus. Außer der Politik, der Kunst und der Ausbildung in der Philosophie hatten sie, wenigstens in Athen, keine andere Beschäftigung, als classische Stellungen anzunehmen und ihren Gewändern einen anmuthigen Faltenwurf zu geben. Schmuz und Staub, üble Gerüche, schlechte Wege, Ungeziefer, Spinneweben und andere Störungen eines halbgöttlichen Daseins kamen nirgend vor. In Sparta zwar gab es viel Rauheit, viel blutrothe Kriegsmäntel, viel schwarze Suppe und selbst unästhetische Prügelstrafen; aber man tröstete sich darüber mit einem Blick auf das benachbarte liebliche Arkadien, wo ein Geschlecht von Hirten und Hirtinnen, genährt mit der Milch menschenfreundlicher Denkungsart und so schmuck und sauber gewaschen, so hübsch weiß und roth wie die Gestalten unsrer Pegnitzschäferwelt, auf blumigen Wiesen schneeweiße Lämmchen weidete, bei Flötenspiel und harmonischem Gesang den ganzen Tag liebte und sich lieben ließ, und in den auf das Nothwendigste beschränkten Pausen fromm die Götter ehrte. Ueber dem Allen endlich spannte sich der wohl-

bekannte, sprichwörtlich gewordene, ewig heitere, unablässig lächelnde Himmel.

Dies ungefähr ist das Griechenland, wie es sich uns aus den Elementen der Schulbildung zusammensetzte. Das heutige Hellas kümmerte den Gymnasiasten wenig. Es war ihm, wenn er überhaupt daran erinnert wurde, in seinen Grundzügen das alte, nur daß die Städte in Ruinen lagen, die er sich ungemein zahlreich und großartig dachte, daß an die Stelle der blutrothen Kriegsmäntel bairisch-blaue Uniformen getreten waren, und daß man sich in Civil statt mit der althellenischen Chlamys mit der albanesischen Fustanella und der türkischen Tressenjacke bekleidete.

Bei besserem Bekanntwerden mit den Werken des Alterthums und den über dasselbe angestellten Untersuchungen der Neueren verwandelt sich vieles von jenen Gebilden einer kritiklos arbeitenden Jugendphantasie in sein Gegentheil. Anderes nimmt mindestens weniger ideale Farbe und Gestalt an und wird, indem es sich nun mit den Erscheinungen und Verhältnissen unsres modernen Lebens vergleichen läßt, begreiflicher. Das Land und Volk von Althellas bleibt dabei schön, aber es ist eine andere Schönheit. Wir nehmen genauere Karten zur Hand, wir unterrichten uns in archäologischen Schriften und Reisebeschreibungen. Berge erheben sich, wo vorher Ebne war, Wälder verschwinden, und Flüsse trocknen ein. Die früher ausnahmslose Anmuth läßt Lücken und hin und wieder sogar Beispiele vom Gegentheil erkennen. Das à la Lykurg dressirte Sparta wird beinahe vollständig zur Mythe. Die Wiesen Arkadiens verdienen diesen Namen nur in sehr uneigentlichem Sinne. Seine appetitlichen empfindsamen Pegnitzschäfer werden zu wilden, zottigen, schmuzigen Gebirgsleuten. Die Marmorbauten der Städte, selbst die von Athen, beschränken sich auf eine Anzahl von Tempeln und andern öffentlichen Gebäuden, ja der ganze Peloponnes hat nicht ein einziges Architekturwerk von diesem Gestein aufzuweisen. Die classischen Stellungen und der wohlstudirte Faltenwurf werden — Athen und vielleicht noch Korinth ausgenommen — in die Friese, auf die Postamente der Standbilder und in den Dunstkreis einiger Dandies und Hetären verwiesen. Endlich ziehen über das Antlitz des ewig lächelnden Himmels sehr bemerkenswerthe Wolken, welche in das ideale Paradies den realsten Regen in reichlichen Strömen ergießen und bisweilen selbst Schnee fallen lassen, der grade so weiß und so kalt wie unser Schnee ist.

Noch größer und radicaler ist die Revolution, welche spätere Studien in den Vorstellungen, die man sich in der Jugend vom heutigen Griechenland bildete, hervorrufen müssen. In der That, hier bleibt bei genauerem Forschen und Berichtigen von dem früheren Gedankenbau kaum ein Stein auf dem andern. Aber wie gründlich wir auch aufräumen, wie sehr wir beflissen sind, ein anderes, auf die Wirklichkeit basirtes Gebäude in uns aufzuführen und

wie gut uns dies gelingen mag, die alte, in naiver Knabenzeit von uns geſchaffne Welt wird bei denen wenigſtens, in welchen die Phantaſie reger als der Verſtand iſt, und in einzelnen Dingen ſelbſt beim Verſtand der Verſtändigſten, in tauſend kleinen Sproſſen wieder aufgrünen und ſich an die Stelle des wiſſenſchaftlich Berechtigten ſetzen. Wer ſich deſſen aber bewußt wird und ſich dagegen zur Wehre ſtellt, verfällt im Eifer der Vertheidigung leicht in die Stimmung, wo er das Kind mit dem Bade ausſchüttet und nicht nur im heutigen Hellas zu wenig mehr vom alten ſieht, ſondern auch dieſem alten zu viel von dem nimmt, worin man gewöhnlich ſeine Eigenthümlichkeit erblickt.

So werden die folgenden Aufzeichnungen Vielen zwar nichts weſentlich Neues bieten, Manchen aber an Manches erinnern, was ihm zeitweilig in Vergeſſenheit gerieth oder ſich ihm zum mindeſten verdunkelte. Sie ſind nach den Blättern eines Tagebuchs geſchrieben, welches während einer ſechswöchentlichen Reiſe durch einige Landſchaften Nordgriechenlands und den größten Theil des Peloponnes geführt wurde, und deſſen letzte Seite das Datum des 18. Juni dieſes Jahres trägt. Wir beginnen mit dieſer Schlußſeite, da ſie das, was der Verfaſſer mit heimbrachte, in ein Geſammtbild zuſammenlegt, welches den Unterſchied zwiſchen dem vorhin aufgeſtellten Phantaſiegemälde und der Wirklichkeit mit ziemlicher Deutlichkeit erkennen zu laſſen geeignet ſcheint. —

„Wie viel doch der Ueberraſchungen und Enttäuſchungen ſind, die einem auf dieſer Reiſe ſelbſt bei fleißiger Vorbereitung werden! Wir ſind wieder im adriatiſchen Meere. Mit dem heutigen Abendroth verſchwanden die letzten griechiſchen Inſeln und Berge, und wenn ich jetzt die Fahrt als Ganzes mir ins Gedächtniß zurückrufe, ſo iſt mir faſt, als hätte ich zu bereuen, ſie unternommen zu haben, als entſpräche wenigſtens der gemachte Gewinn nicht völlig der aufgewandten Mühe und den ausgeſtandenen Beſchwerlichkeiten.

Die erſten Bilder, die mir die Erinnerung vorſchweben läßt, wenn ich, ohne den Blick auf willkürlich herausgeſuchte Namen zu richten, an den durchmeſſnen Raum zurückdenke, die erſten Dinge, von denen ich in Zukunft träumen werde, wenn der Schlaf mich nach Griechenland verſetzt, haben nichts von dem heitern, wohlthuenden Charakter, den ich dem Lande einſt aufgeprägt glaubte. Ich ſehe aus der See graue Inſeln auftauchen, die auch beim Näherkommen grau bleiben, Inſeln ohne Baumwuchs, ohne Anbau, ohne Spuren der Menſchenhand, wildzerklüftet, nur mit einfarbigem niedern Geſtrüpp bedeckt, düſter und unwirthlich trotz des ſonnigen Himmels, der auf ſie herablacht. Eine kahle ſteinerne Welt, dürr und troſtlos, nach dem Meere hin mit ſchroffen Abſtürzen endigend, im Innern ein Labyrinth von Kette an Kette, Rücken an Rücken hingeſchichteten Gebirgsſtöcken, erhebt ſich vor mir

das Festland. Tiefeingeschnittene Schluchten und Pässe, überragt von Felswänden, über denen höher gethürmte zackige Kuppen emporstarren, von Wildbächen zerrissene Thalsohlen, ausgetrocknete Flußbetten, Wege steil hinan und steiler hinab über verwittertes Gestein, über schräg liegende, schlüpfrige Platten, über verfallne Brücken, durch regengeschwellte reißende Gewässer, Kletterritte auf Ziegenpfaden, auf denen der Reiter, wenn sein Pferd nicht sicher wäre, aller zehn Schritte Arm und Bein, aller hundert den Hals zu brechen Gefahr laufen würde, Ohrfeigen von weggebogenen und tückisch zurückschnellenden Stacheleichenästen und Brombeerranken, sind die nächsten Erinnerungen, welche folgen. Bisweilen öffnet sich ein breites, wohlbepflanztes Thal, bisweilen eine vom Meere halb mit fettem Erdreich zugeschwemmte Bucht, dann lenkt der Führer aufs neue nach baumlosen Gebirgskämmen und wüsten düstern Schluchten ab. Fürwahr, ein Ritt durch die Berge des Mondes kann nur wenig trostloser sein!

Was weiter aus dem Hintergrunde des Gedächtnisses tritt, ist zunächst nicht darnach angethan, diese Eindrücke zu verwischen: Auf den Ebenen am Meere schwüle Hitze und der Dunst fieberschwangerer Sumpfluft, auf den Hochflächen eiskalte Morgenwinde, in den schornsteinlosen Bauernhäusern, in denen wir Nachtherberge nahmen, Abendmahlzeiten wie im Rauchfang gegessen, und des Morgens beim Erwachen die Ueberraschung eines Betthimmels von Dachsparren, der mit Glanzruß überzogen und mit langzottigen Troddeln von Flockenruß verziert ist, in den Schenken Wein, dem eine ruchlose Gewohnheit den Geschmack von Kienöl gegeben, bei Frühstück, Mittagsbrot und Abendessen unaufhörlicher Schöpsenbraten, zähe Hühner und Gänse, in den Brunnen halblaues Wasser, in den Betten die Pein zahlloser Flöhe und die Angst vor schlimmerem Gethier mit ähnlichem Lebensberuf.

Es gesellen sich neue Bilder, neue Beobachtungen hinzu, und auch sie sind nichts weniger als wohlthuend. Ich denke an die Menschen, und die Erinnerungen, die mir von ihnen zuerst aufsteigen, sind die an ihre vergleichsweise Armuth und Nachlässigkeit. Ich sehe in waldarmer Gegend Bäume rein zum Vergnügen niedergebrannt, Pflüge von der rohesten Gestalt, halb ausgebaute und schon wieder halbeingestürzte Häuser, Wohnungen vornehmer Leute mit Säulen, Balkonen und hohen Hallen, deren Fensterscheiben mit Papierstreifen geflickt sind. Ich rieche widerliche Bazargerüche, zusammengeflossen aus den Düften von Orangen und Knoblauch, Rakifusel, gesalznen Fischen, Oeldampf und faulendem Kehricht. Ich höre ohrenzerquälende Musik von Trommeln und Schalmeien, und dazwischen schallt das endlose Gekeif des Reiseführers mit dem Pferdeknecht und des Pferdeknechts mit dem Maulthiertreiber, das nur unterbrochen wird, wenn der erste uns Fabeln aufzubinden kommt, oder einer der beiden andern eines jener monotonen, lang-

gedehnten näſelnd vorgetragenen Lieder anſtimmt, in deren Geplärr gelehrte Ohren den Nachhall alter Chorgeſänge oder gar homeriſcher Rhapſodentradition hörten, während ſie mir weit mehr als Wirkung des Umſtandes erſcheinen, daß die heutigen Hellenen viel mit Schafen und Ziegen umgehen.

Dazwiſchen hinein ſchallt das Gebell jener Rudel von Hirtenhunden, die, grimmiger als die Wölfe, gegen die ſie gehalten werden, den argloſen Reiſenden zähnefletſchend mit dem Schickſal Aktäons bedrohten, dazwiſchen hinein das Murren und Schelten ungaſtlicher Bauern, die, nachdem ihnen der bloße Mitgebrauch ihres Herdfeuers und ſechs Quadratfuß Eſtrich zu einem Nachtlager unter Dach und Fach mit einer Summe bezahlt worden, die uns in einem deutſchen Gaſthauſe mittler Claſſe ein gutes Abendeſſen und ein bequemes Bett verſchafft hätte, von den „Mylordos“ noch einmal ſo viel beanſpruchen zu dürfen meinten. Ein langer Todtentanz folgt von Figuren, die eher in die ſchwarzen Berge der Tſchernagora, unter die Uſkoken oder Bosniaken als in das Land zu gehören ſcheinen, das Plato und Sophokles, die meliſche Venus und den olympiſchen Jupiter gebar: Räuberphyſiognomien an jeder Ecke, ungeheure Habichtsnaſen mit rieſigen Borſtenſchnurrbärten darunter, ſchlottrige Schifferhoſen, in denen ſich die Beine wie in Säcken bewegen, ſchmuzige Fuſtanellen, zerlumpte Kinder, würdeloſe Dorfpfaffen und Mönche — eine Reihe von Geſtalten, denen ſich Geſchichten von Miniſtern, die mit Räuberbanden wie mit Schachfiguren ſpielen, von beſtochenen Volksvertretern, von angeblich rein aus Trägheit oder Unverſtand mißglückten Verbeſſerungsverſuchen, zahlreiche Beiſpiele ſittlicher Verkommenheit und Mangels an echter ariſtokratiſcher Denkart anſchließen, und von deren Geſammtheit man ſich mit der Empfindung abwendet, ein Volksleben vor ſich zu haben, welches lediglich eine Miſchung von Türkenthum, Einflüſſen der orthodoxen Kirche und dieſen beiden Elementen widernatürlich aufgepfropften Errungenſchaften weſtländiſcher Cultur zu ſein ſcheint.

Es iſt kein ſchönes Bild, welches ſich aus dieſen Erinnerungen zuſammenſetzt. Es würde aber auch kein wahres ſein, wenn das Gedächtniß nicht noch andere Beobachtungen wiedergeben wollte. Es iſt eben nur die Schattenſeite, die dadurch, daß ſie ſich zuerſt zeigte, allerdings beweiſen mag, daß das Original des Bildes mehr Schatten als Licht hat, bei deren Beurtheilung aber immer noch im Auge zu behalten iſt, daß wir ihre Geſtalt in den benachbarten türkiſchen Strichen ganz natürlich finden würden, während ſie hier durch den unvermeidlichen Vergleich mit dem, was Hellas einſt war, dunkler und widerwärtiger erſcheint, als ſie uns erſcheinen ſollte.

Wir verlangen, dieſes Gegenbild in der Hand, zu viel von dem Lande. Wir vergeſſen die Zwiſchenzeit, in welcher die wildeſten Ströme der Völkerwanderung über dieſe Gefilde, durch dieſe Thäler brauſten, und in welcher

der Fluch des Türkenthums erſt wie eine verzehrende Lohe über Land und Volk ging, und dann als langſam vergiftender, Fäulniß erzeugender Sumpfbrodem über beiden gelagert blieb, derſelbe Fluch, der jenem alten Hellas drohte, als ſich am Tage von Salamis die Segel der Perſerflotte gegen ſeine verbündeten Geſchwader in Bewegung ſetzten. Und da es kaum dreißig Jahre her iſt, ſeit der Donner und Blitz einer andern großen Seeſchlacht die Luft in dieſen Strichen gereinigt hat, da ein großer Theil des gegenwärtigen Geſchlechts noch in der türkiſchen Sklaverei geboren und aufgewachſen iſt, ſo dürfen wir auch nicht den Maßſtab unſerer Zuſtände anlegen. Halten wir den deutſchen Volksgeiſt in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in der verwilderten Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege an dieſes griechiſche Volksthum, ſo wird der Vergleich ſicher nicht ſo ungünſtig für die modernen Hellenen ausfallen. Sie mit ihren großen Ahnen oder mit uns zuſammenzuſtellen, wird nur inſofern erlaubt ſein, als ſie ſelbſt das eine oder das andere thun, und dann iſt der thörichte Hochmuth bald in ſeine Schranken gewieſen.

Und dann, iſt es immer das rechte Bild von Althellas, welches wir an die Gegenwart Griechenlands halten? Es iſt wahr, die Empfindung, die wir unter den Menſchen Syriens und Aegyptens haben, beſchleicht uns hier niemals. In Kairo bedarf es keines hohen Flugs der Phantaſie, um ſich im alten Jeruſalem zu glauben. Die myſtiſchen Lieder der Derwiſche ſind dieſelben liebestrunknen, zwiſchen ſinnlicher Glut und Sehnſucht nach Vereinigung mit Gott ſchwankenden Hymnen, wie die des Hohenliedes. Die Tänzerinnen tanzen in derſelben Weiſe, wie Herodias, als ſie ſich das Haupt des Johannes ertanzte, wie Mirjam vielleicht nach dem Gange durchs rothe Meer. Genau ſo wie die Karavane, die durch jenes Wüſtenthal zieht, wird die Karavane ausgeſehen haben, welche den verkauften Joſeph nach der Stadt Pharaos brachte, genau ſo wie jener alte Beduinenſchech mit dem weißen wallenden Bart und ſein Gefolge von Lanzenreitern, Abraham und ſeine Knechte auf dem Zug gegen Kedor Laomor, den König von Elam. Der auf ſeinen Stab geſtützte Ziegenhirt an jener Quelle könnte Moſes nach ſeiner Flucht zu Jethro, das gedankenvolle verſchleierte Araberweib, das an dieſem Brunnenrande ſeinen Henkelkrug hinſtellt, die Samariterin ſein, mit der Jeſus einſt geſprochen.

In Griechenland begegnet uns kein Bild dieſer Art. Trotz mancher ſüdlichen Mädchenſchönheit, trotz vieler kräftiger Männergeſtalten, auf die wir ſtießen, trafen wir kaum jemals auf ein Geſicht, das ich mir in den Feſtzug der Panathenäen hätte denken, kaum jemals auf eine Figur, die ich mir als mitwirkend bei den olympiſchen Spielen hätte vorſtellen können. Wie ein ſchlechter Witz kam es mir vor, wenn wir jene Schönen Aphrodite, jene Männer Epaminondas oder Leonidas nennen hörten — und wie viele häßliche Dirnen hießen auch Aphrodite, wie viele ſchäbige Burſche auch Epami-

nondas! Wie eine Heiligthumsschändung berührte es mich, über der Thür von Käseläden und Schnapsschenken, von Barbierstuben und Schneiderwerkstätten die Buchstaben zu lesen, mit denen Plato seine Gedanken über die Unsterblichkeit der Seele, Demosthenes die Rede für den Kranz, Sophokles und Pindar ihre hochherrlichen Dichtungen schrieben. Abgeschmackt erschien es, auch nur einen Vergleich anzustellen zwischen diesen mit Goldblech und Farbenprunk überladenen Kirchenwänden, die so bunt wie ein aufgeschlagenes Spiel Karten sind, und den einfach schönen Tempeln der Akropolis.

Aber wer sagt uns, daß die niedrige Stirn und die griechische Nasenform in Althellas alltägliche Erscheinungen, wer leugnet, daß sie nicht vielmehr Formen der Götter waren, wie sie im Geiste der Künstler lebten, daß sie nur selten, ganz so selten vielleicht wie jetzt, an Sterbliche verliehen wurden? Wer könnte meinen, daß jene altgriechischen Buchstaben nur Dichtern und Philosophen, nur zur Verewigung wichtiger Regierungsbeschlüsse dienten, nur auf Tempeln und Ehrensäulen, nicht auch auf Anstalten zu lesen waren, in denen es sich um die gemeine Nahrung und Nothdurft des Lebens handelte?

Bleibt bei Vielem die Empfindung des Mißverhältnisses zwischen einst und jetzt, so fehlt es wenigstens nicht an einer Erklärung. Das heutige Griechenland gehört noch wesentlich dem Orient an. Seine Kirche nennt sich die morgenländische. Oft hört man Redewendungen, selbst von Gebildeten, die ganz gegen den Willen der Sprechenden die Meinung ausdrücken, daß Griechenland nicht zu Europa zu schlagen sei. „Ja, die Europäer sind darin weiter?" Oder: „Als ich in Europa mich aufhielt, fand ich, daß dies und das anders war als bei uns." Jene überbunten Kirchen mit ihren schwarzbraunen Gottesmüttern und Heiligen sind asiatischer Geschmack. Jene häßlich quäkende Flöte, jene polternde Trommel, es war türkische Musik. Jener näselnde Gesang, der die Heldenthaten des Marko Bozzaris und anderer Pallikaren feiert, ist ein Verwandter der Weisen, in denen Antars und Abu Sejds Züge gegen die feindlichen Schechs in der arabischen Wüste besungen werden. Auf die niedere Stellung der Frauen in Griechenland haben Haremsbegriffe eingewirkt. Die Habgier und die Bestechlichkeit der Beamten sind ebenfalls türkisches Erbtheil, und wenn selbst in den vornehmern Kreisen die Gesetze abendländischer Ehre nur sehr sporadisch Anerkennung finden, so ist das zum guten Theil auf dieselbe Rechnung zu schreiben.

Wenn Land und Volk im Allgemeinen den Eindruck von Armuth und Vernachlässigung machen, der Ackerbau auf sehr niedriger Stufe steht, so gut wie gar keine Fabriken existiren, die Wege für Wagen sich auf wenige Meilen beschränken, noch heute keine Eisenbahn zwischen der Hauptstadt und ihrem Hafen gebaut worden ist, so ist zunächst zu bedenken, daß vor dem Schaffen mancherlei abzuthun war, daß man Factionen niederzuwerfen hatte, daß der

Nation erſt ein Begriff von dem Unterſchied zwiſchen Barbarei und Geſittung beigebracht werden mußte. Sodann zeigt ein Vergleich zwiſchen heute und vor zwanzig Jahren, daß in der That, namentlich im Schulweſen und auf dem Gebiet des Handels, beträchtliche Fortſchritte gemacht wurden. Ferner hat man in Rechnung zu bringen, daß das Land im Vergleich mit andern Strichen von Natur arm iſt, daß die gründliche Verwüſtung des Peloponnes durch die Aegypter Ibrahim Paſchas auch von Bewohnern mit nordiſcher Arbeitskraft bis jetzt noch nicht ganz hätte ausgeglichen werden können, und daß für Fabriken die geeignete Kohle und — wie der außerordentlich hohe Arbeitslohn ſelbſt für Feldarbeiter zeigt — die Menſchen fehlen.

Was dadurch nicht entſchuldigt wird, mag auf die hochfliegende Sinnesart des Volkes, die lieber ſich den Ehre verheißenden Studien als der Handarbeit widmet, die jeden, der es irgend vermag, nach der Hauptſtadt führt, und darauf gerechnet werden, daß die Regierung einestheils von den Weſtmächten gehindert, anderntheils von der Volksſtimme an den nothwendigen Verbeſſerungen vorübergedrängt wurde. Jene wünſchten kein Aufkommen des neuen Staates zu Macht und Wohlſtand, weil darin eine Bedrohung der Türkei lag, in welcher Millionen von Augen auf Athen blicken. Die Volksſtimme ihrerſeits war weniger dankbar für materielle Verbeſſerungen, als für Maßregeln, die auf Verwirklichung der großgriechiſchen Idee, auf Vereinigung aller Griechen, aller orthodoxen Gläubigen der illyriſchen Halbinſel unter einem politiſchem Oberhaupt abzielten. Man hatte Jahrhunderte hindurch alle ſeine Energie darauf verwendet, damit erſchöpft, daß man nicht völlig vom Türkenthum verſchlungen wurde. Man hatte ſich daran gewöhnt, alles Andere dieſer Vertheidigung unterzuordnen. Jetzt ſchien die Zeit zum Angriffe, zur Eroberung gekommen, und für dieſen Zweck ſtellte jeder gern ſeine Wünſche nach Hebung des Ackerbaus und der Induſtrie, nach guten Straßen und andern Aenderungen im alten Schlendrian zurück.

Was ſich auch dadurch nicht erklärt — und es bleibt davon ein beträchtlicher Reſt — muß allerdings auf das Ungeſchick der Regierenden und auf die Nachwehen des türkiſchen Phlegmas unter den Regierten gerechnet werden.

Ich habe vorhin einiges von dem zuſammengeſtellt, worin man die alten Hellenen nicht erkennt. Es gibt aber auch Vergleichspunkte, in denen die Vergangenheit durch die Gegenwart hindurchſcheint, wenn die Aehnlichkeit auch erſt mit einiger Anſtrengung, durch den Verſtand, nicht durch unmittelbares Gefühl zum Vorſchein kommt, und wenn ſie auch nicht immer grade ſolche Züge betrifft, die den heutigen Griechen zur Ehre gereichen.

Es iſt hier zunächſt zwiſchen den beiden Stämmen zu unterſcheiden, in welche die Bewohner des modernen Griechenland zerfallen. Mag der Umſtand, daß im ganzen Norden des Königreichs mit Ausnahme der Städte, auf mehren

Inſeln und in nicht wenigen Dörfern des Peloponnes die Volksſprache das Albaneſiſche iſt, ein Dialekt, von der Sprache des Thucydides ungefähr ebenſo verſchieden wie von der Sprache Macaulays, kein vollſtändiger Beweis ſein, daß dieſe Gegenden nur von Albaneſen d. h. Angehörigen eines illyriſchen Stammes bewohnt ſind, der vielleicht aus Nachkommen der alten Pelasger beſteht, ſicher aber nicht helleniſch iſt, ſo warnt doch die Beobachtung, daß faſt nur aus dieſen albaneſiſch redenden Griechen die Klephtenbanden des Landes ſich rekrutiren, daß die Albaneſen Nordgriechenlands bei weitem die meiſten Kämpfer und die berühmteſten Führer des Unabhängigkeitskriegs ſtellten, und daß in gleicher Weiſe die Flotte, die in dieſem Streite ſich Ruhm erwarb, mit Albaneſen von den Inſeln bemannt und faſt allein von ſolchen befehligt war, ziemlich nachdrücklich vor der Meinung, welche in den Großthaten jener Revolution Wirkungen des directen Erbtheils der Tapferkeit ſieht, die in den Schlachten bei Marathon und Salamis Aſien beſiegte.

Dagegen gibt es andere Eigenſchaften, die entſchieden auf das alte Griechenvolk, wenigſtens auf die alten Athener und die von ihrem Geiſte durchdrungenen Kreiſe hinweiſen. Dahin gehört das ruhmredige Weſen, dahin die Eitelkeit, die außerordentliche Schwatzhaftigkeit, dahin die Gewinnſucht, die jedem Beobachter der jetzigen Griechen auffallen müſſen, dahin vor allem der demokratiſche Sinn, der ſich nach den verſchiedenſten Richtungen hin offenbart. Es wurden in neueſter Zeit von einigen Fanarioten, die von Konſtantinopel übergeſiedelt ſind, Verſuche angeſtellt, ſich als Adelige geltend zu machen. Die Herren hatten ſich doppelte Viſitenkarten ſtechen laſſen, eine Art, auf der ſie als Graf oder Baron, die andere auf der ſie als bloßer Kyrios So und So figurirten. Nur die letztere Sorte hatte in Athen Cours, die andere mochte für London, Paris und Petersburg gut ſein, in Griechenland wurde ſie als falſche Münze mit Proteſt zurückgewieſen. Da dieſer Adel eignes Fabrikat war und da ihn keine adelige Denkart begleitete, ſo wäre dagegen nichts einzuwenden, wenn das Motiv des Proteſts Entrüſtung über die Anmaßung geweſen wäre. Allein der Grund liegt tiefer. Es iſt den jetzigen Griechen wie ihren Vätern zu Ariſtides Zeit faſt unmöglich, einen Beſſern neben ſich zu ſehen. Selten läßt ſich einer von ihnen herab, Bedienter zu werden. Die Laſtträger in Athen ſind der großen Mehrzahl nach Malteſer. Miniſter reden die Huiſſiers ihrer Bureaux mit ἀδελφος, Bruder an. Unſer Reiſeführer, der zugleich unſer Koch war, ſetzte ſich auf dem Dampfſchiff ohne Weiteres neben den Exminiſter Rigas Palamedes und unterhielt ſich wol eine halbe Stunde lang mit ihm ganz wie mit ſeines Gleichen. Warum auch nicht? Hatte ihn doch die athenienſiſche Polizei, als er vor der Tour nach dem Peloponnes einen griechiſchen Paß „für ſeine Effendis“ d. h. für ſeine Herren verlangt, barſch genug belehrt, daß es im freien Hellas keine Effendis mehr gäbe. Man

will aber auch keinen moraliſch Höheren, keinen Klügeren über ſich haben, und legte der Geiſt der Zeit nicht dagegen ſein Veto ein, ſo würde man es noch heute erleben, daß Staatsmänner nur deshalb verbannt würden, weil ſie das Verbrechen begangen, ſich den Namen des Gerechten zu erwerben. Ein guter Theil des Haſſes, der die Deutſchen durch die Revolution von hier vertrieb, gehört in dieſes Capitel, und in Privatgeſprächen wird man ſelten eine hochſtehende Perſönlichkeit anders als mit Clauſeln rühmen hören, die den Gelobten auf das Niveau der Gewöhnlichkeit zurückſtellen.

Die einzige Ausnahme ſcheint jetzt, aber auch nur jetzt, der König zu ſein, dem man in allen Kreiſen alle und deshalb vielleicht mehr treffliche Eigenſchaften nachrühmt, als ihm bei aller Anerkennung ſeines Geſchäftseifers und ſeiner faſt rührenden Liebe zu ſeinem Volke einſt die Geſchichte zugeſtehen wird. Früher war das anders, und es gab eine ſtarke Partei, die ihn ſogar vom Throne entfernt wünſchte, weil er ſich nicht mit der großgriechiſchen Idee befreunden zu können ſchien. Das Jahr 1854 zeigte das Gegentheil. König Otto erſtrebte daſſelbe, was ganz Hellas erſtrebte, er wurde als Märtyrer für jene Idee angeſehn, ja gewißermaßen als Incarnation derſelben, und ſo verehrt man in ihm jetzt den weiſen und edlen Regenten, in Wahrheit aber das Spiegelbild ſeiner eignen politiſchen Grundrichtung.

Ich habe bis jetzt die Aehnlichkeit des modernen Griechen mit dem alten in unſchönen Zügen aufgezeigt. Auch die erfreulichen fordern ihr Recht genannt zu werden, und in dieſer Beziehung erkenne ich bereitwillig ihren Patriotismus, der freilich durch Glaubenshaß geſchärft wird, und ihren Nationalſtolz an, ſo oft und ſo weit dieſer auch die Grenzen der Berechtigung überſchreiten, und ſo ſehr er auch mit ſeinem auf die Vergangenheit gerichteten Zeigefinger dem thörichten Dünkel herabgekommener Edelleute gleichen mag. Ferner iſt nicht in Abrede zu ſtellen, daß ſelbſt die Claſſen der Bevölkerung, die nicht zu den Gebildeten zählen, häufig Proben eines aufgeweckten, raſch den Weg zum erſtrebten Ziele findenden, beweglichen und anſtelligen Geiſtes ablegen, daß die Griechen überhaupt feinfühlend, wenn auch nicht im moraliſchen Sinne ſind, daß ſie als Schüler und Studenten ſich leicht über Schwierigkeiten des Verſtändniſſes hinweghelfen und das einmal Gefaßte in gewandter Darſtellung zu verwerthen wiſſen. Sodann mag man zugeben, daß ein griechiſcher Bauer in ſeiner äußern Erſcheinung noch mancherlei von der altattiſchen Grazie entwickelt, wenn dieſelbe auch häufig in bloßes kokettirendes Fuſtanellenſchwenken ausartet. Endlich darf der Fleiß nicht unerwähnt bleiben, mit dem ein halb Dutzend armer Studenten, die, um ſich Bücher kaufen zu können, nur Brot und Knoblauch eſſen, ſich allabendlich um die gemeinſchaftliche kleine Lampe ſetzt und ſtudirt, als ob es kein Morgen gäbe. Dieſer Fleiß des Demoſthenes, der von keinem Hinderniß weiß, iſt allerdings hier, näher beſehen,

nur der Fleiß von Brotstudenten, die rasch ins Amt gelangen wollen und dann die Wissenschaft mit dem Rücken ansehen, und jene Gabe schneller Auffassung und geschickter Darstellung hat bis jetzt noch keinen originellen Dichter oder Denker, noch kein erwähnenswerthes philologisches Werk, kein mehr als mittelmäßiges Geschichtsbuch hervorgebracht. Indeß, wo die Kraft vorhanden ist, Bedeutendes zu leisten, darf nicht verzweifelt werden, daß eine größere nationale Entwicklung auch den Einzelnen zum Schaffen im größern Stil anregen wird.

Ob Griechenland einmal eine solche Entwicklung haben, ob es seine Grenzen über Thessalien und Albanien und noch ferner hinaus erweitern wird, hängt von unberechenbaren Umständen, und zum Theil von der Politik ab, die seine Regierung in Zukunft verfolgen wird. Wenn dieselbe Demonstrationen wie die von 1854, die bei der Kleinheit des Königreichs eben nur Demonstrationen sein können, künftig vermeidet, wenn sie durch ruhiges Verhalten gegenüber dem türkischen Nachbar den Westmächten die Meinung benimmt, daß sie nur ein Vorposten Rußlands ist, wenn sie statt mit Rebellionen im Reiche des Sultans zu liebäugeln, alle ihre Kräfte anstrengt, um das eigne Reich innerlich zu kräftigen, seine Bildung zu fördern, seine Hilfsquellen zu erschließen, wenn sie nur dadurch für ihre Zwecke im Auslande wirkt, daß sie den Hellenen in den türkischen Provinzen in Athen erzogene Lehrer sendet und den auswärtigen Stammesbrüdern zeigt, daß es sich unter der weiß und blauen Kreuzfahne in allen Stücken besser lebt, als unter dem Banner mit Halbmond und Stern, so kann ihr bei der einstigen unausbleiblichen Regelung der Dinge auf der illyrischen Halbinsel die gewünschte und für die Entwicklung des griechischen Volksthums allerdings nothwendige Vergrößerung nur in dem Falle entgehen, daß Rußland das übrige Europa besiegt. Einen solchen Sieg wünscht und hofft kein verständiger Grieche. Die Sympathien, die Rußland hier hat, beschränken sich auf ein und das andere erkaufte Parteihaupt und auf diejenigen Kurzsichtigen, welche in dem nordischen Sklavenkaiser nur den Beschützer des orthodoxen Glaubens erblicken. Eine antirussische Politik muß nicht nothwendig eine türkenfreundliche sein; sie würde aber, beharrlich festgehalten, den Griechen England und Oestreich zu Freunden machen. Fährt man hingegen fort in der bisherigen Weise von Rußland sein Heil zu erwarten und bei Gelegenheit die großgriechische Idee gegen die Türken ins Feld zu schicken, so wird sich dieser Großmannssucht gegenüber das Wort bewahrheiten: Wer sich selbst erhöhet, soll erniedrigt werden, und es könnte sich begeben, daß eine Diplomatenfeder käme und die Existenz eines griechischen Staates als die einer Mißschöpfung ausstriche.

Zum Schluß noch ein Wort über das, was vorhin bei der Erinnerung an die Gestalt des Landes nicht sogleich auftauchen wollte. Freunde sagten, vor der Abreise zur Mitfahrt eingeladen, nein, sie gingen, wenn es der Süden

sein müßte, lieber nach Italien, und ich kann ihnen jetzt nicht Unrecht geben. Dennoch ist Griechenland nicht ohne Schönheiten.

Es ist wahr, die Insel des Odysseus von der See gesehen, ist kaum schöner als eine der Orkneys, und dasselbe gilt fast ohne Ausnahme von den Cykladen, in deren Nähe ich kam. Aber welch ein Zauberbild ist das Panorama von Korfu, und wie anmuthig und stolz zugleich erhebt sich aus dem blauen Meere „Zante — Zante, die Blume der Levante!"

Es ist wahr, die Kallirhoe tröpfelt nur noch aus ihren schwarzen Felsen, der Kephissus windet sich aus dem schattenlosen graugrünen Oelwalde, den er durchfließt, im Sommer nur als unscheinbares Bächlein nach dem Meere hinab, auf den dürren Flanken des Hymettus sammelt keine Biene mehr Honig, um den schlummernden Knaben Plato zu nähren, und auf dem heiligen Hügel von Kolonos sucht der Wanderer vergeblich die Stelle „von Rebe, Lorbeer, Oel umblüht", wo der vielduldende greise Thebanerkönig auf seinem Wege zur Sühne unbewußten Frevels ruhte. Eine einzige krüppelhafte Cypresse erhebt sich statt jenes Hains Poseidons, in den Antigone den blinden Vater geleitet, sonst zeigt der dürre Fels nur rothe Distelköpfe und spärliche Anemonen und Asphodelosblumen. Aber welch ein Gemälde voll Glanz und Farbenherrlichkeit ist die athenienſiſche Ebne mit ihren Bergen, wie ich sie am Abend vor der Heimkehr vom Abhang des Lykabettos betrachtete! Von dem orangegelben Himmel heben sich rings violette Felsrücken mit tiefblauen Schluchten und lichten Kanten ab. In der Mitte ragt über der weißen Stadt, überzogen von dem edlen Rost des Alterthums die stolze Trümmerstätte der Akropolis. Seitwärts neben dem grünen Garten der Königin erheben sich die Riesensäulen des hadrianiſchen Zeustempels. In der Ferne tauchen aus dem weinfarbenen Meer das vielgipflige Aegina, das breit hingelagerte Salamis und die östlichen Zacken des großen Maulbeerblattes der Morea mit seinen Buchtenſchlitzen und seinen Felsenrippen auf. Alles ist Farbe, alles athmet Wärme, alles strahlt gleichsam das über Mittag eingesogne Sonnenlicht aus. Der Schloßgarten haucht tropiſche Düfte aus. Aus den Weinpflanzungen am Fuße des Kolonoshügels steigt berauschend der Geruch blühender Reben auf, und in den Gruppen von Silberpappeln, Feigenbäumen und Cypressen, die an der Stelle grünen, wo in Platos Tagen die Platanen der Akademie standen, schlagen die Töchter der Nachtigallen, die einst Antigone begrüßten.

Es ist wahr, jenes Maulbeerblatt, als welches sich der Peloponnes auf der Karte daſtellt, hat weit mehr Rippen und weit weniger Grün als ein natürliches. Manche Dryade ist aus den Thälern der Halbinsel entflohen, und manches Flußgottes Urne fast erschöpft. Aber nimmer werde ich die Umschau von Akrokorinth, vom Gipfel des Ithome, von dem Bergrücken, den der phygaliſche Tempel krönt, vergessen. Zu allen Zeiten, wo von landschaftlichen

Ueberraſchungen die Rede iſt, wird mir der Hinabritt in das Thal von Sparta, der von tauſendblumigen Oleandern umblühte Eurotas und über ihm die ungeheure Felſenwand des Taygetus mit ſeinen ſieben Gipfeln, ſeinen weißſchimmernden Schneerillen und ſeinen meerblauen Schatten vor die Seele treten. Auch in dem waldigen Elis im Thale des raſchſtrömenden Alpheios führte die Straße an manchem anmuthigen Bilde vorüber. Wunderbar großartig iſt der Anblick, den, aus der wilden Schlucht geſehen, in der das Kloſter Megaſpiläon wie ein Weſpenneſt an den Klippen hängt, der Gebirgsſtock des hohen Chalmos bietet.

Was die Wirklichkeit nicht mehr hatte, ſchafft jetzt in der Ferne die Phantaſie wieder hinzu. Traumgeſtalten aus dem Alterthum bevölkern das Land, das der Reiſende in der Erinnerung mit heim nimmt. Sie feiern auf dem Iſthmus ihre Spiele, treffen bei Mantinea, das mit Mauern und Thürmen wiedererſtanden iſt, kämpfend zuſammen, ſchreiten im Feſtzug die Marmortreppe zu den Propyläen hinauf, ſchiffen mit hochbordigen vielrudrigen Kielen aus dem Piräus. Das neue Griechenthum, für uns von keiner größern Bedeutung als andere kleine Volkskreiſe des Südens, hat wieder dem alten Raum gemacht. Aber es iſt nicht mehr das alte, wie wir es uns zu malen pflegen, kein Phantom, ſchwankend und undeutlich wie alle Phantome. Es iſt deutlich, lebendig, mit ſcharfen Linien faſt greifbar da. Und das iſt der Hauptgewinn der Reiſe. M. B.

Eine Bauernhochzeit in Steiermark.

Bauernhochzeiten haben in allen Gegenden irgend eine Abſonderlichkeit, welche beachtenswerth iſt; hier ſei eine oberſteieriſche beſchrieben.

Freien iſt hier nicht eben leicht. Nicht daß ein hübſcher Burſche grade immer mit Fleberwiſchen heimgeſandt würde, wie in Langbeins warnender Dichtung; es gibt genug Mädchen, die der Ehe noch nicht abhold ſind. Aber zum Hochzeitmachen iſt mehr als das Einverſtändniß der beiden Brautleute erforderlich. Selbſt wenn die Eltern nichts einzuwenden haben, — und ſie ſperren ſich doch nicht ſelten — ſo kommt noch weſentlich die Gemeinde und ihr guter Wille in Betracht. Handelt ſichs um einen Handwerker, ſo fragt ſichs, ob eine Veranlaſſung vorliegt, dem bisher alleinberechtigt geweſenen Schuſter, Schneider, Schmied oder wie das Handwerk immer heißt, einen Concurrenten zu ſetzen. Es kann ſolches Bedenken drei, vier, fünf Jahre ungelöſt in der Luft ſchweben, und in der Zwiſchenzeit mögen die Brautleute einander in Ge-

duld trösten, oder sich helfen wie es die Landessitte mit sich bringt. Handelt sichs um einen Knecht, einen Pachter, einen Landmann, so muß er ein gewisses Vermögen, einen bestimmten Besitz nachweisen; die rüstigen Arme, welche ihm täglichen Erwerb verheißen, genügen nicht, die Gemeinde über die Möglichkeit einer Verarmung des betreffenden Freiers zu beruhigen. Auch er mag warten d. h. alt und grau werden und inzwischen sich trösten, wie es der Handwerker thut.

Diese Eheschwierigkeiten haben ihre leicht errathbaren Folgen. Wir werden später einmal auf diesen Gegenstand ausführlicher zurückkommen. Für heute genüge die Andeutung, daß wir uns in einer Gegend befinden, wo viele Bündnisse bestehen, denen der kirchliche Segen aus gemeindepolitischen Gründen vorenthalten wird; daß eine weitgreifende Laxheit der Sitten dadurch sich auch in den Verkehr solcher Personen eingeschlichen hat, welche alle Bedingungen des Gesetzes zu erfüllen im Stande sind, und daß der Pfarrer häufig sein ganzes Ansehen in die Wagschale werfen muß, um die Betreffenden gemeinsam zum Altar zu bringen.

Es ist ihm diesmal gelungen; vielleicht fand sich gar eins der beiden Paare, denn es gibt eine doppelte Trauung, freiwillig ein. Genug, die sonstigen Verlöbnißförmlichkeiten sind nicht mehr nöthig gewesen, und der alte Blasel am Eck, sonst der beliebte Vermittler, hat keinen Kuppelpelz verdient.

Dieser Blasel hat das verschmitzteste Gesicht in der ganzen Umgegend, und seine fröhlich rothen Wangen überreden besser fast, als es die mancherlei Gründe vermögen, die ihm funfzigjährige Erfahrung in diesem Geschäfte geläufig machte. „Du, Kühmensch," sagt er da wol Abends zu einer Schwagerin (Sennerin), die eben mit hu und ho eintreibt, „was zahlst für die Neuigkeit, die ich unter der Kappen hab?"

„He," gibt sie zurück und wirft mit einem Stein nach dem unfolgsamsten ihrer Thiere, „dunstig mag schon sein, was du unter der dreckigen Kappen hast. Mag eh nichts davon schmecken."

„Bischt doch die bissigste Sau auf der ganzen Alm" sagt der Blasel wieder und macht sichs bequem. „Geh her und schau, daß ich e Stutzen Millich zu saufen krieg. Auf die Sackwiesen geh ich nit wieder vetteln (werben) und wenn der Gamsbauer selber anspannen thät."

Während dessen „hulitzt" die derbknochige Vevi (Genoveva) hinter ihren eilf Kühen und Kälbern drein, sperrt sie endlich in den Stall neben ihrer Almhütte und macht sich sofort ans Melken.

„Hascht dir's wegen des Natzels überdacht?" fragt der Blasel nach einer Weile und zündet Feuerschwamm an.

„Laß mi aus mit dem Fratz" tönts hinter dem Kuheuter hervor, wo die Vevi vollauf beschäftigt ist.

„Jehkers," ruft der andre und ſchmaucht die kurze Ahornpfeife an, „jehkers, redtſt doch grad als ob der Natzel e Spucktriegel wär. 's iſt noch e riegelſamer (rüſtiger) Buab und lang zu guat für ſolch e Narrentaddel wie du."

Die Vevi hat nicht gleich die rechte Antwort auf der Zunge und entladet ihren Zorn in einem Schlag mit der flachen Hand, den der Hintertheil der eben gemolkenen Kuh empfängt. Dieſe betrachtet ſich als entlaſſen, und die nächſtſtehende, „Mohrenkopf" betitelt, ſtellt ſich an den Melkſchemel.

„Wann du mi heut fortſchickſt," fängt der Blaſel wieder an, indem er aus dem Milcheimer einen Schluck thut und ſich mit dem Aermel den Mund wiſcht, „da ſchlag ich ihm die Wawi (Barbara) von der Bürgeralm vor" . .

„Die loamlakete?" (maulfaule, dumme)

„Sie iſch nit ſo gar z'wider und für den Natzel gamblet (hübſch) g'nug. Das G'ſeiß (Schwatzen) brauchts bei ihm ohnedies nit."

„So thu's; 's werden nit die erſten und nit die letzten ſein, die du z'ſammenbatzen thuſt."

Der Blaſel dampft eine Weile in die Luft. „Wird's dir nit hart g'ſchehn, wann nu ein' Andre als du die Häuſelbäuerin werden ſollt?"

„Gar kei Spua!"

„E findiger (anſtelliger) Kampel iſcht der Natzel, das iſcht eh wahr, und auf dem Hof ſchaut's guſtios aus. 's iſcht heut zu Tag e ſelten Ding, daß e Kühmenſch in e Haushalt hineinheirath', wo kei Fretterei (Kargheit) iſch. Was meinſt?"

Aber die Vevi iſt erſt achtzehn Jahr alt und der Natzel ſteht ihr nicht an; er hat zwei Köpfe ſtatt eines; für „e handvoll Kletzen" (getrocknete Birnen) meint ſie, braucht ſie ihr glattes „G'frießl" (Geſicht) noch lange nicht zu verhandeln.

Der Blaſel hat ſie gut hochmüthig ſchelten und ihr prophezeien, es müſſe ſchon kurios kommen, wenn ein anderer ſich finde, dem ihr „Mundſtückl mit dem Schneller drin" recht ſei. Sie wills drauf wagen; was er für Neues unter der Kappen hatte, hat ſie ihm gleich "angekannt und hat g'wißt, daß 's heut' die Koſt nit zahlen wird."

„Wenn's ſo g'meint ſei," ſagt der Blaſel, „den Stutzel waſſrige Millich werd' er auch noch vergütigen können."

Aber den Kreuzer nimmt die Vevi nicht an. Er werde noch mancher Orten einſprechen müſſen, eh er den Natzel mit ſeiner „alten Müh'" (altem Uebel) unterbringe. Die billigen Menſcher ſtänden jetzunder ſchon zu ſchitter (zu undicht), als daß ein jeder „Schlankel" ſie nur ſo im Müketzen (Blindekuhſpiel) haſchen könne. Mit dem Freien ſei es „en eigen Ding und man müſſe halt e Schneid dazu haben."

Damit ist die Unterhaltung zu Ende. Der Blasel packt ein. Nicht daß er böse oder beleidigt wäre. Im Gegentheil die Vevi, „g'fallt ihm absunderlich", wie er sichs beim Bergabrutschen vorsagt, denn sie hat den Kopf fest auf den Schultern und „das Maul recht in der Mitten und immer geladen"; er wird schon einmal wieder auf die Sackwiese hinaufstelzen, wenn erst des Schleakenbauers Sohn oder der Huber am feuchten Wehr ernstlich ans Freien denkt. Einstweilen wird er nach der Bürgeralm hinübertrollen — heute freilich nicht mehr — und die loamlakete Wawi sondiren. Sie ist schon ein halb Dutzend Almsommer älter als die Vevi und wird aus ihren Ersparnissen für den Besuch und Antrag des Blasel am Eck ein Uebriges thun.

Hat er dem Natzel dann ein „Weibsbild" verschafft, und ist wegen der Ausstattung und der Absagung alles festgemacht worden (der Freier pflegt eine Geldsumme der Braut zu bestimmen, über die sie nach seinem Tode verfügen kann und die ihr zugeschrieben wird), da begleitet er die beiden auch noch zum Pfarrer, damit die „Verlöbniß" von ihm bestätigt und die Abkündigung durch ihn vollzogen werde.

Nach diesen Förmlichkeiten rückt der Tag heran, wo er im besten Aufputz als Hochzeitbitter zu der Verwandtschaft und Freundschaft umhergeht. Braut oder Bräutigam begleiten ihn, wenn es ihnen eben bequem ist. Doch richtet er es auch häufig allein aus.

Von diesem letztern Rundgange an gerechnet, hat während der nächsten vierzehn Tage der Frauenschneider des benachbarten Marktfleckens, wo die Kirche liegt, alle Hände voll zu thun. Nichts Andres als Putz für die Braut, für die Kranzjungfern, für die übrigen geladenen Frauen und Jungfrauen wird auf Bestellung angenommen. Der zweite Frauenschneider in spe, sonst nur im Verborgenen thätig, weil von dem Gemeindevorstand als überflüssiges Mitglied der Gesellschaft bisher immer mit seinen Niederlassungsgesuchen abschlägig beschieden, wagt sich jetzt bei hellem Taglicht zu seinen Kunden, und seine Ehehoffnungen steigen hoch über pari, um nach Ablauf jenes Termins um so tiefer hinabzusinken.

Endlich erscheint der Hochzeitstag, von dem wir reden wollten. Weder die Vevi, noch die Wawi, noch der Natzel kommen hier in Betracht. Wir sagten schon, der Blasel am Eck habe diesmal keinen Kuppelpelz verdient. Es handelt sich um zwei Paare, die sich länger Zeit ließen, als es dem Pfarrer recht schien; er hat ihnen im Beichtstuhl dieses und jenes eröffnet, zum ersten, zum zweiten, vielleicht auch zum dritten Male daran erinnert, bis sie sich gefügt und um Aufgebot gebeten haben, welcher Förmlichkeit nun die Trauung und Hochzeit folgen soll. Das eine Paar ist in dem Marktflecken heimisch, das andere in einem der benachbarten „Gräben" oder Engthäler.

Um elf Uhr Vormittags ſoll Meſſe abgehalten werden. Zehn Minuten vor der beſtimmten Zeit rollen drei niedrige ſteirer Wägelchen, jedes mit Hengſt oder Wallach beſpannt, aus dem Graben nach dem Markt herauf; draußen vor dem Freidhof (Friedhof), in deſſen Mitte die Kirche liegt, halten ſie ſtill. Herab ſteigt ein Bauer von fünfundfunfzig bis ſechzig Jahren, der „untere Hirſchbauer", das iſt der eine Bräutigam. Als er den grünen Steierhut, mit grünem Band, Blumenſtrauß und „Gamsbart", vom Kopfe zieht, zeigt ſich kein graues Haar, doch haben ſeine Bewegungen ſchon etwas Unbeholfenes, und die vielen Runzeln um Auge und Mund weiſen ein hübſches Jahrregiſter nach. Ein nagelneuer dunkelgrüner Rock mit hohen Achſelfalten reicht ihm bis auf die Knie hinab. Die Weſte iſt roth; die tuchene Hoſe umgibt nach unten ein blanker, fußhoher Lederſtoß. Der „untere Hirſchbauer" iſt Witwer. Mit ſeinem Hof ſteht es nicht ſchlecht Von Weinen liebt er vorzugsweiſe den mittelfarbigen Schilcher, doch verſchmäht er nach der vierten oder fünften Halben auch den Schwarzen nicht, wenn eben kein Weißer zur Hand iſt. Nicht immer gelingt es ihm, Abends den Heimweg über die Brücke beim Kehler zu finden; in ſolchen Fällen kehrt er ins Wirthshaus zurück und verſucht am nächſten Abend, ohne den Tag über heimzukehren, ob ſie denn wirklich bei Nacht nicht paſſirbar ſei, auf welche Weiſe er oft halbe Wochen der Löſung dieſes Problems widmet. Ihm ſitzt übrigens, trotz der Furchen und Runzeln, der Schelm noch immer im Nacken, und man erzählt ſich, daß er dem Pfarrer auf ſeine Reprimanden erwiedert habe, er möge mit der Sittlichkeitsreform doch von oben und nicht von unten anfangen.

Die Braut ſaß auf dem zweiten Wägelchen. Sie iſt Magd beim „obern Hirſchbauer" geweſen d. h. bei demjenigen Huber, welcher eine Viertelſtunde oberhalb ihres Bräutigams am Berge wohnt. Wie ihr Zukünftiger heißt wird ſie wahrſcheinlich zum erſten und letzten Male heute am Altare vernehmen, denn im täglichen Verkehr heißt ſie künftig die untere Hirſchbäuerin und niemand fragt nach weiterem Vor- oder Zunamen. Der Sprung vom Wagen hinab auf die Straße hat ihr keine Mühe gemacht. Ob ſie ſich dabei plump oder zierlich ausnahm, darauf giebt keiner Acht und ſie ſelbſt weiß davon am wenigſten. Sie iſt funfzehn Jahr lang Schwagerin auf der Dullwitzen geweſen und hat beim Futterſammeln ihre Geh- und Steigwerkzeuge zu herkuliſcher Kraft ausgearbeitet. Es iſt faſt Verſchwendung, daß ſie nicht, wie der Blaſel am Eck meint, einen auf der Höh freit. Ihr Anzug iſt derjenige der Schwagerinnen, hellbunter Kattunrock bis auf die Fußenkel, braunes Jacketterl oder Spenzer mit pauſchenden Aermeln, rothſeidenes Halstuch, ſchwarze, blanke Schürze, weiße Strümpfe und hohe ſchwarze Schnürſtiefel von ſtarkem Kuhleder. Sie mag einige dreißig Jahre alt ſein, vielleicht noch ein Weniges jünger. Der „untere Hirſchbauer" führt, wie die Nachbarn

ſagen, einen rührigen Stock im Hausweſen; ſie mag daran denken, denn ihr Geſicht iſt kein ſonderlich hochzeitliches.

Zwei Kranzjungfern entladet das letzte Wägelchen. Sie tragen vollkommen den nämlichen Anzug wie die Braut. Nur die Kränze ſind verſchieden. Die Braut hat einen nachgemachten Myrthenkranz im Haar; um dieſen einen Halbkranz von Rosmarin. Bei den Kranzjungfern iſt der Vollkranz aus gemachten weißen Roſen zuſammengewunden. Alle tragen Schürzen, keine hat Schmuck oder Ringe an den Ohren, eine der auffallendſten Abweichungen von allem, was jenſeits der Alpen weibliche Feſtausſtattung kennzeichnet.

Den drei Einſpännern haben ſich noch etliche Zweiſpänner zugeſellt. Im erſten derſelben ſitzt eine Muſikbande, ſechs Mann ſtark, ſämmtlich Bläſer. Sie haben den Brautzug von dem Wirthshauſe, woſelbſt die Geladenen und das Paar ſchon eine Suppe und ein ſogenanntes ſaures Fleiſch einnahmen, nach der Kirche begleitet und ziehen jetzt an der Spitze des Zugs blaſend in die Kirche und auf den Chor. Noch ehe ſie die Kirche betraten, zog die Braut nach bäuerlichem Brauche einen Gulden aus der Taſche und zahlte der Bande damit die gehabte Mühe. Dem Brautpaar nämlich kommt es nicht zu, mehr als einen kleinen Theil der Tageskoſten zu beſtreiten und dieſe Schuldigkeit wird ſolcher Art bei paſſendem Anlaß abgetragen. Was während des Reſtes des Feſtes für Aufſpielen zum Tanz gezahlt werden muß, zahlen die Gäſte, indem bald dieſer, bald jener einen Tanz beſtellt und mit einem Gulden bezahlt. Auch das Mittagseſſen zieht der Wirth von den Gäſten ein und hält in vielen Fällen das Brautpaar ſelbſt frei. Dafür iſt von Geſchenken an das letztere am Vorabend der Hochzeit keine Rede, wie denn der Brauch des Polterabends überhaupt nicht bekannt iſt.

Während der Brautzug ſich auf den Bänken des Kirchenſchiffs ausbreitet, rechts die Männer, links die Weiber, und der Baſel am Eck geſchäftig hin und her ſtapft, hört man Böllerſchüſſe im nahen Markt. Zugleich ſetzt ſich — man gewahrt es von der Höhe des Hügels — der andere Brautzug in Bewegung. Er hat gut eine Viertelſtunde Weges zu machen und kommt jedenfalls um ebenſo viel zu ſpät zur Meſſe, denn der Pfarrer hat erklärt, keine Minute warten zu wollen. Aber heute iſt Muſik auf dem Chore und die Ceremonie wird immer noch eine hübſche Zeit länger dauern, als der Zug ausbleiben kann. Während nun drinnen die Meſſe beginnt, das Glöcklein läutet und die Orgel brummt, klingt näher und näher die Hornmuſik des verſpäteten Zuges und nach und nach erkennt man zwiſchen dem Kukuruz- und dem Spelzfelde des Herrn Pfarrers eine Reihe ſtädtiſch gekleideter Männer und Weiber, unter welche ſich einzelne ſteirer Trachten, wie Fahnen aus dem Türkenkriege, veraltet und überholt, gemiſcht haben. Die Braut hat etwas Buckel, dagegen fehlt ihr der jungfräuliche Schmuck des Kranzes, was

hier ziemlich unbeachtet vorübergeht. Aus Rückſicht auf das Fehlen dieſer Zierde haben auch die drei Kranzjungfern dem Kopfſchmucke entſagen müſſen. Eine weiße Kamelie am rechten Ohr iſt alles, was ſie im fein geflochtenen Haar tragen. Der Männer Hüte ſind mit gemachten Blumen und buntem Flitter verziert, Angebinde, welche die Braut beim Antreten des Zuges vertheilt.

Vor der Kirche hält der Zug einen Augenblick, um das Abſchießen der in den Sand des Friedhofs eingegrabenen Böller abzuwarten. Dann trompetet er in die Kirche und mitten in die Meſſe hinein, verſteht ſich mit der luſtigſten Melodie, welche im Notenbüchel aufzufinden iſt.

Endlich hat jeder ſich geſetzt und die Ceremonie nimmt ihren Fortgang. Die Kirchenmuſik in den ſteiriſchen Dorfkirchen iſt meiſt ſehr mittelmäßig. Eiſenerz, Admont, Katrein, wo Bittmanns bedeutende Kraft wirkt, machen Ausnahmen. In den übrigen Kirchen herrſcht ein buntes Durcheinander von alten und neuen Scharteken und man hat Mühe zu ſagen, ob die Auswahl der Muſikſtücke oder ihre Ausführung mehr zu wünſchen übrig läßt. Heute vernehmen wir nach manchen andern Wunderlichkeiten das Duett:

In deinem Arm zu weilen,
Freund, welche Seligkeit!

Es iſt für Chor arrangirt und ein neuer Text dazu gegeben. Dieſer klingt indeſſen nicht bis zu uns hinab. Wir hören die Muſik des liebeſchmachtenden Duetts und uns klingen die alten Worte unwillkürlich dabei im Ohre. Wo iſt die Möglichkeit, bei dieſen Anklängen und dem Anblick des proſaiſchen Doppelpaares, dem ſie gelten, ſich eines Anflugs ironiſcher Stimmung zu erwehren?

Unſer Auge ſchweift von dem untern Hirſchbauern und dem faſt unentdeckbar kleinen zweiten Bräutigam, einem ehrbaren Huterer, nach der Kanzel hinüber und wird dort von einer Anzahl vergoldeter Holzengel feſtgehalten, welche in der geſpreizten Süßlichkeit der Zopfzeit ſeit einigen ſechzig bis ſiebzig Jahren um Aufmerkſamkeit werben. Der am meiſten Vorgedrängte hält ein brennendes goldnes Herz in den Händen. Es taugt vortrefflich zu dem überliebesſeligen Duett. Die Ironie, welche allein über die Verzwicktheit dieſes ganzen Stückes bäuriſcher Sitte oder Unſitte weghilft, erhält durch jenen vergoldeten Statiſten nur noch neuen Vorſchub und gibt den ſich aufdrängenden ernſteren Betrachtungen eine humoriſtiſche Wendung.

Nun iſt die Meſſe zu Ende.

Die Paare treten nebeneinander zum Altar. Mit deutlicher Stimme werden jedem derſelben die Erklärungen und Pflichten ihres Bündniſſes vorgeleſen; dann folgen für jeden Einzelnen drei Fragen, welche mit Ja zu beantworten ſind; hierauf Ringwechſel und Umwinden der rechten Hände jedes Paares mit der Stola des Geiſtlichen.

In dieſem Augenblick bringt der geſchäftige Blaſel am Eck zwei Flaſchen Wein und vier Gläſer an den Altar, und nun trinkt der Pfarrer jeder der betheiligten vier Perſonen den erſten Ehetrunk zu. Des Hirſchbauers Wein iſt trübe und herbe, man ſiehts dem Geſicht des Pfarrers an; deſto beſſer iſt der des unſichtbar kleinen Huterers. Nachdem der Trunk am Altar vorüber iſt, erhalten die Umſtehenden und dann die weiter noch Anweſenden durch den Blaſel am Eck eingeſchenkt und er verfehlt nicht, die Freigebigkeit bei dieſem Geſchäft auf möglichſt viele auszudehnen. So geht das Trinken durch die ganze Kirche.

Während deſſen erdröhnt draußen wieder Böllerſchießen. Die Muſik zieht ins Freie. Der Kellner mit grünem Käppchen auf dem Kopfe drängt ſich nach der Sakriſtei durch, um der leeren Weinflaſchen habhaft zu werden, ehe ſie in Scherben gehen. Der Pfarrer ſchreitet grüßend und wohlwollend lächelnd nach ſeinem nahen Hauſe hinüber, um vor ſeiner Thüre die Züge an ſich vorbei defiliren zu laſſen. Hinter ihm drein ſchlendert der Schulgehilfe, einen Teller in der Hand, auf welchem die Gebühren unter einem bunten „Naſentuche“ von Baumwolle, nagelneu und ein Geſchenk des bäuerlichen Paars, verſteckt liegen. Ein Bouquet von gemachten Blumen ſchmückt die Gabe.

Wie alt der Brauch des Taſchentuchſchenkens iſt, läßt ſich nicht mehr ermitteln; ebenſo wenig ob eine ſymboliſche Bedeutung damit zuſammenhing. Die Volkseinfalt erfindet eine ſolche, wo die Ueberlieferung ſchweigt, und ſo hat die Gabe denn im Sinne des Gebenden die Bedeutung eines Thränentuchs, das der zum Coelibat verurtheilte geiſtliche Herr benutzen mag, ſo oft ihm das Zuſammengeben eines glücklichen Paars das Waſſer in die Augen bringt. Es iſt ein uralter Zug im Volksgeſchmack, den nämlichen Perſonen, welchen Ehrfurcht und Reſpect erwieſen wird, eine ſpöttiſche Seite abzugewinnen. Die ſymboliſchen Thiere an den altgothiſchen Thurmrinnen und Portalen, ſo herb ſie ſpotteten, ſtörten auch keineswegs die Andacht der Kirchgänger.

Ehe ſich der bäuerliche Zug aber wieder geordnet hat, gibt es ein Gedränge zwiſchen den Burſchen; die Braut muß geraubt und verſteckt werden, damit ſie der Bräutigam durch eine „Zauſen“ (Eſſen außer der Zeit) wieder auslöſe. Der Raub geht um ſo leichter von Statten, als ſich weder Braut noch Bräutigam ſeit ihrer Trauung umeinander kümmerten, und der „Hirſchbauer“ fügt ſich mit guter Laune dem unvermeidlichen Tribut.

Bei dem Zuge, welcher dem Marktflecken zugehört, fallen dieſe Schnurren weg, vielleicht weil der Kranz fehlt, vielleicht auch weil man ſich hier möglichſt der Stadtſitte nähert.

Da dieſe faſt aller Orten ähnlich iſt, folgen wir dem bäuerlichen Zuge.

Wieder hat man die Wagen beſtiegen. Die ſtarken Pferde greifen aus; die Muſikanten blaſen, was nur die Lungen hergeben wollen; zum Wirthshauſe gehts, wo bereits die Suppe dampft.

Zuerſt aber wird zum Tanze angetreten. Ihr meint, der alte Hirſchbauer werde den Zuſchauer abgeben? Da müßte es kein Steirer ſein. Bergſteigen, Sterzeſſen, Schilcher-Trinken und Steiriſch-Tanzen, das vierblättrige Kleeblatt verdorrt keinem Steirer, ſo lange Leib und Seele noch zuſammen halten. Es iſt wahr, der Hirſchbauer hebt die Beine beim Tanzen gewaltig hoch und es ſieht ſein Sprung ſich an, als wolle er den Hochſchwab erklettern; aber aushalten thut er doch, und wenn man ihn mit der kopfhängeriſchen Braut vergleicht, die übrigens ein Anderer herumſchwenkt, ſo weiß man nicht, wem man lieber zuſchaut.

Nun ſetzt man ſich in den engen Zimmern an die gedeckten Tafeln. Zwei rieſenhafte Wirthstöchter warten auf. Es wird das übliche Tiſchgebet von jedem geſprochen, dann ſagt der Blaſel am Eck noch ein paar herkömmliche Worte und hinein gehts mit den Zinnlöffeln in die Suppe. Ihr folgt gekochtes Fleiſch mit Salat.

Dann wiſcht man ſich den Mund, und wer Luſt hat tritt wieder zum Tanze an.

Dem Tanze folgt eine zweite Suppe, dieſer wiederum eine Fleiſchſpeiſe, gebraten, und ein Zugericht.

Dazwiſchen von neuem Muſik und Tanz.

So geht es von Mittag an bis etwa ſieben Uhr Abends fort.

Wein ſteht in unverkorkten Flaſchen auf dem Tiſch und ſo lange die Tafel dauert wird nichts extra bezahlt.

Natürlich genügt auch der dehnbarſte Bauernmagen nicht zum Aufnehmen aller dargereichten Speiſen. Bezahlt aber müſſen ſie werden. So hilft ſich denn jeder, indem er den Ueberfluß auf einem ſogenannten „Beſcheidteller“ ſammelt. Während des Eſſens häuft er auf dieſen die leckern Biſſen, welche während der folgenden ſieben magern Tage den Nachgeſchmack der ſieben fetten Tafelſtunden fortdauern laſſen ſollen. Am Schluß der Sitzung knotet er ein Tuch um den hoch geſtapelten Vorrathsteller und ſendet die gemachte Beute durch ein Kind heim. Vor völligem Schluß des Mahls tritt auch wol bei einem oder dem andern Gericht ein guter Freund mit ſcharfem Zuſchauerappetit an die Stelle des Geladenen, oder die Frau oder das Kind des letztern nimmt auf ein paar Minuten den wünſchenswerthen Poſten ein, und räumt mit Löffel und Finger unter den erreichbaren Tafelkoſtbarkeiten auf. Uebrigens ißt der Steirer auch zu Hauſe viele und fette Speiſen, wie denn faſt alle auf den Almen bereitete Butter als Schmalz in ſteiriſchen Küchen verbraucht wird, ſo daß keine Ausfuhr ſtattfindet. So-

mit ſieht man zwar handfeſt zugreifende, aber keine ausgehungerten Stellvertreter.

Um ſieben Uhr macht ſich der Wirth, mit einem Holzteller und einem Stück weißer Kreide bewaffnet, an den Rundgang. Was jeder Gaſt zu zahlen hat, pflegt nicht vorher feſtgeſetzt zu werden. Um der Kundſchaft willen, weiß man ſchon, wird der Wirth leiſten, was in ſeinen Kräften ſteht und ſich mit einem mäßigen Ueberſchuß begnügen. Meiſt handelt ſichs um $2^1/_2$ bis $3^1/_2$ Gulden für jeden Gaſt.

Nun wird im engen Tanzſaal neu gekehrt, friſche Luft gemacht, Federweißſtaub geſtreut. Die ungeduldigſten Tänzer tummeln ſich jauchzend und jodelnd auf den noch leeren Dielen umher. Schwere Nagelſchuhe haben ſie an, nicht nur weil leichtes Fußzeug in ihrer Schuhlade fehlt, mehr noch weil ſichs in fünf Pfund ſchweren Bundſchuhen ſicherer ſteht und geht und weils mit eiſenbeſchlagenen Sohlen erſt recht „trampft“. Was in dieſer Beziehung ein ſteirer Tänzer leiſtet und ein ſteirer Tanzboden aushält, läßt ſich nicht füglich beſchreiben. Das Aufjauchzen wechſelt mit dem „Trampfen“ und der iſt der rechte Burſche, der alle übertönt. Aber daran genügts nicht. Auch die Fäuſte müſſen ihr Recht haben. Mitten im ſteirer Tanz treten die Tänzer plötzlich gegeneinander, und während die Tänzerinnen ſich im Kreiſe weiter bewegen, klatſchen jene mit aller Kraft in die breiten Hände, und wieder iſt der rechte Burſch, wer alle andern im Händeklatſchen übertönt.

Den Dirnen iſt ein weniger lärmender Theil vom Tanz zugefallen. Sie laſſen ſich drehen und ſchwenken, bald rechts, bald links, bald unter des Tänzers Armen durch, bald im Kreiſe um ſich ſelbſt, die Arme von dem Tänzer hoch empor gehalten. Nun ſetzt es einen Kuß, jetzt wieder gilt es den berauſchten Burſchen bei ſeinen waghalſigen Drehungen, Sprüngen und Knixen vor völligem Umfallen zu bewahren, oder ſich nicht durch nachdrängende Paare von ihm, der ſich im lange fortgeſetzten Solo gefällt, trennen zu laſſen. Die tollſten Erfindungen des Augenblicks ſuchen auf der Stelle ihren Ausdruck in Sprung, Tritt und Wendung, und, wie jeder Volkstanz, lebt der echte ſteirer Tanz in ſeiner Blüte von dem Schaum der Luſt und des Rauſches, den die Minute aufſteigen läßt.

Hat des Hirſchbauers Tanzgeſellſchaft unter dem Einfluß dieſes naturwüchſigen Hauchs etwas Poetiſches?

Nicht ſonderlich viel, wenn auch einiges. Wir wollen einen Schritt näher herantreten. Da iſt ein echtes Schweizergeſicht, das uns ſchon auf dem leeren Tanzboden auffiel, ein Burſche von etwa 25 Jahren, das Haar weit in der Stirn, den grünen Hut im Nacken; keinen Tanz läßt er überſtehen; welche Dirne er ſchwenkt, gilt ihm ganz gleich, bald eine ſchmucke, bald eine „ſchiache“ (häßliche), bald auch ein altes Weib, denn hier tanzt jedes Alter.

Er hat noch kein einziges Mal seine Tänzerinnen angesehen, hat kein Wort mit ihnen geredet, ein Holzklotz im Arm wäre ihm grad ebenso lieb. Musik und Schilcher treiben ihn, und wenn er trampfen, klatschen, jauchzen und dabei, den Kopf voran, bis zum Morgenroth sich austoben kann, so hat er die Schale des ihm begreiflichen Festgenusses bis auf den Boden geleert.

Viel mehr Don Juan ist ein andrer Tänzer, ein Postillon mit farbiger Weste und dicken silbernen Knöpfen, hohen blanken Stiefeln, Lederhosen und Hemdsärmeln. Er findet zu einem Busserl Zeit und Stimmung und tanzt vorzugsweise mit einer weiblichen Sammetjacke, unter welcher ein schon etwas der Stadtluft befreundetes Herz klopft.

Dann kommt die Reihe an den Grünbüchler, ein Mann von etlichen vierzig Jahren, als „Rauschiger" bekannt und der gewandteste Tänzer von allen.

Folgt der immer vor sich hinlächelnde Jörgel vom Steinbruch, von Kopf bis zu Fuß Gebirgsmensch, unermüdlich, nie aussetzend, trotz seiner 48 Jahre, und seine bessere Hälfte schwenkend, so lange das Klappenhorn nur noch Athem hat.

Auch die niedliche Tochter des Grünbüchler mit kokettem grünen Filzhut, kaum der Schule entwachsen und füglich noch etwas zu jung für diese Nachtschwärmerei, hebt sich von dem Tanzknäuel vortheilhaft ab, ohne übrigens sonderlich saubere Tänzer zu finden.

Damit aber ist der Schaum auch abgeschöpft, und die mehr possirlichen Figuren kommen zum Vorschein. Vor allem, mit apfelrundem Gesicht, ein vier Fuß hoher Amtsschreiber aus der Nachbarschaft, funfzig und etliche Jahre alt, durchdrungen von dem Bewußtsein, daß es ihm zukomme, besser zu tanzen als die übrigen; seit einigen Jahrzehnten beständig auf Freiersfüßen und, trotz der vorrückenden Kalenderjahre jugendlich und grün durch die ewige „Hoffnung auf besseres Gehalt".

Ihm zunächst nutzt ein hochschultriger Schuhmacher die köstliche Gelegenheit aus. Er ist Trunkenbold von Profession und führt zu Hause einen nachdrücklichen Riemen. Am Nachmittag hat er einen Gulden zusammengeborgt. Der geht für Wein auf. Geladen ist er nicht, Tanzmusik kann er auch nicht zahlen; aber das drückt ihn nicht. Er springt trotz dem besten, und sein geprügeltes Weib, das ihn am Morgen berauscht heimschaffen wird, springt am Arm des Nachbar Schneiders hinterdrein; die zwölfjährige schmale Blondine, welche keinen Tänzer, wol aber eine Schulgenossin fand, mit der sie jetzt umherkreist, ist die älteste Tochter. Kegelaufsetzen auf der Schmirakelbahn des Sagerwirths ist ihr kleiner Nebenerwerb und wird es noch ein paar Jahre bleiben, bis, der Himmel weiß, was sonst aus ihr wird.

Als wir uns zum Fortgehen anschicken, lächelt uns ein wohlbekanntes

Vollmondsgeſicht an, und wir bleiben noch einen Augenblick ſtehen, um uns die Beleuchtung nicht entgehen zu laſſen, welche der pfeifenanzündende Kienſpahn über ſein gutmüthiges Geſicht verbreitet. Warum er lächelt, der taube Jäger und das eine Auge zukneift? Weils heute für ihn ein kurioſer Tag iſt, und eine verworrene Ahnung in ihm umgeht, daß ein empfindſames Gemüth aus ſeinem Bezuge zu dem heutigen Feſt etwas zu machen verſtünde. Er ſelbſt verſtehts natürlich nicht, und wenn er heute Morgen, während des Hochzeitläutens und Böllerſchießens, waldeinwärts auf die Pürſch ging, ſo hat er ſchwerlich ein andres Gefühl dabei gehabt als etwa Valcour in Kotzebues „Witwe und Reitpferd", als er ſein wiedergefundenes Weib Angelique in ſo guten Händen ſieht, daß er jeden Anſpruch auf ihren Wiederbeſitz mit Nachdruck ablehnt. Die jetzige untere Hirſchbäuerin dreht ſich inzwiſchen kopfhängeriſch mit dem kleinen Schreiber umher, der untere Hirſchbauer ſteigt mit der Frau des Glaſerers hinterdrein. Der Jäger mit dem Vollmondsgeſicht ſchmunzelt und ſchmaucht und gönnt ſich heute einen Achter ſtatt des herben Sechſerweins, fällt doch künftig wol ein Koſtgeld weg, das er bisher ins Findelhaus zahlte, und das jetzt vielleicht der Hirſchbauer zahlen wird — vielleicht — dergleichen „vielleichts" verrathen, daß der Jäger ſchon über den Durſt trank; er ſollte den untern Hirſchbauer doch beſſer kennen! Und die kopfhängeriſche Hirſchbäuerin mit ihrem Jungfernkranz . . . . Wir ſind in einer ſchlimmen Gegend und wollen machen, daß wir nach Hauſe kommen.

Die Militärverhältniſſe Großbritanniens.

2.

Oekonomiſche Verhältniſſe. Strafgewalt und Rechtspflege.

Kein Soldat der Welt bezieht eine ſcheinbar ſo hohe Löhnung als der engliſche, keinem aber werden auch ſo viele Abzüge davon gemacht als dieſem, in keiner Armee iſt das Rechnungsweſen ein ſo verwickeltes und darum ſo zeitraubendes, im Felde ſo ſchwer durchzuführendes als hier.

Die tägliche Löhnung eines gemeinen Soldaten (Private) beträgt 1 Schilling, ungefähr 10 Silbergroſchen, und innerhalb der Grenzen der vereinigten Königreiche 1 Penny beermoney — Biergeld — pro Tag. Von dieſer Löhnung werden regelmäßig täglich abgezogen: $4\frac{1}{2}$ Pence für Brot und Fleiſch, $1\frac{1}{2}$ bis

2½ Pence für Menage, als Salz, Gemüse, Thee, Kaffee, Zucker und Brotzulage. Außerdem hat der Soldat zu zahlen jeden Monat: 1 Penny an den Sergeantbüchsenmacher für Durchsicht seines Gewehres, Wasch- und Haarschneidelohn, und seine sämmtlichen Bekleidungsstücke, mit Ausnahme von 1 Waffenrock, 1 Paar Beinkleidern, 1 Paar Schuhen, die ihm jährlich, und zwar am 1. April geliefert werden. Wenn wir nun annehmen, daß der Soldat unter gewöhnlichen Verhältnissen jährlich brauche:

1 Mütze	2½	Schilling
1 Paar Schuhe	8½	„
2 Hemden	5	„
1 Kittel	3	„
2 Paar Strümpfe	1	„
1 Paar Handschuh	1½	„
Dem Büchsenmacher	1	„
Summa	38 Schllg. 6 Pce., und 3 Schllg.	

für Schuhmacherlöhne, so kommen 2 Pfd. St. Abzug für Bekleidung auf 1 Jahr. In dieser Zeit beläuft sich die Löhnung auf 18 Pfd. St.; mithin bleiben 16 Pfd. St.; rechnen wir nun die gesammte Verpflegung täglich nur 6 Pence, ein höchst geringer Ansatz, so beträgt dies monatlich 15 Schllg., alljährlich 9 Pfd. St., mithin bleiben 7 Pfd. St. Ueberschuß oder 5½ Pence (etwa 4 Sgr. 4 Pf.) tägliche Löhnung. Damit kann der Soldat weniger anfangen, als der deutsche, wenn er auch nur 2 Groschen täglich hat, denn die Preise aller Dinge, welche er zu seinem Bedarf oder Vergnügen braucht, sind doppelt so theuer als in Deutschland, und ein englischer Soldat kann sich den Luxus einer Cigarre viel weniger gestatten als der deutsche.

Außerordentliche Abzüge treten ein, sobald ein Soldat 1) im Arrest oder 2) im Hospital ist; 3) in Kasernen oder Lagern für angerichteten Schaden; 4) bei Seereisen.

Jeder arretirte Soldat verliert 6 Pence seiner Löhnung, welche vom Staate innebehalten werden, so wie die Bierzulage; den Rest der Löhnung erhält der Profoß, der dafür die Kost und das Wäscherlohn zu tragen hat, — ist der Arrestat in Schulden, so kann er demnach während der Dauer der Strafe diese nicht abtragen, und entsteht ein Ausfall in den Rechnungen des Quartiermeisters dadurch, den der Capitän oder Compagniechef einstweilen zu decken hat. Im Hospital werden dem Mann täglich 4½ Pence für Verpflegung abgezogen, der Rest mit Abrechnung der etwaigen Schulden ihm bei seiner Entlassung ausgehändigt. Das System, so menschenfreundlich es ist, hat einen großen Nachtheil; da nämlich der Soldat im Hospital weniger Abzüge erleidet als in der Compagnie, so strebt er bei jeder Gelegenheit, einige Tage

darin verfaulenzen zu können. Ein großer Mißbrauch sind die Abzüge, welche den Mannschaften unter dem Namen Barrak dammages, Kasernenschadenersatz gemacht werden. Hat ein Truppentheil Kasernen oder Baracken inne, so werden einmal monatlich vom Quartiermeister, einem Stabsoffizier des Regiments und dem angestellten Kasernenverwalter, Barrak master, die von ihm belegten Räume revidirt, alle Utensilien revidirt, die Defecte aufgeschrieben, zu sehr hohen Preisen taxirt, und dann der Compagnie summarisch von der Löhnung abgezogen. Wie hoch die Herrn Kasernenverwalter ihre Preise setzen, erinnern wir uns daraus, daß das bloße Einschlagen eines Nagels in eine Holzwand 6 Pence, das ist 5 Silbergroschen, Schadenersatz kostete. In der Nähe von Woolwich steht ein reizendes Landhaus, das der Garnison allgemein unter dem Namen Barrak Dammages Hall bekannt ist!

Ehe eine Truppe sich einschifft, muß sie die sogenannten Seebedürfnisse Sea necessaries fassen, d. h. Leinwandkittel und Seife nach vorgeschriebener Zahl und Gewicht, Tabak nach Bedarf, so wie pro Mann ein Taschenmesser, wie es die Matrosen führen. Die tägliche Schiffsration wird dem Soldaten mit 6 Pence in Abrechnung gebracht, obige Seebedürfnisse werden von dem zurückbleibenden Theile der Löhnung berichtigt, der Ueberschuß den Leuten bei der Landung ausgezahlt. Hierbei entsteht in neuerer Zeit ein großer Uebelstand dadurch, daß der Bedarf an necessaries nach der Dauer der Reise auf Segelschiffen berechnet wird, während der Transport mit Dampf dieselbe wesentlich abkürzt, mithin der Soldat viele derselben in der kürzeren Zeit nicht braucht, und zweitens die Löhnung nicht zureicht, sie während der Reise zu bezahlen, und ihm am Lande ungewöhnlich hohe Abzüge gemacht werden müssen, um die entstandene Schuld zu decken.

Wenn ein Soldat angeworben wird, so hat er, wie bemerkt, 6 Livres Sterling Handgeld zu beanspruchen; von diesen erhält er nur 3 Livres baar und das Uebrige wird zu Anschaffung der sogenannten Kids oder kleinen Bekleidungsstücke und des Putzmaterials verwendet, die in der Kürze in folgenden Artikeln bestehen: 1 Jacke, (shelljacket) 1 Kittel (smokfrock) 1 Paar Beinkleider, 1 Paar Schuhe, 3 Hemden, 2 Paar Unterbeinkleider, 6 Paar Strümpfe, 2 Handtücher, 1 Besteckbeutel mit Messer, Gabel, Löffel und Schwamm, 1 Kamm, 1 kleines Abrechnungsbuch, 1 Kleiderbeutel, 1 Tornister mit Riemen, 1 Feldkessel mit Ueberzug, 1 Brotbeutel, 1 lederne Halsbinde, Bürsten, Thon und Wichse. Jeden Sonnabend ist sogenannte Kidsparade, bei welcher man die eben angeführten Dinge auf das genauste revidirt, und das Fehlende auf des Soldaten Kosten neu gefaßt wird. Da nun die Verluste an Kids, je nachdem die Leute mehr oder minder ordentlich sind, auch bei ihnen verschieden sein werden, so folgt aus der Nachschaffung und Bezahlung derselben, daß die täglich auszuzahlende Löhnung bei den verschiedenen Leuten auch ver-

ſchieden ſein muß; denn von ihr ſind jene Ausfälle zu decken; deshalb müſſen die Gebührniſſe des Mannes, wenn nicht täglich, mindeſtens wöchentlich berechnet werden, was im Felde oft ſchwierig und wegen Mangel an Zeit unmöglich wird. Wir ziehen das Syſtem, wo der Soldat eine feſte Löhnung bekommt, und nur das Bekleidungsgeld verrechnet wird, dem geſchilderten, in der engliſchen Armee gebräuchlichen bedeutend vor, denn erſtens iſt es einfacher, zweitens erregt es nicht das Mißvergnügen des Soldaten, der ſich in der Regel zu ſeinem Vortheil verrechnet und ſich beklagt, daß ihm Dinge aufgezwungen würden, die er entweder nicht brauche, oder billiger und beſſer ſich ſelbſt kaufen könne.

Die tägliche Portion des Soldaten beſteht in $^3/_4$ Pfd. Fleiſch und 1 Pfd. Weißbrot, dieſes wird von den Lieferanten an den Quartiermeiſter, und in Gegenwart des Capitän du jour an die Compagnien ausgegeben. Salz, Gemüſe, Thee, Kaffee, Zucker und Brotzulage werden aus der oben erwähnten Privatmenage beſchafft, und es muß ſo gewirthſchaftet werden, daß der Soldat früh Thee mit Zucker, Mittags außer dem Fleiſche $^1/_2$ Kanne Gemüſe, Abends wieder Thee mit Zucker erhält. Im Feld, im Lager oder auf dem Schiffe empfängt er noch außerdem eine Ration Grog d. h. Rum mit $^1/_3$ kalten Waſſers vermiſcht; rein darf erſterer nie ausgegeben werden, auch müſſen ihn die Mannſchaften auf der Stelle trinken. Für mehrjährige gute Aufführung und gutes richtiges Schießen erhalten die Soldaten ſowol tägliche Löhnungszulagen als auch äußerliche Auszeichnungen, und zwar für gute Aufführung Chevrons über den Aufſchlägen, für gutes Schießen kreuzweis geſtickte Gewehre auf dem linken Oberarm.

Ende jedes Monates rechnet der Capitän mit den Soldaten ſeiner Compagnie ab. Im großen Abrechnungsbuche, Ledger genannt, hat jeder Mann ſein Conto, links ſtehen ſeine Gebührniſſe, rechts ſeine Ausgaben. Ueberſteigen letztere die erſteren, ſo trägt der Capitän dieſe Schuld in das kleine Abrechnungsbuch des Soldaten über, und dieſer muß quittiren, daß er die verzeichnete Summe erſterem ſchulde; hat er dagegen gut, ſo erhält er entweder das Geld ausgezahlt, oder der Capitän ſchreibt es ihm gut, bekennt dies im kleinen Abrechnungsbuch und übergibt das ſämmtliche Guthaben dem Zahlmeiſter gegen Quittung.

In einem Staate, deſſen Hauptmacht im Handel liegt, kann man ſich nicht wundern, wenn auch der Armeeverwaltung etwas Kaufmänniſches anklebt, wenn die Geldverpflegung z. B. in den Händen von Bankiers ruht. In erſter Inſtanz zahlt nämlich der Staat die Gelder, welche ein Regiment zu empfangen hat, an den ſogenannten Regimentsagenten, einen Bankier in London, (die bedeutendſten derſelben ſind Sir John Kirkland und Cox and Sons). Von dieſem zieht der Zahlmeiſter des Regiments die nöthigen Gelder gegen

Wechſel, und zwar ſo wenig als möglich, da die Zinſen, welche das nicht gefaßte Geld trägt, weder den Compagnien noch dem Staate zufließen.

Der Zahlmeiſter gibt die empfangenen Gelder abermals einem Bankier in der Garniſonsſtadt, und ſtellt willkürlich, gewöhnlich vier bis fünfmal monatlich, Wechſel für die Compagnien aus, welche dann bei letzterem ihre Gelder faſſen. Nur von einem Ueberſchlag kann ſeiten des Capitäns die Rede ſein, nie von einer genauen Berechnung, ſo lange der Monat läuft, weil er erſt Ende deſſelben mit dem Paymaſter abrechnet und die Schuld der Compagnie bezahlt, oder ſich das Guthaben auszahlen läßt, zu welchem Zwecke eine ganz genaue Löhnungsliſte, Payliſt, eingegeben wird. Um die Angaben derſelben zu controliren, findet am letzten jedes Monates ſogenannter Rollcall ſtatt d. h. ein Appell, den der Paymaſter über das ganze Regiment abhält, wo jedermann, der nicht im Dienſte, in Arreſt oder im Hospital iſt, erſcheinen muß; er verlieſt deshalb vom Oberſtlieutenant bis zum Tambour hinab und ſtreicht jeden, der unentſchuldigt fehlt, für dieſen Tag aus der Löhnungsliſte. In allen Geldſachen handelt dieſer Offizier gänzlich unabhängig vom Regimentscommandeur, dem er nur in disciplinariſcher Beziehung untergeben iſt. Zu dieſer Charge werden ſehr oft Kaufleute genommen, welche die ſehr hohe Caution erlegen können, und obgleich der Paymaſter den Rang als Capitän hat, ſo iſt ſeine Stellung doch rein die eines Bankiers.

Alles was Naturalverpflegung und Bekleidung des Regiments betrifft, hat der Quartiermeiſter (Lieutenant) im Namen des Regimentscommandanten zu beſchaffen; er ſchließt Accorde aller Art mit den Lieferanten und verkauft die ſo angeſchafften Artikel zu den ſehr hohen reglementsmäßigen Preiſen gegen Requiſition an die Compagnien, die gezwungen ſind, alle Artikel, die er führt, bei ihm und nirgend anders zu kaufen. Daß die Accorde mit den Lieferanten für einen ſolchen Herrn nicht eben nachtheilig ſind, beweiſt der Wohlſtand, zu dem ſie alle in verhältnißmäßig kurzer Zeit gelangen, und ſelbſt wenn die zu liefernden Gegenſtände (wie in der Regel) von vorzüglicher Qualität ſind, müſſen ſie ihm doch etwas abwerfen. Ein engliſcher Offizier, Eduard Warren, der lange in der Armee diente, nimmt ſogar an, daß der Oberſt, der in der Regel nie beim Regimente iſt, ſondern das Commando dem Oberſtlieutenant überläßt, einen weſentlichen Profit aus den oben angedeuteten Verhältniſſen zieht und ſagt in ſeinem Werke, L'Inde anglais Seite 137 (Bruxelles 1844). Ce colonel est à peu près étranger au corps, et ne lui porte qu'a très mince intérêt. C'est un bénéficiaire sans fonction qui un d'immense profits, sur les fournitures du régiment dont il a l'entreprise, et qu'il recède généralement à quelque banquier ou a quelque fournisseur ordinaire moyennant un boni fixé à 25,000 fr. de rente pour un régiment en Angleterre, et à 56,000 pour un régiment dans les Indes. Wir perſönlich

machten die Erfahrung, daß, wenn neue Vorräthe angekommen waren, seiten des Regimentscommandanten alle Mittel gebraucht wurden, diese bald den Compagnien zu octroyiren, ganz unbekümmert darum, daß die Schuldenlast, in welche sie dadurch geriethen, nur mit den schwersten Opfern seiten der Leute bezahlt werden konnte, und ob ein wirklicher Bedarf vorlag oder nicht. Als Beweis dafür sei Folgendes angeführt. Im Monat Februar 1856 stand das Regiment, in welchem wir dienten, in der Kaserne zu Kululi in der asiatischen Türkei, es war in der Bekleidung etwas herabgekommen, namentlich waren die Schuhe seit lange nicht mehr gut im Stande. Drei Stunden davon, in Scutari, lagen die vom Gouvernement den Soldaten umsonst gelieferten hohen Stiefel, diese erhielt das Regiment nicht, denn der Herr Regimentscommandeur und der Quartiermeister hatten Schuhe in England bestellt, und zwar sehr viele. Als sie ankamen, mußte das Regiment ausrücken und die Schuhe wurden revidirt d. h. der Commandant ließ die Majors die Compagnien durchsehen und jedem Mann ein oder zwei Paar ohne Berücksichtigung seiner ökonomischen Verhältnisse aufschreiben, die auch sofort gefaßt werden mußten. Jedes Paar derselben kostete in England 8 Sch. 3 Pence, hier mußte aber der Soldat auch noch die Transportkosten tragen, so daß der Preis 9 Schllg. erreichte oder noch überstieg, wodurch die tägliche Löhnung eines Mannes auf ein Minimum beschränkt wurde; denn Ende des nächsten Monates mußte die so entstandene Schuld bezahlt sein. Vier Monate später verkaufte das Gouvernement jene nicht gefaßten Stiefel in Scutari das Paar für 6 Pence um sie nicht nach England zurücktransportiren zu müssen. Ein zweiter Fall war noch eclatanter. Es waren seiten obengenannter Personen 1000 Paar Beinkleider bestellt worden, die erst Mitte März ebendaselbst eintrafen. Da am 1. April die gelieferten königlichen kommen sollten, so weigerte sich jeder Capitän im Interesse seiner Compagnie, jetzt dergleichen zu fassen und zu bezahlen. Um dem ein Ende zu machen, befahl der Oberstlieutenant, jede Compagnie müsse für den vollen Etat Beinkleider fassen, und zwar sofort. Die Compagnien mußten in ihren Kasernenräumen antreten, die Beinkleider anprobiren und die angepaßten wurden auch sofort, wie es Befehl war, mit Regiments-, Compagnie- und Bekleidungsnummer gestempelt. Während dies geschah, ertönte das Signal „Feldwebel", und diese empfingen den schriftlichen Befehl, daß diejenigen Leute, die keine Beinkleider brauchten, auch keine fassen sollten; doch war es nunmehr zu spät, diese waren bereits gestempelt und so nahm sie der Quartiermeister nicht zurück, die Compagnien mußten sie bezahlen, erhielten aber hierzu drei Monate Frist, weil es unmöglich war das Geld eher abzuziehen. Obgleich die List sehr fein war, so mißlang sie doch zuletzt, denn wir Captäns setzten es in England durch, daß die so octroyirten Beinkleider für die am 1. April zu liefernden angenommen wurden, und der Oberstleut-

nant erhielt dafür die gelieferten königlichen als Ersatz, die er sich nun bemühte unter allerlei Vorwänden dem Regimente aufzudringen, doch nicht mehr in so gewaltsamer Weise, — die Leute bekamen nach vielen Debatten ihr Geld zurückgezahlt, nachdem jene Herrn und der Quartiermeister es versucht hatten, mindestens einen Theil desselben für Mützen, Jacken oder lederne Halsbinden verwenden zu lassen, da das Geld doch schon einmal abgezogen sei!! Um die gleichfalls bestellten Jacken loszuwerden, erhielt das Regiment die gelieferte Sommerkleidung nicht. Man mag aus Obigem lesen, wie sehr ein Regiment für gewisse Behörden eine melkende Kuh ist, wie sehr Offiziere und Soldaten übervortheilt werden, namentlich wenn sie Fremde sind. Wir wollen nur noch zwei Beispiele hinzufügen, und erwähnen, daß es uns nicht schwer werden würde, alles was wir sagten durch Zeugen bestätigen zu lassen.

Die Hauptleute und Rittmeister der englischen Armee erhalten eine gewisse Zulage, Contingent genannt, zur Instandhaltung der Waffen, Anschaffung des Scheibenmaterials und Oels zum Gewehrputzen. Die Höhe dieses Contingents ist verschieden bei den verschiedenen Waffengattungen; das der Linieninfanterie beträgt bei einem Compagnieetat von über 96 Mann 42, das der Jäger hingegen in demselben Falle 75 Pfd. St. jährlich, und besagt das Reglement ausdrücklich, daß derjenige dies erhalten soll, der im Commando einer Compagnie Jäger sich befindet „each company trained as Riflemen.“ Als wir in großbritannische Dienste traten, geschah dies als Captän 1. Rifles British German Legion, die Jäger hatten damals die alten Büchsen verloren und waren mit der Enfield Rifle bewaffnet, jede Gewehrreparatur mußte der Capitän ebenso bezahlen wie der Ansatz für die frühere Bewaffnung besagte. Es existirte keine Ordre, welche eine Verkürzung des oben erwähnten Geldes gestattet hätte; trotz dessen zahlte der Paymaster jährlich nur 42 Pf. St. aus, und alle Beschwerden darüber blieben bei dem Oberstlieutenant liegen, ja als wir davon sprachen, uns bei der nächsten Revue bei der höhern Behörde darüber zu beschweren — es war dies vor der Auflösung der Legion — da ließ sich kein Vorgesetzter sehen, um eine solche abzunehmen, trotz dem, daß lange von einer solchen gesprochen worden war. Der Grund, den der Herr Paymaster anführte, um das Geld nicht zu zahlen, daß das Regiment keine Büchsen führte, war um so nichtiger, als die oben angeführten Zeilen des Reglements — „eingeübt als Büchsenschützen“ heißen.

Ein zweiter Fall ist der folgende. Jeder Offizier erhält bei einem Tagemarsche in England, wenn das Regiment Abends nicht einquartirt wird, 2 Schilling 6 Pence, jeder Soldat 6 Pence Auslösung, eher mehr als weniger — wenn wir irren sollten. Nun hatte unser Regiment im Sommer und Herbst 1855 drei dergleichen Märsche gemacht; wir Offiziere, noch unbekannt mit dem Reglement, das wir nur in englischer Sprache besaßen, deren wir großentheils nicht mäch-

tig waren, wußten von dieser Bestimmung nichts, und der Zahlmeister verschwieg sie uns wohlweislich. Erst als wir in der Türkei standen, fanden wir den betreffenden Paragraphen, und erhielten endlich, beinahe ein volles Jahr später, als wir nach England zurückkehrten, jenes Geld; da aber mittlerweile viele Offiziere und Leute an der Cholera gestorben waren, so fiel ein guter Theil desselben gänzlich weg. Wir fragen, wer hat diese ziemlich beträchtliche Summe erhalten? Wer hat die Zinsen des Geldes ein ganzes Jahr gezogen?

Es ekelt uns wirklich an, die vielen Uebervortheilungen weiter auszuführen, die unter allen möglichen Vorwänden versucht wurden, und zwar von den Administrativbehörden, und dabei hält man noch die Armee für vorzüglich versorgt, glaubte es vor dem Kriege gegen Rußland ganz sicher, und kam erst hinter die Wahrheit, als die halbe Armee nicht vor dem Feinde, sondern infolge der Nachlässigkeit jener Behörden zu Grunde gegangen war. Man hat sich seitdem bemüht, viele Mißbräuche abzuschaffen, namentlich ist es dem Herzoge von Cambridge Ernst damit, aber er hat mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, denn jede wesentliche Aenderung muß erst im Parlamente berathen werden und hat an den Verehrern des alten Regimes mächtige Widersacher. Die oft unpraktischen und verkehrten Einrichtungen der Horseguards (des Kriegsministeriums) sind sogar zum Spotte im Volke geworden, wie das Tragen und Beibehalten der steifen, ledernen Halsbinden, die dem Mann den Athem rauben. Ein Lied sagt davon:

The man must wear his stock
So ordered Brown
The man falls down
Right on the horseguards clock.

In jeder Armee gibt es zur Aufrechthaltung der militärischen Ordnung und Zucht besondere Gesetze, die von den Offizieren gehandhabt, im Allgemeinen unter dem Namen Disciplinargesetze bekannt sind, und die Disciplinarstrafgewalt begründen. Die Grenzen derselben sind in den verschiedenen Heeren nicht gleich, und je höher der kriegerische Geist, je höher der sittliche Standpunkt eines solchen und der Nation ist, welcher es angehört, um so mehr können entehrende Strafen, namentlich körperliche Züchtigung, vermieden werden. Man hat sich in neuerer Zeit bemüht, diejenigen, welche diese Strafgewalt zuerst ausüben, die Rittmeister und Hauptleute, in der Ausübung derselben möglichst zu controliren, ja diese Gewalt mehr und mehr zu beschränken. In Frankreich und Preußen übersteigt die Befugniß des Compagniecommandanten zur Verhängung von Strafen nicht drei Tage strengen Arrest, während sie im Königreich Sachsen sieben Tage erreicht. In der britischen Armee liegt in den Händen des Compagniechefs keinerlei Strafgewalt,

ſie wird von dem das Regiment commandirenden Offizier und vom Kriegsgericht (court martial) ausgeübt. Hat ein Soldat oder Corporal etwas gegen die Disciplin verbrochen, ſo wird er auf die Wache geſchickt und arretirt, ein Sergeant hingegen erhält nur Kaſernen- oder Zeltbeſchränkung. — Mittags 12 Uhr, oder zu einer andern vom Regimentscommandeur beſtimmten Stunde werden ihm die Arreſtaten vorgeführt; hierbei muß der Compagniechef und der Feldwebel zugegen ſein. Der Capitän gibt den Thatbeſtand kurz an, der Arreſtat wird vernommen und dann entweder freigeſprochen oder beſtraft, jedoch niemals mit mehr als ſieben Tagen ſtrengem Arreſt. Verdient ſein Vergehen eine härtere Ahndung, ſo wird er vor das Kriegsgericht geſtellt, das nach der Höhe des Vergehens ein Regiments-, Diſtricts-, oder in höchſter Inſtanz ein Generalkriegsgericht iſt. Ein Regimentskriegsgericht wird vom Regimentscommandeur befohlen; es beſteht aus einem Capitän als Vorſitzendem und zwei Lieutenants und zwei Enſigns als Richtern, beginnt ſeine Sitzungen früh 10 Uhr, und ſchließt ſeine Thätigkeit, gleich viel ob die vorliegenden Fälle erledigt ſind oder nicht, Nachmittags 4 Uhr. Ein ſolches Kriegsgericht kann erkennen: auf Degradation der Unteroffiziere, 42 Tage ſtrengen Arreſt mit harter Arbeit, und bei Nothzucht, Vergreifen an Vorgeſetzten, gewohnheitsmäßiger Trunkenheit und Kameradendiebſtahl auf körperliche Züchtigung bis zu 52 Hieben mit der neunſchwänzigen Katze. Jedem Arreſtaten, der vor Kriegsgericht geſtellt wird, hat dies der Adjutant 24 Stunden vorher anzuzeigen, damit derſelbe, wenn er ſonſt will, ſich einen Vertheidiger wähle, und mit dieſem Rückſprache zu nehmen Zeit habe, auch ſeine Entlaſtungszeugen herbeiſchaffen kann; gleichzeitig theilt er ihm mit, das ſeine früheren Vergehen, — wenn ſolche vorliegen, nach der Unterſuchung den Richtern mitgetheilt werden würden, weil nach den Geſetzen Rückfälligkeit das Strafmaß erhöht. — In das Zimmer oder Zelt, wo das Kriegsgericht ſeine Sitzung hält, iſt der Zutritt jedermann geſtattet, das Gerichtsverfahren iſt demnach ein öffentliches.

Wenn der Arreſtat durch den Profoß vorgeführt und alle Zeugen in dem Locale verſammelt ſind, lieſt der Präſident den Befehl zur Conſtituirung des Kriegsgerichtes laut vor, ſodann die Namen der Richter, und befragt den Angeklagten, ob er gegen einen derſelben etwas einzuwenden habe. Wird dieſe Frage verneint, ſo vereidigt nunmehr der Präſident die vier Offiziere, und ſchwört dann ſelbſt den Richtereid; hierbei hat ſich alles zu erheben, und die Richter küſſen nach dem Schwure die Bibel. Das Gericht iſt demnach conſtituirt, und nun beginnt ein Verfahren, ähnlich dem der Geſchwornengerichte bei Civilperſonen. Der Präſident lieſt dem Arreſtaten die kurze und ſehr bündig gefaßte Anklage vor, und fragt ihn, ob er des angeſchuldigten Vergehens ſchuldig (guilty) oder nicht ſchuldig (not guilty) ſei. Spricht

dieſer das ſchuldig über ſich aus, ſo müſſen dennoch mehre Zeugen vernommen werden, um den Thatbeſtand feſtzuſtellen; erklärt er ſich für nicht ſchuldig, ſo werden nach und nach alle Belaſtungszeugen abgehört, nachdem ſie vorher den Zeugeneid geſchworen haben. Der Angeklagte hat das Recht, an jeden derſelben Fragen zu ſtellen. Nachdem man alle Belaſtungszeugen abgehört, wird der Arreſtat zu ſeiner Vertheidigung zugelaſſen, die er entweder ſelbſt, oder durch einen Advocaten führen läßt, hierbei bringt er ſeine Entlaſtungszeugen vor, die vereidet und vernommen werden müſſen. Iſt dies geſchehen, ſo wird das Local geräumt, und nur die Richter bleiben darin zurück. Der Präſident gibt nun nochmals ein kurzes Reſumé, und es erfolgt die Abſtimmung in ſo weit, als der Angeklagte für ſchuldig oder nicht ſchuldig erkannt wird. Eine Freiſprechung in Mangels von Beweiſen, alſo eine bedingte, findet nie ſtatt. Iſt der Gefangene für ſchuldig erkannt, ſo wird der Saal wieder geöffnet, dieſer wieder vorgeführt und mit ihm erſcheint der Adjutant, der gleichfalls den Zeugeneid ſchwören muß und nun nach dem Alter, der Dienſtzeit, dem Charakter, und den früheren Vergehen des Mannes befragt wird, ſo wie ob er demſelben geſtern mitgetheilt, daß er heute vor Kriegsgericht geſtellt werden ſolle.

Iſt er für nicht ſchuldig erkannt, ſo wird das Protokoll, das einer der Offiziere führt, ohne die letzte Procedur geſchloſſen; — iſt er ſchuldig, ſo wird der Arreſtat vom Adjutanten dem Profoß wieder übergeben und abgeführt, der Gerichtsſaal abermals geräumt, und die Strafe durch Abſtimmung feſtgeſtellt; der jüngſte der Anciennität nach ſpricht ſein Urtheil zuerſt, der Präſident zuletzt aus, ſind die Meinungen verſchieden, ſo wird das Mittel daraus gezogen. Nunmehr wird das Protokoll geſchloſſen, vom Präſidenten unterzeichnet, verſiegelt, und von ihm perſönlich dem Regimentscommandanten übergeben. Scheint dieſem das Urtheil nicht richtig, ſo kann er befehlen, daß es die Richter noch einmal in Erwägung ziehen und ſich deshalb verſammeln, bleiben dieſe bei ihrem Entſchluſſe, ſo müß es unweigerlich vollſtreckt werden, eine Appellation findet in keiner Weiſe ſtatt. — Die Richter dürfen nur ſtreng nach dem Wortlaute der Anklage unterſuchen, außer der Frage ſchuldig oder nicht ſchuldig wird während der ganzen Unterſuchung keine andere an den Angeklagten gerichtet. Alles muß durch Zeugen bewieſen werden, von Kreuzfragen, um denſelben zu verwirren, iſt nicht die Rede, und wenn er bei ſeiner Vertheidigung Dinge ſagen ſollte, die gegen ſein Intereſſe laufen, ſo hat ihn der Präſident darauf aufmerkſam zu machen, darf ſie aber nicht zur Feſtſtellung des Thatbeſtandes benutzen.

Auf der Parade am nächſten Tage wird Anklage, Protokoll und Urtheil vor verſammeltem Regimente in Gegenwart ſämmtlicher Arreſtaten, die mit entblößtem Haupte daſtehen, verleſen, und wenn es körperliche Züchtigung

ausspricht, sogleich vollstreckt, lautet es auf strengen Arrest, so wird der Verurtheilte sofort dahin abgeführt. —

Rechtskundige d. h. juridisch befähigte Richter, wie es die Auditeure in deutschen Armeen sind, existiren in der britischen Armee nicht, werden auch, wie wir aus Erfahrung wissen, durchaus nicht vermißt, da Militärvergehen jedenfalls besser und sicherer von Offizieren beurtheilt werden, als von blos juristisch gebildeten Männern, die allenfalls noch Uniform tragen, — Civilvergehen aber in England auch von den Civilbehörden untersucht und bestraft werden.

Größere Militärverbrechen werden, wie wir schon sagten, von einem Districts- oder Generalkriegsgericht untersucht und bestraft, doch bleibt das Verfahren dem eben geschilderten ganz analog, nur erhöht sich die Zahl der Richter, und die Strafgewalt des Gerichtes selbst, auch wohnt ein Stabsadjutant, als general judge advocate dem Processe bei. Er hat zu protokolliren und die Stimmen bei der Bestimmung des Strafmaßes niederzuschreiben, auch ist er für die Beobachtung der gesetzmäßigen Form verantwortlich. — Wenn bis hierher dem Angeklagten alle Mittel gelassen wurden, seine Unschuld zu beweisen, wenn nichts während der Untersuchung geschah, um ihn zu verwirren oder einzuschüchtern, so sind doch dann die Strafen um so härter und fühlbarer; sie bestehen in der Armee in Barackenarrest, strengem Arrest mit oder ohne harte Arbeit, körperlicher Züchtigung, Entziehung eines Theiles der Löhnung bei gewohnheitsmäßigen Säufern. Der Barackenarrest besteht nicht blos darin, daß der Soldat, über welchen solcher verhängt ist, die Kaserne oder das Lager nicht verlassen darf, sondern auch in fortwährendem Ausrücken und Exerciren. Jede Stunde, von früh 6 bis Abends 9 Uhr, — ausgenommen die, wo Regiments- oder Compagniedienst stattfindet, muß er einmal auf Signal auf dem Kasernenhofe oder Waffenplatze erscheinen, und eine Viertelstunde unter dem sogenannten Orderlysergeanten, der täglich zu diesem Zwecke commandirt wird, exerciren, jedesmal aber auch in einem anderen, von diesem befohlenen Anzuge erscheinen, bald mit schwerem, bald mit leichtem Marschgepäck, wie es die englischen Bestimmungen des Reglements vorschreiben; das Umpacken seiner Effecten, um diesen Befehlen Genüge zu leisten, gibt in der Zwischenzeit ganz genügende Beschäftigung. — Der strenge Arrest wird bis zu sieben Tagen beim Regimente, bei längerer Dauer in großen Militärgefängnissen, im Felde bei dem Profoßmarschall verbüßt, und werden dem Soldaten im letzteren Falle die Haare ganz kurz abgeschnitten, — die Hälfte der Löhnung zieht der Staat ein, die andere Hälfte wird für Kost und Instandhaltung der Wäsche an die Gefängnißadministration gezahlt. Die im Regimentsgefängnisse sich befindenden Arrestaten werden in Zellen gesperrt, müssen die Kasernenhöfe kehren und noch

andere Arbeiten innerhalb der Zellen verrichten, — die in Stabsgefängniſſen oder Strafanſtalten Detinirten unterliegen aber einer ganz eignen Behandlung. Wir überzeugten uns mehrfach, daß die auf andere Weiſe nicht zu beſſernden Soldaten nach Verbüßung einer Strafe von 42 Tagen ſtrengen Arreſtes mit harter Arbeit ſelten wieder in alte Fehler fielen, die Cur iſt alſo wirkſam, jedenfalls aber ſehr unangenehm. Die harte Arbeit beſteht in Kugeltragen oder im Gehen in der Tretmühle, die Koſt in Milch und Mehlbrei mit verhältnißmäßig wenig Brot; Fleiſch erhalten dieſe Arreſtaten nie. Wirkt dieſe Lebensweiſe nicht nachtheilig auf die Geſundheit im Allgemeinen, ſo ſchwächt ſie doch die Kräfte der Leute, und bei ihrer Rückkehr in die Compagnie zeigen ſie einen Appetit, den man füglich Heißhunger nennen könnte. Die körperliche Züchtigung beſteht in Hieben mit der neunſchwänzigen Katze. Dies Inſtrument hat einen Dreiviertel Elle langen, einen Zoll ſtarken hölzernen Griff, an dem neun Schnuren von ein Achtel Zoll Durchmeſſer und einer Elle Länge befeſtigt ſind, jede derſelben hat an ihrem Ende einen Knoten. Der Delinquent wird mit entblößtem Rücken an eine Art Leiter gebunden, und ein Tambour, Horniſt oder Trompeter vollzieht die Execution. Wir mögen dieſer Strafe das Wort nicht reden; körperliche Züchtigungen untergraben das Ehrgefühl des Beſtraften vollſtändigſt, ſie beſſern unſrer Erfahrung nach durchaus nicht, und dieſe Gezüchtigten ergeben ſich ſpäter in der Regel dem Trunk. Einen Mann, einen Soldaten durch Furcht vor körperlichen Schmerzen beſſern zu wollen, iſt um ſo lächerlicher, als der Soldat den Schmerzen der Wunden, dem Tode ſelbſt furchtlos in das Auge blicken ſoll. Bei gewohnheitsmäßiger Trunkenheit d. h. wenn ein Soldat wegen dieſes Laſters in zwölf Kalendermonaten dreimal beſtraft worden iſt, tritt ein Löhnungsabzug auf die Dauer eines Jahres bis auf einen Penny täglich ein, ſo hart dieſe Strafe iſt, ſo iſt doch Trunkſucht der Fehler, dem der engliſche Soldat am leichteſten ſich ergibt, wozu allerdings die in jenem Lande gebräuchlichen überaus ſtarken Getränke beitragen mögen.

Als Deſerteur iſt nur der zu betrachten, welcher 32 Tage ohne Urlaub von der Fahne abweſend iſt; wird er nach dieſer Zeit wiedererlangt, ſo erhält er außer Gefängnißſtrafe mit harter Arbeit noch ein D (Deſerter) auf die Bruſt gebrannt, ſein Name wird in der Kirche ſeiner Heimath angeſchlagen, und ſein Verbrechen dabei bemerkt. Wir halten das Brandmarken für barbariſch, und der in den Zuſätzen zu der Queens Regulation ſtehende Befehl des Lord Wellington, wie dieſe Procedur von Aerzten auf die mindeſt ſchmerzliche, aber auf unauslöſchliche Weiſe vorgenommen werden ſoll, bringt unſerer Anſicht nach dieſe Herren in eine eigenthümliche, der Würde ihres Standes nicht entſprechende Stellung.

Die ſogenannten drum head court martials, Kriegsgerichte auf der

Trommel, zeichnen ſich durch ſehr kurzes Verfahren vor den früher beſchriebenen aus, und ſind nur im Kriege in Gebrauch. Die Todesſtrafe wird durch Hängen oder Erſchießen executirt. Das Erſchießen durch „vor die Kanonen binden“, blow up, wie es jetzt in Indien gegen die meuteriſchen Sipoys angewendet wird, iſt eine Strafe, die in keinem Reglement ihre Begründung oder Rechtfertigung findet, und mehr ein Ausbruch des Haſſes und der Rache als eine geſetzmäßige Züchtigung. v. Tr.

Literatur.

Kirchliche Sitten. H. Andreas Pröhle, Paſtor in Hornhauſen. Berlin, Hertz. 1858. — Ein Verſuch, die Gebräuche, welche ſich in Norddeutſchland an das kirchliche Leben knüpfen, in ihren verſchiedenen Beziehungen darzuſtellen, welcher, da der Verfaſſer dabei in der Hauptſache auf ſeine eigne Erfahrung angewieſen war, allerdings keinen Anſpruch auf Vollſtändigkeit macht, aber immerhin als ein ſchätzenswerther Beitrag zur Culturgeſchichte anzuſehen iſt. Den theologiſchen Inhalt des Buches müſſen wir andern Beurtheilern überlaſſen; es genüge, in dieſer Beziehung zu bemerken, daß der Verfaſſer zu der milderen Fraction der Partei gehört, welche die alte Zeit für die gute hält und zu ihr zurück möchte. Im Uebrigen erhalten wir in der Schrift ein intereſſantes Bild des ländlichen Lebens, ſo weit es von der Kirche beeinflußt wird. Mit vielem Fleiß und nicht ohne Geſchick iſt zuſammengeſtellt, was ſich hier in Bezug auf heilige Zeiten und Tage, auf Oerter und Perſonen, auf den Gottesdienſt und beſondere kirchliche Handlungen, Taufe, Hochzeit, Begräbniß, auf Kirchenzucht u. a. m. zur Sitte herausgebildet hat. Beſonders intereſſant für weitere Kreiſe ſind Mittheilungen, wie die über den Einfluß, welchen der kirchliche Glaube auf die Bildung von Sprichwörtern und die Volksſprache überhaupt geübt hat, über außerkirchliche Oſter-, Weihnachts- und Pfingſtgebräuche u. ſ. w. Von letzteren machen wir nur auf die Darſtellung des ſächſiſchen „Pfingſtbieres“ aufmerkſam, die wol die erſchöpfendſte iſt, welche exiſtirt. Daß der Verfaſſer auch dem Humor ſein Recht widerfahren läßt, zeigt ſein Auszug aus einer originellen Pfingſtbierpredigt, vom Jahre 1686, die er dem Pfarrarchiv von Satuelle entnahm, und deren beſte Stellen wir im Nachſtehenden folgen laſſen.

Im Uebergange vom Exordio zum Thema heißt es: „Nun von den Apoſteln des Herrn war es falſch, daß ſie voll ſüßen Weins ſollten geweſen ſein. Wann ich aber an dem heutigen Tage in denen Gelagen allhier Viſitation halten möchte, ſo würde ich wo nicht von allen, doch denen allermeiſten meiner Zuhörer ſagen können: Sie ſeynd voll des ſüßen Pfingſtbiers! Damit ich aber euer Blut nicht auf meiner Seele haben möge, ſo will ich euch eine kurze Pfingſtbierprädigt halten und aus den vorgeleſenen Worten zeigen: Was die Trunkenheit vor eine erſchröckliche Sünde ſei, und warum wir ſothane meiden ſollen?“ — Der Schluß lautet: „Zu bedauern iſt es, daß aus dem h. Pfingſtfeſt ein Freß- Sauf- und Schandenfeſt an vielen, und

ſonderlich auch an dieſem Orte geworden iſt, da Jung und Alt Pfingſtbier auflegen, und dabei allerhand Ueppigkeit, Schande und Laſter treiben, darüber doch Gott vom Himmel ſeinen Zorn zuweilen offenbahret hat. Anno Christi 1603 hat auf einem Dorffe bei Stendal gelegen (conf. Tielesii Pfingſt Pred.) der Pfarrer ſelbigen Ohrts in den Pfingſtfeiertagen den Bauern ſelbſt zum Pfingſtbier gefiedelt, da zeucht plötzlich ein großes Gewitter auff und ſchlägt ihm der Donner die rechte Hand, ſambt dem Fiedelbogen ab, tödtet auch überdem bey die 24 Perſohnen. Strignitzius in ſeiner Poſtille ſchreibet, daß anno 1555 am Pfingſttage unter der Prädigt an vielen Ohrten das Getraide auff dem Felde jämmerlich mit einem ſchröcklichen Wetter in die Erde geſchlagen und an etlichen Ohrten, da das Pfingſtbier in dem Glockenthurm gelegen, und die Leute mehr auf das Geſöffe, denn auf die Prädigt und zum Gebete gerichtet, mitten in die Kirche mit dem Feuerſtrahl geſchoſſen. Hondorfius im Calend. 2. Juni ſchreibt, daß ſolch Wetter zu Niemeck bei Bitterfeld in die Kirche eingeſchlagen und des Paſtoris Andreae Pobritz Haar und Augen verſenget, daß er hernach zum Ambte untüchtig worden, und ſeinen Dienſt reſigniren müſſen. Die Urſach ſolcher Straff hatt er im Druck öffentlich gehen laſſen, weil er nämlich den Bauern ihr Pfingſtbier in die Kirche zu legen vergönnet, und alſo auß dem Bethein Trinckhauß gemacht hätte. An dergleichen Exempeln ſolten ſich die naßen Pfingſtbierbrüder und Schweſtern ſpiegeln. Aber ſie ſeynd leider verblent, haben Augen und ſehen nicht, Ohren und hören nicht, und wollen ſich nicht bekehren. Wenn ich gleich ietzo ſagen, ja euch um Gottes Willen bitten wolte, ihr ſollet vom Pfingſtbier bleiben, ſo würde ich doch wenig damit außrichten. Ich halte, ihr ließet lieber Weihenachten, Oſtern und alle andere Feſttage, alß das Pfingſtbier euch abbringen. Entzwiſchen ſollt ihr nicht klagen, daß ichs euch nicht deutlich genug geſagt habe, daß es unrecht und eine unverantwortliche Sünde ſey. Machet aber nicht, daß ich Urſach habe am jüngſten Gerichte für dem geſtrengen Richter der Lebendigen und der Todten Euch zu verklagen, daß Ihr meinen ſo vielfältigen Warn- und Vermahnungen nicht habt folgen wollen, ſondern verachtet und verlachet. Ich hätte allhier noch viel zu ſagen, kan aber leichte gedenken, warum Ihr mich ſo anſehet? Ihr gedenket vielleichte, man habe ſich von ſolcher verdrießlichen Materie müde genug gehöret, und es ſei nunmehro Zeit, daß man das bereitete und aufgebrachte Pfingſtbier anzapffe. Nun, wenn es ja nicht anders ſeyn kann, ſo gehet hin, trinket und eſſet, Gottes und ſeines Wortes aber nicht vergeßet. Lebet dabei Fried- und ſchiedlich, und nicht in Balgen und Schlagen, in Hader und Zanck, wie eure Gewohnheit zu ſein pfleget. Es iſt dieſes Feſt vor Alters genennet worden Festum amoris, ein Liebesfeſt, darumb liebet einander hertzlich. Einer halte dem andern ein Wort zu gute; Einer komme dem andern mit Ehrerbietigkeit zuvor. Enthaltet euch, ſonderlich ihr Knechte und Mägde aller Leichtfertigkeit, aller garſtigen unflätigen Reden, alles Jauchzens und Schreiens; denn wehe denen, die hier lachen, dort werden ſie heulen und weinen! Ich wil ſchließen, vorher aber einen Wunſch thun, und den werdet ihr mir, wenn Ihrs recht bedenket, gerne zu gute halten. Ich wünſche, daß ihr heute bei eurem Pfingſtbier möchtet zur Hölle fahren. Ihr erſchröcket billig dafür, allein ich wünſche nochmals von Grund meiner Seelen, daß Ihr heute zur Höllen fahret, keineswegs aber mit euren Leibern, denn dafür will ich Gott Tag und Nacht betten, ſondern mit Gedanken, daß ihr bei euern Lebe Zeiten und ſon-

derlich bey dem heutigen Pfingſtbier wohl betrachtet, wie unaußſprechlich, wie unaußſprechlich groß die Pein der Verdammten in der Hölle ſey, damit Ihr nach eurem Tode nicht hinein kommet, und es im Wercke nicht mehr erfahret, alß auß meinen Worten, was Hölle ſey und was Ewig ſey. Gott behüte Euch in Gnaden dafür; ſeinem H. Nahmen ſei Lob, Ehr, Preiß und Danck geſagt, jetzt und in Ewigkeit, Amen."

Die Reformen des osmaniſchen Reiches, mit beſonderer Berückſichtigung des Verhältniſſes der Chriſten des Orients zur türkiſchen Herrſchaft von F. Eichmann. Berlin, Riolaiſche Buchhandlung. 1858. — Die Aufgabe, welche ſich der Verfaſſer ſtellt, iſt eine Beleuchtung der neueſten Reformbeſtrebungen der Pforte aus dem doppelten Geſichtspunkte, der ſich einerſeits aus dem durch eine lange Vergangenheit ſtarken Princip der Trennung der Racen, andererſeits aus der Tendenz der türkiſchen Staatsmänner ergiebt, durch die Civiliſation dieſe Racen zu verſchmelzen und um die nach europäiſchen Begriffen umgeſtaltete Souveränetät des Sultans zu einem neuen Staate zu vereinigen. Er ſchildert zu dem Zwecke zunächſt die Zuſtände der griechiſchen Kirche in der Türkei, die Beziehungen des konſtantinopolitaniſchen Patriarchats zur osmaniſchen Regierung einerſeits und zu der geſammten orthodoxen Bevölkerung andererſeits u. ſ. w., wobei nachgewieſen wird, daß die Griechen ſelbſt die Schuld tragen, wenn viele ihnen verliehene Rechte von der Pforte nicht beachtet werden. Dann erörtert das zweite Capitel mit großer diplomatiſcher Feinheit und Klarheit die Stellung und Bedeutung Rußlands zum Orient und namentlich deſſen Beziehung zur griechiſchen Kirche. Das dritte, welches die römiſch-katholiſche Kirche im Morgenland und den Einfluß, den Frankreich bisher durch ſie auf jene Länder ausübte, ins Auge faßt, gibt ſehr beachtenswerthe Mittheilungen über die verſchiedenen chriſtlichen Gemeinſchaften des Orients, welche die Oberhoheit des Papſtes anerkennen. Dann folgt ein Capitel über die heiligen Stätten, ein Punkt, der, mit entſchiedenſter Sachkenntniß und großer Ueberſichtlichkeit behandelt, uns hier in einer Klarheit entgegentritt, die von keiner uns bekannten Darſtellung dieſer Angelegenheit erreicht wird. Daſſelbe gilt von der Weiſe, in welcher im nächſten Abſchnitt die Stellung, die England zur orientaliſchen Frage einnimmt, beſprochen wird, und wo namentlich das Porträt, welches Hr. Eichmann von dem großen Staatsmann entwirft, der die britiſchen Intereſſen im Orient bis zu Ende des vorigen Jahres in Stambul vertrat, als ungemein getroffen bezeichnet werden muß. Das ſechſte Capitel führt uns in anſchaulicher und allgemein verſtändlicher Darſtellung die Geſchichte und die Bedeutung der wiener Note von 1853 vor Augen. Das ſiebente und letzte endlich, welches das umfangreichſte iſt, gibt eine augenſcheinlich auf ſorgfältiger Prüfung der einzelnen Beſtimmungen beruhende Analyſe des Hat Humayun von 1856. Angefügt iſt eine lehrreiche Erörterung des finanziellen Zuſtandes des osmaniſchen Reiches. Ein Urtheil über die Zukunft gibt der Verfaſſer nicht, oder nur andeutend in der Einleitung. Sein Zweck ſcheint lediglich der geweſen zu ſein, den Leſer durch ruhige, leidenſchaftsloſe Betrachtung zu einem eignen Urtheil zu befähigen. Er erzählt nur, ſchildert und ſetzt auseinander. Das Urtheil aber, welches wir aus der Lectüre des Buches ſchöpfen, welches wir bisweilen zwiſchen den Zeilen leſen, iſt, daß es in der bisherigen Weiſe nicht fortgehen kann, daß auch die letzten Spuren des Islam, ſofern er zugleich den Staat und

das Recht umfaßt, keine bleibende Stätte in Europa haben, daß sie vor dem Geiste der Civilisation, welche aus dem Christenthum entsprungen ist, immer mehr verdorren, immer wesenloser und unhaltbarer werden, und daß der Pforte durchaus keine andere Wahl gelassen ist, als gänzlicher Zusammensturz der morschen Pfeiler, die sie bisher stützten, oder Neubau von Grund aus mit vorzugsweiser Benutzung der christlichen Elemente im Reiche. Jener Zusammensturz ohne diesen gründlichen Neubau ist dem Verfasser eine unausbleibliche Gewißheit, das Gelingen des Neubaus aber scheint ihm nur eine Möglichkeit zu sein, die schwere Zweifel und Bedenken zuläßt, und dieser Meinung sind gegenwärtig wol alle, welche diese Frage zum Gegenstand ernsten Nachdenkens gemacht haben. Angehängt sind dem Buch alle einschlagenden Gesetze und Erlasse.

Die arbeitenden Classen und das Associationswesen in Deutschland von H. Schulze-Delitsch. Leipzig, Verlag von Gustav Mayer. 1858. — Der bekannte rüstige Arbeiter auf dem Felde der socialen Frage liefert in diesen Blättern in einer Umarbeitung von Aufsätzen, die er zuerst in den „Grenzboten" veröffentlichte, ein Programm zu einem Congreß, der den praktischen Bestrebungen auf socialem Gebiet einen Mittelpunkt für ganz Deutschland geben soll, und für dessen Zustandekommen er begründete Hoffnung hegt. Er zeigt zunächst die Quellen des Nothstandes der arbeitenden Classen, widerlegt sodann mit Gründen, welche den Kenner der Sache zeigen, die vielempfohlenen Mittel der Abhilfe, die in der Rückkehr zu den frühern Gewerbsbeschränkungen, in der Assecuranz u. s. w. liegen sollen, beweist hierauf, daß allein die Association das Uebel heben kann, führt dann die Arbeiterassociationen in Frankreich, England und Deutschland als Beispiele an, daß wirklich schon Bedeutendes in dieser Richtung geleistet worden ist, und bespricht schließlich den letzten Wohlthätigkeitscongreß in Frankfurt als Keim des von ihm gewünschten deutschen Congresses für „Selbsthilfe durch Association". Wir brauchen unsre Leser nicht daran zu erinnern, daß der angedeutete Inhalt der Schrift im Wesentlichen auch zum Glaubensbekenntniß der Grenzboten gehört, und haben sie nur aufzufordern, die von uns in dieser Beziehung vertretene Meinung in ihren Kreisen nach Kräften zu verbreiten und verwirklichen zu helfen. —

Nach Norwegen! Von Friedrich Mehwald. Leipzig, 1858. — Der Verfasser möchte die Blicke der deutschen Touristenwelt auf die skandinavische Gebirgswelt lenken und gibt zu dem Zweck nach Erfahrungen, die er in den Jahren 1855, 1856 und 1857 machte, eine recht anschauliche Beschreibung von Land und Leuten, Thieren, Pflanzen, politischen und kirchlichen Verhältnissen, Wissenschaft und Kunst in Norwegen. Als zweiter Theil ist ein kurzer Wegweiser durch das Land hinzugefügt. Als Ergänzung dessen, was hier über den äußersten Norden gesagt ist, mag man die in demselben Verlag erschienene „Winterreise durch Lappland" von Bayard Taylor, deutsch bearbeitet von Fr. Coßmann, ansehen. Der Verfasser ist der bekannte amerikanische Tourist, der im Feuilletonistenstil nun bereits Schilderungen aus allen fünf Welttheilen, aus Nubien und Japan, Indien und Mexiko geliefert hat.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die Bundesreform und die Auswanderung.

1.

Die beiden Angelegenheiten, welche unsere Ueberschrift mit einem einfachen Und zusammenknüpft, mögen beim ersten Anblicke weit genug auseinander zu liegen scheinen. Dennoch wird es Keinem, der sich nur einigermaßen mit den Gängen unseres nationalen oder „correcter" gesprochen, des bundesdeutschen Lebens beschäftigte, schwer fallen, beide Gegenstände in Wechselbeziehung setzen. Die vor Kurzem bekannt gewordenen Schlußanträge des vom Bundestag niedergesetzten Ausschusses zu Begutachtung einer Organisation des Auswanderungswesens, welches seit dem April 1856 wirklich unter die „gemeinsamen Angelegenheiten" aufgenommen ist, bezeugen mit der Formulirung ihrer Vorschläge genugsam, daß auch diese Frage innerhalb des nationalen Centralorgans vorzugsweise vom Standpunkte der polizeilichen Bevormundung behandelt werden soll. Alle andern Momente treten nicht blos intellectuell, sondern auch formell hinter die Hauptanträge zurück, welche unter fünf Rubriken mit Unterabtheilungen ad I. die erheblichste Erweiterung der Polizeimaßregelung des Auswanderungswesens in Angriff zu nehmen rathen. Unter II. und III. wird dann der Weg angedeutet, auf welchem man die Interessenbeförderung der Auswanderer und eventuell einer deutschen Colonisation in Angriff nehmen zu können meint. Die folgsame Einlenkung des Auswandererstroms in die erst noch officiell festzustellenden Kanäle erscheint als Vorbedingung des dem Ausgewanderten in der neuerwählten Heimath zu gewährenden Schutzes, der diplomatischen Förderung seiner Interessen, der eventuellen Wahrung seines Zusammenhanges mit der Heimath und der Erhaltung des nationalen Elementes. Es ist das grade der Gegensatz des von England, Holland, Spanien, der Schweiz und selbst vom modernen Frankreich befolgten Princips. Diese Staaten halten vor allem ihre schützende Hand wenn nöthig auch über ihre expatriirten Unterthanen; sie haben das Vorurtheil jede Schutzlosigkeit und Verletzung eines Engländers, Holländers,

Spaniers u. s. w. in einem fremden Lande sei gewissermaßen eine völkerrechtliche Beleidigung seines Mutterlandes. Dies Vorurtheil setzt freilich eine Flotte voraus, und die deutsche ist verauctionirt. Wenn aber jene Staaten die Auswanderungsströmung nach irgend einem Lande außerhalb ihrer Colonien — von denen bei Deutschland selbstverständlich nicht die Rede sein kann — mit gouvernementalen Mitteln fördern, so geschieht es eben erst dann, wenn diese Strömung sich selbstständig ausgebildet hat. Ob nun dagegen, wenn dereinst die erforderlichen „Aufschlüsse und gutachtlichen Aeußerungen" eingelaufen sein werden, die Kanalisirung der deutschen Auswanderungsströme ebenfalls mit politischen Einflüssen unternommen werden soll, besagt vorläufig das bundestägliche Gutachten nicht. Am 3. Juli wurde dasselbe dem Bundestage vorgelegt, welcher beschloß, den Termin der Instructionseinholung auf 8 Wochen zu stellen. Zu Ende August wird sonach die Abstimmung über dessen Anträge zu erfolgen haben. Da es sich um eine „gemeinsame Angelegenheit" handelt, ist für einen rechtskräftigen Bundesbeschluß Stimmeneinhelligkeit nothwendig.

Eine „elfte Stunde" der Auswanderungsangelegenheiten vor dem Bundestage ist also gekommen. Man fragt vielleicht: in welcher Wechselwirkung steht sie zur Bundesreform? Diese Zusammenhänge ergeben sich ohne alles Raisonnement aus einer rein chronistischen Uebersicht des Ganzen der Bundesreformfrage. Selbst der Verfasser der „deutschen Fragen" im „Dresdner Journal" würde gegen eine solche Betrachtung nichts einzuwenden haben, wenn auch die von ihm gewünschte und beziehentlich in Aussicht gestellte „Bundespreßstelle" zur Beaufsichtigung und Beeinflussung der Presse als Durchführung und Fortsetzung der gesegneten karlsbader Beschlüsse schon existiren würde.

Grade während der vom 2. Aug. bis 25. Oct. dauernden Bundestagsferien im Jahre 1855, welche den bekannten Bundesbeschlüssen in der orientalischen Frage folgten, trat das von den Kammern Baierns, Würtembergs und Hessen-Darmstadts parlamentarisch kundgegebene Verlangen der Nation nach einer politischen Bundesreform mit erneuter Stärke in die Oeffentlichkeit. Auch die meisten östreichischen Organe sprachen sich für die Nothwendigkeit einer Bundesreform aus; und da selbst die gouvernemental inspirirten unter ihnen diesen Ton anschlugen, fand man darin eine Bestätigung der gerüchtweise verlautbarten Nachricht, daß Oestreich gesonnen sei, die Bundesversammlung zu einer Revision der Bundesverfassung aufzufordern, wie sie schon einmal vor 1848 — damals von Preußen — „in Rücksicht auf die Zeitbedürfnisse" beantragt gewesen war. Allein bald nachher (Anfang Septembers) erklärten die leicht kenntlichen, „gutunterrichteten" Zeitungscorrespondenten von Wien und Berlin mit sonst seltener Uebereins-

ſtimmung, daß „für die Inangriffnahme einer ſolchen Reform der gegenwärtige Zeitpunkt nicht geeignet“ ſei. Die berliner „Zeit“ erachtete es ſelbſt für eine „merkwürdige Anomalie“, als die bairiſche Abgeordnetenkammer (25. Sept.) in ihrer Adreſſe auf die Thronrede den Satz aufgenommen hatte (gegen 2 Stimmen): „Deutſchlands Eintracht und Stärke, die gedeihliche Entwicklung des Bundes kann nur dadurch für alle Zukunft geſichert werden, daß die ſchon ſo lange ſehnlichſt erwartete und feierlich verheißene Ausbildung der Bundesverfaſſung den Völkern Deutſchlands die unſchätzbare Wohlthat eines geſicherten Rechtszuſtandes gewährleiſte, ihren Stimmen auch am Bunde, wo ihre wichtigſten Angelegenheiten berathen werden, Gehör verſchaffe und Beachtung ſichere.“ Wenn nun auch der bairiſche Miniſterpräſident, Freiherr v. d. Pfordten, in dieſer Verlautbarung einen Ausdruck der Ueberzeugungen der bairiſchen Regierung fand, ſo erachtete er doch gleichfalls „die jetzige Zeit nicht für die geeignete“. — Um ſo auffallender mußte es alſo erſcheinen, daß trotzdem, kaum einige Wochen nachher (im October), zuerſt in der „K. Preuß. Ztg.“, und dann auch in andern Blättern aus Wien verſichert wurde, Oeſtreich habe in einem diplomatiſchen Actenſtücke den übrigen Bundesſtaaten erklärt, es werde „keiner Anregung einer Bundesreform hindernd entgegentreten“. Dies hieß offenbar, die patriotiſchen Wünſche, welche ſich ſchon wieder in die gewohnte Vertagung ihrer Hoffnungen gefunden, von neuem anregen und herausfordern. Denn wenn von keiner officiellen Seite an eine Bundesreform gedacht geweſen wäre, zu was hätte man die öſtreichiſche Erklärung abzugeben gebraucht? Daran nicht genug, führten auch grade die officiöſen und inſpirirten Stimmen in der berliner, wiener, münchner und ſtuttgarter (reſp. Augsburger Allgemeine) Preſſe die Erörterung der Bundesreformfrage fort, während die unabhängige Publiciſtik, in dieſer Discuſſion blos eines der Kampfmittel der öſtreich-preußiſch-mittelſtaatlichen Differenzpolitik muthmaßend, ſich grade in dieſem Augenblick rein beobachtend verhielt.

Es war nun in der zweiten Hälfte des Novembers 1855, als in der „Leipziger Zeitung“ eine berliner Stimme in einer „aus guter Quelle“ kommenden Darſtellung ſogar eine Ueberſicht der officiell gepflogenen Verhandlungen über die Frage der politiſchen Bundesreform gab. Ihr zufolge ſollte Baiern ſich „durch die Haltung der öſtreichiſchen Preſſe“ veranlaßt geſehen haben, das wiener Cabinet um nähere Aufklärung über die oben berührten Aeußerungen ſeiner Tagespubliciſten zu erſuchen. Darauf habe — hieß es weiter — das wiener Cabinet im Weſentlichen geantwortet: daß die kaiſerliche Regierung zu einer Umgeſtaltung der Bundesverfaſſung nach parlamentariſchen Grundſätzen, alſo zu irgend einer Art von Volksvertretung oder ſtändiſchen Mitwirkung bei der Bundesverſammlung, „nie und unter keiner Bedingung“

ihre Zustimmung geben könne. Dagegegen betrachte man die Bundesreformfrage als eine „offene", und es werde am besten sein, wenn die übrigen Bundesstaaten sich mit ihrer Politik der östreichischen Regierung anschlössen. Diese Antwort sei dem bairischen, preußischen und einigen andern Cabineten mitgetheilt worden, ohne eine Rückäußerung zu veranlassen. Dennoch habe Preußen davon Gelegenheit genommen, sich zunächst damit einverstanden zu erklären, daß eine Bundesreform in parlamentarischem Sinne unstatthaft sei; die Kräftigung des deutschen Bundes „könne auch auf anderem und wirksamerem Wege erreicht werden, als durch ein Aufgeben der Selbstständigkeit der übrigen deutschen Staaten und eine vollständige Unterordnung ihrer Politik unter die einer einzigen Regierung." — Natürlich fehlten auf solche halbofficielle Darlegungen die Repliken der östreichischen Presse nicht. Sie motivirten Baierns Anfrage einfacher, sie leugneten die Schroffheit des Abweises einer Bundesreform nach parlamentarischen Principien, sie ergänzten die Bezeichnung der Bundesreformfrage als einer offenen durch die Erklärung des wiener Cabinets: es erblicke „in zeitgemäßen Verbesserungen" der Bundesverfassung das „einzige Mittel", um den sehnlichen und berechtigten Wunsch der Nation nach Befestigung „des öffentlichen Rechtszustandes" und nach gesicherter Entwicklung aller „gemeinsamen Volksinteressen" zufrieden zu stellen. Daß aber Oestreich seine Politik den andern Bundesstaaten als maßgebend anempfohlen habe, ward vollkommen in Abrede gestellt.

Die Hoffnungen der Nation konnten freilich durch den Anblick dieser kunstgerechten Turniere, welche doch den Kernpunkt so vorsichtig unberührt ließen, keineswegs gehoben werden. Der einzige Vortheil, wenn man es so nennen will, war die dadurch hergestellte Gewißheit, daß die in der Presse ventilirte Reform der Bundesverfassung auch geschäftlich auf die Tagesordnung gestellt sei. So war es auch wirklich, nur in ganz anderer Weise, als es bis da den Anschein gehabt hatte. Nachdem nämlich jene halb eingestandene Erklärung von Oestreich ergangen und die unwidersprochne Zustimmung Preußens wahrscheinlich ganz in der verlauteten Weise erfolgt war, hatte Baiern nicht in der Bundesversammlung, sondern bei den deutschen Großmächten vorfragend, den Plan zu Anträgen für „gewisse gemeinsame Maßregeln" entworfen. Diese legte es in einem Rundschreiben (v. 10. Dec. 1855) den übrigen Bundesstaaten vor.

An die Spitze dieser bairischen „Ansichten über das deutsche Gemeinwesen" war der Verzicht auf eine Bundesreform gestellt, da „auch ohne die Gewährung einer politischen Reform des Bundes die in Deutschland lauter werdende Unzufriedenheit zu beseitigen sei." Dieses Ziel könne, wie weiter ausgeführt wurde, durch Aequivalente auf dem Gebiete des materiellen Lebens erreicht werden. Man müsse die „berechtigten" Wünsche nach „gewissen" gemein-

nützigen Institutionen befriedigen, „Institutionen, welche zum Theil schon in der Bundesacte verheißen worden seien, denen die deutsche Nation aber seit 1815 vergeblich entgegengesehen.“ Als solche berechtigte Institutionen bezeichnete das bairische Cabinet: Gleichheit in Münze, Maß und Gewicht, ein gemeinsames Handelsgesetzbuch, die Vollziehbarkeit rechtskräftiger Urtheile deutscher Gerichtshöfe in allen deutschen Staaten, gemeinsame Bestimmungen über das Heimathsrecht, gemeinsame Anordnungen in Betreff der Auswanderung und Ansässigmachung.

Zu diesem Programm, welches den Verzicht auf eine Bundesreform so vollständig ausdrückte, daß selbst die weiteste Consequenz der beabsichtigten Einrichtungen als keine weitere Ausbildung der Bundesverfassung erschien, erklärten nun Sachsen, Württemberg und Hannover ihre sofortige Zustimmung. Dagegen wurde von Berlin auch diese Intention mit der Bemerkung beantwortet, daß man „an sich zwar nichts gegen solche materielle Verbesserungen einzuwenden habe, jedoch wünschen müsse, das reichhaltige Material, welches man für gesetzgeberische Ordnung einzelner der von Baiern bezeichneten Punkte gesammelt habe, vorher zu verarbeiten.“ Dies deutete ziemlich unverhohlen darauf hin, daß man dort noch nicht einmal alle Punkte dieses Programms für convenabel erachtete.*) In München dagegen, wo man sich von den Kundgebungen der Kammern denn doch einigermaßen gedrängt fühlte, irgend etwas „Nationales“ zu unternehmen, faßte man die preußische Antwort als Zustimmung auf und beabsichtigte mit positiven Anträgen sofort am Bundestage vorzugehen. Allein diesem Unternehmen wehete plötzlich in der gesammten aus Berlin inspirirten Presse ein heftiger Sturm entgegen — sehr wahrscheinlich das Echo einer vertraulichen Note. Der alte Brauch, hieß es, sei dagegen, daß maßgebende Anträge in Frankfurt formulirt würden, bevor sie von Preußen und Oestreich nach ihrer detaillirten Fassung gut geheißen seien; auch habe die Bundesversammlung niemals eine selbstständig beschließende Competenz, sondern überall nach den Instructionen der Einzelregierungen zu verfahren, also auch in der Frage, ob die bairischen Anträge zur bundesgemäßen Behandlung anzunehmen seien. Zugleich ging der preußische Bundestagsgesandte, H. v. Bismark-Schönhausen, welcher längere Zeit in Berlin verweilt hatte, nach München und Stuttgart (Mitte Decembers). Während aber von Berlin aus behauptet wurde, diese preußische Mission erfolge im Einverständniß mit

*) Zu einiger Erläuterung der damaligen Verhältnisse ist hier nachzutragen, daß bereits im Juli 1855 hoffnungsvolle Gerüchte durch die deutsche Presse geleitet worden waren, als beabsichtige Preußen beim Bundestage oder durch Einzelverträge eine allgemeine Organisation des Auswanderungswesens in Anregung zu bringen. Allein bereits im August beeilte sich die „Preuß. Corr.,“ diese Hoffnungen wieder zu vertagen. Sie schrieb: „In neuerer Zeit ist in Mittheilungen über das Auswanderungswesen unter anderem auch von Absichten gesprochen worden, dasselbe zum Gegenstande einer vertragsmäßigen Einigung zwischen den betheiligten

Oestreich, um eine selbstständige Antragstellung von Seite Baierns vorläufig zu hindern, protestirte die östreichische Presse gegen solche Unterstellung. Man brauche, um die berliner Auslassungen auf ihr rechtes Maß zurückzuführen — sagte sie — blos an die durch ihre antiöstreichische Gesinnung bekannte Persönlichkeit des Gesandten, so wie daran zu erinnern, daß Oestreich es sei, welches die Reform des Bundes am entschiedensten befürworte, daß Oestreich speciell die materiellen Verbesserungen und deren Einigung täglich und energisch fördere, daß endlich Baiern, wenn irgendwo, am wenigsten in der Bundesfrage je von der Seite des Erzstaates sich entfernt habe."

So schloß das Jahr 1855 nicht nur mit der entschiedensten Abneigung der hauptsächlichsten Stimmführer am Bunde auf dessen politische Reformirung, sondern auch unter offenbarer Mitstimmung Preußens gegen die Förderung einzelner jener materiellen Interessen, mit denen die v. d. Pfordtensche Nationalpolitik die national-politischen Anliegen Deutschlands zu beschwichtigen oder zu beseitigen vorschlug. Desto unverhüllter und klaffender war dagegen der schneidende Dualismus beider Großmächte auch wieder bei dieser Angelegenheit zu Tage getreten. Es war vorauszusehen, daß der erste Act dieses niederdrückenden Schauspiels auch noch mit einer mehr „correcten" Formulirung der bairischen Intentionen enden werde, wenn sie überhaupt zu Bundesanträgen werden sollten.

So geschah es. Von den fünf Punkten, welche Baiern ursprünglich auf sein Programm gestellt hatte, erschienen in der Antragstellung, welche am 21. Febr. 1856 erfolgte, blos noch drei. Zunächst der auf Vereinbarung eines Bundesgesetzes über Heimath und Ansässigmachung innerhalb des gesammten Bundesgebietes; sodann derjenige auf Organisation der Auswanderung, zuletzt der auf Herbeiführung einer deutschen Handelsgesetzgebung. Erst ein volles Jahr später (4. Febr. 1857) folgte noch der Vorschlag auf Vereinbarung einer allgemeinen Gesetzgebung in Betreff des Gerichtsstandes und der Vollziehbarkeit rechtskräftiger Urtheile. Während aber diese Anträge den bereits bestehenden oder besondern Ausschüssen zur weiteren Behandlung überwiesen waren, blieb die Frage der Einheit in Münze, Maß und Gewicht den Separatabkommen anheimgestellt, welche allerdings schon verschiedentlich angebahnt waren und verhältnißmäßig, wie bekannt, die weitesten praktischen Resultate förderten. Die Frage des Heimathsrechts und die der Ansässigmachung wur-

---

Staaten zu machen. Wie weit diese Mittheilungen auf Thatsachen gegründet waren, ist uns nicht bekannt. Doch glauben wir uns nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß wenigstens der gegenwärtige Zeitpunkt hierorts für solche Verhandlungen nicht als geeignet betrachtet wird. Diesseits dürfte man muthmaßlich erst in Erfahrung bringen wollen, welche Rückwirkung das wichtige Passagiertransportgesetz der Vereinigten Staaten vom 3. Mai d. Js. auf das Auswanderungswesen üben werde."

den, im Anſchluß an hierher bezügliche Separatabkommen (Gothaer Vertrag v. 15. Juli 1857 die Aufnahme Auszuweiſender betreffend) getrennt behandelt. Ein Reſultat der bezüglichen Ausſchußthätigkeit iſt jedoch bis jetzt nicht bekannt geworden. Freilich neigt auch dieſe Frage am eheſten nach der politiſchen Seite.*) Aber die Handelsgeſetzgebung berathet die dafür aus den Einzelſtaaten berufene Commiſſion bekanntlich nunmehr in Hamburg, nachdem es durch ſtrenge Bewahrung des amtlichen Geheimniſſes der Oeffentlichkeit und den am unmittelbarſten betheiligten Bevölkerungskreiſen länger als ein Jahr unmöglich gemacht war, ihre Anſichten über die zu Nürnberg ausſchließlich von Juriſten bearbeiteten Beſtimmungen auch nur gutachtlich oder in der Tagespreſſe kundzugeben.**) Die Auswanderungsfrage endlich war in dem bairiſchen Antrage ſofort mit beſonders ſtarker Betonung des polizeilich bevormundenden Moments vorgelegt worden. Und der am 3. Juli 1858 vorgelegte Bericht des Bundesausſchuſſes hat ſein Gutachten nach dieſer Seite hin mit ſehr ausführlichen poſitiven Vorſchlägen ausgeſtattet, während jenes Moment des Antrags nur eventuell in Ausſicht genommen wurde, welches darauf abzielt, daß die Ausgewanderten „für ihre Nationalität und den Zuſammenhang mit Deutſchland nicht verloren gehen.“ Die von Baiern ins Auge gefaßte „Aufſtellung einer geeigneten diplomatiſchen und conſulariſchen Vertretung“ in jenen Ländern, wohin die Auswanderung zu lenken, begutachtete der Bundesausſchuß dahin, jene Regierungen, welche „in der Türkei oder in den amerikaniſchen Staaten“ diplomatiſche Vertreter oder conſulariſche Agenten haben, zu erſuchen, theils dieſe zur Einziehung näherer Erkundigungen über „die Unräthlichkeit“ der dorthin ſich wendenden Auswanderungen aufzufordern, theils ſie „zu ermächtigen und anzuweiſen, allen Angehörigen deutſcher Bundesſtaaten nöthigenfalls Fürſorge und Unterſtützung zu gewähren; denſelben die Förderung der Intereſſen der deutſchen Auswandrer im Allgemeinen zur beſondern Aufgabe zu machen und ſie zur Anzeige aller desfallſigen belangreichen Wahrnehmungen aufzufordern, und zwar insbeſondere in Bezug ſowol auf die Behandlung der deutſchen Einwanderer in den Seeſtädten und auf etwaige Bedürfniſſe bereits vorhandener deutſcher Anſiedlungen, als auch auf die Wahl geeigneter Niederlaſſungsorte für ſolche.“

---

*) Soeben (Juli 1858) tagt eine Conferenz der betreffenden Staaten zur Behandlung der Heimathsfrage und zur eventuellen Reviſion des Vertrags von 1857 in Gotha, ohne daß Baiern dabei vertreten iſt, indem es durch ein Rundſchreiben erklärt hat, daß es ſich auf Separatverhandlungen nicht einlaſſen könne, weil es die fraglichen Gegenſtände bei der Bundesverſammlung anhängig gemacht habe. Lübeck hat bekanntlich den Beitritt zum Gothaer Vertrag definitiv verſagt, Oeſtreich und Lichtenſtein noch keine beſtimmte Erklärung abgegeben.

**) Derſelben Commiſſion wurde ſpäter auch, auf Sachſens und Würtembergs Antrag, die Begutachtung einiger Controverſen des deutſchen Wechſelrechts zugewieſen. Sie ſollen erſt nach Erledigung des Handelsrechts zur Behandlung kommen.

Während nun in den Jahren 1856 und 1857 die Verwirklichung jener bairiſchen Anträge in der bezeichneten Weiſe ſchwebte, ſcheint dagegen die officielle Behandlung der politiſchen Bundesreform wirklich vollſtändig bei Seite gelegt worden zu ſein. Daß übrigens die bundesgemäß behandelten Inſtitutionen doch nicht vollkommen ausreichten, um „auch ohne Gewährung einer politiſchen Reform des Bundes die in Deutſchland lauter werdende Unzufriedenheit zu beſeitigen," beweiſen ſo ziemlich alle parlamentariſche Verſammlungen der Einzelſtaaten, von denen kaum eine die ſich bietenden Gelegenheiten vorbeigehen ließ, ohne ihre Wünſche und Ueberzeugungen für die zeitgemäße Ausbildung der Bundesverfaſſung auszuſprechen. Uebrigens mochte man auch öſtreichiſcherſeits, trotz der bairiſchen Aequivalente, wenigſtens die Forternährung der Hoffnung, daß ſich dereinſt noch einmal ein Zeitpunkt auch für Bundesreformen „geeignet" erweiſen werde, als zweckdienlich erachten. Wenigſtens geſchah es grade nach jenem 21. Febr. 1856, welcher die bairiſchen Vorſchläge auf die Tagesordnung gebracht hatte, daß diejenige inſpirirte Preſſe, welche man als Begleiterin der öſtreichiſchen Politik anzuſehen gewohnt iſt, theils deutlicher, theils dunkler abermals die Vorbereitung beſtimmter Anträge auf politiſche Bundesreformen durch Oeſtreich mit einer gewiſſen Conſequenz in Ausſicht ſtellte. Ueber die Ehrlichkeit dieſer Pulsfühler ließ ſich nicht urtheilen, da ſie (wie früher) mit bewundernswerther Vorſicht vermieden, einen Punkt oder ſelbſt nur eine Richtung anzudeuten, nach welcher ſich eine ſolche reformatoriſche Anregung wenden wolle. Unmittelbar aber, nachdem über die bairiſchen Anträge Bundesbeſchluß gefaßt worden war, was im April 1856 geſchah, und alſo auch ſehr bald nach dem Abſchluſſe des pariſer Märzfriedens, deuteten die inſpirirten Organe der gegenöſtreichiſchen Politik dieſe Gerüchte vorwurfsvoll ſo aus, als beabſichtige Oeſtreich einen neuen Modus der Stimmenvertheilung im Bundestage herzuſtellen. Ohne daß nur von der einen Seite beſtimmte Thatſachen beigebracht wurden, welche bewieſen hätten, daß dieſe Pläne eine Zurückdrängung unbequemer Stimmen bezweckten, und ohne daß von der andern Seite das Gegentheil dargethan war, entwickelte ſich nach alter Gewohnheit dennoch ein lebhafter Federkrieg beider Parteien, bei welchem ſehr bald die Kernfrage hinter dem aufgewirbelten Staube gegenſeitiger Verdächtigungen und Vorwürfe verſchwand. Sie war wirklich ſchon unfindbar geworden, als die Polemik endlich, obgleich überraſchend genug, durch die offiziöſe Wiederholung der vorjährigen Erklärung abgebrochen wurde: Oeſtreich ſelber verzichte auf eine Initiative in der Bundesreformfrage, werde aber ſolche Anträge ſeiner Bundesgenoſſen unterſtützen, deren Zweck die Weiterentwicklung der Grundſätze der Bundesverfaſſung oder die Erſchaffung organiſcher, den allgemeinen Intereſſen und Bedürfniſſen entſprechender Einrichtungen ſei. Preußiſcherſeits hüllte man ſich in mißgeſtimmtes Schweigen.

Bis zum Beginn des Jahres 1857 blieb nun die Frage politischer Bundesreformen auch in der „gutunterrichteten" Presse ganz bei Seite gesetzt. Erst als Baiern den Antrag wegen des Gerichtsstandes und der Urtheilsvollstreckungen stellte (5. Feb. 1857), fügten einige Organe der specifischen Mittelstaatenpolitik wiederum dunkle Nachrichten über eine angeblich von Baiern intendirte oder intendirt gewesene Beantragung eines Bundesschiedsgerichts bei. Es hieß nämlich: Hr. v. d. Pfordten habe den erwähnten Antrag in einer von ihm selbst ausgearbeiteten Denkschrift umfassend motivirt. Er sei dabei von „weit umfassenderen Gesichtspunkten", als denjenigen ausgegangen, welche die nächste Veranlassung des Antrags gegeben. „Das Ziel, welches sie (die Denkschrift) in weiterer Entwicklung des gegebenen Anstoßes erblickt, ist ein im Bundesgebiet übereinstimmender Organismus der Rechtspflege, dessen Spitze ein Reichsgericht (sic) als oberste Instanz für besonders schwierige Fragen des Civil- und Staatsrechts bilden würde."

Da man nun nicht wußte, was man aus einer so unklaren Notiz machen sollte und es sich überdies jedenfalls um ein todtgebornes Kind handelte, so faßte die Tagespresse den Gegenstand gar nicht näher ins Auge, während das Publicum sich überhaupt nicht mehr um die Bundesreformconversationen kümmerte. Man war es herzlich müde geworden, solche immer wieder zum Vorschein kommende Windeier zu bebrüten. Hatte oder hätte also diejenige Presse, welche gouvernementale Inspirationen empfängt, seit dem stärkern Hervortreten der Frage einer Reform der Bundesverfassung trotz ihrer Parteidifferenzen in sympathetischer Uebereinstimmung etwa den gemeinsamen Plan verfolgt, mit ihren Deliberationen und Dissertationen das Interesse an der Frage überhaupt abzuschwächen, so muß man ihr das Zeugniß geben — sie hat diesen Zweck vollständig erreicht. Die Angelegenheit schlummerte seitdem bis heute. Und wenn neuerdings einige Specialfragen in Betreff der (1854 revidirten) Geschäftsordnung des Bundes oder Klagen über ein parteiisches Majoritätsprincip bei den Abstimmungen, Anträge wegen Veröffentlichung der Bundesprotokolle u. dgl. in die öffentliche Meinung eingeführt werden sollten, als handele es sich um Verfassungsreformen des Bundes im nationalen Interesse, so zeigten sich diese Versuche eben nicht besonders wirksam. Nur das Eine dürfte hier noch zu erwähnen sein, daß auch der sächsische Landtag, erste und zweite Kammer, sich neulich wiederholt für die Nothwendigkeit einer politischen Reform und Ausbildung der Bundesverfassung aussprach. Aber die Antwort von der Ministerbank erklang auch jetzt wieder für die Wünsche der Nation entmuthigend genug.

Wir verzichten auf eine vergleichende Zusammenstellung der auf die Bundesverfassung bezüglichen Aeußerungen der Minister, welche derartigen parlamentarischen Voten fast aller Landtage während der letzten drei Jahre

begegneten. In der Gesammtheit wiederholten sie nur die Anerkennung von der Nothwendigkeit solcher Reformen mit dem seit 1815 gewohnten Beisatze, daß der geeignete Zeitpunkt dafür noch nicht gekommen sei. Etwas Positives, wie geartet man sich in den leitenden Kreisen eine Bundesreform oder Ausbildung der Bundesverfassung denke, nach welchen Principien sie in Aussicht genommen werden könne, welches endlich der dafür geeignete Zeitpunkt sein werde — etwas derartig Positives verlautete von keiner Ministerbank. In wahrhafter Harmonie erklang dagegen im Süden, wie im Norden die Versicherung, daß an eine Vertretung des deutschen Volkes bei Behandlung der politischen und Bundesfragen nicht entfernt zu denken sei. Denn dies setze eine legislative und vollziehende Gewalt an der Spitze des Bundestags voraus, welcher doch jeder gewissenhafte Minister jedes Einzelstaates entgegentreten müsse, weil dadurch das monarchische Princip herabgewürdigt werde. Mit den vollendeten, in Angriff genommenen, vorbereiteten Einigungen auf materiellem Gebiete solle man sich genügen lassen. Ehre, Ruhe und Frieden habe der deutsche Bund den deutschen Völkern geschaffen und erhalten. Nur der deutsche Pessimismus verringere die Achtung des Auslandes vor dem deutschen Bunde. — Natürlich nehmen auch wir uns solche Ministerworte zu Herzen und wollen im Vorhergehenden nur das Nach- und Nebeneinander der Bundesreformfrage mit den von Baiern gestellten Anträgen, durch deren Verwirklichung „die lauter werdende Unzufriedenheit in der Nation auch ohne Bundesreform zu beseitigen" ist, übersichtlich vorgeführt haben.

Die Militärverhältnisse Großbritanniens.

3.

Die Offiziere. — Das indische Heer.

Bekanntlich kaufen die Offiziere der königlichen Armee ihre Stellen bis inclusive der eines Oberstlieutenants; die eines Obersten, Generalmajors und weiter aufwärts werden von der Königin unentgeltlich verliehen. Man hat zweierlei Gründe für Beibehaltung dieses Systemes angeführt: der erste und wichtigste ist, nur vermögende Leute als Offiziere im Heere zu haben, da trotz des hohen Gehalts die niederen Grade nicht ohne Zuschuß existiren können; der zweite ist, daß man annimmt, die Söhne vermögender Leute

müßten auch immer wohl erzogen und gebildet sein, — der sehr lebhaft empfundene Nebengrund, die jüngern Söhne der Aristokratie anständig zu versorgen und ihnen eine Carrière zu eröffnen, ist von den Vertheidigern dieses Systemes selbst nie ausgesprochen worden.

Gründe dagegen gibt es unzählige, — das militärische Verdienst des Armen muß vor dem Reichthum unfähiger Menschen zurückstehen; militärische Studien werden vernachlässigt, denn sie helfen zu nichts; das Avancement verdienter Unteroffiziere zu Offizieren ist beinahe unmöglich, wird auch von diesen nicht angestrebt, höchstens ist es ein Quartiermeisterposten, den sie wünschen, weil ihnen dieser die Mittel gibt, standesgemäß zu leben, was bei einer bloßen Ensignstelle kaum der Fall sein dürfte.

Will ein junger Mann Offizier werden, so wendet er sich zuvörderst, unterstützt von Empfehlungen seiner Familie und Freunde, an den Commandanten des Regimentes, bei dem er eintreten will. Befürwortet dieser sein Gesuch, so wendet er sich nunmehr mit einem Schreiben an die Horseguards, das Kriegsministerium und Obercommando in London, und erlegt die Summe für die Stelle eines Cornets oder Ensigns bei einem Regimentsagenten. Diese beträgt bei der Infanterie, wie erwähnt, 450, bei der Reiterei 840, bei den Garden 1200 Pf. St.; dann wird der Aspirant der Königin zur Anstellung vorgeschlagen, und wenn dies von ihr genehmigt, erhält er sein Anstellungsdecret und wird dasselbe in der Zeitung bekannt gemacht. Nunmehr tritt der neue Cornet oder Ensign — eine Stellung, die der des deutschen Fähndrichs oder Unterlieutenants entspricht — in das Regiment, ohne nur eine Idee vom Dienste oder militärischen Verhältnissen zu haben. Zwar verlangt das Reglement, daß er sich einem Examen unterziehe, welches vor einer Comission bestehend aus dem ältesten Major und zwei Capitäns abgelegt wird, aber die militärwissenschaftliche Bildung dieser Herren umfaßt in der Regel auch nicht viel mehr als Innehaben des Dienstreglements und der Vorschriften zum Exerciren, und diejenigen, welche wirklich militärische Kenntnisse besitzen, sind zu den Stäben commandirt. Sei dem aber wie ihm wolle, bisher ist noch kein Beispiel vorgekommen, daß ein Aspirant das Examen nicht bestanden hätte. Dem Adjutanten und unter dessen Oberaufsicht dem Sergeantmajor fällt es anheim, den neuen Offizier einzuüben und mit seinen Dienstpflichten bekannt zu machen. Kann er im Regiment einen Zug führen, die Wachtparade stellen und einem Kriegsgericht als Richter beiwohnen, so wird er für vollständig ausgebildet angesehen. Hat er vier Jahre in dieser Charge gedient, so erlaubt ihm das Reglement — doch wird an dieser Bestimmung fast nie festgehalten — sich eine Lieutenantsstelle zu kaufen. Ist er nicht der älteste in seinem Regiment, so sucht er eine solche in einem andern, ja — mit Ausnahme der Artillerie und Ingenieurcorps — in einer

andern Waffengattung. In dieſem Falle zahlt er die Differenz des Preiſes an den Regimentsagenten, ſelten aber wird er in den Beſitz einer höhern Stelle gelangen können, ohne ſich mit dem, der ſie bekleidet, verglichen d. h. ihm eine Summe gezahlt zu haben, die den vom Reglement beſtimmten Preis bei weitem überſteigt. Es iſt dies zwar illegal und ſtreng verboten, doch ſehr ſchwer zu controliren und kommt leider nur zu häufig vor. Bei dieſem Avancement wird der Offizier einem etwas ſchwierigern Examen unterworfen, das ſich namentlich über alle Dienſtverhältniſſe erſtreckt.

Was wir hier von den Prüfungen ſagten, bezieht ſich natürlich blos auf Militärwiſſenſchaften; denn im Uebrigen wird man ſelten eine Armee finden, deren Offiziere ſo viele Sprachkenntniſſe und ſo viel weltmänniſche Bildung haben als eben in England, und mehrentheils haben ſie beides in fremden Ländern ſelbſt geſammelt und nicht aus Büchern gelernt.

Der Arme, oder der, welcher während ſeiner Dienſtzeit ſein Privatvermögen verlor, iſt bei dieſem Syſtem freilich übel daran, er kann ſich keine höhere Stelle kaufen, bleibt in der ſeinigen und kommt nicht vorwärts, wäre er auch der tüchtigſte Militär; er muß ſehen, wie ihn nach und nach alle vom Glück mehr begünſtigten jüngeren Offiziere überſpringen, und nur der Gnade der Königin hat er es zu danken, wenn er without purchase — ohne Kauf — avancirt, wenn er mithin auf außerordentlichem Wege das erreicht, was der franzöſiſche Offizier ſo wie der deutſche für ein wohlverdientes Recht hält.

Dazu kommt aber noch ein Umſtand, der das Syſtem für uns ganz beſonders verletzend erſcheinen läßt, der Umſtand nämlich, daß die Offiziere der Haushaltstruppen, alſo der drei Gardeküraſſier- und Grenadierregimenter, die ihre Patente allerdings viel theurer bezahlen, auch einen um zwei Grade höhern Rang haben, als die der Linie, daß alſo ein Enſign in erſtern ſo viel iſt als ein Capitän in der letztern, und daß er dieſen Rang und die Stellung auch wirklich erhält, ſo wie er zur Linie übertritt. Stand er nur eine Zeit lang als ſolcher bei dieſer Truppe, ſo läßt er ſich, wenn er Empfehlungen und Geldmittel hat, gegen Bezahlung des Kaufgeldes in die Garde zurückverſetzen, und hat ſo mit einem Male den Rang eines Oberſtlieutenants, ohne je Lieutenant oder Major geweſen zu ſein — fürwahr eine der Familie und dem Reichthum gemachte Conceſſion, die auf dem Continent in jetziger Zeit unerhört und in Deutſchland gradezu undenkbar wäre!

Bei ſolchen Verhältniſſen kann man ſich nicht wundern, wenn z. B. der ſpäter berühmt gewordene Herzog von Wellington nach ſechsjähriger Dienſtzeit Oberſt war, ohne einem einzigen Feldzug beigewohnt zu haben. War er wie die meiſten alten Generale ein eifriger Vertheidiger dieſes Syſtems, ſo beginnt man jetzt die vielen Nachtheile deſſelben einzuſehen; namentlich geht das Streben des Herzogs von Cambridge dahin, eine größere militärwiſſenſchaft-

liche Bildung zu erzielen; einen Vermögensausweis der Aſpiranten wird man aber immer verlangen müſſen, ſonſt kann ein junger Offizier nicht auskommen, muß in Verlegenheiten gerathen und infolge deſſen ſehr raſch in ein Schuldgefängniß wandern. Kein Oberſt nimmt jetzt einen Aſpiranten, der nicht außer dem Gelde, welches er zum Kaufe der Stelle bedarf, noch Zuſchuß von zu Haus erhält oder Privatvermögen hat. In der Gardecavalerie iſt das Dienen ſo enorm theuer, daß es immer mehre Vacanzen gibt, weil ſich nicht genug junge Leute finden, welche für ihr ſchweres Geld auch noch das Joch des Dienſtes, denn ein Joch iſt der Dienſt dem Engländer meiſtentheils, auf ſich laden wollen.

Die Commandanten der Regimenter ſind die Oberſtlieutenants, die Oberſten beziehen, wie bemerkt, nur den Gehalt ihrer Stelle und ſind Brigadiers oder Generale, verbinden alſo nicht nur zwei Chargen, ſondern beziehen auch die Gehalte derſelben in einer Perſon, ja es kommt vor, daß berühmte Generale Oberſt von drei Regimentern und als ſolche beſoldet ſind; ſo war es Wellington von einem Leibgarde-, einem Grenadiergarde-, und vom 33. Infanterieregiment.

Daß dies Syſtem das Heer nicht wenig vertheuert, liegt auf der Hand; entweder der Oberſt iſt bei ſeinem Regiment nöthig, und dann muß er es befehligen, oder er iſt es nicht, dann kann die ganze Stelle, folglich der Gehalt für dieſelbe, dem Staat erſpart werden.

Bei der Artillerie und den Ingenieurs ſtellt ſich das Verhältniß anders heraus. Hier ſind techniſche Kenntniſſe unerläßlich, deshalb werden die Aſpiranten in der Artillerieſchule erzogen und müſſen ſchwere Examen beſtehen, ehe ſie zu einer Offizierſtelle gelangen. Man kann dieſer Waffe weder Tüchtigkeit, noch Gelehrſamkeit, noch Erfahrung abſprechen, und die Offiziere derſelben können ſich mit den beſten jeder andern Armee meſſen.

Der engliſche Offizier iſt ohne Ausnahme Gentleman, wenigſtens inſofern, als das Wort den Gegenſatz gegen die ärmern, niedrigern Claſſen bezeichnet. Die Soldaten, in der Regel aus den niedrigſten Volksſchichten angeworben, blicken nicht weil er Offizier, ſondern eben weil er Gentleman iſt, mit Achtung und Ehrfurcht auf ihn. Der Offizier ſeinerſeits empfindet in der Regel wenig Theilnahme für das Wohl oder Wehe ſeiner Mannſchaften; er ſieht ſie faſt nur beim Dienſte, redet beinahe niemals mit ihnen, ja er hat ſelbſt mit ihrer militäriſchen Ausbildung nichts zu thun, da dieſe dem Unteroffizier, dem drill sergeant, einzig und allein obliegt. Die Vorgänge im Krimfeldzuge beweiſen das Geſagte zur Genüge; noch mehr aber ſprechen dafür der in der Times kürzlich zur Sprache gekommene üble Geſundheitszuſtand der Truppen und die häufigen Todesfälle in den Regimentern, welche in Kaſernen liegen. Kein Offizier iſt auf die Idee gekommen, dem Grunde dieſes

Uebels nachzuforſchen, ja es nur als ein ſolches zu betrachten, und doch haben Berechnungen bewieſen, daß bei der Linie jährlich zehn, bei der Garde zwanzig vom Tauſend ſterben, daß die Urſachen hierzu weſentlich in der ſchlechten Lüftung der Kaſernen, in der ſehr nahrhaften, aber ewig gleichmäßigen Koſt (gekochtes Rindfleiſch mit Gemüſe) und dabei im Mangel tüchtiger Leibesbewegung liegt, denn nur in ſeltenen Fällen exercirt der Soldat über eine Stunde des Tages, und die Kaſerne darf er nur von 4 bis 9 Uhr des Abends verlaſſen, wo er, anſtatt ſich Bewegung zu machen, mehrentheils in Wirthshäuſern ſitzt.

Im Kriege leuchtet der engliſche Offizier ſeinen Soldaten immer als glänzendes Beiſpiel der Tapferkeit voran, das liegt in ſeinem natürlichen Muthe, in ſeiner Eigenſchaft als Gentleman; ſie aber geſchickt führen, ſo führen, daß ein möglichſt großer Vortheil mit möglichſt wenig Opfern erkauft wird, das verſteht er ſelten — wer ſollte es ihm auch lehren? Der letzte Sturm auf Sebaſtopol, die Schlacht bei Balaklava ſind Beweis genug für das Geſagte. Erſt jetzt, ganz in neuerer Zeit, finden wir einen Offizier in Indien, der wirklich manövrirt und dies verſteht, es iſt dies der Oberſt Franks, ſein Marſch von Gorrakpur nach dem Königreich Audh im März dieſes Jahres legt Zeugniß dafür ab.

Die Disciplin iſt auch bei den Offizieren, ſo lange ſie unter den Waffen ſtehen, außerordentlich ſtreng, da dürfen ſie ſich in der Kleidung keine fancies erlauben, ſondern müſſen ſtreng nach dem Reglement gekleidet ſein; anders iſt es außer Dienſt, da werden Vatermörder getragen, leichte Halstücher erſetzen die Binden, ohne daß darüber etwas geſagt wird, ja der Anzug bei Tiſche iſt von der Art, daß er, leicht und bequem, viele phantaſtiſche Ausſchmückungen geſtattet.

Die Einrichtung des Offiziertiſches — Mess genannt — iſt eine ſo eigenthümliche und vorzügliche, daß es nicht unangemeſſen erſcheinen wird, hier näher auf dieſſelbe einzugehen. Jedes Offiziercorps eines Regimentes der britiſchen Armee hat innerhalb der Kaſernen oder Baracken ein Etabliſſement, im Lager ein großes Zelt, in dem es vereint ſpeiſt, und wo auch ſonſt allen Anforderungen genügt wird, die ein Engländer an ein Clubhouſe zu machen gewohnt iſt, und deren ſind nicht wenige. Jede ſolche Meß hält ein Speiſewirth, der den Namen Meßman führt. Er ſteht unter Aufſicht des Meßcomités, das aus drei Offizieren zuſammengeſetzt iſt, und welches den Accord mit jenem abzuſchließen und für deſſen pünktliche Erfüllung Sorge zu tragen hat. Das Speiſezimmer beſteht in der Regel aus einem eleganten Salon und mehren Nebenſtuben, welche letztern als Sprech- und Spielzimmer und als Garderobe benutzt werden. Keinem Offizier iſt es geſtattet, den Salon bewaffnet zu betreten, keiner darf darin eine Meldung abſtatten oder empfangen, oder Be-

fehle ertheilen, bei Tafel selbst darf nie vom Dienste gesprochen werden. Jede Woche wird ein Tischpräsident, ebenso ein Vicepräsident ohne Ansehen des Ranges gewählt, welche während des Diners oben und unten an der Tafel sitzen, und sowol auf anständiges Benehmen der Anwesenden ohne Berücksichtigung der dienstlichen Stellung derselben zu sehen, als auch der Dienerschaft ausschließlich die nöthigen Weisungen zu ertheilen haben. Kein Offizier darf ohne ihre Erlaubniß aufstehen oder die Tafel verlassen, keiner vor der von ihnen zu bestimmenden Zeit eine Cigarre anzünden, — jeder muß sich ihren Weisungen unbedingt fügen.

Der Preis des Couverts ist in der Regel zwei, bisweilen drei Schilling. Wein und Bier werden extra bezahlt. Das Diner wird nach englischer Sitte servirt d. h. sämmtliche Fleischspeisen kommen in Schüsseln, die mit plattirten Metalldeckeln bedeckt sind, gleichzeitig auf den Tisch und werden systematisch geordnet aufgestellt. Auf einen Wink des Präsidenten nehmen die Diener die Deckel ab, und jeder Offizier, vor dem ein Braten oder gekochtes Fleisch steht, hat dies zu tranchiren, die Stücke auf einzelne Teller zu legen, mit etwas Sauce zu begießen und durch den hinter seinem Stuhle stehenden Diener, dem, der davon verlangt, zu überschicken. Demnach wird alles Fleisch gleichzeitig tranchirt, und jeder Anwesende kann selbst bestimmen, welche Gerichte und in welcher Reihenfolge er davon essen will; die Gemüse bestehen in Grünem (cabbages) und Kartoffeln, die geschält auf den Tisch kommen. Ißt niemand mehr, so läßt der Präsident die Teller wechseln und die Fleischgerichte wegnehmen und in derselben Weise, wie oben geschildert, bringen die Diener Puddings und Mehlspeisen, die ebenso getheilt und herumgereicht werden. Sind auch diese wieder weggeräumt, so erscheinen Käse und Früchte auf der Tafel. Sieht der Präsident, daß niemand mehr ißt, so erhebt er sich, ergreift sein Glas, und alle Anwesenden thun dasselbe. „Gentlemen, the Queen" — Meine Herren, die Königin — ruft er. — „The Queen" antworten alle und leeren dann ein Glas Wein auf die Gesundheit ihrer Kriegsherrin. Wo auch immer englische Offiziere zusammen essen, ob in Europa, Indien oder Australien, die Sitte bleibt dieselbe, und die drei Offiziere einer Compagnie erhalten jährlich 25 Livres Weingeld, um sie aufrecht zu erhalten, ohne deshalb selbst in Unkosten zu gerathen. Ist dies geschehen, so setzen sich alle Anwesende wieder, das Tischtuch wird weggenommen, die etwa anwesenden Damen gehen in die Nebenzimmer, während die Herren noch Wein trinken und rauchen. Bei Tische wird meist Sherry oder Portwein getrunken. Die Sitte des Anstoßens mit den Gläsern findet nicht statt. Will man auf die Gesundheit eines der Anwesenden trinken, so schenkt man sein Glas voll, gibt die Flasche einem Diener mit dem Bedeuten, zu dem und dem Herrn zu gehen, ihm sein Glas vollzuschenken, und um die Ehre zu bitten, ein Glas

auf seine Gesundheit leeren zu dürfen. Der so Aufgeforderte verneigt sich dann gegen den erstern, und beide trinken ihre Gläser aus. Es kann nicht fehlen, daß diese Sitte ihre großen Schattenseiten hat. Ist nämlich ein Gast in der Meß, so wird jeder der Anwesenden ein Glas auf dessen Gesundheit trinken wollen, und sind auch nur 30 Personen bei Tafel, so ist es immerhin eine gute Aufgabe, in Zeit von $1^1/_2$ Stunde ebenso viele Gläser Sherry zu leeren; ausgetrunken muß werden und man kann sich nur dadurch helfen, daß man sein Glas halbvoll schenkt.

Während des Diners müssen alle Offiziere in Uniform erscheinen, und ist dafür eine besondere Art derselben vorgeschrieben; es sind dies Jacken von der Farbe der Uniform mit goldenen Knöpfen oder Tressen verziert, darunter bei der Infanterie eine weiße Weste und die Schärpe; bei der Artillerie, Reiterei und den Jägern wird die Cartouche darüber getragen.

Wir sagten, daß die Meß den Offizieren überhaupt das Gast- und Clubhaus ersetzen solle. Zu diesem Zweck ist es auch gestattet, daß man außer der Dinerzeit (Abends 6 Uhr) daselbst verweilt; von früh 9 bis 1 Uhr steht stets das Frühstück auf der Tafel. Es gibt da kaltes Fleisch, Eier, Beefsteak, Käse, Thee und Kaffee, man langt nach Belieben zu, und zahlt dafür 1 Schilling. So ist zu verhältnißmäßig billigen Preisen für den nothwendigen Lebensunterhalt möglichst gesorgt, und es wird mit Recht den Meßanstalten der Armee seiten des Obercommandos die größte Aufmerksamkeit gewidmet. Jedes Regiment sucht die seinige so comfortable als möglich einzurichten, einige derselben, namentlich die der Garden und die der Cavalerie sind wahrhaft luxuriös ausgestattet, und es gibt mehre dergleichen, wo von Silber gespeist wird. Dem Wirth oder Castellan werden täglich die nöthigen Soldaten zur Aufwartung und Arbeit commandirt, und da ihm so das Halten zahlreicher Dienerschaft erspart wird, kann er recht gut bestehen, um so mehr, da er auch nicht für Heizung und Geschirr oder Tafelwäsche zu sorgen hat. Die Meßleute marschiren in der Regel mit dem Regimente von einer Station zur andern, und die Offiziere leben, wo sie auch sein mögen, nach den Sitten ihrer Heimath.

Der Regimentscommandant besitzt eine Strafgewalt über seine Offiziere durchaus nicht, er darf keinem derselben ohne Autorisation auch nur einen öffentlichen Verweis geben. Hat ein Offizier sich eines Dienstvergehens schuldig gemacht, so wird er zwar arretirt, muß aber vor ein Districtskriegsgericht (district court martial) gestellt werden, welches dann seine Bestrafung ausspricht, oder seine Freilassung bewirkt. Man sieht hieraus, die Offiziere sind der Willkür ihrer Vorgesetzten durchaus nicht Preis gegeben. In vielen anderen Armeen geht man zu sehr von dem Grundsatze aus, „gleiche Brüder gleiche Kappen" und glaubt die Disciplin durch ein überstrenges, oft rücksichtsloses Verfahren gegen die Offiziere bei vorkommenden Fehlern oder Ver-

gehen zu stützen, ein in jeder Beziehung verfehltes System. Soll es den Soldaten zeigen, daß die Disciplinargesetze für alle und gegen alle gleichmäßig in Anwendung gebracht werden, so hat andererseits dies den großen Nachtheil, daß es der Autorität des bestraften Offiziers schadet, und kommen Arreturen der Art in einem Regimente öfters vor, so wird das ganze Offizierscorps dadurch herabgesetzt. Sollen Offiziere durch Bestrafungen auf dem Wege der Pflicht erhalten werden, so ist dies sehr traurig. — der Offizierstand ist der der Ehre, und nur durch diese muß auf denselben eingewirkt werden. Offiziere aber wegen bloßer Dienst- oder Exercierfehler, die aus Unkenntniß oder Mangel an Erfahrung hervorgegangen sind, mit Arrest zu belegen, ist das Allerfalscheste. Wir haben immer gefunden, daß die schwächsten und unfähigsten Vorgesetzten die meisten Arreturen bei den ihnen untergebenen Offizieren vornahmen und (wie solche Leute gewöhnlich sind) in der ersten Hitze Bestrafungen aussprachen, die sie eine Stunde später herzlich gern zurückgenommen hätten, daß also diese Offiziere einer gewissen Willkür Preis gegeben waren. Oft auch kommen Perioden, wo ohne daß es die Nothwendigkeit gebietet, die Vergötterung und Nachahmung der einen oder andern Armee und ihrer Disciplinargesetze mehr oder minder strenge Behandlung der Offiziere zur Folge hat, ein Fall, der namentlich bei den Heeren kleiner Staaten stattfindet.

In der englischen Armee sind Duelle bei Cassation verboten, und kommen jetzt so gut wie nie vor. In der Queens Regulation steht darüber, daß die Offiziere Gentlemen seien, mithin sich als solche zu benehmen hätten, daß Beleidigungen grober Art deshalb nicht vorkommen, und wenn dies geschehen, eine Bitte um Verzeihung dem Charakter des Mannes angemessener sei, als der zweifelhafte Ausweg eines Duells.

Es läßt sich viel dafür und dagegen sagen; da aber in England der Offizier, der einen andern gröblich beleidigt, vor ein Untersuchungsgericht, abgehalten von Offizieren eines andern Regimentes als dem, welchen der Angeschuldigte angehört, gestellt und für den Fall, daß er schuldig ist, sofort aus dem Dienste entlassen wird, so kommen dergleichen Beleidigungen selten vor, und die Erfahrung lehrt, daß man dort der Duelle nicht bedarf, um seine Ehre zu wahren. Ob ein Aehnliches oder Gleiches in andern Armeen einzuführen gut wäre, bezweifeln wir, weil die Offiziere vieler derselben aus ganz verschiedenen Ständen abstammen und ihr geselliger Bildungsgrad ein zu verschiedener ist, als daß nicht mitunter Ueberhebungen oder Rohheiten Einzelner andere dazu auffordern müßten, sich gegen diese mit den Waffen in der Hand zu schützen. Wer endlich das Schwert für seines Vaterlandes Ehre ziehen soll, der muß auch das Recht haben, dies für die eigne zu thun. Abgesehen von alle dem kommen oft Fälle vor, wo ein anderer Weg der Aus-

gleichung ſich nicht finden läßt, wo alle Gerichte und Ehrenräthe der Welt zu nichts helfen können, wo eine Bitte um Entſchuldigung ſeiten des Beleidigers gradezu zum Spott und Hohn für den Beleidigten wird.

In allen andern außerdienſtlichen Angelegenheiten ſteht der Offizier unter dem Civilgericht, da, wie wir bereits ſagten, eine Gerichtsbarkeit im Regimente nicht exiſtirt.

Für das Wort Kamerad hat man wol das engliſche comrade; doch wird daſſelbe wenig gebraucht, und dafür das Wort Bruder, brother angewendet, ſo ſpricht und ſchreibt man von ſeinen brother officers.

Der engliſche Offizier kann heirathen ohne dazu der Einwilligung ſeiner Vorgeſetzten zu bedürfen; gleichwol bezieht die Frau nach ſeinem Tode Penſion und wird für ihr ſtandesgemäßes Reiſen ſeiten der Regierung geſorgt, wenn ihr Mann im Dienſte auswärts d. h. außerhalb der vereinigten Königreiche verwendet wird.

Das Ausſcheiden der Offiziere aus der Armee geſchieht auf zweierlei Art, entweder läßt er ſich auf Zeit penſioniren — half pay — was auf Grund ärztlicher Zeugniſſe geſchieht, und tritt ſpäter wieder in ſein Regiment zurück, oder er verkauft ſeine Stelle, und zieht ſich gänzlich mit oder ohne Penſion, je nach dem er längere oder kürzere Zeit diente, aus dem Heere zurück. Auch im letzteren Falle kann er, wenn er ſich wieder eine Stelle kauft, in die Armee zurücktreten und zwar in ſeinem früheren Range, aber immer als jüngſter in ſeiner Charge.

Schon zur Zeit des Lord Clive bemühten ſich die Engländer in Oſtindien eine Armee von Eingebornen, die von Briten befehligt war, herzuſtellen, da dieſe das Klima beſſer ertragen konnten und den Strapatzen weniger unterlagen als Europäer. Hieraus entſtanden die Sipoyregimenter. Außer dieſen warb die oſtindiſche Compagnie Engländer an, die ſelbſtſtändige Regimenter bildeten. Das ſo gebildete Heer iſt mit ſeinen Auxiliartruppen d. h. denjenigen, welche die unter britiſchem Schutze ſtehenden Radſchas und Navabs zu halten verpflichtet ſind, beinahe dreimal ſo ſtark als das königliche, hat aber nur die Verpflichtung innerhalb Indiens zu fechten; und ſollen Regimenter deſſelben zu auswärtigen Kriegen verwendet werden, ſo müſſen ſie erſt ihre Einwilligung dazu geben. — Das ganze Heer beſtand vor Ausbruch der Meuterei am 9. Mai 1857 aus drei getrennten ſelbſtſtändigen Armeen, denen von Bengalen, Madras und Bombay. An der Spitze einer jeden derſelben ſteht ein General en Chef, von denen der der Armee von Bengalen wieder das Obercommando führt.

Armee von Bengalen.

1 Ingenieurscorps, 1 Bataillon Sappeurs, 3 Brigaden reitende Artillerie à 4 Compagnien, von denen 3 europäiſch, die 4. eingeboren war, 5 Bataillonen europäiſche Fußartillerie à 10 Compagnien, 10 eingeborne reguläre, 8 eingeborne

irreguläre Reiterregimenter, 2 europäiſche Fuſilierregimenter, 1 europäiſche Veteran-Invalidencompagnie, 74 Regimenter Sipoyinfanterie, 1 Bataillon Freiwillige von Bengalen, 2 Bataillone eingeborne Veteraninvaliden, 1 Bataillon von Behelat e Ghelgiee, 1 Bataillon von Silhet, 1 Bataillon von Arracan, 1 Bataillon von Sebundis, 1 Bataillon von Aſſam.

Armee von Madras.

1 Ingenieurcorps, 1 Sappeurbataillon, 1 Regiment reitende Artillerie zu 6 Compagnien, von denen 3 europäiſch, 3 eingeboren ſind, 4 Bataillone Fußartillerie, 3 europäiſche à 4, 1 eingebornes zu 6 Compagnien, 8 eingeborne reguläre Reiterregimenter, 2 europäiſche Füſilierregimenter, 1 europäiſches Invalidenbataillon, 52 Sipoyregimenter, 2 Bataillone Veteraninvaliden.

Armee von Bombay.

1 Ingenieurcorps, 1 Sappeurbataillon, 1 Regiment reitende Artillerie zu 4 Compagnien, von denen 3 europäiſch, 1 eingeboren iſt. 3 Bataillone Fußartillerie, 2 europäiſche zu 4, 1 eingebornes zu 8 Compagnien. 3 eingeborne reguläre Reiterregimenter, 3 eingeborne irreguläre Reiterregimenter, 2 europäiſche Füſilierregimenter, 1 europäiſches Füſilierbataillon. 26 Sipoyregimenter. 1 Veteran-Invalidenbataillon Eingeborne.

Ein Hauptaugenmerk bei Bildung dieſes Heeres, das ſich im Verhältniß zur Ausdehnung der Ländereien, die nach und nach unter britiſche Herrſchaft kamen, mehr und mehr vergrößerte, war, daß man jedem Regiment Engländer zu Befehlshabern gab. Ebenſo hatte jede Compagnie ſo viel nur möglich europäiſche Offiziere und Unteroffiziere. Um indeß den Eingebornen nicht alle Ausſicht auf Avancement zu rauben, verlieh man auch an ſie Capitänsſtellen und ließ ſie ſogar den Titel Major erlangen. Aber freilich ſind dieſe Stellungen eben nur Titel, verbunden mit höherem Gehalte, ſonſt aber ohne allen reellen Werth; denn ſelbſt der eingeborne Major ſteht unter dem jüngſten Enſign ſo wie letztrer europäiſcher Abkunft iſt. Außerdem iſt der Rang der eingebornen Offiziere nur ein localer, das heißt, er iſt auf Aſien beſchränkt, und weſtlich vom Cap der guten Hoffnung erkennt ihn nicht einmal die engliſche Regierung an. Bei jeder Compagnie ſtehen nächſt den engliſchen Offizieren drei eingeborne, — der älteſte derſelben heißt Subadar, die Lieutenants Djemadars, die eingebornen Unteroffiziere führen, wenn ſie Sergeanten, die Benennung Havildar, als Corporals heißen ſie Naik. Ein Infanterieregiment zählt 9 Compagnien, jede zu hundert Mann, und wird von einem Oberſtlieutenant befehligt, da der Oberſt in der Regel, ähnlich wie in der königlichen Armee abcommandirt iſt, ſei es als Brigadier, ſei es zu irgend einer Branche des höhern Civilſtaatsdienſtes; außerdem hat jedes Regiment 1 Major 2 Capitäne, 9 Lieutenants, 4 Enſigns, wovon einer Adjutant, ein zweiter Quartiermeiſter iſt, 9 Subadars, 9 Djemadars.

Es gilt als Regel, daß jede Compagnie mindeſtens einen europäiſchen Offizier als Commandanten habe. Doch iſt dies nicht immer und überall der Fall; die fähigſten derſelben werden zum diplomatiſchen Dienſte oder zu den Generalſtäben commandirt und kehren oft erſt nach Jahrzehnten zu ihrem Regimente zurück, und zwar in bedeutend höherem Range, da ſie während der Zeit fortavanciren; es kann nicht fehlen, daß ſie während dieſer Zeit den praktiſchen Dienſt vergeſſen haben und dann mehr Schaden als Nutzen bringen, namentlich wenn ſie in der Civilbranche waren. Sie leben ſtreng getrennt von den eingebornen Offizieren, (letztere nehmen nicht einmal an der Meß Theil), was ihren Einfluß auf dieſelben bedeutend ſchmälert; ſie bleiben den Bedürfniſſen, aber auch den Intriguen und Umtrieben ihrer Untergebenen fremd, und dieſem Umſtande iſt es weſentlich zuzuſchreiben, daß die Meuterei der Armee von Bengalen ſo urplötzlich und in einer Weiſe ausbrechen konnte, daß ſie die Briten ſo gänzlich unvorbereitet fand. Ein andrer Umſtand, der viel hierzu beitrug, iſt folgender. Früher lebten die engliſchen Offiziere immer mit Hindufrauen, und übten durch dieſe einen großen Einfluß auf ihre Untergebenen aus, lernten die Landesſprache geläufiger durch den fortwährenden Umgang mit ihnen ſprechen, und erfuhren durch ſie alles, was im Regimente vorging. Das hatte in der neuern Zeit aufgehört, mithin verminderte ſich ihre Kenntniß und ihr Einfluß auf die eingebornen Offiziere und Soldaten.

Die Sipoys ſelbſt ſind mehrentheils Hindus, die Mahomedaner ziehen den Cavaleriedienſt vor; erſtere ſind im Allgemeinen ein ſanfter, weicher Menſchenſchlag, der nüchtern und mäßig lebt, Fleiſch gar nicht ißt, weil es ihm ſein Glaube verbietet ein Thier zu tödten oder das Fleiſch deſſelben zu genießen. Ihr Hauptfehler iſt Lügenhaftigkeit, ſie ſagen es ſelbſt, ſie müßten zwei Zungen haben, eine für die Feringhis, wie ſie die Engländer nennen, eine unter ſich, die erſte iſt die der Schmeichelei, die zweite die der Wahrheit. Sie ſind unter ſich ſtreng in Kaſten oder Claſſen geſchieden, von denen die höhere ſtolz auf die niedere herabſieht und ſogar jede Berührung mit derſelben für eine Entweihung der eignen Perſon hält. Nur in Reih und Glied kommen ſie miteinander in Verkehr. Die vornehmſte dieſer Kaſten, die der Brahminen, iſt eine erbliche Prieſterſchaft. Dieſe dienten namentlich nach der Einverleibung des Königreichs Audh in das Dominium der oſtindiſchen Compagnie im Heere von Bengalen, ſie waren die Lenker und Leiter des Complottes. Ehrfurcht und abergläubiſche Rückſichten zwangen die Männer niedrer Kaſte ihnen mehr zu gehorchen als ihren europäiſchen Offizieren, mehr ſelbſt, als dem Eide, den ſie der Compagnie geleiſtet hatten.

Ueber den Werth der Sipoys als Soldaten hört man viele widerſprechende Urtheile, ſie haben einige militäriſche Tugenden, ſind mäßig, nüchtern und ertragen die Strapatzen der Märſche in ihrem Lande vorzüglich leicht. Man

Digitized by Google

hat endlich auch Beiſpiele, daß ſie ſich ſehr tapfer geſchlagen haben; im Allgemeinen ſcheint dies aber nicht ihre ſtarke Seite zu ſein, wenigſtens ſprechen die Ereigniſſe des Kampfes vor Delhi und Laknau nicht für ihre beſondere Tapferkeit. Von europäiſchen Offizieren geführt, folgen ſie dieſen in das Gefecht, und können einem bereits durch Geſchützfeuer gebrochnen Feinde furchtbar werden, einen Bajonettangriff aber führen ſie auf einen noch unerſchütterten Feind ſelten mit großer Vehemenz aus — und dies iſt eigentlich die ſtärkſte Seite des königlichen Heeres. Bei einzelnen Gelegenheiten im Kriege mit den Sikhs haben ſie ſich ausgezeichnet, oft aber ließen ſie auch ihre europäiſchen Offiziere ſchnöde in Stich und entzogen ſich der Gefahr durch feige Flucht — namentlich geſchah dies auch bei dem unglücklichen Rückzug von Cabul.

Die Sipoys lagern brigadeweiſe, ſelten in einzelnen Regimentern in Feſtungen oder in ſogenannten Bungalowlagern. In dieſen haben ſie auch ihre Exercirplätze, in der Nähe ihre Bazars, wo ſie häufig hingehen, um Neuigkeiten zu erfahren oder Einkäufe zu machen. Nur ſo lange ſie im Dienſte ſind, haben ſie ihre Waffen; ſo wie das Exerciren oder der Wachdienſt vorüber iſt, werden die Gewehre in ſteinernen Gebäuden aufbewahrt, täglich wird eine Anzahl Sipoys zum Reinigen derſelben commandirt, was unter der Aufſicht eines europäiſchen Offiziers geſchieht, dann werden ſie abermals abgegeben und verſchloſſen. Sofort nach dem Dienſte legen die Sipoys ihre Uniformen ab, baden, wenn dies irgend möglich iſt, gehen in der Tracht der Landesbewohner im Lager umher, oder ſitzen rauchend in ihren Bungalows, eine Art Hütten, die ſie ſich nach eigner Manier und Bequemlichkeit errichten, und wofür ſie einen kleinen Zuſchuß an Geld, das ſogenannte Hutting money, erhalten. Wenn vorher beim Dienſte der Sudrah neben dem Brahminen, der Mahomedaner neben dem chriſtlichen Unteroffizier ohne Widerwillen in Reih und Glied geſtanden, ſo ſondert ſich jetzt alles nach Glauben, Kaſte und Hautfarbe ab, und der Kaſtengeiſt tritt in ſein volles unſinniges Recht. Jeder Hindu kocht ſich ſein Eſſen ſelbſt, es iſt ganz unmöglich, eine gemeinſame Menage bei ihnen einzuführen, dies würde ſie mit den Satzungen ihres Glaubens in Colliſion bringen, was man ſeiten des Gouvernements möglichſt zu vermeiden ſucht, um ihnen nicht Veranlaſſung zur Unzufriedenheit zu geben.

Die Sipoys ſind mehrentheils verheirathet, ſie können von ihrer Löhnung, die täglich 1 Schilling beträgt, bei ihrem mäßigen Leben und den billigen Preiſen der Lebensmittel ganz wohl eine Familie ernähren, und dabei noch etwas zurücklegen, für ihr Alter ſind ſie bei guter Aufführung durch zureichende Penſion ſorgenfrei geſtellt; ihre Disciplin iſt nicht ſo ſtreng wie in der königlichen Armee, ſie ſind z. B. körperlichen Züchtigungen nicht unterworfen; Ausſtoßung aus dem Regimente, Verluſt der Penſion waren bisher die härteſten Strafen, die man anwendete.

Im Gebrauche der Waffen, im Exerciren sind sie außerordentlich geübt, und geben darin den besten englischen Regimentern nichts nach. Ein meuterischer Geist hatte sich schon seit den letzten 25 Jahren hin und wiedr unter den Sipoys gezeigt, doch wurde so wenig als möglich davon gesprochen, und die Offiziere der königlichen Regimenter erfuhren um so weniger davon, als sie nie auf intimem Fuße mit denen der Compagnie standen, und sich viel höher hielten als letztere.

Bei Seetransporten leiden die Sipoys immer ganz außerordentlich. Es ist vorgekommen, daß sie beinahe vor Hunger gestorben sind, ehe sie Schiffskost zu sich nahmen, die sie nicht selbst gekocht hatten, und daß auf dem Schiffe nicht jeder für sich allein kochen kann, ist einleuchtend, daher stammt auch ihr Widerwille gegen Seereisen.

Die indische Reiterei zerfällt in reguläre und irreguläre, erstere ist europäisch uniformirt, eingeübt und bewaffnet, und mit Pferden aus den Stutereien der Compagnie beritten, letztere hat einen höhern Sold, trägt die Landestracht, und muß jeder Reiter sein Pferd selbst kaufen, steht aber unter denselben Dienst- und Disciplinarverhältnissen als erstere, und wird wie jene von europäischen Offizieren befehligt, wir sagten schon früher, daß in ihr mehrentheils die Mahomedaner dienen.

Die Pferde der Cavalerie sind nicht sehr hoch, und werden, wie bemerkt, in Stutereien, welche der Compagnie gehören, gezogen, sie stammen von einer gekreuzten Race, und zwar von englischen, arabischen und den Pferden des Caps der guten Hoffnung. Ihre Gestalt ist schön, sie sind ungemein kräftig und ausdauernd. Eine Eigenthümlichkeit dieser Pferde ist ihre Kampflust unter sich; denn wo sie können, beißen und schlagen sie sich. Um dies zu verhindern, genügt es nicht sie mit Halfterketten zu befestigen, sie müssen, um Unglück zu vermeiden, stets mit den Beinen gefesselt und so weit auseinandergestellt werden, daß sie sich mit den Zähnen nicht erreichen können.

Da in den seltensten Fällen die Rekruten der irregulären Regimenter ihre Pferde sich sofort selbst beschaffen können, so erhalten sie solche vom Gouvernement, und müssen den Preis dafür nach und nach durch Löhnungsabzüge decken und einen Zuschlag von 15 pr. Ct. zu dem übrigens sehr billig gestellten Preise zahlen; ersetzt erhalten sie denselben nur, wenn das Pferd im Gefecht verloren geht. Diese Reiterei ist von Oberst Skinner errichtet, und hieß ursprünglich Skinners Horses; sie ist mit Säbel, Lanze, Gewehr und Pistol bewaffnet und Meister in Führung dieser Waffen. Man stellt ihre Leistungen bedeutend höher als die der regulären Reiterei, was wol darin seinen Grund haben mag, daß ihre Kampfweise mehr dem Naturell des Asiaten entspricht; eine geschlossene Attaque liegt nicht in dem Charakter des Orientalen, sie ist durchaus nicht nach seinem Geschmack, er wird sie selten glücklich ausführen,

dagegen excellirt er im Einzelnkampfe. Der Gedanke in der Masse geschlossen etwas auszuführen, liegt ihm zu fern, lieber verläßt sich jeder auf die eigne Kraft, dadurch geht das Zusammenwirken verloren, und wird selten etwas Großes erreicht, namentlich wenn die feindlichen Truppen geschlossen bleiben. Die indische Reiterei wird selbst in der Ueberzahl eine nur mittelmäßige europäische Infanterie nicht überwinden können, so lange diese nicht in Unordnung kommt. Wo aber das Terrain geschlossene Angriffe nicht gestattet, wo nur der einzelne Reiter zum Gefechte gelangen kann, wo es die Verfolgung des geschlagenen Feindes gilt, da sind sie ganz an ihrem Platze. Der Titel des indischen irregulären Reiters ist Sowar, die Schwadron heißt Ripallak, die Anführer derselben sind selten Europäer, sondern angesehene Häuptlinge, die in den Sold der Compagnie getreten sind, und Ripaldars heißen. — Nicht zu verwechseln mit diesen Regimentern ist das, welches im gegenwärtigen Kriege in Bengalen auf Seiten der Engländer ficht, und den Namen Hodsons Horses führt, dasselbe, das den König von Delhi nach der Einnahme dieser Stadt, einige Meilen davon bei den Haymoonsgräbern fing, und sich auch sonst bei jeder Gelegenheit rühmlich auszeichnet. Dies Regiment stammt aus dem Pendschab und die Leute desselben sind ohne Ausnahme Sikhs.

Der Grundpfeiler der englischen Macht, ihre größte Stärke in Indien liegt in ihrer Artillerie. Das sah man in den frühern Kriegen, und das sieht man jetzt abermals, denn die Armee führt dort nach europäischen Begriffen eine Ueberzahl von Geschützen mit sich, und dieselben sind von einer Größe des Kalibers, wie man sie sonst in Feldschlachten selten gebraucht. Die numerische Schwäche der britischen Armee einestheils, anderntheils aber die vielen befestigten Städte und Schlösser, die genommen werden müssen, zwingen den Oberbefehlshaber Sir Colin Campbell dazu, wenn auch die Beweglichkeit des Heeres dadurch bedeutend gehemmt wird. Die reitende Artillerie ist im Verhältnisse zu der Fußartillerie viel bedeutender, als in allen europäischen Heeren; es gibt wenig leichte Fußbatterien, sie sind mehrentheils mit schweren Geschützen bewaffnet. Daß man genöthigt ist, sehr viele reitende Artillerie zu haben, mag auch darin seinen Grund haben, daß die Truppen an und für sich auf Märschen bedeutenden Strapatzen ausgesetzt sind, mithin man sich der Pferde bedient, um die Leute bei dergleichen Gelegenheiten zu schonen, folglich rein als Transportmittel; wird ja auch die Infanterie sehr häufig auf Lastthieren oder in mit Ochsen bespannten Karren transportirt; ein fernerer Grund der Erscheinung aber ist der, daß es die Bewegungen der Artillerie mitunter nöthig machen, daß sich die Bedienung in Laufschritt setzt, und zwar oft auf größere Entfernungen. Dies kann bei der Hitze des Klimas der Europäer ohne die schädlichsten Folgen für seine Gesundheit nicht ertragen, und so muß man ihn eben beritten machen. — Die Geschütze der Fußartillerie sind sämmtlich mit

Ochſen beſpannt, ein Syſtem, das aus übelverſtandener Sparſamkeit entſtanden iſt, und ſich aus einer Zeit herſchreibt, wo die Wege noch ſehr ſchlecht waren und den Transport ſchwerer Artillerie mit Pferden für letztere zu anſtrengend, ja oft unmöglich machten. Leider kommt es bei dieſer Art Beſpannung häufig vor, daß ein Geſchützzug unaufhaltſam durchgeht, oder daß ſich das Zugvieh einer ganzen Batterie des Ziehens weigert und trotz aller Verſuche nicht in das Feuer zu bringen iſt.

Die Zugpferde der reitenden Artillerie ſind ebenfalls aus den Stutereien der Compagnie ausgeſucht und werden alle vier Jahre erneuert, das Material derſelben iſt nach engliſchem Muſter, leicht, beweglich und haltbar, ſie gilt bei allen Kennern für die beſte Waffe der oſtindiſchen Armee. — Wenn man auch, wie wir bei Aufführung der Etats dieſes Heeres zeigten, ganze eingeborne Artilleriecompagnien und Bataillone hat, ſo haben dieſe doch ſehr viele europäiſche Offiziere und Unteroffiziere in ihren Reihen, die Eingebornen thun nur den reinen Handlangerdienſt, die Kunſt des Richtens, der Elevation, die dem Geſchütz gegeben werden muß, um mit dem Geſchoß eine größere Entfernung zu erreichen, bleibt ihnen ein Geheimniß und wird nur von Europäern executirt. Wenn wir im gegenwärtigen Kriege die Inſurgenten mit enormen Artilleriemaſſen auftreten ſehen, wenn wir finden, daß ſie faſt bei jedem unglücklichen Gefecht ihr ganzes, mindeſtens die Hälfte ihres Geſchützes verlieren, ſo liegt dies darin, daß ſie faſt nur ſchwere Kanonen mit ſich führen und dieſe, großentheils mit Ochſen beſpannt, nicht raſch weggebracht werden können. Sie können dieſen Verluſt auch mit großer Leichtigkeit erſetzen, denn im Königreich Audh und Centralindien ſind beinahe alle Städte und Schlöſſer befeſtigt und mit zahlreichen Geſchützen verſehen, die ſie dann herbeiſchleppen und im Felde gebrauchen.

Es iſt hier nicht der Ort, auf die Verhältniſſe einzugehen, welche die Meuterei der bengaliſchen Armee hervorriefen, oder von dem wahrſcheinlichen Ausgang zu ſprechen. Wir wollen aus dem Kriege nur auf den Charakter der Sipoys in ſo weit ſchließen, daß wir ſagen:

Kämpften ſie ſo gut als ſie marſchiren und Strapatzen ertragen, und wüßten ihre Führer mit ihnen in den Schlachten ſo gut zu agiren, als ſie es verſtehen, ſie durch Märſche nach den verſchiedenen entſcheidenden Punkten zu dirigiren, ſo würde die Herrſchaft der oſtindiſchen Compagnie ſehr bald ſich nur auf Küſtenſtriche beſchränken. v. Tr.

Bilder aus Griechenland.

2.

Die Fahrt nach dem Piräus. — Der erste Abend in Athen.

Wenn in Romanen oft seltsame Dinge geschehen, so hat das Leben bisweilen noch seltsamere aufzuweisen. Bedürfte es dafür noch der Beispiele, so könnte die Art, wie ich zu einem Reisegefährten nach Griechenland kam, dazu dienen. In Dresden hatte mich der Zufall in Gestalt eines Eisenbahnschaffners einem Herrn und einer Dame gegenübergesetzt, auf die ich dadurch, daß sie sich, obwol augenscheinlich Deutsche, italienisch unterhielten, aufmerksamer wurde, als dies sonst der Fall gewesen sein würde. Daß sie wirklich Deutsche waren, zeigte sich bald. Die Dame fragte nach dem Städtchen, das kurz vor den Steinbrüchen unter der Bastei mit seinem weißen blechgedeckten Kirchthurm sich in der Elbe spiegelt, und ich nannte ihr den Namen Wehlen; der Herr hielt den Lilienstein für den Pfaffenstein, und ich nahm mir die Freiheit, ihn eines Bessern zu belehren. Im Uebrigen fanden wir keine Ursache, uns jener edlen Zugeknöpftheit zu entäußern, die es in Norddeutschland nicht leich zu Eisenbahnbekanntschaften kommen läßt, und am wenigsten hätte meine Philosophie sich träumen lassen, daß mein vis à vis mit nach Athen zu fahren und die Mühen und Genüsse eines Rittes durch den Peloponnes mit mir zu theilen bestimmt sei.

Und doch wollte es mein und sein Stern so. Schon hatte ich beim Wagenwechsel in Bodenbach mein Handgepäck in einem andern Coupé untergebracht, als der blonde Italiener und seine Begleiterin, und beide waren über Gedanken an die Weiterreise und ihr Ziel schon halb vergessen, als jener, augenscheinlich blos, um sich die Zeit während der Untersuchung der Koffer zu vertreiben, von neuem ein Gespräch anknüpfte.

„Werden Sie noch weit reisen?“ fragte er. — „Je nun, ich denke ziemlich weit, nach Griechenland,“ antwortete ich. — „Beneidenswerthe Tour! Sie waren schon im Orient?“ — „Ich war vergangenes Jahr in Aegypten.“ — „Darf man fragen, ob in Geschäften?“ — „Wenn Sie wollen, ja; ich hatte ein Buch vor.“ — „Ah in der That! Da hat (hier nannte der Blonde meinen Namen) uns neulich in den Grenzboten Verschiedenes vom Nil erzählt. Haben Sie es vielleicht gelesen? — „Gelesen und auch geschrieben,“ sagte ich lachend und gab ihm meinen Namen. — „Nun, das ist wirklich ein eignes Zusammentreffen. Und ich heiße“ — hier überraschte er mich zum Entgeld mit der Adresse eines geschätzten, aber mir bis dahin persönlich unbekannten Mitar-

beiters dieſer Blätter. Es folgte kameradſchaftliches Händeſchütteln, Vorſtellung bei Madame und natürlich der Beſchluß, in demſelben Waggon weiterzufahren, den meine neuen Bekannten gewählt hatten.

Es war wirklich ein eignes Zuſammentreffen. Demungeachtet lag mir der Gedanke, daß der geſchätzte Mitarbeiter erſehen, mein Reiſegefährte um das Cap Matapan zu werden, mindeſtens noch ebenſo fern, als fünf Minuten vorher die Vermuthung, daß der blonde Unbekannte mir gegenüber eigentlich eine Art Bekannter ſei. Die Leute fuhren nach Steiermark, um dort den Sommer zuzubringen. Sie wollten überdies die Nacht in Prag bleiben, und ich hatte ein Billet nach Wien. Ich konnte, nachdem wir vertrauter geworden, wünſchen, einen ähnlichen Reiſebegleiter zu finden, und ich wünſchte es wirklich. Die Hoffnung, grade dieſen zu gewinnen, hätte, wenn ſie mir überhaupt aufgeſtiegen wäre, als unberechtigt zurückgedrängt werden müſſen. Aber ſiehe da, was mir unmöglich ſchien, war ſchon auf dem Wege der Verwirklichung. Wir hatten noch nicht lange von den Schönheiten Griechenlands geſprochen, als ich zu bemerken glaubte, daß in den Beiden ein Entſchluß reifte, der zu meiner Tour in Beziehung ſtand. Sie fragte, ob ich gern allein reiſe, was ich verneinte. Er erkundigte ſich nach den Reiſekoſten, worauf ich einen Ueberſchlag gab, der zu befriedigen ſchien. Die Dame ſann eine Weile nach, dann ſagte ſie: „Wie wärs, wenn Du mitgingſt?“ und ein dankbares Lächeln des Gemahls antwortete: „Vortrefflich wärs!“ Es gab noch das eine und das andere Aber. Man zweifelte, ob mir grade mit dieſem Begleiter gedient ſein könnte, ein Zweifel, der von mir raſch beſeitigt wurde. Man rechnete noch einmal, überlegte noch einmal den Weg zur Beſchaffung der noch fehlenden Mittel, dann wars mit Topp und Handſchlag vollbracht, und als der Schaffner „Station Prag“ in das Wagenfenſter rief, war nicht nur das Ob, ſondern auch das Wie der Sache entſchieden. Wir wollten uns den nächſten Abend in Wien treffen, den darauf folgenden Morgen Madame nach der ſteierſchen Sommerreſidenz bringen und dann in Gottes Namen nach Trieſt und ſo weiter fahren. Und wie gewollt, ſo geſchehen, und ich meine, keiner von uns beiden beklagt jetzt den Zufall, der uns zuſammengab.

Auch weiterhin war der Jupiter der Reiſenden mir günſtig. Der Lloyddampfer „Germania“, der uns nach Syra führen ſollte, iſt ein ſchönes, bequem eingerichtetes Schiff, welches dadurch, daß es bis Korfu nur wenige, von dort bis Syra aber außer uns beiden gar keine Paſſagiere erſter Claſſe hatte, eben nicht unbequemer wurde. Der Capitän war ein Seemann beſten Schlags und ſprach überdies — was freilich der Name des Schiffes zu verlangen ſchien — ziemlich gut und, was bei dieſen Kroaten und Dalmatinern nicht häufig der Fall iſt, auch gern deutſch. Sturm und andere Meeresunbill blieb uns fern, und infolge deſſen auch die Seekrankheit. Langeweile

endlich, der ſchlimmſte Gaſt auf Reiſen zur See, beſchleicht den Paſſagier in dieſen Strichen überhaupt nicht, da er nur ein einziges Mal und auch da nur auf kurze Zeit, das Land aus den Augen verliert.

Die „Germania“ iſt ein Dampfer der griechiſch-orientaliſchen Linie, und dieſe vermittelt zugleich den Verkehr Oeſtreichs mit der Oſtküſte von Italien. So hoffte ich auch von dieſem Lande der Sehnſucht ein Stück zu genießen. War es klein und konnte der Genuß nur kurz ſein, ſo war es doch Italien, und Ancona mußte etwas von der Schönheit Roms, Molfetta und Brindiſi, die beiden andern Haltpunkte, etwas von Neapels Anmuth haben. Diejenigen Leſer, welche hier waren, wiſſen, wie ſehr ich mich täuſchte. Auch der Rücken der Sonne iſt ſchön. Die Rückſeite Italiens aber mit ihrer nur ſelten zu Buchten einbiegenden Küſte, ihren waldloſen Bergen, ihrer flachen Südhälfte, erweckt eher alle andern Empfindungen, als die des Wohlgefallens. Dazu kommt die Geringfügigkeit des Verkehrs in den Häfen, dazu der Verfall, der Schmuz und die immer wiederkehrenden Beiſpiele von Trägheit in den Städten, dazu in Ancona das gedrückte mürriſche Weſen der Einwohner, die täglich den Anblick der verhaßten öſtreichiſchen Weißröcke dulden müſſen, dazu vor Molfetta und Brindiſi das unbehagliche Gefühl, welches Gedanken an die neapolitaniſche Polizei, an Poerios Kerker, an die Peinigungen ſeiner tauſend und abertauſend Leidensgefährten begleitet. Ich geſtehe, daß ich unter dieſen Umſtänden froh war, als wir aus der Bucht von Brindiſi hinausſteuernd allmälig die weiße Stadt und ihr ochergelbes, wie aus Kork geſchnittnes Felſencaſtell und endlich mit der Landſpitze, auf welcher der Leuchtthurm ſteht, die letzten Spuren der italieniſchen Küſte aus dem Geſicht verloren.

Am nächſten Morgen ſah ich durch das kleine Fenſter meiner Schlafkammer bekannte purpurblaue Felshörner, die eine bekannte weiße Stadt im weiten Bogen umgeben. Zwiſchen Stadt und Gebirg erhob ſich amphitheatraliſch ein baumreiches Hügelland, über deſſen grüne Wipfel einzelne ſchwarze Cypreſſen ragten. Zwiſchen Schiff und Strand wimmelte es von Barken mit Ruderern in griechiſchem Coſtüm. Der Dampfer lag ſtill. Als er ſich ein wenig drehte, trat zu dem Bilde auf der Linken ein altersgraues Caſtell auf ſchroffem, theilweiſe von grünen Schlingpflanzen überkletterten Klippenvorſprunge. Ich ging aufs Deck, und ſcharf wie ein Schattenriß abgeſchnitten vom gelblichen Himmel, auf den Höhen roſenroth angeſtrahlt von der eben aufgehenden Sonne, in den Tiefen rauchblau breitete ſich die Bucht von Korfu, das erſte Bild der Reiſe aus, das mich in den ganzen vollen Süden verſetzte.

Und wie die Landſchaft hatte auch das Schiff eine andere Phyſiognomie angenommen. Bisher war nur die dunkle nordiſche Tracht vertreten geweſen, ja vor Ancona hatten verſchiedene Prieſterröcke und Jeſuitenhüte, die auf den

Bänken des Verdecks lehnten, ſogar dem Schwarz vor andern Farben den Vorrang gegeben. Jetzt wimmelte es zwiſchen Bugſpriet und Hauptmaſt von rothen Mützen und weißen Fuſtanellen, vielfarbigen Leibbinden, Troddeln und Borten. Joniſche Schiffer fragten nach Paſſagieren, und in dreißig Montenegrinern, die nach Konſtantinopel wollten, war ein noch bunteres Stück orientaliſchen Lebens an Bord geſtiegen.

Sobald ſichs thun ließ, fuhren wir ans Land. Die Stadt bot im Innern das Bild aller ſüdlichen Städte: enge, ſchmuzige, von üblen Gerüchen erfüllte Gaſſen, elende dunkle Schenken, offne Werkſtätten, ungewaſchene Fenſterſcheiben und vergilbte Vorhänge. Wir eilten daher, nach der ſogenannten Esplanade zu kommen, einer ſchönen Anlage mit Baumgängen und Blumenbeeten, auf welche von der einen Seite elegante Häuſer herabſehen, während auf der andern die Wohnung des Gouverneurs und, durch eine Schlucht geſchieden, die Feſtungswerke, Kaſernen und Magazine der Fortezza Vecchia liegen. Nach allen Richtungen hin trifft man hier auf überraſchende Durchblicke nach dem Meere, nach der Felſenküſte von Albanien und nach den benachbarten kleinen Inſeln. Eine ununterbrochene Scala von Genüſſen für das Auge aber bietet ein Gang nach der Flagſtaffbatterie, dem höchſten Punkte dieſes Theils der Feſtung. Man geht über die Brücke nach den Kaſernen, kommt durch Thor auf Thor und Hof auf Hof hinaus auf einen von Bäumen beſchatteten Abhang, von wo man eine köſtliche Ausſicht auf die tief unten ſich hinſtreckende Rhede hat ſchaut, auf ſchönen Kieswegen nach einem Felsſattel höher ſteigend, plötzlich wieder in eine prachtvolle tiefblaue Bucht hinab, und überblickt endlich von der Brüſtung der genannten Batterie das ganze farbenreiche Panorama dieſes Theils von Korfu: die Stadt, die zahlreichen Landhäuſer und Dörfer im Weſten, von denen bei der Klarheit der Atmoſphäre auch die fernſten deutlich zu erkennen ſind, die mit allerlei ſüdlichen Bäumen bewachſenen Hügel am Fuße des halbmondförmigen Gebirgs, welches das Rückgrat der Inſel bildet, den kleinen See in der Mitte des Vordergrundes, die vielgipfeligen Bergketten des Feſtlandes mit ihren weißlichen Spitzen und Kanten und ihren hellblauen Schluchten, endlich das in der Nähe dunkelblaue, weiterhin röthlich ſchimmernde Meer.

In deutſchen und franzöſiſchen Feſtungen hätte man uns ſchwerlich ohne Erlaubnißſchein vom Commandanten ſehen laſſen, was uns beliebte. Hier kümmerte ſich keine Seele um den Fremden. Nur die letzte Schildwache fragte: „Belonging to the Flagstaff?“ Ich antwortete friſch weg mit „Yes, Sir“, wir gingen weiter, und der Rothrock gab ſich damit zufrieden.

Später wurde ein Ausflug in das Innere der Inſel unternommen, bei dem wir unſer Ziel, einen Punkt mit vielgerühmter Ausſicht, den Murray als One-Gun-Battery bezeichnet, zwar nicht auffanden, dafür aber einige

Stunden im Duft von Citronenblüten ſchwelgten und in überreicher Fülle im dunklen Laube Goldorangen blühen ſahen. Weingärten wechſeln hier mit waldartigen Pflanzungen alter Oelbäume, deren vielknorrige Stämme Bündeln zuſammengedrehter Rebenranken gleichen. Feigenbäume ſo groß wie unſere Eichen, bieten ihre Früchte dar. Roſenhecken faſſen die Gärten ein, rieſige Cactus treiben in einem einzigen Sommer Blütenſtengel von zwölf Fuß Höhe. Mandel- und Maulbeerbäume gedeihen an den Abhängen. Prächtig gefärbte, anderthalb Fuß lange Eidechſen lauſchen aus den Aſtlöchern und huſchen wie grüne Blitze an den Baumwurzeln hinab. Ueber dem Meere draußen, das immer wieder durch die Stämme und Wipfel blickte, ſchwebten, unten vom Widerſchein der Flut blaugrün angeſtrahlt, weiße Möven, während drinnen in der Tiefe am See ſich die erſten griechiſchen Nachtigallen hören ließen. In der That, wenn man ſich noch einige Palmen zwiſchen dieſe Vegetation vertheilt und den Ziegenſtallsduft, den das hier gelegene Dorf verbreitete, von einem wohlwollenden Winde entführt dachte, konnte man ſich an dieſer Stelle mitten im Paradieſe glauben.

Nachdem wir in der Weinlaube des kleinen gelben Wirthshauſes, das über dieſen Gärten liegt, ein frugales Frühſtück eingenommen, bei welchem feuriger Zantewein eine Rolle ſpielte und an deſſen Schluß uns die Wirthin nach ſüdlicher Sitte einen Blumenſtrauß überreichte, kehrten wir nach der Stadt zurück, ſahen vor einem Kaffeehauſe an der Esplanade Soldaten von der Garniſon Cricket ſpielen, beſuchten einige Kirchen, darunter die des heiligen Spiridion, und fuhren dann bei ziemlich bewegter See wieder nach unſerm Schiffe, das bald nachher die Anker lichtete.

Eine Stunde ſpäter paſſirten wir das kleine, felſige, jetzt von der Abendſonne roth angeſtrahlte Paxos, dann bei Mondſchein das noch kleinere Antipaxos, und als der Morgen uns wieder aufs Verdeck rief, waren wir in dem engen Kanal von Viscardo, der zwiſchen Ithaka und Kephalonia hindurchführt. Die Sonne war die von geſtern. Wie warm aber auch das Licht war, das ſie über die Inſeln ergoß, und wie lebendig uns die Welt Homers vor der Seele ſtand, die rauhe Natur dieſer Landſchaft ließ ſich nicht verklären. Ithaka iſt ein öder, klüftereicher Kalkfelſen, deſſen Flanken mit ſchwarzgrünen Wachholderſträuchen und Stacheleichenbüſchen bewachſen ſind. In den Vertiefungen bemerkt man hin und wieder einige graue Olivenbäume. Opiſſo Aito, wo wir eine halbe Stunde hielten, iſt ein ärmliches Oertchen von fünf oder ſechs Häuſern. Im Innern ſoll die Inſel einige fruchtbare Thäler haben und gut angebaut ſein. Vom Meere aus ſieht man ihr nicht an, daß ſie gegen zehntauſend Einwohner nährt. Einen ähnlichen unwirthlichen Anblick bietet Kephalonia, die größte der joniſchen Inſeln, wo der Dampfer vor einigen Häuſern in der Bucht von Samos eine Weile hielt. Auch hier erblickt man

nur dürre, mit dunklem Gestrüpp überwucherte Höhen und nur selten Spuren von Anbau. Eine öde, düstergraue, mit einzelnen schwarzen Nadelbäumen bestandene Bergkette, die sich in dem Montenero gegen fünftausend Fuß über den Meeresspiegel erhebt, breitet sich in mehren Zweigen über die Insel aus und wirft ihre Schatten weithin über die See. In der Bucht von Samos war nicht ein einziges Schiff, und auf der ganzen, fast zehn Meilen langen Strecke der Küste, an der wir hinfuhren, gewahrten wir nicht mehr als zwei Dörfer. Indeß ist auch hier das Innere freundlicher und fruchtbarer, und wenn man nicht so viel Brotkorn erzeugt, als man braucht, so erbaut man wenigstens eine große Masse von Korinthen, von denen bei guten Ernten mehr als vier Millionen Pfund ausgeführt werden.

Um die Mittagsstunde warfen wir in der geräumigen Bucht Anker, an welcher die Hauptstadt von Zante liegt. Die Insel rechtfertigt den Namen der „waldigen", den sie bei Homer und Virgil führt, nicht mehr. Sie hat weder an der Küste noch auf der großen Ebne im Innern andere als Fruchtbäume. Dagegen verdient sie den Namen „Fior di Levante", den ihr der Schiffer dieser Meere gibt, nicht blos ihres reichen Bodens und des Wohlstandes ihrer Bewohner wegen. Die Bai, in der wir hielten, ist von großer malerischer Schönheit. In der Mitte zieht sich unter hohen grünen Bergen in Hufeisenform die weißschimmernde Stadt hin. Rundbogengänge erinnern an die Procurazien, ein hoher viereckiger Thurm mit blauem Dach an den Campanile Venedigs. Rechts klettern einzelne Häuser, umgeben von Büschen und Gärten, die Höhe empor, welche von einem mächtigen Fort gekrönt wird. Links strebt ein schroffes, mit einigen Baumgruppen besetztes Vorgebirge, auf dem ein großes Kloster steht, als letzter Ast des Monte Scopo in das Meer hinaus und der Küste von Morea zu, von der ihm die grauen Klippen des Cap Tornese entgegentreten. Vor dem Molo herrschte ein reger Verkehr von Schiffen und Barken, die, vermuthlich des Sonntags halber, sich mit allerlei bunten Flaggen geschmückt hatten. Vom Lande her wehte der Wind Düfte von Orangenblüten, und ehe wir abfuhren, brachte ein Diener zwei Blumensträuße so groß wie Getreidegarben an Bord, welche, als Geschenk nach Syra bestimmt, uns den Geruch der Blume der Levante noch lange nachdem wir sie aus dem Gesicht verloren, genießen ließen.

Nachdem wir die folgende Nacht die Küsten des Golfs von Arkadien passirt hatten und später am Eingang der Bucht von Navarino vorübergefahren waren, dämmerte gegen Morgen das Felsengestade der Bai von Koron vor uns auf. Dann erhoben sich die zerklüfteten Berge der Maina und die Südspitze des Festlandes von Europa, Cap Matapan vor dem Bugspriet des Schiffes. Gegen Mittag dampfte die „Germania" zwischen den schwarzen Klippen der Küste von Cerigo und der öden seezernagten Insel Ovo hindurch

in die Rhede von Cerigo hinein, über der auf baumloſen kegelförmigen Felſen die kleine weiß und gelbe Feſtung und daneben der Hauptort des Eilandes liegt.

Von hier nahmen wir den Cours nach Nordoſt. Wir befanden uns jetzt in einer Gegend des Meeres, die noch vor kurzem ein Hauptſchauplatz der Thaten griechiſcher Piraten war, und der Capitän erzählte mancherlei haarſträubende Geſchichten, die hier ſich begeben hatten, von elend abgeſchlachteten Matroſen, von Capitänen, die man, damit ſie ihre Baarſchaft auslieferten, bei gelindem Feuer geröſtet hatte, von allerlei Beſtialitäten gegen Frauen u. ſ. w. Einmal hatte ihm ſelbſt das Meſſer an der Kehle geſtanden. Es war mit der Brig Odore (Duft), geführt von Capitän Garofalo (Nelke), deſſen Frau Roſa und deſſen Tochter Hortenſia hießen. Dieſes harmlos dahinſchwimmende Blumenbeet war plötzlich von vier ſchnellſegelnden Barken, bemannt mit 100 bis 120 grimmigen, bis an die Zähne bewaffneten Räubern angegriffen worden. Man hatte ſich ohne die mindeſte Hoffnung auf Sieg zur Vertheidigung bereit gemacht, Frau Nelke und Fräulein Hortenſia hatten ſich an der Verſchanzung zurecht geſetzt, um beim Erſcheinen der Korſaren auf dem Deck durch einen herzhaften Sprung über Bord der Schande zu entfliehen, da hatte der Himmel noch in der elften Stunde ein Einſehen gethan und einen ſchönen Wind geſchickt, der die geängſtigte Brig entkommen, oder, wie hier zu ſagen erlaubt iſt, verduften ließ. Wir freuten uns der Rettung, die uns einen braven Capitän erhalten hatte, wünſchten uns Glück zu der friedlichen Zeit, welche uns an dieſen Schlupfhäfen des Seeraubes ſo ruhig zu Bett gehen ließ, als ob wir daheim wären, und ſegneten mit dem Erzähler das Andenken des guten Admirals Pauluzzi, der durch fleißiges Hängen hier Ordnung geſtiftet hatte.

Gegen Morgen weckte mich das Herabraſſeln der Ankerkette, und als ich den Kopf nach meinem Obſervationsfenſterchen wandte, ſah ich etwa einen Büchſenſchuß entfernt vom Schiffe unter einem kahlen grauen Bergkamme ein großes einſames Gebäude liegen. Es war das Lazareth von Syra. Auf das Deck ſteigend, erblickte ich am andern Ufer der Bucht, in der wir uns befanden, die Stadt ſelbſt vor mir. Hinter zahlreichen Maſten — es ankerten im Hafen gegen hundert größere und kleinere Fahrzeuge — erhebt ſich in der Geſtalt eines Amphitheaters mit weißen und gelben Mauern und größtentheils platten Dächern die Unterſtadt. Darüber ragt auf der Spitze eines baumloſen Kegelbergs, um eine große Kirche ſich gruppirend, mit ähnlichen Farben die Altſtadt. Die Umgebung der Bai iſt durchaus öde. Vergebens ſucht das Auge auf dem Rande des Keſſels nach Gärten und Feldern, und nur nach langem Umſchauen gewahrt man im Hintergrunde ein Stückchen Grün mit einigen Bäumen. Ueber und neben der untern Stadt, namentlich auf dem

Felsvorſprunge zur Rechten, unter dem man in der Ferne am Horizont die Umriſſe von Tenos, Delos und Mykonos auftauchen ſieht, drehen ſich, mit ſchmalen Segeln ſternförmig beſpannt, die Flügel von Windmühlen.

Syra beſtand bis zum Befreiungskrieg nur aus der Altſtadt. Da die Inſel während des Kampfes neutral blieb, ſo zogen ſich allmälig viele Flüchtlinge, und vorzüglich Kaufleute und Rheder von Kandia, Chios und andern Inſeln der Nachbarſchaft hierher und bauten ſich an der Stelle, wo jetzt die Unterſtadt ſteht, an. Dadurch wurde der Handel mehr und mehr nach dieſer Bucht gelenkt, die zwar nicht beſonders vor Stürmen geſichert iſt, ſich aber durch ihre Lage in der Mitte zwiſchen den weſtlichen Häfen des Mittelmeers, Alexandrien im Süden, Smyrna im Oſten und Konſtantinopel im Norden empfahl. So wuchs die Stadt zu einem Haupthandelsplatz der Levante an und zählte im Jahre 1856 bereits über 26,000 Einwohner. Weniger erfreulich iſt der Haß, der zwiſchen der katholiſchen Altſtadt und der orthodoxen Neuſtadt herrſcht, und der das heiße Blut der Parteien bei Gelegenheit von Gebietsſtreitigkeiten bis auf die neueſte Zeit wiederholt zu förmlichen Straßenſchlachten veranlaßte.

Wir benutzten den Umſtand, daß wir hier einen vollen Tag auf den Dampfer zu warten hatten, der uns nach dem Piräus bringen ſollte, zu einem Ausflug ans Land, bei dem der Capitän unſer Führer war und der uns im Zickzack durch die ganze Länge der Stadt führte. Dieſelbe zeigt allenthalben den Charakter einer neugegründeten und raſch fortwachſenden. Neben eleganten Häuſern mit ſchönen Freitreppen und Balkonen, Spiegelfenſtern und Stuckzierrathen, Luxusmöbeln und Pianoforten, die Verdiſche Melodien erklingen ließen, liegen verfallne Schmuzhütten, in denen man halb über, halb unter der Erde wohnt, neben Ruinen die Steine zu Neubauten, neben planirten und gut gepflaſterten Straßen holperige Gäßchen, durch die man wie auf Hühnerſteigen emporklettert. Die Hauptwache der Gensdarmerie iſt eine weiß und blau angeſtrichne Holzbude, der Tempel Thalias eine Breterbaracke. Dagegen iſt die eben vollendete Hauptkirche ein prächtiger Bau, und nicht weniger ſchön iſt das an der Hauptſtraße gelegene Hospital mit ſeinem freundlichen, von Arkaden umgebenen, in der Mitte mit Orangen und Granatbäumchen, Nelken und andern Blumen bepflanzten Hofe.

War uns auf Korfu und Zante das Griechenthum noch ſtark mit italieniſchem Weſen gemiſcht entgegengetreten, ſo ſah ich mich hier ganz in den Orient verſetzt. Ueberwog dort die europäiſche Tracht, namentlich unter den Frauen, ſo kam ſie hier nur ſporadiſch vor. Eſelreiter galopirten über die Straße, die ſchlottrige Sackhoſe des Inſelgriechen, die faltenreiche Fuſtanella, der Strohhut, über den eine rothe Mütze mit blauer Quaſte geſtülpt iſt, rothe Jacken und Gamaſchen drängten ſich in der Kirche, im Bazar und auf der Treppe

des Gerichtshauſes. Selten ſah ich blaue Augen und blonde Haare, häufig an Frauen die Körperfülle, welche die Töchter des modernen Hellas auszeichnet, in vielen Fällen aber zur Ueberfülle anſchwillt. Die ſchwarzen Marien, die aus Silberblech getriebenen Heiligenbilder, aus denen dunkelbraune Geſichter und Hände hervorſchauen, den Adler (von Byzanz?), der auf jeder Kanzel ſtatt des Betpultes vor dem Prediger ſteht, die ungeheuren ſilbernen Leuchter und Hängelampen, die in den Kirchen vor den Altären ſich befinden, hatten wir ſchon auf den joniſchen Inſeln angetroffen; es kam mir aber vor, als ob der näſelnde Geſang der Prieſter hier noch orientaliſcher, das Bilderküſſen und Sichbekreuzen der Gemeinde noch bigotter wäre und das Ganze dieſes geiſtloſen Gottesdienſtes noch mehr an eine Judenſchule erinnerte als dort an der Grenze des Abendlandes.

Am nächſten Morgen ſahen wir außer dem unſrigen noch drei Dampfer des Lloyd neben uns ankern: der große Celere Pluto, nach Konſtantinopel beſtimmt, lag neben der kleinen Croazia, die eben von Kandia angekommen war, der ebenfalls kleine Mahmudie nicht weit von uns. Der letztere zog die Flagge auf, welche die baldige Abfahrt verkündigte. Er war das Schiff, das uns in den Piräus führen ſollte, und wir hatten uns zu beeilen, wenn wir nicht zurückbleiben wollten. Kaum waren wir an Bord, als die Anker gelichtet wurden, und eine Stunde ſpäter waren wir bereits über die Nordſpitze von Syra hinaus und in Sicht der zahlreichen kleinen Eilande, die zwiſchen hier und der Südküſte von Attika und Euböa hingeſäet ſind. Sie bieten, in der Nähe geſehen, ſämmtlich daſſelbe Bild, wie das baumloſe, dürre Syra, und mehre ſind wegen Waſſermangel ganz unbewohnbar.

Es war zwei Uhr, als mein Reiſegefährte mich auf einen weißen Punkt auf einem dunkelgrauen, ins Grünliche ſchimmernden Vorgebirge aufmerkſam machte. Das Fernrohr zeigte, daß der weiße Punkt aus Säulen beſtand, und beim Näherkommen zählten wir deren zwölf. Der Tenente (Lieutenant), den wir nach dem Orte fragten, bezeichnete ihn als Capo Colonne. Ueber die Säulen wußte er nichts zu ſagen. Das Bergland, an deſſen Fuß ſie ſtanden, wäre die Südoſtecke von Livadia, die Berge weiter rechts gehörten zu Negroponte. Ich rieth jetzt ſelbſt weiter. Wir hatten vor uns das Vorgebirge Sunion, Livadia heißt der nördliche Theil des heutigen Griechenland, Negroponte ins Althelleniſche überſetzt, Euböa, und die erſten Ruinen des Alterthums, die uns hier die Reiſe zeigte, waren die Reſte des Tempels der Athene Phonoia. Das Schiff fuhr hart an der Küſte hin, und wir konnten mit bloßen Augen erkennen, daß die Säulen von gelblichem Geſtein (es iſt Marmor) ſind, daß ſie der doriſchen Ordung angehören und daß ſie noch ein Stück vom Architrav tragen.

Wie gern hätte ich mich ſchon hier ausſchiffen laſſen! Von allem menſch-

lichen Treiben, aller Misere des modernen Griechenland entfernt, stehen die Ruinen in großartiger Einsamkeit, in heiliger Stille da, die nur von dem Rauschen der Meereswogen unterbrochen wird. Es mußte ein hoher Genuß sein, sich neben dieses alte Heiligthum zu lagern und sich ruhig dem Eindruck zu überlassen, den es mit seiner Umgebung in der Seele hervorruft. Es mußte sich entzückend träumen bei einem Blicke durch die Säulen hindurch nach dem dunkelblauen Himmel hinauf oder nach dem sonnenbestrahlten Meere hinab, aus dem in der Ferne die Cykladen, Hydra und Poros und die Gestade von Argos auftauchten, jede mit Erinnerungen an die glanzvolle Vergangenheit. Es mußte berauschen, sich von dem Geiste dieser Trümmer von Perikles erzählen zu lassen, in dessen Tagen der Tempel sich erhoben. Aber der Dampfer brauste weiter, die Ruinen verschwanden, und bald ließ uns Schöneres den Eindruck, den sie gemacht, vergessen.

Zunächst folgte eine einsame kleine Bucht, umgeben von jenen mit bloßem Gestrüpp bewachsenen Bergen, die wir uns allmälig als charakteristisch für die griechische Landschaft aufzufassen gewöhnen. Dann trat das Gebirg wieder weiter hervor. Dann bog es aufs Neue zu einem Amphitheater ein, und eine weite Ebene, in der sich gegen die Mitte hin einige spitze Hügel erhoben, wurde sichtbar. Im Vordergrunde wogten im Winde gelbliche Getreidefelder, im Hintergrunde lagerten, durch einen Sattel verbunden, zwei mächtige, in diesem Augenblick von Wolken schwarzblau beschattete Felsenberge. Rechts zog sich ein fast gleich hoher kahler Rücken, links ein niedrigerer, mit mehren Einsenkungen hin, über dem in der Ferne wieder höhere Gipfel aufragten. Die Wolkenschatten, die auf der Ebene lagen, zogen sich mehr und mehr nach dem Gebirge hin, und plötzlich goß die Nachmittagssonne ihr helles Licht über die Hügelgruppe in der Mitte aus, die nun wie vergoldet aus der dunkeln Fläche hervortrat. Ich hatte die Ebene von Athen vor mir. Auf dem einen Hügel gewahrte ich deutlich die Umrisse von Tempeltrümmern neben einem hohen Thurm. Es war die Akropolis. Der andere scharf zugespitzte, etwas weiter entfernt von der See mußte der Lykabettus sein; noch ein anderer, den ein Gebäude krönte, war vermuthlich der Nymphenhügel. Eine Wendung des Schiffes verschob die Stellung der Höhen und ließ jetzt, indem sie auch die Stadt und das Schloß und den langgestreckten Oelwald zeigte, der den Lauf des Kephissus bezeichnet, nicht mehr zweifeln, daß wir uns vor unserm Ziele befanden. Der goldne Schein aber blieb über Athen und seiner unmittelbaren Umgebung noch geraume Zeit, und er hatte in seinem Gegensatz gegen die Beschattung ringsum und namentlich gegen das dunkle Blau des Parnes und des Pentelikon im Hintergrunde etwas so Zauberhaftes, daß ich fast glaubte, meine Augen täuschten mich, und es sei die Phantasie, welche den verehrten Ort mit der Glorie eines Heiligenscheines bestrahlte.

Eine halbe Stunde ſpäter ſchwenkte der Dampfer, um eine niedrige felſige Landzunge biegend, in eine ſchmale, ziemlich tiefe Bucht ein, in deren Hintergrund eine hellfarbige Stadt ſchimmerte. Es war der Piräus. Rechts tanzten vor einem Wachthaus Soldaten in lichtblauen Uniformen ſingend und ſchreiend einen lebhaften Tanz. Vom Kai kam uns ein Schwarm von bunten Barken entgegengeſchwommen.

Kaum hatte das Schiff Pratica erhalten, als es von den Führern jener Barken förmlich geentert wurde, und im Nu hatte jeder von den Paſſagieren ein halbes Dutzend zudringlicher ſonnenverbrannter Burſchen am Knopfloch, die ſich ihm, franzöſiſch und italieniſch radebrechend zur Fahrt ans Land aufdrangen. Wir vertrauten uns einem Fremdenfänger des Hotel d'Angleterre an, der ſich, nachdem wir aufs Trockne gelangt, ſofort dadurch nützlich machte, daß er den Cerberus des Zollhauſes, welcher Einblick in unſer Gepäck verlangen zu wollen ſchien, nach Landesſitte mit einem Zwanziger beſchwichtigte und dann durch raſche Wahl unter der Menge von Wagen, welche die Verbindung zwiſchen hier und Athen unterhalten, uns vor dem Schickſal bewahrte, unſere Rockſchöße in den Fingern der Fiackerknechte zurücklaſſen zu müſſen, deren Ungeſtüm das der Barkenführer womöglich noch überbot. Eine halbe Meile von Athen hat man keine Neigung, ſich auf die Betrachtung anderer Dinge einzulaſſen. So warfen wir nur einen kurzen Blick auf die Straßen am Hafen und auf die hübſchen Gartenanlagen, welche die franzöſiſchen Occupationstruppen den Bewohnern des Piräus als Geſchenk hinterlaſſen haben, dann rollte der Wagen aus der Stadt hinaus und die nach Norden führende Landſtraße entlang auf die immer deutlicher ſichtbar werdenden Zinnen der Akropolis zu. Am Rande der Chauſſee ſtanden dichtbelaubte Silberpappeln, weiter zurück wechſelten Felder, auf denen Gerſte die Sichel des Schnitters erwartete, mit Rebenpflanzungen, Olivenbäume, die ſich zur Linken zu einem Walde verdichteten, mit einzelnen Maulbeerbäumen. Auf den Aeckern und in den Gärten flimmerten wie rothe Flämmchen die Blumen von Mohn. Hin und wieder zeigten ſich zwiſchen dem Grün die Quadern alter Bauten — Reſte der langen Mauern. Ein Stück weiterhin drängte ſich von links her ein kleiner ſchmuzigrother Bach unter der Straße durch — der Kephiſſus. In der Mitte des Weges wurde vor einer Schenke gehalten, und ein Kellner in Pumphoſen brachte uns Limonade und gab uns auf unſern Zwanziger die erſten griechiſchen Kupferſtücke heraus.

Kurz nachher verſchwand der Oelwald rechts, und von der breiten bläulichen Wand des Hymettus hob ſich ſcheinbar hart neben uns der Hügel ab, auf dem das Denkmal des Philopappus ſteht. Noch ein Weilchen, und ganz Athen lag vor uns: hier rechts der Nymphenhügel mit Baron Sinas Obſervatorium, die dunklen wild zuſammengeſchichteten Felsklumpen des Areo-

pags und neben der Hochfläche der Pnyx die Säulen der Propyläen, da vor uns der kleine Theseustempel und im Hintergrunde, von dem Schlosse des Königs überragt, weiß und grau die Stadt. Noch fünf Minuten, und der Wagen rollte in die Hermesstraße hinein. Weitere fünf Minuten, und wir hielten vor dem Hotel.

Es war Abend geworden, aber wir wollten nicht nach Athen gekommen sein, um auch nur eine Stunde unbenutzt zu lassen. So machten wir uns nach kurzem Aufenthalt auf unserm Zimmer zu einem Gang durch die Stadt auf. Man findet sich hier leicht zurecht. Athen wird von zwei Hauptstraßen durchschnitten; von Süden nach Norden läuft die Aeolusstraße, von Osten nach Westen die schon genannte Hermesstraße. An jener lag unser Hotel, diese führte uns nach dem Schloßplatze hinauf. In den Gassen herrschte ein buntes Gewühl von Trachten. Wagen rasselten bergauf, bergab. In den offenstehenden Kaffeehäusern und Rezinatschenken sah man Stühle und Bänke mit Fustanellen besetzt. In den auffallend zahlreichen Barbierstuben wurden bei weit aufgethanen Thüren Bärte abgenommen und Haare verschnitten. Nach den vielen Uniformen, denen wir begegneten, hätte man auf eine starke Garnison schließen sollen, und in der That stehen in Athen verhältnißmäßig mehr Truppen, als in den meisten deutschen Städten. Frauen sah man wenige auf der Straße, und sie trugen ohne Ausnahme fränkische Kleidung, nur bedeckte statt des Huts oder der Haube den Kopf gewöhnlich ein Fez mit einer Quaste von Gold- oder Silberfäden.

Der Schloßplatz ist von der Königin mit schönen Anlagen geschmückt worden, die, jetzt großentheils in Blüte, einen berauschenden Duft ausströmten. Freistehende Orangenbäume, Cypressen und Cactus wechseln mit Blumen und andern anmuthigen Pflanzen, die sämmtlich üppig zu gedeihen scheinen. Weniger gut nahmen sich die Dattelpalmen aus, welche weiter oben neben dem Palaste selbst stehen. Sie waren mit orthopädischen Maschinen vor dem Abknicken geschützt, und ihre Kronen glichen dem Gefieder von Hühnern, die der Habicht in den Krallen gehabt hat. Das Schloß, von einem rahmfarbenen Stein erbaut und ziemlich ausgedehnt, trägt einen etwas nüchternen Charakter, wenn es auch als boshaft bezeichnet werden muß, den Bau, dem fast alle Gliederung mangelt, eine große Kaserne aus Schweizerkäse zu nennen. Sehr verlockend wirkte der prächtige Garten dahinter, aus dessen Büschen und Wipfeln, wie ich jetzt gewahr wurde, der berauschende Erdbeerduft quoll, der mich schon unten in der Stadt entzückt. Wir versuchten mit jener kurzbesonnenen Kühnheit, welche den praktischen Reisenden kennzeichnet und ihm zu manchen Erfolgen verhilft, hineinzukommen, wurden jedoch von der Schildwache in der Sprache des Homer zurückgewiesen und verschoben den Besuch auf morgen.

Die Sonne war inzwischen untergegangen, und wir kehrten nach unserm

Hotel zurück. In der Stadt war ein Auflauf. Soldaten schleppten einen kläglich schreienden und sich mit Händen und Füßen sträubenden Burschen auf die Wache. Wir fragten, was er verbrochen und erfuhren, daß er über Kupplergeschäften ertappt worden, ein Handwerk, welches hier ziemlich lebhaft betrieben zu werden scheint; denn schon im nächsten Augenblicke zupfte eine Hand an dem Rockschoße meines Begleiters, und ein verschmitzt grinsendes Gesicht fragte: „Una bella donna?“

Im Gasthof wartete unser ein Abendessen aus Brot, Käse und zähem Kalbfleisch, über dessen Kärglichkeit wir uns mit einer Flasche Santorinwein zu trösten versuchten, was nur unvollständig gelang, weshalb wir den Beschluß faßten, den nächsten Tag anderswo Herberge zu suchen. Die Hotels in Athen sind aber überhaupt keine Mustergasthäuser. Die beiden ersten, Hotel d'Angleterre und Hotel d'Orient, sind allerdings elegant, fast prächtig eingerichtet, die Zimmer hoch, gut möblirt und mit ausgezeichneten Betten versehen. Dagegen läßt die Tafel außerordentlich viel vermissen. Der Kaffee ist ungenießbar, ja man fragt sich, ob er überhaupt Anspruch auf den Namen Kaffee hat. Die Bedienung ist beim Empfang der Gäste und noch mehr beim Abschied sehr behend und prompt zur Hand, sonst aber schwer zu erlangen; auch schien ihr die englische Kundschaft, die sonst überall reformirt, noch nicht die Begriffe von Reinlichkeit beigebracht zu haben, welche dem civilisirten Kellner so zierlich stehen. Die kleineren Gasthäuser zeigen schon durch ihr Aeußeres, daß diese nothwendigste der Tugenden in ihnen noch weniger geehrt ist; doch entsprechen hier wenigstens die Preise den Leistungen von Wirth und Koch.

Sehr anmuthig ist der Garten hinter dem Hotel d'Angleterre. Prächtige Rosenlauben laden zum Sitzen ein. Orangenbäume und andere blütenreiche Pflanzen spenden Wohlgerüche. Zwischen Cypressen sind Marmorreliefs und Grabschriften aufgestellt, die man beim Bau des Hauses ausgegraben. Ein Gang in lauer Nacht bei Mondlicht und Nachtigallenschlag durch diese reizende Anlage war das Beste, was wir hier genossen. Dennoch litt es uns nicht lange da. Wir mußten noch einmal hinaus auf die Straße und den freien Platz, auf dem sich noch spät Spaziergänger hin- und herbewegten, um sich nach der Hitze des Tages der Abendkühle zu erfreuen. Gern wären wir noch in dieser Stunde nach der Akropolis hinaufgestiegen, die sich jetzt wie ein mächtiger dunkelvioletter Schattenriß von dem mattblauen Himmel über der Stadt abhob. Es war Vollmond, und wir malten uns gegenseitig den Eindruck aus, den der edle Bau des Parthenon bei dieser Beleuchtung machen mußte. Aber das Thor wird nach Sonnenuntergang geschlossen. Auch munkelte der Portier des Hotels von unsichern Gegenden da droben, und wir meinten, ihm glauben zu müssen, da wir bemerkt hatten, daß man selbst in der Stadt des Nachts Patrouillen zu Fuß und zu Pferde für nöthig hält.

So begnügten wir uns mit einem Gange nach Norden bis dahin, wo auf der Stätte des alten Kerameikos die geschlossenen Häuserreihen sich allmälig auflösen. Bei den Kaffeeschenken, die hier die Straße nach Patissia einschließen, kehrten wir um, und wieder blickte uns die Akropolis, jetzt ganz schwarz geworden, von der Höhe über der Aeolusstraße entgegen; zur Rechten aber schimmerte in der Ferne zwischen ebenfalls schwarzen Landzungen und dunkelgrauen Inseln das mondbeglänzte Meer herauf. Ueber diesem ruhigen, schwermüthig schönen Bilde vergaß ich das ganze moderne Athen, mit ihm legte ich mich zum Schlafen nieder und von ihm träumte ich halb schlummernd halb wachend, bis das Schwarz wieder in die köstliche blaurothe Färbung überging, welche der Berg mit seinen Ruinen in der Dämmerstunde gezeigt hatte. Mit dieser Farbe prägten sich mir die Linien des verehrten Bildes für immer ein, sie gab die eigne halb andächtige, halb wehmüthige Stimmung her, die mich später immer überkam, wenn der Name der Burg Pallas Athenens genannt wurde.

Literatur.

Geschichte des jenaischen Studentenlebens von der Gründung der Universität bis zur Gegenwart. (1558—1858). Eine Festgabe zum dreihundertjährigen Jubiläum der Universität Jena. Von Dr. Richard Keil und Dr. Robert Keil. Leipzig, Brockhaus. — Die Geschichte einer Universität enthält immer ein bedeutendes Stück deutschen Culturlebens, namentlich wenn sie so tief in die geistige Entwicklung verflochten ist wie Jena. Von diesem Standpunkt aus wird wahrscheinlich bei Gelegenheit eines Festes, an dem jeder Deutsche herzlichen Antheil nimmt, noch manch beachtenswerthes Buch erscheinen; das gegenwärtige beschäftigt sich ausschließlich mit der einen Seite der Universität, mit dem Studentenleben. Die Verfasser haben zu diesem Zweck viel Material zusammengebracht, sie haben dasselbe gut gruppirt und den gemüthlichen Ton glücklich gefunden, der sich für ein solches Genrebild eignet. Man hat den Eindruck eines recht bunten, zuweilen auch wol fratzenhaften Maskenspiels, in dem sich aber doch die jedesmalige Bildung der Zeit charakteristisch abspiegelt. Aus der Periode des dreißigjährigen Kriegs sind sehr reichhaltige und zum Theil interessante Bilder mitgetheilt und die Verfasser haben zugleich verständige Blicke auf die allgemeinen Culturverhältnisse jener Periode geworfen. Für das 18. Jahrhundert haben sie eine Quelle benutzt, die man bisher noch wenig beachtet hat, die Stammbuchblätter. Bekanntlich sind die Verse, die man darin zu verzeichnen pflegt, nur in den seltensten Fällen geistreich, aber was ihnen an Verstand abgeht, ersetzen sie durch Naturwüchsigkeit, die für den spätern Historiker sehr belehrend ist. So verdankt das gegenwärtige Werk dem Stammbuch des Fechtmeister Preußker (1737—42) manche beachtenswerthe Notiz. Es sind nicht blos die Sprüche, welche dies Buch interessant machen, sondern vor allem die darin enthaltenen Bilder. Auf dem einen

eine große ſolenne Schlittenfahrt auf dem jenaiſchen Markte, mit zahlreichen Vorreitern und Fackelbeleuchtung bei dunkler Nacht. Auf einem andern ein paar Spielkarten. Ein drittes zerfällt in vier Abtheilungen: auf der erſten ein Student mit einem Mädchen unter altem Gemäuer auf Raſen ſitzend und koſend, während ein andrer in der Nähe mit dem Wagen hält; gegenüber ſieht man in ſchwarzer Nacht den nämlichen zweirädrigen Wagen mit dem Bruder Studio mit ſeiner Dulcinea umgeworfen; auf der dritten Abtheilung drei Studenten und ein Mädchen an einer mit Kannen, Degen und Reitpeitſchen gezierten Tafel, der eine Student mit dem Rufe: „Ich ſchwör dir vor in Bier und Branntewein“ das Glas erhebend; auf der letzten Abtheilung endlich ein Student ſein Pferd mit dem Rufe: „Fort, fort!“ zu raſchem Lauf antreibend, während ein Haufe ihn verfolgender Bauern, den Dreſchflegel in der Hand, hinter ihm herſchreit: „Warte, Coujon, wir wollen dich ſchmieren!“ Ein weiteres Bild zeigt einen großartigen Aufzug berittener Studenten auf Jenas Markte. Auf einem andern ſieht man vor einer Studentengeſellſchaft einen einzelnen Studenten mit einem Mädchen einen jener zierlich graciöſen Tänze des vorigen Jahrhunderts aufführen, wozu Baß und Geige aufgeſpielt werden; und dann wieder in anderm Local Studenten und Mädchen durcheinander auf der Streu mit dem Rufe: „Löſcht das Licht aus!“ während drei andere Burſche, am Tiſche zechend erwidern: „Wir zehren vor unſer Geld, wie Ihr!“ Ein anderes Bild zeigt uns in vier Abtheilungen ein Auditorium, in welchem Studenten mit bedecktem Haupte und langen Zöpfen die Bänke vor dem Katheder einer wohlgepuderten Allongenperücke eingenommen haben, ein Billardſpiel, den Fechtboden (wobei das Hinaufſpringen auf ein Turnpferd Erwähnung verdient) und endlich die Ankunft von Füchſen zu Wagen, wie ſie auf öffentlicher Straße mit dem bekannten Liede: „Was kommt dort von der Höh?“ empfangen werden. Pikanter noch iſt ein ferneres Bild, auf welchem mit der Ueberſchrift: „Elige quod velis“ einem Studio in rothem Rock, Schläger und ſtattlichem Zopf auf der einen Seite ein Beutel mit zehntauſend Ducaten, auf der andern eine hübſche, ihm freundlich winkende Maid aus den Wolken entgegen gehalten wird und der in dieſe verzweifelte Wahl Verſetzte mit ausgebreiteten Armen ausruft: „Herr, alles Beides!“ — Wir behalten uns vor, aus dem reichhaltigen Material ſpäter noch einiges mitzutheilen; diesmal kam es uns zunächſt darauf an, das Publicum frühzeitig auf ein Werk aufmerkſam zu machen, welches, abgeſehen von ſeinem bleibenden culturhiſtoriſchen Werth, auch auf das Intereſſe des Tages berechnet iſt. — Die tiefe gemüthliche Betheiligung der Verfaſſer an der Entwicklung des jenaer Studentenlebens beginnt mit jener Periode, die durch den großen Studentenauszug 1792 und durch die Berufung Fichtes charakteriſirt wird. Wenn im Anfang derſelben die ſogenannte Studentenfreiheit gegen den wiſſenſchaftlichen Fortſchritt im Widerſpruch ſtand, ſo wirkte doch beides aufeinander ein, bis in der Zeit der franzöſiſchen Kriege der wiſſenſchaftliche Enthuſiasmus und die vaterländiſche Geſinnung Hand in Hand gingen. Die Thaten und Leiden der kleinen Republik ſeit dieſer Zeit ſind mit einer Anſchaulichkeit dargeſtellt, in der wol jeder, der einmal auf Univerſitäten geweſen, Bruchſtücke aus ſeinen eignen Erfahrungen wiederfinden wird. Dem Urtheil der Verfaſſer, wenn wir auch überall die gute Meinung anerkennen, möchten wir nicht durchweg beipflichten; wir möchten namentlich in der Periode von 1817 bis 1820 die Schatten-

Digitized by Google

ſeiten der damaligen burſchenſchaftlichen Beſtrebungen ſchärfer hervorheben. Der Brief des Profeſſor de Wette an Sands Mutter, der hier mit einer gewiſſen Wärme mitgetheilt wird, iſt nach unſrer Ueberzeugung die ärgſte Verirrung, zu der ſich ein edler und verſtändiger Mann hat hinreißen laſſen; er iſt der Gipfel jenes ſubjectiven Pflichtgefühls, das in der Welt nur Unheil angerichtet hat. — Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man das Verhalten des Staats zu den Studentenverbindungen vor 1848 mit dem nach 1848 vergleicht: damals witterte man in jeder Kneipe einen Jakobinerclub und ließ den neu antretenden Studirenden, um jeder derartigen Gefahr vorzubeugen, das Ehrenwort ablegen, in keine Verbindung zu treten, obgleich man feſt überzeugt war, daß faſt zwei Drittel derſelben das Ehrenwort nur abgaben, um es zu brechen. Jetzt behandelt man die Verbindungen nicht blos als erlaubt, man unterhandelt wol mit ihnen als mit legitimen Mächten. Es kommt vor, daß man an einen hochwohlgebornen Seniorenconvent das ergebenſte Geſuch richtet, durch eine großartige politiſche Demonſtration die gute Geſinnung der Univerſität an den Tag zu legen. Damals arbeitete man gegen die Feſtigkeit der ſittlichen Begriffe, jetzt vergibt man ſich von ſeiner eignen Würde. Der einzig richtige Weg wäre, was die Studenten, ohne gegen das Geſetz zu verſtoßen, für ſich unternehmen, von Staatswegen gänzlich zu ignoriren.

Geſchichte der Handelskriſen von Max Wirth. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländers Verlag. 1858. — Ein ebenſo zeitgemäßes als mit Kenntniß und Geſchick geſchriebenes Buch, welches durch die lichtvolle Darſtellung, die in ihm auch die ſchwierigſten hier in Rede ſtehenden Gegenſtände gefunden haben, auch für die lesbar ſein wird, die in den volkswirthſchaftlichen Fragen Laien ſind. Nachdem der Verfaſſer in einer ausführlichen Einleitung die großen Fortſchritte aufgezeigt hat, welche Deutſchland ſeit 50 Jahren durch die Wiſſenſchaft namentlich auf den Gebieten des Verkehrs und der Induſtrie gemacht, ſchildert er zunächſt die älteren Handelskriſen, die Ereigniſſe, welche das Lawſche Syſtem hervorrief, den Südſeeſchwindel in England, die Tulpenmanie in Holland, die hamburger Kriſen von 1763 und 1799, die Kriſen in England von 1805 und 1825, die nordamerikaniſchen Kriſen der dreißiger Jahre und die engliſchen von 1836, 1839 und 1847. Dann folgt eine ausführliche Darſtellung der Urſachen, des Ausbruchs und des Verlaufs der letzten großen Kriſe mit ſehr leſenswerthen Blicken auf die franzöſiſchen und deutſchen Creditanſtalten, die eine ſcharfe Kritik erfahren. Ein ferneres Capitel gibt eine Diagnoſe der Kriſen, indem die Bildung des ſtehenden Capitals, die Harmonie zwiſchen Erzeugung und Verbrauch und die gemeinſchaftlichen Erſcheinungen bei allen Kriſen beſprochen werden. Der nächſte Abſchnitt ſtellt die Maßregeln auf, mit denen den Handelskriſen durch den Staat vorgebeugt werden kann, und von denen der Verfaſſer als die wichtigſten Verbreitung ſtatiſtiſcher Kenntniſſe und Stärkung des wirthſchaftlichen Selfgovernment, vor allem aber Einſchränkung der zu ausgedehnten Creditgewährungen und Creditfriſten anführt. Ein Schlußcapitel zählt dann kurz die verſchiedenen Heilmittel auf, welche bei den verſchiedenen oben aufgeführten Handelskriſen angewendet worden ſind. Ein gutes Regiſter erhöht den Werth des Buches weſentlich.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Buſch — Verlag von F. L. Herbig
in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Friedrich Creuzer.

Aus dem Leben eines alten Professors. Von Dr. F. Creuzer in Heidelberg. Mit literarischen Beilagen und dem Porträt des Verfassers. Leipzig, Leske. 1848. —

Der am 16. Febr. d. J. in Heidelberg verstorbene berühmte Symboliker hat in der Geschichte unserer Literatur eine zu ansehnliche Rolle gespielt, als daß wir nicht jede authentische Notiz über seine innere Entwicklungsgeschichte sorgfältig aufheben sollten. Leider gibt die obige Selbstbiographie im Ganzen wenig Ausbeute. Sie war zuerst in den „Zeitgenossen" 1822 abgedruckt, dann 1844 von Dittenberger neu herausgegeben: die Ausgabe von 1848 besorgte Creuzer selbst. Aber was er neu hinzugethan, ist nicht von Erheblichkeit; der alte Herr hat die vielen Freundschaftsbezeugungen, die ihm zu Theil wurden, sorgfältig aufgezeichnet; über sein inneres Leben erhält man wenig Aufschluß, und selbst die Bestimmtheit der äußern Data läßt viel zu wünschen übrig.

Friedrich Creuzer wurde am 10. März 1771 zu Marburg geboren. Bald darauf starb sein Vater, der erst Buchbinder, dann Steuereinnehmer gewesen war. Im Uebrigen gehörte die Familie meist zum geistlichen Stande und auch den Knaben hatte man dazu bestimmt. Wie er erzählt, interessirte ihn aber hauptsächlich der katholische Gottesdienst in der schönen St. Elisabethkirche: „auf solchem Boden konnte der mir angeborene mystische Keim nicht anders als fröhlich gedeihen, und wer weiß, ob nicht jetzt schon das Lutherthum, worin ich geboren, einen kleinen Stoß erlitt." Sein Vater, ein religiöser Mann, hatte ihm alte kirchliche Kernlieder in Abschrift hinterlassen, die ihm schon damals weit besser gefielen als die üblichen Gellertschen. „Sehr zuwider waren mir gewisse geistliche Gespräche, die ich zuweilen mit anhörte, wenn einige fromme Frauen bei meiner Mutter waren. Dann wurden auch wol das Paradiesgärtlein und ähnliche Bücher im Kreise herumgereicht und mit einer Stecknadel im Schnitte geöffnet, um in Bibelsprüchen und andern Sentenzen ad aperturam Winke und Weisungen für die individuellen Seelenzustände zu gewähren. Die Barometerscala der dabei gepredigten Bußtheorien

kam mir wunderlich, ja widerlich vor und meine Mutter, die zu viel praktiſchen Verſtand beſaß, machte auch ſonſt keine Erwähnung davon." — Auf dem Gymnaſium von guten Theologen tüchtig vorbereitet, bezog er Oſtern 1789 die Univerſität Marburg. Er war ganz in die neue rationaliſtiſche Theologie verfallen und ärgerte ſeine Schweſter nicht ſelten durch ſeine freien Meinungen. Ein bibelfeſter Pietiſt, dem er ſich als Theologen zu erkennen gab, machte ihn auf das Gewagte eines ſolchen Entſchluſſes aufmerkſam und was es auf ſich habe, dereinſt vor Gottes Thron für das Heil ſo vieler Seelen Rede ſtehn zu müſſen. In der That gab er das theologiſche Studium auf. „Es dauerte nicht gar lange, ſo erſchien mir jene Neologie ſeicht, ſelbſt abgeſchmackt. Ich erinnere mich noch, wie ich nachher in die Vorleſungen eines Profeſſors, der die erhabenſten Pſalmen auf eine erbarmenswerthe Weiſe in wäſſerige Proſa verwandelte, den Wolfiſchen Homer mitnahm, um mit Rettung meiner körperlichen Gegenwart ein Antidotum für die Langeweile zu haben." Herbſt 1790 ging er nach Jena und ſchloß ſich am engſten an Griesbach und Schütz an. Auch Schillers Vorleſungen hörte er mit Aufmerkſamkeit und Verehrung. Der Kantiſchen Philoſophie, die damals nicht umgangen werden konnte, widmete er ein angeſtrengtes, aber nicht ſehr erfolgreiches Studium. Die vielen Arbeiten hatten den jungen Mann, der früher durch rüſtige körperliche Anſtrengungen ſeine Geſundheit gekräftigt hatte, ſehr heruntergebracht; ſelbſt Novalis, mit dem er befreundet war, warnte ihn vor Uebertreibung in den Studien. Als er im folgenden Jahr nach Marburg zurückkehrte, löſten ihm Leſſings Laokoon und die Winckelmannſchen Schriften manche Räthſel über das claſſiſche Alterthum. „Zur Muſik habe ich von Natur keine Anlage; und ſo ſehr guter Geſang und Kirchenmuſik noch jetzt mich ergreifen, ſo fehlt es doch an aller theoretiſchen Erkenntniß. In dieſem Gefühle habe ich auch die Metrik um ſo mehr zur Seite liegen laſſen, als ich aus Hermanns Schriften, die ich ſpäter ſtudirte, erſehn hatte, wie mir die eigentlichen Geheimniſſe dieſer Wiſſenſchaft doch ewig verborgen bleiben würden." Er ſuchte dem Alterthum hiſtoriſch beizukommen und ſtellte ſchon damals Betrachtungen über die Naturgeſchichte der Sage an. „Ich hörte als Kind ſehr aufmerkſam zu, wenn meine neunzigjährige Großmuhme manchmal aus den Erzählungen ihrer Eltern vom dreißigjährigen Kriege ſprach. Die Hauptzüge waren in Strophen aus Volksliedern aufbehalten; und es iſt mir ſeitdem, was man auch gegen Niebuhr ſagen mag, die Ueberzeugung geblieben, wie ſogar bei ſchreibenden Völkern der geſchichtliche Grundſtoff in Liedern von Munde zu Munde übergeht." Uebrigens war er in der philologiſchen Kritik ſehr ſtreng und hatte faſt gar kein Vertrauen in ſeine natürlichen Kräfte; nur durch einen ungemeſſenen Fleiß glaubte er den Abgang des Genius erſetzen zu können. Mit einigen Freunden gemeinſchaftlich legte er ſich auf Privatunterricht. Eine Hauslehrer-

stelle führte ihn 1798 auch nach Leipzig, wo er Hermann kennen lernte. Einige kleine Schriften zogen die Aufmerksamkeit Heynes und Böttigers auf ihn; namentlich der erste nahm sich sehr eifrig mit seinem gewöhnlichen Wohlwollen des jungen Mannes an. Als er im Herbst desselben Jahres nach Marburg zurückkehrte, wurde er mit Savigny näher bekannt, in dessen vornehme Kreise eingeführt und seine äußere Stellung so weit gesichert, daß er schon im folgenden Jahr heirathen konnte, die Witwe des Professor Leske. Seine Studien bezogen sich damals hauptsächlich auf die Geschichte der ältern Philologie. Durch Savigny wurde ihm die römische Jurisprudenz näher geführt, und durch die eifrig gelesenen Schriften der romantischen Schule seiner poetischen Anschauung eine bestimmte Richtung gegeben. Eigenthümlich war auf ihn der Eindruck der Wolfischen Prolegomena. „Eben weil ich fühlte, welche seltnen Gaben und Kenntnisse dazu gehörten, die höhere Kritik auf solche Weise zu handhaben, blieb ich von der seitdem ziemlich herrschend gewordenen Stimmung frei, der zufolge ein junger Philolog nicht eher etwas zu gelten glaubte, bis er irgend einen Capitalautor für untergeschoben erklärt hatte."

Schon 1799 erhielt er die Professur der griechischen Sprache in Marburg, im Dec. 1802 wurde er Prof. eloquentiae ord. Diese Ehre war indessen mit manchen Unbequemlichkeiten verknüpft: es mußten Programme, Lobreden auf verstorbene Professoren und Aehnliches geschrieben werden, was Creuzer um so lästiger fiel, da seine Feder nicht leicht war. Er sehnte sich aus seiner Stelle fort und dies war zum Theil die Veranlassung, daß er Ende 1803 eine Schrift über die historische Kunst der Griechen herausgab. Er hatte aus seinem langjährigen Studium der griechischen Geschichtschreiber schon manches beisammen, auch aus den Rhetorikern alles aufnotirt, was sie über die historische Diction und Composition Feines bemerkten. Da er zu gleicher Zeit vieles in neuern Sprachen las, so stellten sich von selbst über den historischen Vortrag der Alten im Vergleich mit Machiavelli, den englischen Geschichtschreibern und den deutschen Möser und J. v. Müller manche interessante Betrachtungen dar. Das Buch that seine Wirkung; zu Anfang 1804 erhielt er den Lehrstuhl der Philologie und alten Geschichte in Heidelberg.

Markgraf Karl Friedrich von Baden (geb. 1728) hatte schon früher für die Cultur seines Ländchens sehr viel gethan; als er nun im Frieden von Luneville Mannheim und Heidelberg erwarb, beschloß er, hauptsächlich durch seinen edlen Minister Reizenstein (geb. 1766, gest. 1847) geleitet, durch die Verjüngung dieser alten Universität der deutschen Literatur einen Mittelpunkt zu geben, und so jene Rolle zu spielen, die Jena nicht mehr durchführen konnte und die über sich zu nehmen die bairischen Universitäten vergebens versuchten. Durch die Erhebung seines Ländchens zum Kurfürstenthum (1806),

die Vermählung seines Enkels Karl (der ihm 1811 folgte) mit Napoleons Adoptivtochter Stephanie wurde der Glanz des Hofes erhöht, und die Akademie gewann mit unglaublicher Schnelligkeit eine Bedeutung, welche erst später durch die berliner Universität in Schatten gestellt wurde. Der Leiter der geistigen Bewegung war Daub, über dessen Stellung zur Theologie wir später einiges mitzutheilen gedenken; an ihn schlossen sich Schwarz, Marheineke (1807—1811), de Wette (1807—1810), Neander (1811—1812). Mit besonderem Erfolg wurde die juristische Facultät besetzt: Klüber, Arnold Heise (1804), Thibaut, Martin (1805), Zachariä (1807). Die Medicin hatte an Nägele (1807) einen ausgezeichneten Vertreter; an ihn schloß sich der Chemiker Kastner und der Naturphilosoph Schelver aus Jena (1806); Fries trug (1805) seine Philosophie vor, später erhielt er Görres zum Collegen. Der Historiker Wilken trat 1805 ein, in demselben Jahr die beiden Voß; Böckh (1807.) Ein seltener Verein von Kräften, der noch durch den Aufenthalt Brentanos und Arnims (1808), Z. Werners (1808), Gries (1806—8) und anderer gesteigert wurde. Um aber die Gleichstrebenden aus der Nähe und Ferne heranzuziehen, gründeten Daub und Creuzer 1805 die Studien, die in der Theologie, Philosophie und Alterthumswissenschaft einen Umschwung vorbereiten sollten, in welchem die unruhige Bewegung der jüngstvergangenen Zeit zu ihrem vollendeten Ausdruck kam. — Creuzer eröffnete sie April 1805 mit der Abhandlung: das Studium der Alten als Vorbereitung zur Philosophie, die er später selbst als dilettantisch verwarf, die aber für die Culturgeschichte jener Zeit einen absoluten Werth behält. Er zeigt, daß der Werth der Alterthumskunde nicht durch einzelne Zwecke bedingt ist, die sich dieser oder jener für das Leben vorsetzen mag. Es ist vielmehr die ideale Richtung der griechischen Schriften, die Idee einer würdigen göttlichen Menschheit, deren wir zur Auffrischung unserer theilweise mechanischen Cultur bedürfen. „Es kann wol nicht fehlen, daß derjenige, der in den entscheidenden Jahren, wo sich vorzüglich das innere Urtheil bildet, in den Schriften der Alten die hingeschwundene Größe anschaut, sich durch sie ergriffen fühle und an ihnen lerne sein Gemüth zu würdigen Entschließungen zu erheben. Wenigstens ist es keine allzuseltene Erfahrung, daß ein fähiger Lehrling, sobald er zum Verstehn der Alten glücklich durchgedrungen, sich ihnen nun mit voller Seele hingibt und berührt von dem großen Inhalt ihrer Historien, begeistert durch die Dichtungen ihrer Poeten, den Boden der Wirklichkeit verlassend sich hinüberträumt zu den ehrwürdigen Schatten und in seinen Phantasien ihnen zugesellet wird. Bedauern müssen wir zum mindesten einen jeden, dessen Leben nicht einmal dieses goldene Zeitalter hatte, ehe ihm die bürgerliche Sorge erschien und ihn auf immer in Anspruch nahm.“ Creuzer macht auf die Kunstform der Alten aufmerksam und zeigt dann, wie in der Geschichte

des Humanismus der erſte unbeſtimmte Trieb der Nachahmung zur Polyhiſtorie, dann zur Kritik überging. „Alle jene Stimmungen und Beſtrebungen konnten aber erſt dadurch einen Mittelpunkt gewinnen, daß es in unſern Tagen gelang, das Antike als ein Ganzes in der Idee zu denken, ſein inneres Weſen im Gegenſatz gegen das Romantiſche zu erforſchen und daraus die Geſetze ſeiner Bildung abzuleiten; wodurch es allein möglich ward, das Zufällige der antiken Formen von dem Weſentlichen zu unterſcheiden.“ Der Jüngling ſei um ſo fähiger zum Philoſophiren, je mehr ihn der Geiſt des Alterthums ergriffen habe. „Bei unſerm zerſtreuten Leben fehlt uns nur zu ſehr jene Verfaſſung des innern Menſchen, die allein zum Philoſophiren fähig macht, jene tiefe Bewegung des Gemüths, jene Befreiung des Geiſtes von der Herrſchaft der Sinne, jene Erhebung zum Anſchaun des Ganzen in der Natur, mit einem Wort die Empfänglichkeit für die Ideen. Vorzüglich ſtellen Platos Werke einen Kanon dar der vollendeten Lehrkunſt und einer ſymboliſchen Behandlung des Idealen. Hier erkennen wir einen Künſtler, der das Ziel des innern Lebens erreichte, von dem er wie von einem immer heiteren Gipfel tief unter ſich ſieht alle Wolken, die das gemeine Leben umſchatten. Das Gefühl des Contraſtes zwiſchen dieſem gebildeten Sinn und dem gemeinen Leben iſt es, was man als ſokratiſche Ironie bezeichnet. In dieſen Schriften ſind Philoſophie und Poeſie aufs innigſte vermählt und eben dadurch erwecken ſie den Sinn für höhere Speculation. Ebenſo zeitgemäß iſt es, an die neuplatoniſche Philoſophie zu erinnern, die wegen ihrer durchgängigen Richtung zum Idealen jetzt beſonders unſere Aufmerkſamkeit fordert, wiewol ſie in Reinheit der Form nicht die entfernteſte Vergleichung zuläßt mit der des alten Meiſters, von dem dieſe Philoſophie den Namen trägt. Ein Hauptgrund von dieſem Verfall der Darſtellung liegt ohne Zweifel in dem Beſtreben dieſer Philoſophen, das Höchſte, wozu ſich der Menſch zu erheben vermag, direct auszuſprechen, und gleichſam das Unbeſchränkte in die engen Schranken menſchlicher Rede zu zwingen. Wer aber wird nicht tiefe Achtung empfinden für den heiligen Ernſt dieſer Denker, wenn er ſiehet den harten Kampf ihrer Ideen mit dem Worte, wiewol ſie ſeltener ſich des Sieges freun als der göttliche Platon, der, wenn hier ein Ausſpruch des Longinos angewendet werden darf, auch in der Trunkenheit nüchtern war und das Selbſtvergeſſen des Dionyſos vereinigte mit der Beſonnenheit der Athene.“ — Dieſe Einleitung dient dazu, ein Fragment aus Plotins Enneaden einzuführen, dem er das bedeutungsvolle Motto aus dem Theätet vorgeſetzt hat: „Gib wohl Acht und ſiehe um dich, damit nicht der Ungeweihten einer dies höre. Das ſind Menſchen, die nichts glauben, als was ſie greiflich anfaſſen können mit ihren beiden Händen, und nichts hören mögen von dem Unſichtbaren, eben als ſei es nicht, ſolche ſind von den Muſen ganz und gar verlaſſen.“ — In den Erläuterungen

wird auch ein großes Gewicht auf die Plotiniſche Trinität gelegt, und überhaupt merkt man daraus, wie ſehr die Naturphiloſophie um ſich gegriffen hat.*)

Die Gründung eines philologiſchen Seminars 1807**) gab ihm Gelegenheit, ſich noch einmal über „das akademiſche Studium des Alterthums" auszuſprechen; auch diesmal ſchärft er ein, daß Philologie nur alsdann dieſen Namen verdiene, wenn in ihr der Fleiß der Forſchung, die Fülle des Wiſſens, die Schärfe und Conſequenz des kritiſchen Urtheils nur dem Vorſatz dienen, das Bild einer göttlicheren Menſchheit in allen Beziehungen des Thuns und Denkens, im Leben, in Schrift und Rede nach Kräften wieder herzuſtellen und der Betrachtung aller Zeiten zu ihrer Belehrung, Stärkung und Aufrichtung vorzuhalten." Es thut wohl, denſelben Ideen und derſelben jugendlichen Wärme in einer Rede ſeines Alters (1839) zu begegnen.

Die nächſte bemerkenswerthe Abhandlung in den „Studien" (1806) war die Idee und Probe alter Symbolik. Es handelt ſich zwar nur um einen Mythus untergeordneter Art, den Silen, aber die Art, wie dieſer behandelt wird, gibt deutlichen Aufſchluß über Creuzers Methode. Er beginnt, um den Werth ägyptiſcher Symbolik feſtzuſtellen, mit den Neuplatonikern, die gewiß am wenigſten competent ſind, über die reale Beſchaffenheit der alten Sagen ein unbefangenes Zeugniß abzulegen. „Vorjetzt halten wir uns in den Grenzen des griechiſchen Mythos, deſſen zahlloſe Kreiſe eine unendliche Menge von Sinnbildern einſchließen; keiner aber mehr als der Bakchiſche, der von Indien und Thrakien ausgehend, die drei Theile der alten Welt umfaßte . . . Bei Silenos verweilen wir nicht ohne Abſicht, weil er auf einer Höhe erſcheint, die über den Grenzen der Menſchheit hinausliegt, von der er ſodann herabſteigt, und ſich entäußernd jener myſtiſchen Würde, dem Leben naht, ein ernſter Denker und freundlicher Helfer zugleich, ſelbſt in bürgerlicher

*) Plotin de Pulchritudine gab er 1814 heraus; Plotini opp. omn. 1835. Initia Philosophiae et Theologiae ex Platonicis fontibus deducta 1820—1822. Für die Ausgabe des Proclus verſorgte ihn auch Hegel (1821) mit Anmerkungen.

**) Es ſei hier noch einer dunkeln Epiſode ſeines Lebens gedacht, von der ſich freilich in ſeiner Selbſtbiographie keine Spur findet. Das unglückliche Ende der Stiftsdame Caroline v. Günderode iſt aus Bettinens Briefen aller Welt bekannt. Das Verhältniß zu Creuzer ſcheint ſchon 1804 beſtanden zu haben; Creuzer hatte die ernſtliche Abſicht, ſie nach der Scheidung von ſeiner Frau zu heirathen; eine ſchwere Krankheit, in der dieſe ihn treulich pflegte, machte ihn andern Sinns, infolge deſſen gab ſich Caroline den Tod. Er erfuhr es erſt längere Zeit darauf. — Als Dichterin (Tian) erinnert die Günderode am meiſten an Schütz: viel Stimmung, keine Phyſiognomie, die Symbolik hat ſich ganz in Hieroglyphen verwandelt, und von realem Zuſammenhang iſt keine Rede. Ihre „Gedichte und Phantaſien" erſchienen 1804; zwei Dramen (Udobla, Magie und Liebe) in Creuzers Studien 1805 (merkwürdig iſt die Behandlung des Jambus, in dem ſtets eine männliche und weibliche Endung wechſelt); in demſelben Jahr die poetiſchen Fragmente (Hildgund, Pietro, die Pilger, Mahomed der Prophet von Mekka, ein Trauerſpiel in Chören.) —

Noth, und zuletzt ein bedeutſames Bild des Todes.“ Die Reihe der Quellen, nach denen Silen ausgemalt werden ſoll, eröffnet das Sympoſion, eine Schrift, von der man gewiß alles Andere eher erwarten wird, als eine correcte Darſtellung der alten Sagen. Bei den darauf folgenden Ausſprüchen der alten Dichter wird immer die eine Geſchichte zu Grunde gelegt, daß der trunkene Waldgott, von Midas eingefangen, endlich antwortete: „Was zwingt ihr mich, auszuſprechen, das euch beſſer verborgen bliebe! Am beſten iſts allen, Männern und Weibern, nicht geboren zu ſein. Das Nächſtbeſte aber, was der Menſch erreichen kann, jedoch geringer als jenes iſt, ſobald er geboren, ſofort zu ſterben.“ Bei der Tiefe dieſer „Seligkeit des Todes“ ermangelt der Ausleger nicht, auch der Betrunkenheit — trotz der ſcurrilen Darſtellungen in Sculptur und Gedicht — einen myſtiſchen Sinn unterzuſchieben, wobei die Ideenaſſociation merkwürdig iſt, die von dem einen Attribut auf das andere leitet. „Auch des Todes Stille erinnert an den ſtillen Waldgott. Denn jenes Schweigen, jene Scheu vor dem Wort, jenes Zurückziehn der Betrachtung in ſich ſelbſt, wodurch ſie ſelige Beſchauung wird, iſt der herrſchende Charakter, unter dem ihn der Mythos zeigt, auch hierin zuſammenſtimmend mit den Ideen der Philoſophie, die die Natur am würdigſten als ſchweigend dachte; und wenn Dionyſos ſonſt auch der Zunge Feſſel ließ, ſo äußerte ſich im Silen dagegen die Macht des Gottes durch ſtille Begeiſterung.“ „Vielleicht ſollte durch die Mannigfaltigkeit, womit Proteus ſich wandelt, ſo wie durch die Kunſt, womit der Silen dieſe Wandlungen darſtellt, jenen Göttern oder göttlichen Weſen ein ſchwebender Mittelzuſtand zwiſchen dem Endlichen und Unendlichen als eigenthümlich beigelegt werden. Wenigſtens betrachtet die myſtiſche Philoſophie den Silen als das Symbol des belebenden Hauchs, der das All größtentheils trägt und zuſammenhält.“ Was nun weiter folgt, verliert ſich ſo tief in die Geheimniſſe der höhern Phyſik, daß vom Mythus nichts übrig bleibt. — Augenſcheinlich iſt bei dieſer Deduction nicht einmal die Abſicht des Symbolikers, den wirklichen Volksglauben der Griechen in ſeiner Fülle auseinanderzubreiten und zu analyſiren: dazu wäre es nöthig, daß er ſich mit ſeiner ganzen Seele in das Leben des Alterthums, in das gemeine Leben hineinfühlte, weil ja auch unter dem verſchiedenſten geiſtigen Klima das ewig Menſchliche ſich geltend machen muß: ſondern er grübelt, mit dem Beſitz moderner Speculation ausgeſtattet, darüber nach, was den Sagen des Alterthums für ähnliche Gedanken zu Grunde gelegen, oder auch nur von geiſtvollen Denkern daraus habe entwickeln laſſen. Während neuere Forſcher, z. B. Lehrs, auch in den dunkeln Partien der alten Mythologie nur für das Gefühl, das den Mythus beſeelt, eine deutlichere Vorſtellung fanden, ſucht Creuzer, indem er das Gemeingefühl ganz ignorirt, nach einem eſoteriſchen Begriff; er bringt die mannigfaltigſten Zeugniſſe bei, aber er verbindet ſie

wie eine Mosaikarbeit, nur den einen originellen Einfall mit den andern, nicht das Ganze. Eine lebhafte Vorstellung geht aus diesem scholastischen Durcheinander um so weniger hervor, da Creuzer eigentlich eine trockene Natur ist, der es mehr auf das Register als den Inhalt ankommt. Wie diese Scholastik die Menge elektrisiren konnte, begreift man erst, wenn man die Arbeiten eines Mannes von gleichem Streben, geringerer Gelehrsamkeit, aber viel größerer Phantasie damit zusammenstellt, die Arbeiten von Görres.*)

Ein wahres Brillantfeuerwerk ist Görres Religion in der Geschichte (Creuzers Studien 1807); es handelt zwar von allen möglichen Dingen, hauptsächlich aber von dem Gesetz der historischen Entwicklung; die Sprache steht in der Mitte zwischen den Propheten und den indischen Religionsbüchern. Görres macht auf die Momente des scheinbaren Stillstands aufmerksam: „Ist das nicht so recht bedeutsam in unsern Tagen auf uns eingedrungen, wo erst jene große Gährung in der Zeit gewesen, die alle Geister in sich eingeschlungen und gewaltsam und rastlos sie in ihren Wirbeln umgetrieben, und nun nachdem sie durch Ueberreiz zahm geworden und als ein fügsam und gelenkig Werkzeug sich dem Erdgeist beugt, nun von allen Seiten sichs zur Ruhe neigt, und die Gegenwart gewissermaßen nur ein einzig großes Gähnen ist, wo die erschöpfte, überwachte Natur gewaltsam ihre Rechte fordert. Schlaftrunken und immer doch von neuem wieder aufgepeitscht, taumelt dies Geschlecht daher; besinnungslos will die kleinste Anstrengung ihm nicht mehr gelingen; wie Nachtwandler gehn Nationen um, böse Träume träumend: der aber wird Herr am Ende sein, über den die Nacht keine Herrschaft übt, der wie der Löwe, vom heißen Blut getrieben, im straff gespannten Muskel keine Ermüdung fühlt und schnell im raschen Umtrieb jeden Verlust ersetzt." „Es hat die alte Erde zuerst ihr Werk vollbracht, aus eigner Tiefe wollte sie sich selbst ein Wunderkind gestalten; in verborgener Kluft und in finstern Abgründen hat sie den Samen zu dem Bilde aufgesucht, und in dem kühlen Thau, der allnächtlich fällt, alle Unterirdischen haben zu dem Werk ihr beigestanden, und mit vielfältigen Gaben den Liebling ihr gesegnet, auch die Lüfte haben wie im Liebesregen sich über ihn hinabergossen, und der Mond hat mit seinen kalten Influenzen freundlich ihn bestrahlt, und in seine dunkeln Effluvien wie ein Netz ihn eingeknüpft. So ist die irdische Natur im Menschen zuerst hervorgegangen, ein seltsam kunstreich Werk der Schattenmächte; das Leben, das die Dinge in verschwiegenen Nächten leben, ist ihr Leben auch geworden; es

*) Wie übrigens die Naturphilosophie ihre Wirkungen auf Männer von dem verschiedensten Talent und der ungleichartigsten Bildung ausdehnte, zeigt sich in den Abhandlungen Böckhs über Timäos und die Weltseele (1807), Loos über Paracelsus 1805, Bachmanns über Jacob Böhme 1809, Schlossers über Bruno 1809 und Welckers über die Hermaphroditen in der alten Kunst 1808.

ſind die Abgründe der Erde ihr aufgeſchloſſen, und durch die Spalten ſchlägt ſie die Wurzeln in die Tiefe ein, und vertraut mit ihren Wundern, ſaugt ſie aus dem Centrum ihre Nahrung. Und wie kühle Schauer nach dem Uebergang durch die Lüfte ziehn, und feuchte, kalte Nebelformen unten an der Erde ſtreichen, und ein leiſer Athem wie der eines Schlafenden durch den Luftkreis geht, ſo bewegte ſich die beſchattete Geſtalt durch die Dunkelheit, wie ein Traum, den die Natur geträumt, und der lebendig geworden nun nachwandelte in der Träumenden. Einer Erſcheinung gleich, die aus den Gräbern ſteigt, war die Geſtalt den bildenden Göttern aus der Erde hervorgeſtiegen, und ſo lange die mütterliche Nacht verweilte, weilte das dunkle Weſen auch außen an der Oberfläche; wie aber die Morgenröthe am Horizont erſchien, da fuhr der finſtre Geiſt in ſich zuſammen, und flüchtete in tiefe Schluchten vor dem einbrechenden Licht, das ihm feindſelig iſt und verhaßt.“ Man wird durch dieſe Phantaſiegebilde nicht grade belehrt, aber man kann ſich vorſtellen, wie ſich jene Zeit daran berauſchte, wie kluge Männer Görres über Luther und Shakeſpeare ſetzen konnten. Doch hüten wir uns, dieſen Viſionen zu folgen; wir deuten nur auf den Punkt hin, wo Görres ſich mit Creuzer begegnet. Es handelt ſich von der Zeit, wo zuerſt die Poeſie aufblüht. „Die Erde ſelbſt war gebrochen, wie eine Blumenknospe bricht, und eben waren die Geſchlechter aus ihrem Kelch hervorgetreten, und es umdufteten ſie noch die Arome, und ſie horchten dem leiſen Athemzug der Mutter, die in den Düften webte, und ſie vernahmen was ſie geſprochen, und laſen was ſie mit Bergen und Strömen, und Bäumen und Blumen geſchrieben hatten, und bildeten es in ihrer eignen Sprache lallend nach. Nun erſt war die Mythe offenbar geworden; ſie war aus der Inſpiration übergetreten in die Erſcheinung, und hatte zum hiſtoriſchen Objecte ſich geſtaltet. Wie die Bildung des Syſtems mit der Ausbildung der Sonne ſelbſt begonnen hatte; wie alle Erdgeſtalten wieder auf einer zuerſt geſtalteten innern Erdenſonne ruhen, und nun die eine Weltſonne über allen Planetenſonnen, und dieſe über allen ihr in der Perſönlichkeit des Wandelſternes untergeordneten Beſonderheiten ſchwebt, die nur ſymboliſche Bezeichnung deſſen ſind, was in jenen höhern Regionen unmittelbar durch ſich ſelber ausgeſprochen iſt: ſo hat auf dieſelbe Weiſe auch die Geſchichte ihre Sonnenperiode, mit der ſie beginnt; es iſt eine rein aſtraliſche Zeit in ihr, wo ſie dem Himmliſchen zugewandt, von dem ſie ausgegangen iſt, noch in ſolariſchem Feuer glüht, und ihre eigne irdiſche Zeit zuerſt abgeſprungen iſt von einer andern höhern Zeit, die näher der Ewigkeit verwandt erſcheint. Ueber dem Orient iſt dies Geſtirn zuerſt dem Geſchlecht aufgeſtiegen, und dann nach Weſten allmälig mit ihm fortgeſchritten am Himmelsbogen, während die Menſchen unten durch den irdiſchen Thierkreis ſich durchgewunden. Der Zug des alten Bachus von Indien,

und den Ufern des Ganges und Indus aus, nordwärts gegen den Oxus, Sogdiana, durch Medien, Persien, Phrygien bis nach Thracien hin, und südwärts über Chaldäa, Arabien nach Aethiopien durch Vorderasien und nach Aegypten, ist das erste Buch der Welthistorie, die Geschichte des ersten Erdensabbaths und jenes Sonnenlaufs: Begeisterung spendete der Gott auf seinem Zuge; die Weintraube war das Symbol jenes Götterrausches, der die neugebornen Geschlechter ergriffen hatte, und wie der Freudengeber dahinzog in strahlender Herrlichkeit, in seinem Gefolge Corybanten, Cureten, Pane, Silenen, Satyren, Nymphen, Dreaden und Thyaden, hatten alle sich an ihm in Himmelsfeuer vollgesogen, und den Thyrsus schwingend, Evoe jubelnd, stürzten ihm die Chöre, wie die erglühenden Welten dem Sonnengotte nach. Das war daher die erste Feier auf Erden, wie die alte Titanenzeit vorüber, und die Menschen auf ihr Platz genommen, nachdem der Gott die letzten Giganten durch die Macht des Thyrsus noch gebändigt; es war die erste Flamme, die in dem irdischen Aether sich gezündet hatte: aber es kamen andere Zeiten; es mußte verglühen der junge Phosphorus, um als später Hesperus erst wiederzukehren; es sollten nachdem der Feiertag vorüber, die Tage der Arbeit nun beginnen. Da zog das heilige Feuer in das Geheimniß und die Verborgenheit der Tempel sich zurück, und wurde dort als ewige Flamme von den Priestern gehütet, und brach nur da und dort periodisch durch und entzündete die Generationen in immer neuer Begeisterung wieder. In den Bachanalen und den Orgien regte nachglühend sich jene Trunkenheit der frühen Menschenjugend; die alte Sonne, die über der uralten Zeit erglänzt, war zersprungen in einen Sternenhimmel, und die Himmelsfunken strahlten aus der Nacht der Mysterien nun hervor, und glühten an den überirdischen Gewächsen, die der Gott auf seinem Zuge überall im Heiligthum geweihter Oerter angepflanzt. Aus den irdischen Tempelhöhlen waren diese Mysterien hervorgebrochen; wie ein unterirdischer Strom waren sie verborgen tief unter der Erde hinweggezogen: in der Mythohöhle brach der Strom brausend, eine siedende Napthaquelle, zuerst hervor, und stieg innerlich erglühend himmelan; unter den Tempeln der Chaldäer wand er sich dann hindurch, und nun sich in vielfache Arme spaltend drang er in freudig raschem Spiele dort in Saïs, in den Mysterien des Osiris und der Isis hervor; hier in Phrygien im Dienst des Atys und der Cybele; in Syrien und Phönicien in den Geheimnissen des Adonisdienstes; in Lybien im Ammonstempel; dann wieder oben im thrakischen Norden im Cultus der Cabiren und des Sabazius; rann weiter unter dem Meere von allen Weltgegenden sich sammelnd durch, um in Eleusis, als Heiligthum der ganzen Erde von der alten Zeit anerkannt, noch einmal in einer herrlichen flammenden Cascade aufzusteigen, und ganz Griechenland von dort aus mit dem Feuerregen zu übergießen." Wir flüchten auch aus diesem Wirbel, und eilen zur Periode

des römiſchen Kaiſerthums. „Es war abermals Nacht geworden in der Geſchichte, abermal hatte die dunkle Gewalt aus den Tiefen ſich ergoſſen, und hatte des Geiſtes Federkraft gebrochen und in ſchmachvolle Feſſeln ihn gelegt; es war das Geſchlecht wieder hingeſunken und ſtill brüteten die Elemente über dem neuen Werk und der Wiedergeburt, zu der es erwachen ſollte.“ Diesmal war es der Religion vorbehalten. „Alle Religion begann mit Naturdienſt; alle Mythologie erſcheint, bis zu ihrer innerſten Wurzel verfolgt, unmittelbar erſt in den Elementen und dann im Sternreich gegründet, und es war der allgemeine Glaube des älteſten Alterthums, daß alle göttliche Begeiſterung unmittelbar hervorquelle aus dem Schooß der mütterlichen Erde und den Abgründen der Geſtirne, und heraustöne ſchauerlich und geheimnißvoll aus den Tiefen der Materie.“ Das wird in der aſiatiſchen Mythengeſchichte, die übrigens namentlich über Griechenland viel Schönes und Treffendes enthält, weiter nachgewieſen. „Aus der Mitte des Judenthums war in neuer, höherer Apotheoſe hinaufgeſtiegen ein neu göttlich Leben: Jehovah, ganz ein lebendiger, organiſcher Gott, leidenſchaftlich, zornmüthig, mordgrimmig, ſelbſtverklärter Moſes wie der ſpätere Allah ein verklärter Mahomed, herrſchte nun in Majeſtät und Herrlichkeit durch den neuen Olymp; die Elementenwelt aber war tief unter ihm, der Sternenhimmel ſein Fußſchemel, der Donner ſeine Stimme und die Blitze ſeine Boten.“ Nun aber trat mit dem Chriſtenthum der Logos in die Welt, „das Wunderkind der neuen Zeit“ u. ſ. w.: — es iſt merkwürdig, wie mit dem Chriſtenthum ſofort die bunten Bilder aufhören und die dürre Scholaſtik beginnt. „Durch das Chriſtenthum war ein großer Fortſchritt der menſchlichen Natur bezeichnet; (man höre!) es war eine neue, große Abſtraction in das allgemeine Leben eingetreten, und durch Abſtractionen geht aller Fortſchritt in der Geſchichte, ohne ſie würde alles in Trägheit und in tiefer Verſunkenheit befangen bleiben auf der Stufe, wo es einmal zufällig ſich geſtaltet hätte. Mit ihr war ein neuer Organism aus dem Organism des Alterthums erblüht, und es begann ein neuer thatenvoller Tag, und durch Morgen, Mittag, Abend durchlief die Geſchichte ſeine Phaſen.“ Im Papſtthum vollendete ſich dieſer Organismus. „So ſtand der Titan des Mittelalters da, ſtolz und hochgemuth; nicht mehr von unten herauf von der alten Mutter allein gekräftigt, ſondern jetzt in der Gnade des Himmels ſtark, ſchritt er daher und bekämpfte nun ſelbſt den feuerſprühenden Typhon des Islam, die letzte Ausgeburt des alten Heidenthums“ u. ſ. w. „Kläglich iſt der Anblick der Zerſtörung, in die der ſchöne Bau, der in zwei Welten ſeine Fundamente hatte, zerfallen iſt.“ Mit dem Schießpulver begann der Ruin: mit der Reformation war er vollendet. „Ohne Zweifel waren es die Kräftigeren im Volk, der letzte Reſt von wahrhaft altdeutſcher Energie und Lebendigkeit, was die Reformation zunächſt begründete;

ſie ſahen die Verweſung um ſich her und wollten neuen Geiſt eingießen dem Hinfälligen. Sie wandten, um ihren Abfall von der Idee zu decken, ſich dem urſprünglichen Chriſtenthum zu, und bewaffneten den einfachen Geiſt des Stifters gegen ſein eigen Werk, das ſo nothwendig wie die ſpätern Erdgeſtalten aus dem Frühern hervorgegangen war; aber ſie vergaßen, daß das Chriſtenthum, wenn es länger fortbeſtehen ſollte, nothwendig weiter vorwärts gegen die Abſtraction getrieben werden müſſe; daß es aber nimmer wie der Strom zu ſeiner erſten Quelle kehren konnte." — Es folgte die Revolution: „Die alten claſſiſchen Formen ſollten wiederkehren, antiker Republikanerſinn; aber es war nicht an der Zeit, die Unternehmung, frivol begonnen, war nicht mit welthiſtoriſcher Einſicht geleitet worden; in Worten hatte ſich das Geſchlecht berauſcht, aber die Worte wurden mit Worten abgewieſen, ſie verflogen wie Rauch und Dunſt." „So iſt das Zeitalter abermal in ſich zuſammengebrochen; die Götter ſind wieder zurückgegangen in die Elementarwelt." Aber wie die Ereigniſſe der Gegenwart nothwendige Naturproducte, ſo ſind ſie auch ein Fortſchritt gegen die Vergangenheit. „Nimmer kann der Erdgeiſt in Verdammniß ſinken, er kennt nicht Tod und die Vernichtung nicht, denn er iſt unſterblich, und ewig jung, und immer erneuten Lebens voll; eine heilige Schlange, die ſtreifend die alte Hülle, in jedem Zeitalter von neuem ſich erzeugt." Leider vertieft ſich Görres darauf wieder nicht blos ins Weltei, ſondern auch in die Milchſtraße, und die hiſtoriſchen Bilder verwandeln ſich in mythologiſche Phantasmagorien. — So ergänzte hier die trunkne Phantaſie, was eine tüchtige, aber zu vorſchnellen Combinationen geneigte Gelehrſamkeit angebahnt hatte.

Um den Einfluß der Univerſität zu erweitern, dachte man daran, die jenaiſche allgemeine Literaturzeitung mit ihrem Redacteur Eichſtädt nach Heidelberg zu ziehn. Mehre Bedenken erhoben ſich dagegen, auch Creuzer ſprach ſich nicht dafür aus. So gründete man ſtatt deſſen 1808 die Heidelberger Jahrbücher, die nicht blos in der Wiſſenſchaft, ſondern auch in der allgemeinen Literatur eine viel bedeutendere Rolle ſpielten, als jenes Blatt, das trotz einzelner vorzüglicher Leiſtungen doch keine rechte Haltung gewann, weil es auf der einen Seite durch Goethe den Naturphiloſophen in die Hände gegeben war, während auf der andern die Zünftigen ihr altes Weſen trieben. Gleich in dem erſten Jahrgang (1808) finden wir von Creuzer einen bemerkenswerthen Aufſatz über „Philologie und Mythologie in ihrem Stufengang und wechſelſeitigem Verhalten" als Einleitung zu einer Recenſion über J. J. Wagners „Ideen zu einer allgemeinen Mythologie der alten Welt". Die Recenſion in ihrer gedrängt abgeriſſenen Weiſe iſt ziemlich ergötzlich zu leſen, weil ſie das Kaleidoskop getreulich abbildet, in das man damals Fetzen aus der Phyſik, Grammatik und Geographie, Reminiscenzen aus ältern Dichtern und Myſtikern

mit logischen Kategorien durcheinanderschüttelte, um ein Farbengemisch daraus hervorgehn zu lassen, das nur in den einschläfernden Geistergesängen des Faust und dem Hexeneinmaleins sein Gegenbild findet. Creuzer findet doch, daß er es mit einem Dilettanten zu thun hat, aber die Aufmerksamkeit, mit der er dies leere Spiel rubricirt, verräth die geheime Sympathie. — 1809 erschien: Dionysus sive Comment. acad. de rerum Bachicarum Orphicarumque originibus et caussis. Die Untersuchung, berichtet Creuzer selbst, mußte den Verfasser dieser dionysischen Memoiren (so möchte er sein Buch betrachtet sehn) in den Mittelpunkt der gesammten Mythologie führen, da kein Mythus des Alterthums so beziehungsreich, keiner so fruchtbar gewesen für redende und bildende Kunst, keiner zu so vielen Schriftwerken, Theorien und Dogmen Anlaß und Inhalt geliefert hat. . . So wenig dem Verfasser die modische Empfehlung des einen Wegs zu diesem Mittelpunkt entging, auf dem man, von einigen Engländern und von dem Bruder Bartholomäus geführt, sofort nach Indien eilt, um dort an Ort und Stelle mit dem indischen Bacchus Bekanntschaft zu machen, so wählte er ihn doch ebenso wenig, als die Bequemlichkeit der Ruhe, welche, wie der alte Laertes der Odyssee, lieber gar im Lande bleibt. Unter den Zeugnissen der Griechen sind diejenigen die sichersten, die so zu sagen willenlos und ohne Vorsatz reden. Alter heiliger Dienst und was dieser zu seinem Ausdruck braucht, Bildnerei und Gebet nebst Satzung und Formel müssen als Quell und Anlaß des spätern Mythus in diesen letzteren erst den Schlüssel geben. Demzufolge hält sich der Verfasser, mit vorläufiger Beiseitsetzung aller Streitfragen, z. B. ob die Griechen ihren Dionysos aus Aegypten und Indien hergeholt oder dorthin gebracht haben, zunächst einzig und allein an die stummen Zeugnisse erweislich alter Bilder. — In der That beginnt die Untersuchung mit den Symbolen des Stiers und Bechers, aber in demselben Augenblick sind wir auch schon wieder bei den Alexandrinern, und erfahren, „daß der Begriff des feuchten, schöpferischen und befeuchtenden Elements mit dem Begriff des Stiers und Bechers zusammengeknüpft war," und daß „besonders in der Weltbildung der Becher bedeutend wird." Unmittelbar darauf tritt uns Mithra und die Astronomie entgegen, und „die Erörterung der noch unbeantworteten Cardinalfragen führt den Verfasser nach Aegypten, denn dorthin versetzt eine orientalische Nachricht den Ursprung des schöpferischen Weltbechers. Um also über den alten Stier- und Kelchgott Bacchos das Nöthige auszumitteln, muß der griechische Dionysos auf geraume Zeit ganz vergessen werden." Eine Stelle des Herodot, verglichen mit der Bibel und selbst dem Firdusi führt uns auf die unglückseligen Kabiren, „unter denen man sich Himmel und Erde unter verschiedenen klimatischen und localen Bestimmungen dachte," bis wir endlich glücklich beim Ei der Leda d. h. beim großen Weltei ankommen, und erschrocken mit Heraklit ausrufen: alles fließt!

In demſelben Jahr erhielt Creuzer durch die Vermittlung Wyttenbachs, den er als einen der größten Philologen aller Zeiten verehrte, einen Ruf nach Leyden, der ſo günſtig war, daß er ihn trotz Görres Warnungen nicht ausſchlug. Aber kaum war er Oſtern dahin abgegangen, als er den Entſchluß ſchon bereute: ſeine Geſundheit litt unter dem fremden Klima, und den napoleoniſchen Behörden hatte man ihn als einen Wühler denuncirt. „Heute könnte ich mir durch ein ſolches Geſtändniß eine Art von Relief geben; jedoch meine hiſtoriſche Muſe muß ganz demüthig berichten, wie der Profeſſor Creuzer damals zwar den Kopf voll von Numismatik, leydner Bibliothek und holländiſcher Philologie hatte, aber gegen Napoleon und ſeine Alliirten ebenſo wenig conſpirirte, wie gegen den Kaiſer von China.“ Glücklicherweiſe war ſeine Stelle in Heidelberg noch nicht beſetzt, er eilte dahin zurückzukehren, und hat ſpäter alle anderweitigen Anträge zurückgewieſen.

Gleich darauf erſchien das Hauptwerk ſeines Lebens: Symbolik und Mythologie der alten Völker, vornämlich der Griechen, 4. Bd. 1810—1812. *) Der Inhalt deſſelben, wie Creuzers enge Verbindung mit Fr. Schlegel, Görres Boiſſerée und den übrigen Romantikern, die man als heimliche Katholiken betrachtete, gab zu herben Beſchuldigungen Anlaß. „Ich war darauf gefaßt, daß meine Symbolik bei derjenigen Partei eine ſehr unwillkommne Erſcheinung ſein werde, die darauf ausgeht, nur immer zu decomponiren und alles, was beglaubigte Geſchichte und religiöſes Bewußtſein als ewig und unwandelbar feſthalten, in eine unſichere Fluctuation zu verſetzen, damit ſie über den allgemeinen Nihilismus den Thron ihrer Selbſtſucht aufbauen könnten. Mein Buch zeigte ja auf allen Blättern, wie alle Civiliſation der Völker und der ganze Inbegriff der edelſten Güter, deren ſich jetzt die fortgeſchrittene Menſchheit erfreut, nur auf dem Grund und Boden des religiöſen Bewußtſeins erwachſen und nur unter der Obhut der Religion und ihrer Diener gepflegt und gewartet — mit einem Wort, wie alle ethiſche und politiſche Sittigung des Menſchengeſchlechts nur durch prieſterliche Inſtitutionen vererbt und veredelt worden.“ „Da ich im Plato, Plutarch und Athenäus ſehr überraſchende Aufſchlüſſe über einen Culturzuſtand der frühern Vorwelt fand, die mit der Bibel und den neuern orientaliſchen Forſchungen im innigſten Zuſammenhang erſchienen, ſo wurde ich noch mehr über die geiſtloſe Art empört, mit der Meiners u. a. die Religionen behandelten, nach Analogie der Cookſchen Reiſeberichte, als habe überall die Menſchheit mit der Brutalität angefangen. Mir öffnete das Studium der Bibel und des Herodot über die Seichtigkeit dieſer Anſichten die Augen, und Herders Geiſt der ebräiſchen Poeſie leitete mich auf andere

*) Die zweite Ausgabe, durch weitere Studien der Neuplatoniker bereichert, 1819—1822; die dritte 1836—1843.

Wege. Ich verglich die Sprüche der Propheten mit den Orakeln im Herodot; da ich fand, daß die Orakel, die dieser Geschichtschreiber im 5. J. v. Chr. als allgemein bekannt seinen griechischen Zuhörern öffentlich zu erzählen wagen durfte, mit ihrer Bilderſprache zu den Abgeordneten aller Stämme, zum einen wie zum andern redeten, und daß die unverwerflichſten Fragmente der ältern griechiſchen Philoſophen bildlichen und ſymboliſchen Charakter hatten, ſo ergab ſich das Reſultat: Allegorie und Bilderſprache ſei ein allgemeines Organ der uns bekannten orientaliſchen und griechiſchen Vorwelt geweſen. Die Mythen und Sagen der einzelnen Stämme ſind nur unweſentliche Varietäten und Mundarten einer urſprünglichen allgemeinen Mutterſprache d. h. der orientaliſch bildlichen." — „Die älteſte Philoſophie ſtellt, was wir mit Blumenbach den Bildungstrieb nennen, als handelnde Perſon dar, und die Schellingſche Weltſeele als ein mit Bewußtſein und Willen ausgerüſtetes Weſen. Schon früh waren mir, wenn ich in den anmuthigen Umgebungen meiner Vaterſtadt einſam wanderte, die wechſelnden Erſcheinungen der Natur als Lebensmomente eines beſeelten, fühlenden Weſens erſchienen, und in dem Flügelſchlag des ängſtlichen Zwiefalters ſah ich die Pulſe des ewig ſich verwandelnden Demiurgen . . . Jederzeit ſind mir die Mythen als ewig perennirende Pflanzen erſchienen, die jedes Jahr wiederkommen und nur eines Gärtners bedürfen, der ſie wartet und zu einem Kranze flicht. In dieſem Gefühl habe ich meine mythologiſchen Vorleſungen jedes Jahr ganz neu geben müſſen. Wenn auch die Hauptgrundſätze dieſelben blieben, ſo gab es doch in der Darſtellungsweiſe nichts Stationäres, ſondern der mythologiſche Körper mußte jedesmal in andern Lagen gezeigt und auf eine andere Weiſe wieder beſeelt werden, wobei der geiſtige Blick bald heller, bald trüber und die Auffaſſungsweiſe und Stimmung mehr oder minder günſtig waren. — Iſt nun jene poetiſche Betrachtungsart der Natur des Menſchen ein Traum, ſo haben ihn die edelſten und geiſtreichſten Völker der Vorwelt geträumt. Allen ihren Gedichten und Gebilden liegt er zu Grunde; auf Vaſen, Reliefs, Münzen und geſchnittenen Steinen findet ſich dieſe Anſchauungsweiſe verkörpert. — Das Hauptgeſchäft, welches den Mythologen macht, beruht nicht auf der geſchichtlichen Kritik, die freilich unerläßlich iſt, ſondern auf einer Appercepti on, die man weder lehren noch erſitzen kann, ſondern die von einem geiſtigen Organismus bedingt iſt, nicht unähnlich dem, welcher den Dichter ſchafft."*) — Dieſe Ideen, welche in der Wiſſenſchaft eine

*) 1822 legt er folgendes Glaubensbekenntniß ab: „Mag es auch dem Humaniſten zu wünſchen geſtattet ſein, daß es dem großen Erasmus gelungen ſein möchte, eine Reformation auf friedlicherem Wege zu bewirken; und fühle ich mich auch zu dem milden und gelehrten Melanchthon mehr hingezogen, als zu dem ſtrengen Luther, ſo erfreue ich mich doch der Ergebniſſe dieſer Kirchenveränderung im Ganzen, und gedenke im evangeliſch proteſtantiſchen Glauben ferner zu leben und auch zu ſterben." Noch einmal kam er 1846 in „Luther und Grotius, oder Glaube und Wiſſenſchaft," auf dieſen Punkt zurück.

schnelle Opposition hervorriefen, regten die Naturphilosophie, welche namentlich durch die Verbindung mit Goethe damals einen ausgedehnten Einfluß behauptete, zu den kühnsten Unternehmungen an. Goethe selbst war die Sache doch zweifelhaft. „Sie haben mich," schreibt er 1817, „genöthigt, in eine Region hineinzuschauen', vor der ich mich sonst ängstlich zu hüten pflege. Wir andern Nachpoeten müssen unserer Altvordern, Homers, Hesiods u. a. Verlassenschaft als urkanonische Bücher verehren; als vom heiligen Geist eingegebenen beugen wir uns vor ihnen und unterstehen uns nicht zu fragen: woher, noch wohin? Einen alten Volksglauben setzen wir gern voraus, doch ist uns die reine charakteristische Personification ohne Hinterhalt und Allegorie alles werth; was nachher die Priester aus dem Dunkeln, die Philosophen ins Helle gethan, dürfen wir nicht beachten. So lautet unser Glaubensbekenntniß. — Gehts nun aber gar noch weiter, und leitet man uns aus dem hellenischen Gottmenschenkreise nach allen Regionen der Erde, um das Aehnliche dort aufzuweisen, in Worten und Bildern, hier die Frostriesen, dort die Feuerbrahmen, so wird es uns gar zu weh, und wir flüchten wieder nach Jonien, wo dämonische liebende Quellgötter sich begatten und den Homer erzeugen. Demohngeachtet kann man dem Reiz nicht widerstehen, den jedes Altweltliche auf jeden ausüben muß." — Aehnlich schreibt Jacobs 1818: „So sehr ich mit Ihnen überzeugt bin, daß es ungereimt ist, die Aussicht in das ältere Griechenland durch den Homer sperren zu wollen, ebenso überzeugt bin ich auch, daß, sobald man sich einmal erlaubt, über den Homer und Hesiod hinauszugehn, man wie von einem Wirbelwinde ganz unvermeidlich in den Orient fortgerissen wird. Hier mag, außer der Mythologie, auch wol ein guter Theil der griechischen Geschichte in der Wiege liegen, aber da ist es mir nun wieder, als wenn der Weg nach dem Lichte hin mit jedem Schritt dunkler würde. Ich begreife aber auch sehr wohl, wie eben diese Nacht, in der doch hier und da ein Stern — vielleicht eine Cynosura — glänzt, den vordringenden Eifer des Forschers entflammen kann; und es ist vielleicht lächerlich, Ihnen so aufrichtig meine Gespensterfurcht zu erzählen." — Die weitere Entwicklung der Symbolik, und ihre Ergänzung durch die vergleichende Sprachforschung und die deutsche Mythologie zu verfolgen, liegt nicht in unsrer Aufgabe; es kam uns nur darauf an, nachzuweisen, wie sie in ihrer jugendlichen Ueberschwenglichkeit in die anderweitigen Bestrebungen des Zeitalters verflochten war.

Die Bundesreform und die Auswanderung.

2.

Der Bundesausschuß zur Begutachtung der Auswanderungsfrage hat seinen durch die Preußische Correspondenz bekannt gewordenen Schlußanträgen einen motivirenden Bericht vorangeschickt, wovon man bis jetzt allerdings blos die Analyse kennt. Diese Ausführungen gründen sich auf die Mittheilungen von 24 Regierungen des deutschen Bundes über ihre betreffenden Gesetze und Verordnungen, so wie auf deren Vorschläge für die zu vereinbarenden allgemeinen Maßregeln. Die Gesammttendenz des Ausschußantrages geht auf diesen Grundlagen dahin, die bestehenden gesetzlichen Bestimmungen blos zu codificiren, nicht sie zu reorganisiren. Wenn nun das Gutachten mit seinen Vorschlägen dahin gelangt, das Auswanderungswesen im Ganzen noch mehr polizeilich zu bevormunden, als dies in den Einzelstaaten schon bisher geschehen ist, so mag sich dies vielleicht daraus erklären, daß man auf diesem Wege desto sicherer dahin zu gelangen glaubt, die einer spätern Zukunft vorbehaltene Lenkung der Auswandererströme nach bestimmten Punkten ins Werk zu setzen.

Die vorgeschlagenen Verschärfungen der polizeilichen Ueberwachung betreffen theils die Einrichtungen gegen heimliche Auswanderung, theils die Ueberwachung des Transports der Auswanderer. Zu den „Vorbedingungen der Auswanderung" ist kein Antrag gestellt, da in dieser Beziehung „die entsprechenden Anordnungen meistens vorhanden" seien. Die „Preuß Corr." hat jedoch in ihrem Auszuge des Materials zu dem bundestägigen Ausschußgutachten eine ganze Reihe sehr verschiedenartiger Bestimmungen der verschiedenen Staaten aufgezählt. Nur in dem einen Punkte findet sich eine Gleichartigkeit, daß die erfüllte Militärverpflichtung als conditio sine qua non angenommen ist. Nur an dieser — sagt der Ausschußbericht — habe „der Bund ein näheres Interesse". Da diesem genügt ist — ergo kein Vorschlag zur Vereinbarung wirklich „gemeinsamer Institutionen" hinsichtlich der Vorbedingungen zur Auswanderung? Die bairischen „Ansichten über das deutsche Gemeinwesen" hatten aber grade gemeint, daß die in Deutschland lauter werdende Unzufriedenheit „auch ohne politische Reform des Bundes" zu beseitigen sei, indem man die „berechtigten" Wünsche der Nation nach verheißenen doch unerfüllt gebliebenen gemeinsamen Institutionen auf materiellem Gebiete erfülle. Gemeinsamkeit hat nun in vorliegendem Falle selbstverständlich den Sinn, daß nicht blos den „näheren Interessen des Bundes" durch eine gewisse Gleichartigkeit der verhindernden Gesetzgebung zu genügen sei,

ſondern auch den Intereſſen der Nation. Vorſchläge für eine Gleichartigkeit der vorbedingenden Geſtaltung der Auswanderung in allen Bundesſtaaten wäre ſonach eine Hauptaufgabe des Bundesausſchuſſes geweſen. Dieſe Aufgabe iſt nicht einmal berührt worden.

Bei Gelegenheit dieſes erſten Punktes erklärt ſich beiläufig der Ausſchuß gegen die Auswanderung von Verbrechern. Je mehr man ſich damit einverſtanden erklären muß, ſo iſt doch damit blos eine Ausnahme, und noch dazu eine ſehr ſeltene, berührt worden, welche, ſo viel uns bekannt, erſt ſeit 1848 von einzelnen Regierungen gleichſam als Aequivalent der theilweiſen Begnadigung in Anwendung gebracht wurde. Auf ſolche Ausnahmsfälle wird die Kundgebung bundestägiger Anſichten ſchwerlich einen Einfluß zu äußern vermögen. Dagegen vermißt man im ganzen Ausſchußberichte — ſo weit ihn die veröffentlichte Analyſe wiedergiebt — jede leichteſte Berührung der viel wichtigeren Frage, ob eine Auswanderung der Armen auf öffentliche Koſten principiell zu billigen oder zu widerrathen ſei. Dies iſt ein Fall, welcher namentlich ſeit dem Beginn des jetzigen Jahrzehnts in Baden, Heſſen, Thüringen u. ſ. w. gar nicht ſelten vorgekommen iſt und jedenfalls bei einer praktiſchen Organiſation des bundesdeutſchen Auswanderungsweſens beſondere Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen hat. Der Modus dieſer Auswanderung war bisher ein doppelter: entweder wurden die Auswanderer auf öffentliche Koſten blos nach dem Einwanderungshafen transportirt und dort buchſtäblich als Bettler ans Land geſetzt; oder jeder derſelben bekam bei der Ankunft noch ein geringes Viaticum. In jedem Falle kümmerte ſich das Heimathland nicht im mindeſten mehr um die Ausgewanderten, ſobald dieſelben vom Schiffe geſtiegen waren. Nur in ganz ausnahmsweiſen Fällen bekam man je wieder eine Nachricht von ihnen, dieſe blos zufällig; ſie lautete faſt ohne Ausnahme tiefbetrübend, für die Heimath waren ſie ſtets völlig verloren, das vaterländiſche Element vermochten ſie in ihrer Zerſtreutheit, Vereinſamung und Hilfloſigkeit nicht zu repräſentiren. Daß aber dieſe Armenauswanderung auch ganz anders organiſirt werden kann (was jedoch ein Selfgovernment der Gemeinden vorausſetzt) iſt in zahlreichen Fällen von der Schweiz bewieſen worden. In den Cantonen Glarus und Graubünden, ſpäter auch anderwärts, verbanden ſich mehre Gemeinden zur Auswanderung und Anſiedelung ihrer Armen. Sie ſchickten aber Commiſſionen zur Beſichtigung und Auswahl paſſender Stücken Congreßlandes voraus und kauften dieſe auf gemeinſame Koſten (vorzüglich in Wisconſin). Jede Auswandererfamilie erhielt davon 20 Acres (den Acre à 3 fl.) gegen die Verpflichtung, drei Jahre darauf zu bleiben und den Kaufpreis in zehnjährigen Raten abzuzahlen. Dieſe ſchweizer Auswanderer trugen allerdings die Ueberfahrt ſelber, was indeſſen für andere Verſuche nicht maß-

gebend zu sein braucht. Der Erfolg dieser Art von Auswanderung aber war, daß alle solche Colonien in die Höhe kamen, bereits zu Anfang der funfziger Jahre (erst 5—6 Jahre nach ihrer Gründung) ihre Zukunft als gesichert ansehen konnten und mit den Heimathgemeinden, welche ihnen unter den genannten Bedingungen jährlich neue Colonisten nachsendeten, nicht blos in freundlichem, sondern auch in geschäftlichem Verkehr blieben, welcher natürlich dem Mutterlande mancherlei Vortheile zuführte. Daß nun jeder Kreis des kleinsten deutschen Staates durch Gestattungen von Association seiner Gemeinden zu diesem Zwecke denselben Weg gehen könne, vermag man schwerlich in Zweifel zu stellen. Freilich müßte in Betreff dieser Armenauswanderung der Staat — oder die Bundesnorm — darauf verzichten, ihrer Ausführung mit dem gouvernementalen Ermessen entgegenzutreten, ob sie überhaupt zu fördern oder zu hindern sei. Die Gemeinden müßten die Gewißheit haben, daß ihnen die Association für solche Zwecke weder verwehrt, noch irgendwie übel angesehen und etwa zum Vorwurf angerechnet werde. Dann würde sich daraus allmälig, ganz nach den Gesetzen des Bedürfnisses, eine regelmäßige Organisation entwickeln, während heute die hier und da ins Werk gesetzte Fortschaffung von Gemeindemitgliedern als Ausnahmefall, mit aller möglichen Härte der halberzwungenen Unterstützung und ohne den entferntesten Gedanken an die Möglichkeit eines fortdauernden Zusammenhangs der Ausgewanderten mit der Heimath geübt worden ist.

Uebrigens sind solche Organisationen der Auswanderung, wie die oben berührten schweizerischen wenngleich nicht in so bewußter Formulirung und obschon nicht speciell auf die Armen bezüglich, auch in Deutschland nicht ohne Beispiel. Nur erstrecken sie sich gewöhnlich nicht über eine Gemeinde, oder über ein paar in irgend einem Thalwinkel zusammengedrängter Dörfer hinaus. Wer namentlich in Süddeutschland — Würtemberg, Baden, Hessen — dem Auswanderungsgange einige genauere Beachtung zugewendet hat, konnte oft ganz interessante Wahrnehmungen machen. Gleichsam als Pioniere des Terrains und der Verhältnisse gingen einige Gemeindeglieder, von den andern auch materiell unterstützt, nach irgendwie für passend erachteten Punkten des transatlantischen Westens voraus. Fanden sie die Ansiedelungsverhältnisse der Art, wie man sie erwartet, so hatten sie bereits eventuelle Aufträge dafür, weiteres Land zu kaufen oder doch die Hand darüber zu halten. Ihr erster Brief war in manchen Fällen das Signal des Aufbruchs für das halbe Dorf, um jenseits des Meeres eine neue Gemeinde zu bilden. Und während die officielle Welt daheim solche Erscheinungen blos pathologisch, wie eine Epidemie behandelte, wußten die Nachwandernden recht wohl, was sie wollten und thaten. Aber solche Verabredungen und Vorbereitungen wurden geheim gehalten wie eine Verschwörung — blos, weil man gar zu gut wußte, daß die

Auswanderungsluſtigen vom grünen Tiſch aus a priori als mißliebige, leichtſinnige, verdächtige Subjecte angeſehen zu werden pflegten und das Bekanntwerden derartiger Verabredungen irgendwelche polizeiliche Maßregelungen heraufbeſchwören würde.

Es iſt übrigens auch jedenfalls als Ergebniß ziemlich neuer Anſichten in den leitenden Kreiſen anzuſehen, wenn der Bericht der bundestäglichen Commiſſion unumwunden anerkennt, daß jedes directe Eingreifen der Staaten in das Auswanderungsweſen, namentlich mit Hemmungen und Erſchwerungen, nur vom Uebel ſei. Denn beinahe erſt nachdem das chroniſche Auswanderungsübel zu einer nationalen Calamität herangewachſen war, ſchien ſich die Ueberzeugung durchgreifender Bahn zu brechen, daß dieſe Völkerbewegung im Großen und Ganzen nicht durch Polizeimaßregeln zu beherrſchen ſei. Man concentrirte dieſe jetzt zwar mit verſchärfter Strenge auf die militärdienſtpflichtigen Altersclaſſen; allein man begann auch jetzt erſt allgemeiner das Princip, daß die Entlaſſung aus dem Staats- und Heimathsverbande niemandem ohne ſpeciellen Grund verſagt werden dürfe — alſo das von der Bundesverfaſſung garantirte Freizügigkeitsrecht — zur praktiſchen Wahrheit werden zu laſſen. Man betrachtete diejenigen, welche einen Auswanderungsſchein gelöſt, nicht mehr unmittelbar wie verlorene Söhne, ſondern begann einerſeits mit den Privatvereinen für Berathung der Auswanderer anzuknüpfen, andererſeits das Verfahren der Agenten gegen die Auswanderer ſchärfer zu controliren, endlich den Ankömmlingen auf fremdem Boden durch Conſuln und diplomatiſche Agenten wenigſtens einigen Anhalt zu gewähren — ſo gering dieſer auch ſein mochte. Aber dieſe Wendung der gouvernementalen Anſicht fällt erſt in den Anfang der funfziger Jahre. Vorher hatte man die Auswanderung mehr oder minder noch immer mit einem Nachklang jener Stimmung behandelt, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zur Herrſchaft gelangt geweſen war. Als damals von 1756 bis 1766 etwa 200,000 Menſchen aus Deutſchland ausgewandert waren und alle Maßregeln der Einzelſtaaten ſich nutzlos erwieſen, wurde von Reichswegen der Verkauf von Gütern für rechtsungiltig erklärt, jede Vermögensauszahlung zum Zweck der Auswanderung verboten — und dennoch berechnete man die ausgewanderten Deutſchen ſchon wieder im Jahre 1784 auf 17,000, obgleich z. B. eine bairiſche Verordnung von 1766 jeden Anwerber zur Auswanderung (nach Spanien, nebſt den ſpaniſchen Colonien) noch überdies mit dem Tod am Galgen bedroht hatte. Nur in Baden hatte dann wieder um 1846 der Staat den Gang der Auswanderung fürſorglich für die Auswanderer zu überwachen begonnen; anderwärts hatte man blos mit allerlei Verboten experimentirt. Von den Hafenplätzen war Bremen der erſte, welcher die Einhaltung der Auswanderungscontracte durch die Rheder einer genauen Controle unterwarf; erſt 1855 folgte

ihm Hamburg mit ähnlichen Maßregeln; etwas ſpäter verordnete Preußen zum Schutze ſeiner Angehörigen, daß dieſelben, wenn ſie mit preußiſchen conceſſionirten Mäklern abgeſchloſſen hatten, nur die eine Hälfte der Ueberfahrtsſumme im Einſchiffungshafen zu zahlen brauchen, die andere erſt im Ausſchiffungshafen, und zwar nur, wenn ihnen der Contract genau eingehalten wurde.

Natürlich ſind mit den angeführten Beiſpielen nicht alle Verordnungen dieſer Richtung genannt. Es gab deren noch viel mehr. Gemeinſam war indeſſen auch ihnen, daß ſie das Agenturweſen und Unweſen ausſchließlich vom Standpunkte der polizeilichen Ueberwachung auffaßten, ohne eine organiſche Regelung deſſelben anzubahnen. Auch der jetzige bundestägliche Bericht ſcheint die Möglichkeit einer andern Behandlungsweiſe dieſer Frage gar nicht anzunehmen. Er geht beſonders über das von der deutſchen Centralgewalt beſchloſſene Auswanderungsamt und die Einſetzung von Agenten des Centralauswanderungsamtes ſehr flüchtig, wie über eine ganz verfehlte, gar nicht wieder näher ins Auge zu faſſende Idee hinweg. Man kann dieſe Abthuung bei der heutigen Stimmung des bundesdeutſchen Centralorgans gegen die damalige Centralgewalt der Nation ganz erklärlich finden; einer unbefangenen Erwägung der damaligen Abſichten entſpringt ſie im vorliegenden Falle ſchwerlich. Das Geſetz vom 15. März 1849 beabſichtigte nämlich — zur Ausführung gelangte es nicht — durch die vom Centralamt ernannten Agenten, denen die ausſchließliche Beförderung der Auswanderer anheimzuſtellen, für die Verproviantirung und den Paſſagierraum ſorgen, die mit den Rhedern abzuſchließenden Contracte überwachen und von erſteren eine Caution fordern zu laſſen. Dieſe Caution ſollte in ausländiſchen Häfen vermehrt und gegen ausländiſche Capitäne durch eine gerichtliche Verpflichtung zum Schadenerſatz verſtärkt werden. Endlich ſollten die Agenten die Auswandrer bei ihrer Ankunft im Einwanderungshafen unter ihre „beſondere Aufſicht“ nehmen und ſich mit den deutſchen Geſellſchaften Nordamerikas (deren ſegensreiches Wirken in den meiſten Fällen wol auch heute nicht abgeleugnet werden kann), ſo wie mit den Ortsbehörden in Verbindung ſetzen, um den Auswanderern bei ihrer Weiterbeförderung und Anſiedlung mit ihrem Rathe behilflich zu ſein. — Daß dieſer Plan doch nicht ſo ganz verwerflich, zeigt Frankreichs Beiſpiel, welches ihn im Weſentlichen in Ausführung gebracht hat; aber freilich vorzugsweiſe zu dem Zwecke, den deutſchen Auswanderungsſtrom über Havre flüſſig zu erhalten, nachdem Preußen ſeinen Unterthanen dieſen Auswanderungshafen verboten hatte (1854). Eine bundesdeutſche Einrichtung ähnlichen Sinnes würde alſo vorausſichtlich die Auswanderung über Bremen und Hamburg fördern, ohne daß es ſpecieller Verhandlungen bedürfte, welche beſtimmte fremde Häfen abſolut verbieten.

Uebrigens laſſen die Andeutungen des bundestäglichen Gutachtens über

die dereinſtige Beſchützung der Auswanderer in den dereinſt zu beſtimmenden Ländern, wohin man eventuell die Auswanderung zu lenken gedenkt, doch auch durchſchimmern, daß ihnen keine beſonders anderen Mittel für dieſen Zweck vorſchwebten, als die bereits von der deutſchen Centralgewalt formulirten. Dagegen ſoll gegenwärtig in denjenigen Beziehungen, für welche der Schlußantrag des Ausſchußberichts ſofortige Maßnahmen anempfiehlt, den Agenten (obgleich dieſelben blos conceſſionirt, nicht von der Regierung angeſtellt, alſo auch nicht entſprechend überwacht ſind) in Bezug auf die Auswanderer einerſeits eine Polizeigewalt übertragen, andererſeits eine Verantwortlichkeit auferlegt werden, welche in der That alles Maß überſteigt. Solchen Pflichten und Verflichtungen müßte doch jedenfalls auch principiell ein Aequivalent von Rechten beigegeben werden, da in der Praxis deren Uebung von ſelbſt einträte, um den Verpflichtungen genügen zu können. Wenn nun dafür keine Grenze gezogen iſt, ſo müßten ſie ſehr bald in Willkürlichkeiten der Agenten gegen die Auswanderer übergehen. Freilich könnten die Auswanderer dagegen Klage erheben. Aber wer wagt überhaupt in Deutſchland gern gegen discretionäre Polizeiübung zu klagen? Bekommt er auch Recht, ſo haftet es auf ihm dennoch wie ein Makel der „Auflehnung gegen die Obrigkeit", und er kann ganz ſicher ſein, künftighin von der verklagten Polizei nur noch mehr incommodirt zu werden. Haken dafür finden ſich in jeder Lebensäußerung des deutſchen Staatsbürgers. Soll ſich nun aber der Auswanderer noch im letzten Augenblick ſeines Aufenthalts im Vaterlande mit gerichtlichen Klagen gegen den Mißbrauch der polizeilichen Gewalt des Auswanderungsagenten herumſchlagen? Vielleicht gar, nachdem er bereits aus dem Staats- und Heimathsverband, alſo in die unvortheilhafte Stellung eines „Ausländers" getreten iſt? Soll er für ſolche Klagen noch einen Theil des vielleicht mühſelig zuſammengebrachten, auf Heller und Pfennig berechneten Reiſegeldes verwenden? Sicherlich müßten die Uebergriffe ſchon einen ſehr hohen Grad erreicht haben, ehe ſie nur zur Kenntniß der Behörden kämen. Und würde der Agent nicht in neunzig Fällen unter hundert nachzuweiſen vermögen, daß er nur im Intereſſe der peinlichen Erfüllung ſeiner polizeilichen Verpflichtung gehandelt habe? Auf der andern Seite aber geben — wovon man von der Erfahrung belehrt ſein ſollte — ſo bedeutende Competenzen grade in der Hand von Privatperſonen dieſer die beſten Mittel an die Hand, alle polizeilichen Vorſichtsmaßregeln des Staates illuſoriſch zu machen, ſo ſehr man auch überwacht. Wie bei allen Uebertreibungen des Paß- und Legitimationsweſens, ſo behelligten derartige Hemmungen, Beſchwerlichkeiten und Unannehmlichkeiten ſchließlich blos den ehrlichen und unbefangenen Auswanderer und Agenten. Wer betrügen will, dem ſind die Schleichwege ſicherlich weder unbekannt noch verſchloſſen. Man ſteht hinſichtlich des Auswanderungsweſens in dieſen Beziehungen vor einem Entweder — Oder. Entweder muß

Digitized by Google

der Auswanderer ganz fertig mit dem Staate sein, wenn er mit dem Agenten zu verkehren beginnt; dann kann der Staat, oder noch besser der Bund, dem Auswanderer erst wieder seinen Rath und seine Unterstützung nach der Ankunft im Einwanderungshafen bieten, wenn jener ihn wünscht. Und so lange Deutschland keine Flotte hat, wird jenseits des Weltmeers diese Berathung und Förderung der Interessen der Heimatsangehörigen stets mehr oder minder einen Privatcharakter tragen. Oder aber der Staat, und wiederum noch besser der Bund, muß auch die Agenturen in die Hand nehmen — in der Art, wie es das Gesetz der Centralgewalt vom 15. März 1849 wollte. Geschieht letzteres, und zwar in humaner Liberalität, dann bedarf es sicherlich keiner officiellen Einwirkungen, um die Auswanderungsströmung nach den für das materielle und politische Interesse passendsten Zielen zu lenken. Das deutsche Volk ist, Gott sei Dank, im Großen und Ganzen gebildet genug, um nicht bei einem immerhin so bedeutsamen Schritte, wie die Auswanderung ist, gedankenlos — um einen vulgären Ausdruck zu brauchen — in den Tag hineinzulaufen. Auch wird auf diese Weise, wenn die officielle Unterstützung und Förderung dem Auswanderer nicht seine neue Heimath octroyiren will, sondern den sich entwickelnden Strömungen mit sorgfältiger Beobachtung folgt und sie mit ihren Hilfleistungen begleitet, jedenfalls der Wahrung der Nationalität in der neuen Heimath und dem Zusammenhang der Colonien mit dem Mutterlande am besten gedient. Die Vielregiererei und die polizeiliche Bevormundung auch auf dieses Gebiet übertragen wollen, heißt dagegen, dem Unzufriednen die heimischen Verhältnisse nur immer unerträglicher machen. „Die Auswanderer wollen frei sein und ohne alle Einwirkung des alten Heimathlandes auf ihre Geschicke“ — sagt freilich der bundestägliche Ausschußbericht. Allein es liegt wol blos daran, daß diese Frage in jenem Material, welches die Regierungen geliefert haben, entweder gar nicht, oder vom rein bureaukratischen Standpunkte berührt wurde, wenn ein solcher Satz in einem officiellen Actenstück in solcher Allgemeinheit, gleich einem Dogma aufgestellt wird. Wir wollen hier nicht fragen, an wem die Schuld einer solchen Erscheinung — wo sie beobachtet wurde — gelegen ist: ob an den Ausgewanderten, ob an der Art der beabsichtigten Einwirkung des Heimathlandes auf ihre Geschicke? Aber in den Fällen, wo diese Einwirkung von Seiten des Heimathlandes, resp. der Heimathgemeinden, mit Liebe geschah (wie z. B. bei den früher erwähnten Auswanderungen aus der Schweiz und verschiedenen Punkten des deutschen Südwestens) erbaten sich die Ausgewanderten fortdauernd mancherlei Rathschläge, Sachwalter, Aerzte, selbst Gemeindebeamte und Prediger aus der verlassenen Heimath. Und wenn wirklich unter den Auswanderern sehr viele sind, welche jede Einwirkung des Heimathlandes abschütteln, welche absolut ungebunden sein wollen, so würde die Häufung von Polizeimaßregeln

beim Abſchied aus der Heimath, welche doch blos heimliche Auswanderung verhindern ſoll und dennoch jeden Auswanderer als verdächtig behandelt, ebenſo wenig etwas an dieſer Stimmung beſſern, als die Ausſicht, daß, wenn auch die Auswanderung zur gemeinſamen deutſchen Angelegenheit gemacht würde, der deutſche Ausgewanderte dann blos Förderung und Unterſtützung zu erwarten hat, falls er die octroyirten Wege und Ziele wählt.

Daß der Ausſchußbericht vorläufig weder beſtimmte Wege und Ziele in Ausſicht nahm, kann man nur anerkennen. „Wohin ſoll der Deutſche auswandern?“ iſt eine Frage, welche zu den offenſten gehört, von denen die Gegenwart bewegt wird. Und dies nicht erſt neuerdings, aber neuerdings wieder mehr als jemals. Denn grade das Hauptauswanderungsziel, die nordamerikaniſche Union, befindet ſich in einer ſocialpolitiſchen Uebergangsepoche, deren Entwicklungen vorläufig nicht entfernt abzuſehen ſind. Andere Einwanderungsländer, wie Mittelamerika, Mexiko, ſelbſt Braſilien, ſcheinen ebenfalls einer gewaltigen und entſcheidenden Kriſis entgegenzugehen, deren Zuckungen und Paroxismen morgen jede noch ſo richtige Einſicht in die heutige Lage der Verhältniſſe Lügen ſtrafen können. Man muß ſich alſo vollkommen einverſtanden damit erklären, wenn der Ausſchußbericht überall erſt näheres Material abzuwarten gedenkt. Dieſes Material wird unendlich ſchätzbar ſein, ſobald man eben von dem Princip ausgehen wird, der Auswanderungsſtrömung keine beſtimmten Wege vorſchreiben, nicht von deren Befolgung die Fürſorge für die Auswanderer abhängig machen zu wollen. Denn wird nicht dieſes Princip befolgt, kann man ſich nicht entſchließen, die Auswanderung als einen natürlichen Proceß der Völkerbewegung zu betrachten, welcher ſeine Ziele ſelbſt wählt, ſo wird man bald dahin kommen, auch noch ſogar die Auswanderer in zwei große Gruppen zu ſcheiden: in loyale, welche die gouvernemental anempfohlenen Ziele wählen, und in illoyale, welche ihrer eignen Neigung folgen. Das verhüte ein gütiges Geſchick! Es wäre der ſicherſte Weg, die größte Hälfte der Auswanderer in directe Feinde ihrer Heimath zu verwandeln. Die ſogenannte Organiſation des Auswanderungsweſens würde dann nichts, als der Verſuch einer neuen Art von hochpolizeilicher Gewiſſenserforſchung, einer Ausdehnung des deutſchen Polizeigeflechts über die ganze Welt. Es iſt darum ſehr wahrſcheinlich auch blos eine Redewendung, wenn der Ausſchußbericht meint, man werde an dereinſtige nähere Mittheilungen über die eventuellen Auswanderungsziele „beſtimmtere Vorſchläge“ für die Lenkung der Auswanderungsſtröme knüpfen können. Denn unmittelbar vorher hat er ſelbſt eingeſtanden, daß „alle Verſuche, die Auswanderung im Großen nach beſtimmten Ländern zu lenken, vergebens“ ſeien, und deshalb nur da, wo ſchon Anſiedlungen ſind, deren Intereſſen gefördert werden ſollten.

Wenn aber auch bei der Behandlung der deutſchen Auswanderungsfrage,

ſobald dieſelbe als gemeinſame Angelegenheit, als Bundesſache anerkannt iſt, die Frage nach den Einwanderungsländern, nach der Erhaltung der Nationalität und des Zuſammenhanges mit der Heimath ganz natürlich in erſter Linie ſteht, ſo erſcheint es doch ſicherlich kaum minder richtig, einige Rückfragen an die Heimath, an deren ſogenannte Auswanderungsherde, ſo wie an die Wandlungen des Auswanderungsproceſſes zu richten. Es wird ſich dabei nicht darum handeln können, die Erklärung beſtimmter Veränderungen in dem ſeit Menſchenaltern gewohnten Auswanderungsleben zu geben; und es iſt überdies hier ſchwerlich der Ort, dieſen Wandlungen in ihren Einzelheiten nachzufolgen. Ueberdies müßte dabei mancher Punkt berührt werden, deſſen bloße Erwähnung unter den heutigen Preßzuſtänden jedenfalls nicht räthlich iſt. Doch kann es ſelbſt dem oberflächlichſten Privatbeobachter nicht entgangen ſein — und wie viel weniger dem Ausſchuſſe des deutſchen Bundes, welchem das Material von 24 Einzelſtaaten vorlag — daß das Jahr 1854, welches dem Vaterland in runder Summe 300,000 Menſchen entführte, auch einen kritiſchen Wendepunkt im Auswanderungsproceß bezeichnet. Jedoch nicht darin, daß, wie man gehofft hatte, von da an eine ſtetige Verminderung der Auswanderung eingetreten wäre. Denn die (immerhin höchſt unvollſtändige Statiſtik der hauptſächlichſten Auswanderungshäfen Deutſchlands und die Einwanderungsliſten von Neuyork bezeugen das Gegentheil; die Auswanderung iſt von 1855 wieder in ſtetiger Progreſſion begriffen. Dagegen ſtellte von demſelben Jahre an nicht, wie es bis dahin conſtant geweſen war, der deutſche Südweſten und der Unterrhein das zahlreichſte Contingent, ſondern vorzugsweiſe der Norden und Oſten. Dieſes Verhältniß ſcheint ſich forterhalten zu wollen. Von Mecklenburg war man allerdings ſchon lange das Fortſtrömen der Landleute gewohnt. Statiſtiſch drückt es ſich in dem Zeitraume von 1851 bis mit 1857 durch eine poſitive Verminderung der ländlichen Bevölkerung um 8585 Seelen aus (Domänen 2963, ritterſchaftliche Güter 5006, Kloſtergüter 16), welche, wenn man die Geburts- und Sterbeliſten deſſelben Zeitraums vergleicht, das entſetzliche Reſultat ergiebt, daß Mecklenburg ſeit ſieben Jahren 42,230 Bewohner weniger beſitzt, als es nach Geburten und Sterbefällen hätte haben müſſen. (Die Auswanderung ſelbſt wird 1855 zu 2800, 1856 zu 5500 Köpfen angegeben; 1857 übertraf ſie ſogar den Jahrgang 1854.) Dagegen verminderte ſich ſchon 1855 die Auswanderung aus Würtemberg, Baden, Heſſen und Thüringen ganz auffallend, obgleich die Auswanderung vom Niederrhein, der Lahn, Moſel ꝛc. ziemlich ungeſchwächt fortdauerte, während Pommern, Poſen und gewiſſe Theile Schleſiens zum erſten Male verhältnißmäßig ſehr ſtarke Contingente zur deutſchen Geſammtauswanderung ſtellten. Dennoch war das numeriſche Geſammtergebniß, namentlich im Vergleich zu 1854, ein nicht blos unerwartet, ſondern faſt unerklärlich geringes, wenn ſchon die verſchärfte Controle

wegen Bereithaltung der Bundescontingente, das in vielen Staaten auch auf die Militärreservisten ausgedehnte Auswanderungsverbot, die wahrhaft grauenerregenden Berichte über die Noth der Eingewanderten in Nordamerika und die bekanten Gesetze der Union vom Mai 1854 Einiges zur Erläuterung dieser Erscheinung beitragen. 1856 nahm dann die Auswanderung aus West- und Südwestdeutschland so sehr ab, daß dort sogar viele Agenturen ihre Concessionen aufgaben, während manche Beförderungsgelegenheiten für Auswanderer ihre Thätigkeit auf ein Minimum reducirten, oder in der zweiten Jahreshälfte ganz einstellten. Unterdessen dauerte dagegen der Abzug aus den (östlichen) alt- und neupreußischen Ackerbauprovinzen, so wie aus dem preußischen Sachsen in abermals verstärktem Maße fort, auch erschienen starke Züge aus den bisher von der Auswanderung wenig berührten Friesenlanden und aus den fast ganz unberührt gebliebenen Herzogthümern Schleswig und Holstein. Ferner sendeten Böhmen, Mähren, Steiermark, namentlich Tirol einerseits, andererseits die altbairischen Provinzen ganz unerwartet starke Scharen. Dennoch beförderten Bremen und Hamburg in diesem Jahre immer noch blos etwa 64,000 Passagiere und 1857 scheinen auch (Tirol ausgenommen) die letztgenannten östreichischen und altbairischen Provinzen wieder einigermaßen pausirt zu haben. Um so mehr muß aber die norddeutsche (ost- und westpreußische, preußisch-sächsische, märkische und schlesische) Auswanderung angewachsen sein, da die Gesammtsumme der Beförderten in Bremen und Hamburg 80,000 überstieg, während über Mannheim und Kehl kaum 4000 fortgingen und die badisch-würtembergische Auswanderung in der zweiten Jahreshälfte sich nahezu auf Null reducirte. Bremen und Hamburg nebst Antwerpen und Havre beförderten ungefähr 123,000 Menschen, wovon etwa 43,000 auf die beiden letztgenannten Häfen kommen. Ziemlich in derselben Weise scheint sich auch die Auswanderung des laufenden Jahres zu gestalten; nur daß das würtemberger Contingent (namentlich aus der Gegend von Tübingen, Urach, Reutlingen) wieder etwas anwächst, während aus Baden blos der Seekreis einen etwa nennenswerthen Beitrag liefert.

Ist es nun für die blos auf journalistische Notizen gewiesene Privatbeobachtung überhaupt schwierig genug, der deutschen Auswanderungsbewegung in ihre wechselnden Quellgebiete zu folgen, so hat sich diese Schwierigkeit überdies in den letzten Jahren vermehrt. Denn auffallenderweise sind grade seit dem Momente, da die Auswanderung hoffen durfte, unter die gemeinsamen deutschen Angelegenheiten aufgenommen zu werden, die früher schon äußerst lückenhaften und oberflächlichen statistischen Notizen darüber in der „gutunterrichteten" Tagespresse noch beiläufiger und seltener geworden. Vielleicht ist dies blos ein Zufall. Dagegen begegnet man grade seit der Mitte der funfziger Jahre in der unabhängigen Journalistik und im Privat-

verkehr mit verschiedenen Bevölkerungsclassen verschiedener Staaten auffallend öfters als früher einer Bemerkung, welche von hoher Wichtigkeit erscheint. Nämlich der, daß dort, wo die Auswanderung numerisch vermindert auftritt, die Auswanderer zum großen Theil keineswegs mehr der eigentlichen Armenbevölkerung angehören, sondern aus ziemlich gesicherten Verhältnissen in die Unsicherheit der transatlantischen Zukunft hinaustreten. Besonders scheint dies von den Auswanderern bäuerlichen Standes zu gelten, und hier wieder vorzugsweise von solchen Gegenden, welche entweder von den modernen Verkehrsmitteln unberührt blieben, oder in denen der Feudalismus unerwartet zu neuer Kraft gelangte. In Mecklenburg haben nun nicht erst die neuesten Enthüllungen der deutschen Presse über die Bauernzustände, sondern bereits seit Jahren wiederholt die Landtagsverhandlungen unwiderleglich nachgewiesen, daß die dortigen Gewerbe-, Ansessigmachungs- und Heirathsgesetze, so wie der krasse Feudalismus die fast ausschließlichen Ursachen der Landesentvölkerung und erschreckenden Entsittlichung sind. Ist es nun nicht erlaubt, diese Erfahrungen allgemeiner anzuwenden, da wir sehen, daß seit 1855 die Quellen der Auswanderung grade in solchen Provinzen Deutschlands sich aufthaten, in denen die verheißene Entäußerung der ritterschaftlichen Güter von der Polizeigewalt oder Patrimonialgerichtsbarkeit nicht eintrat, grade in solchen Ländern, wo das Zunft- und Innungswesen sich wieder verschärfte, grade da, wo die praktische Theologie sich in der Steigerung des Kirchenregiments gefiel? Arbeitsmangel, Theurung, Noth sind keine genügende Erklärung, wenn man die letzten drei Jahre speciell ins Auge faßt. Erwiesenermaßen übersteigt nämlich in der wieder anwachsenden Gesammtmasse der Auswanderer die Zahl der Ackerbauer alle andern Stände zusammengenommen fast um das Doppelte. Die Landwirthschaft hat aber (Weinbau ausgenommen) seit zehn Jahren fast ununterbrochen glänzende Geschäfte gemacht und erst seit 1854 für die Bearbeitung des Bodens wesentlich höhere Preise anlegen müssen, da überall Mangel an Arbeitskräften eingetreten war. Grade dieser Umstand glich jedoch (1857 und 58 für die Grundbesitzer sehr empfindlich werdend) im ländlichen Proletariat die materiellen Uebelstände großentheils wieder aus, unter denen dasselbe durch die steigende Entwerthung der Arbeit allerdings lange genug gelitten hatte. Derselbe Mangel an Arbeitskräften und dieselbe Lohnerhöhung hat nun auch bei den meisten Handwerkern stattgefunden, und zwar ganz besonders bei den Bauhandwerken, welche in der Auswanderung (nach Nordamerika) relativ von jeher stärker vertreten waren, als die Bekleidungs- und die Lebensmittelarbeiter (Fleischer, Bäcker, Müller ꝛc.). Hier überall genügen also die landläufigen Erklärungen des Wiederanschwellens der Auswanderung seit 1855 nicht entfernt.

Wir unsererseits können auch diesen Erklärungen nicht weiter nachgehen.

Es kam nur darauf an, noch auf verſchiedene Fragen hinzuweiſen, welche bei einem Anlaufe zur gemeinſamen Organiſation des deutſchen Auswanderungsweſens jedenfalls eine ebenſo ernſte Beachtung in Anſpruch zu nehmen haben, als alle denkbaren Polizeimittel zur Vereitelung der heimlichen Auswanderung, wie zur Erſchwerung des Auswanderns überhaupt. Aber freilich dürften die Reſultate ſolcher Unterſuchungen unabweislich, wenn auch unliebſam darauf zurückführen, daß das ſo bereitwillig und allſeitig beſtens acceptirte Princip nicht ausreicht, „auch ohne Gewährung einer politiſchen Reform des Bundes" ſei die in Deutſchland lauter werdende Unzufriedenheit zu beſeitigen. Man würde ſich überzeugen müſſen, daß auch außerhalb der „gewiſſen gemeinſamen Maßregeln" auf materiellem Gebiete noch „berechtigte" Wünſche auf gemeinſame Inſtitutionen exiſtiren, „Inſtitutionen, welche zum Theil ſchon in der Bundesacte verheißen worden ſind, denen die deutſche Nation aber ſeit 1815 vergeblich entgegengeſehen." —

Darf man, ohne ſich einer verwerflichen Gefühlsduſelei hinzugeben, darauf hoffen, daß ſolche Erkenntniß auch in den leitenden Kreiſen zur Herrſchaft kommen wird? Die Anerkenntniß von der Nothwendigkeit einer politiſchen Reform der Bundesverfaſſung iſt freilich wiederholt von den Miniſterbänken ausgeſprochen worden; doch noch viel emphatiſcher die Belehrung, daß auch jetzt der geeignete Moment dafür nicht gekommen ſei. Von einer andern Seite lautet es mit halboffiziöſem Anklang, obgleich von ganz offiziöſen Stimmen lebhaft angefochten: Sint ut sunt, aut non sint! Und die neueſte Behandlung deutſcher Fragen im ganz officiellen „Dresdner Journal" ſchließt eine Darſtellung des Ganges der däniſch-deutſchen Streitfrage am Bundestag, indem ſie einen Ueberblick auf die Reformwünſche, ſo wie auf die Bundesthätigkeit in den „ſogenannten gemeinnützigen Angelegenheiten" wirft, mit den Sätzen: „Aber dieſe Zwecke (Förderung der gemeinnützigen Angelegenheiten) mögen nützliche, wünſchenswerthe ſein, — abſolut nothwendige ſind ſie nicht d. h. für den Bund nicht. Sie laſſen ſich auch durch die freie Thätigkeit der einzelnen Bundesglieder erreichen, ſind zum großen Theil durch dieſe ſchon erreicht worden. Und bliebe es auch ferner gegen unſere Hoffnung und Erweiterung nur ein frommer Wunſch, daß die deutſchen Staaten ſich für verpflichtet anſehen möchten, auch die gemeinnützigen Angelegenheiten im weiteſten Umfange mehr als bisher auf dem Wege der bundesmäßigen Verhandlung zu betreiben, ſo möchten wir um keinen Preis geſchehen laſſen, daß um dieſes Mangels willen an dem Bunde ſelbſt gerüttelt werde." — Sapienti sat!

Bilder aus Griechenland.

3.

Ein Morgen auf der Akropolis.

Am nächsten Morgen weckte uns, aus dem Garten heraufſchmetternd, Gezwitſcher von Vögeln. Eine Viertelſtunde nachher waren wir bereits auf dem Wege nach der Akropolis. Der Himmel war wolkenlos, die Luft von jener Durchſichtigkeit, bei der man an die ſchöne Schilderung des Euripides von den Erechtheusſöhnen erinnert wurde, „den Kindern ſel'ger Götter, die ſtets in dem heiterſten Licht des Aethers ſanft hinwandelten.“ Ueber die Stadt war Stille ausgebreitet, bei welcher die Burg- und Tempeltrümmer des heiligen Hügels, jetzt mit roſenfarbnem Morgenroth übergoſſen, doppelt majeſtätiſch, doppelt mächtig zur Andacht ſtimmend, in die Tiefe der menſchenleeren Aeolusſtraße herabſchauten. Beinahe achtlos gingen wir am Tempel der Winde vorüber. War er doch nur eines der geringern Kleinode am Gewand der Königin der griechiſchen Städte, während uns droben die Krone winkte, ſtrahlend von Juwelen der hehrſten Erinnerung. In erwartungsvollem Schweigen ſtiegen wir, über die letzten Häuſer der Stadt hinausgelangt, den ſteilen Fußpfad hinauf, der unter den Felſen um die Flanken der Erd- und Schutthügel führt, welche die Baſis der Klippenwände des Heiligthums bilden. Mit jedem Schritt ſteigerte ſich die andächtige Stimmung. Man hätte den Hut abnehmen mögen wie in einer Kirche. Und wir waren wirklich wie in einer Kirche. In der Tiefe zeigte ſich einer der Nebenaltäre, das Theſeion, rechts ein andrer älterer, der Areopag, noch höher die Kanzel, das Bema der Pnyx. Noch einige Schritte, und in der Facade der Propyläen erhob ſich vor unſern Blicken über grauen Mauern der Hochaltar. Daneben ſtand zart und fein wie ein Sacramentshäuschen der Tempel der Nike Apteros, und darüber ragten, rothdurchſchimmert von der ewigen Lampe der Sonne, die Säulen und der Fries des Allerheiligſten, neben dem einſt das Bild der göttlichen Jungfrau Athene herniederſchaute.

Das Bild iſt verſchwunden, aber die Phantaſie läßt es wieder aufſteigen über dem zerſtörten Giebel mit dem helmgeſchmückten Haupt und der blitzenden Lanze. Die Tempel ſind Trümmerſtätten, aber unſichtbare Hände bauen ſie wieder auf in alter Schöne. Die Propyläen ſind durch einen plumpen Thurm verunſtaltet, den mittelalterliche Ritter daneben ſtellten, aber andere Unſichtbare reinigen das hehre Portal von der ſchnöden Zuthat, und der wunderthätige Traumgeiſt unſrer Stimmung läßt in einem Feſtzuge, gleich dem der Pan-

athenäen durch ſeine weißen Marmorſäulen wie durch einen Triumphbogen alle unſre Erinnerungen an die göttliche Menſchheit wallen, die einſt hier der Schönheit und Weisheit opferte. Sophokleiſche Chorgeſänge klingen uns durch die Seele, und wir verſtehen ihre Maße jetzt wie nie zuvor. Von der Rednerbühne der Pnyx tönt die Stimme des Perikles, des Demoſthenes herüber. Aus der fernen Bucht von Salamis brauſt lauter als das Meer das ſiegfreudige Lied der Perſerſchlacht. In Gruppen ſchweben, nicht mehr als Schatten, wie ſie uns aus Schulbüchern aufſtiegen, ſondern deutlich, wie Bilder auf Goldgrund, die Helden der homeriſchen Epen, die Geſtalten der Oedipustragödien und die Genoſſen von Platos Gaſtmahl an uns vorbei. Sämmtlich Verwandte unter ſich, Verwandte zugleich der Säulen droben, in denen Phidias in Stein ſchuf, was die Dichter und Denker in Worten bildeten, ſind ſie die Gemeinde in dem Gotteshauſe, in dem wir uns hier auf der Höhe fühlen. Wir ſehen ſie gehen, ſehen andere kommen von gleich anmuthiger oder würdevoller Herrlichkeit; ſie ſteigen auf über den Giebel des Parthenon und treten droben, um die Geſtalt der Göttin geſchart, zu einem großen Altarbilde ſeliger Menſchen, zu einem Olymp leuchtender Ideale zuſammen.

Wir müſſen drunten bleiben, ſo ſehr es uns hinanzieht. Aber wie klein wir uns fühlen und wie ſehr die Sehnſucht brennt, wer freute ſich nicht der Stunde, die ihn hier im Geiſte ſchauen läßt, was kein Ort in Griechenland, kein Ort auf Erden mit ſo brennenden Farben und in ſo entzückendem Lichte zeigt, als dieſe Stelle im Angeſicht des Propyläenbaus.

Die große Freitreppe, die nach der Säulenhalle hinaufführt, iſt jetzt zum Theil durch eine Mauer verdeckt, welche wahrſcheinlich erſt im Mittelalter erbaut wurde, und in der ſich zwiſchen zwei thurmartigen Vorſprüngen ein hohes, nach oben ſich verjüngendes Thor öffnet. Dieſes Thor ſchließt ein Eiſengitter, das nur bei beſonderer Veranlaſſung aufgeſchloſſen wird. Der gewöhnliche Eingang iſt einige Schritte weiter rechts durch einen tiefen gewölbten Feſtungsthorweg, durch den man in eine Art Vorhof gelangt, den auf der linken Seite Gemäuer überragt, während er rechts in die Tiefe des Odeons des Herodes hinabblicken läßt, eines in den Felſen gehauenen Amphitheaters, deſſen Stufenſitze man während meines Beſuchs eben vom Schutt befreite. Wendet man ſich nach dem Thorweg um, ſo bemerkt man über demſelben ein ſchönes altes Architravſtück, in das eine türkiſche Inſchrift eingemeißelt iſt. Weiter hinauf führt ein zweiter Thorweg in den Hof, in welchem die Veteranen wohnen, die mit der Bewachung der Akropolis beauftragt ſind. Man ſoll, um Eintritt zu haben, eine Erlaubnißkarte von Pittakis, dem Conſervator der hieſigen Alterthümer vorzeigen. Die alten Kriegsleute ſind indeß gutmüthig genug, Fremde auch ohne Karte einzulaſſen, ſelbſtverſtändlich in Erwartung eines kleinen Geſchenkes. Sie ſind ferner angewieſen, die Beſucher in das

Innere zu begleiten, ihnen wenigstens in einiger Entfernung zu folgen, vermuthlich um zu verhüten, daß Beschädigungen und Diebstähle vorkommen. Es stört dieses Mißtrauen, daß einem allenthalben durch die Ruinen nachschleicht. Allein es ist gerechtfertigt; denn sonst bliebe keine Platte unbesudelt von den englischen Kiselacks, und Parthenon und Erechtheion, Propyläen und Niketempel liefen Gefahr, von diesen Tröpfen zu Briefbeschwerern zerkleinert zu werden. Ists doch genug an dem großen Raube Lord Elgins, und wird doch selbst bei der jetzigen Aufsicht noch manches gestohlen. Durch einen dritten Thorweg tritt man auf die halbe Höhe der großen Freitreppe hinaus, deren untere Hälfte, 1853 von dem sie bis dahin bedeckenden Schutt befreit, Stufen zeigt, die über die ganze Breite zwischen den Umfassungsmauern hinlaufen, während die größere obere in der Mitte einen stufenlosen Raum für Wagen freiläßt und so sich in zwei Treppen theilt. Das Material ist gleich dem des ganzen übrigen Architekturschmucks der Akropolis weißer, mit einem leichten Rostanflug überzogener Marmor.

Von der großen Treppe steigt man rechts auf fünf kleinen Stufen nach einem bastionsartigen Vorsprung, auf dem ein winziges Tempelchen steht, das neben dem mächtigen Bau der Propyläen wie ein Kind neben der Mutter aussieht. Es ist aber älter als jene; denn man hat in ihm das von Kimon kurz nach den Perserkriegen erbaute Heiligthum der ungeflügelten Siegesgöttin erkannt. Eine Bombe Morosinis zerstörte es vollständig, aber anderthalb Jahrhunderte später wurde es von kunstverständigen Händen mit Benutzung der Beschreibungen von Reisenden, die es unzertrümmert gesehen, aus den umhergestreuten Bruchstücken wieder zusammengesetzt. Das Tempelchen ist ein Muster von Ebenmaß und Zierlichkeit. Gegen Osten und gegen Westen hat es eine Vorhalle von je vier schlanken jonischen Säulen. Unter dem Dache läuft ein Fries mit stark verstümmelten Reliefffiguren hin, deren Bedeutung sich nur noch vermuthen läßt. Die Gestalten über dem Eingang scheinen Athenen in einer Versammlung von Göttern und Heroen, die hosentragenden Kämpfer zu Fuß und zu Roß an der Süd- und Nordseite Perser der Schlachten bei Marathon und Platää vorzustellen.

Dem Niketempel gegenüber, auf dem Vorsprung, der im Norden die Freitreppe überragt, steht ein wohlgefügtes Piedestal, auf dem sich einst die Reiterstatue erhob, mit welcher Athen den Marcus Vipsanius Agrippa als Wohlthäter der Stadt ehrte.

Die Propyläen, die man, vom Niketempel wieder hinabsteigend, in nächster Nähe vor sich hat, gliederten sich einst in drei Theile, in der Mitte war die große doppelte Eingangshalle, rechts und links sprangen Flügel nach Westen vor. Von diesen Flügeln ist nur der zur Linken (in Norden) befindliche noch sichtbar, der andere ist in den Thurm verbaut, mit dem die frän-

kiſchen Herzöge den Prachtbau verunzierten. Die Eingangshalle zerfällt in eine weſtliche und eine öſtliche Hälfte, die durch eine Quermauer geſchieden ſind. Den Giebel der Weſthalle tragen ſechs doriſche Säulen von 27 Fuß Höhe, von denen die beiden mittelſten, den Fahrweg einfaſſend, weiter auseinanderſtehen, als die nächſten. Noch geringer iſt der Zwiſchenraum zwiſchen dieſen und den letzten beiden. Von den Mittelſäulen führten als Einfaſſung des Fahrwegs zwei Reihen ſchlanker joniſcher Säulen zu dem großen Portal in der Quermauer, durch welches man in die Oſthalle gelangt, die weniger tief und deshalb am Fahrwege ohne die joniſchen Säulen iſt. Der ziemlich gut erhaltene Nordflügel beſteht aus einer Vorhalle von drei doriſchen Säulen, aus der man in einen viereckigen Raum, die einſt mit Gemälden von Polygnot und andern Meiſtern geſchmückt Pinakothek tritt. In dieſer ſowie in der Mittelhalle iſt gegenwärtig eine Anzahl von Sculpturen, Köpfen, Rümpfen, Händen, Füßen und Inſchriftſteinen aufgeſtellt, unter denen ſich einzelne vortreffliche Arbeiten befinden. Ein Rückblick durch die Säulen der Mittelhalle hindurch auf das Land mit ſeinen Buchten und das Meer mit ſeinen Inſeln iſt einzig in ſeiner Art.

Tritt man aus der Oſthalle in die innern Räume der Akropolis, ſo erblickt man eine große Trümmerſtätte vor ſich, auf der ſich alte Ruinen mit Reſten neuerer Gebäude miſchen. Hier Vorrathsgewölbe, Ciſternen, eingeſchoſſene Mauern von Kaſernen, Stücke von zerſprungnen Bomben, dort Haufen von Säulentrommeln, Deckenſteinen, Marmorgebälk, Baſen mit Inſchriften, byzantiniſche Ornamente und die Fortſetzung des Muſeums von Sculpturen, welches in den Propyläen angelegt iſt. Rechts aber und links erheben ſich die herrlichen Reſte der beiden ſchönſten Tempel des perikleiſchen Athen: hier der majeſtätiſche Parthenon, dort das vielgegliederte aus verſchiedenen Stilen gemiſchte und doch harmoniſch anmuthvolle Erechtheion. Als Staffage des Bildes, das man ſich nicht großartig genug vorſtellen kann, mögen ſich die Leſer die Ziegenherde denken, die bei unſerm Beſuch zwiſchen den Trümmern umherkletternd nach Kräutern ſuchte.

Ich beabſichtige keine Topographie der Akropolis zu geben, und ſo ſchildere ich im Folgenden nur das, was die Beobachtungen und Genüſſe dieſes unſeres erſten Morgens auf der heiligen Stätte umfaßten.

Etwa in der Mitte zwiſchen den Propyläen und den eben genannten beiden Tempeln zeigen einige Blöcke auf ſorgfältig geebneter Stelle den Ort an, wo einſt die eherne Koloſſalſtatue der Athene Promachos ſtand, jenes ſechzig Fuß hohe Rieſenbild, deſſen blitzende Lanze den Schiffern weit draußen auf hoher See als Leuchtfeuer diente, und deſſen ernſte Majeſtät die Gothen Alarichs von der Plünderung Athens zurückſchreckte.

Etwa zwanzig Schritte von hier lenkt das Erechtheion mit ſeinen Karya-

tiden die Blicke auf sich. Es bedeckt der Mythe nach die Stelle, wo Athene, sich zugleich mit Poseidon um die Herrschaft über die Stadt bewerbend, die Athener mit Erschaffung des Oelbaums beschenkte, während der Meeresgott mit dem Dreizack eine Salzquelle öffnete. Die Göttin siegte, aber auch ihr Nebenbuhler erhielt in dem Haus des Erechtheus einen Altar. Ein anderer Theil des Tempels war dem Kekrops und seiner Tochter Pandrosos geweiht. Ferner hatte der Zeus Hypatos hier eine Opferstätte. Endlich hat auch das Christenthum, welches in das alte Heiligthum eine byzantinische Kirche hineinschob, auf die jetzige Gestalt des Tempels eingewirkt. Die Türken wußten aus der Kirche nichts Besseres zu machen, als einen Harem. Auch die Griechen benutzten das Gebäude während der Belagerung der Akropolis durch Reschid Pascha als Frauenwohnung. In dieser Eigenschaft zerstörte es 1827 eine Bombe, wobei eine große Anzahl von vornehmen Griechinnen von den einstürzenden Mauern erschlagen wurde. Im Jahre 1838 stellte man den Bau so gut man es vermochte wieder zusammen.

Das Hauptgebäude ist ein längliches Viereck, dessen schmale Seiten nach Osten und Westen gerichtet sind. Am westlichen Ende haben die Langseiten einen größeren nach Norden, und einen kleineren nach Süden gerichteten Vorbau. Unter dem Dache bemerkt man Reste eines Frieses aus dunkelgrauem Marmor. Im Osten beginnt der Tempel mit einer Vorhalle, nach welcher drei Stufen führen und von deren sechs schönen jonischen Säulen gegenwärtig noch fünf stehen. Im Innern des Heiligthums hat der Umbau desselben in eine Kirche alles Ursprüngliche so weit verändert, daß man nur noch den Gang erkennt, durch den man längs der nördlichen Mauer in eine Art Krypte gelangte, in deren Steinboden wir vier mit Erde angefüllte Löcher bemerken — die Spuren des Dreizacks Poseidons, an denen die Alten bei Südwind den Schall der Meereswogen vernahmen. Ueber diesem unterirdischen Raume erhebt sich der genannte nördliche Vorbau, mit seiner graziösen Leichtigkeit und seinen geschmackvollen Verzierungen ein Meisterwerk der Baukunst. Vier jonische Säulen, höher und verhältnißmäßig stärker als die der Vorhalle im Osten, treten nach Norden vor, je eine trägt das Dach auf der Ost- und Westseite. Wunderbar anmuthig ragen sie über den umherliegenden Trümmern in den blauen Himmel empor, und trotz des Reichthums an Schmuck, der ihre Capitäle, ihre Gürtelbänder, ihre Basen, die Gebälkstücke und die Decke ziert, beleidigt nirgend Ueberladung das Auge.

Aus diesem halb über, halb unter der Erde befindlichen Haus des Erechtheus trat man im Alterthum durch die noch jetzt vorhandene Prachtthüre, die aus der großen Nordhalle in das Innere des Gebäudes führt, in das Heiligthum der Athene Polias, in dem sich eine Cisterne aus späterer Zeit befindet, und in deren westlicher Wand man eine zweite Thür gewahrt, durch

die man in den heiligen Bezirk des Tempels hinaustrat. Endlich ist die Südmauer dem großen Prachtportal gegenüber von einer kleinen Pforte durchbrochen, vor der einige Stufen in den erwähnten südlichen Anbau, in die sogenannte Halle der Karyatiden oder Jungfrauen, führen. Sechs Marmorstatuen, attische Mädchen darstellend, mit ernstem und zugleich lieblichem Gesichtsausdruck, mit reichster Faltengewandung und vollem, hinten in schönem Geflecht herabhängendem Haar tragen, die Stelle von Säulen vertretend, das Dach. Vier stehen an der Front gegen Süden, eine hinter der ersten und eine letzte hinter der vierten. Die eine der Jungfrauen wurde von Lord Elgin nach England entführt, und bei der Restauration des Tempels ersetzte man sie durch eine Copie, deren weiße Farbe unerfreulich von der bräunlichen Schattirung der Genossinnen absticht. Während im Tempel der Polias das Holzbild der Göttin aufbewahrt wurde, war hier vermuthlich das Heiligthum der Pandrosos, in welchem sich unter dem Urölbaum Athenens der Altar des Zeus Herkeios befand, und wo vielleicht auch das Grab des Kekrops zu suchen ist. Es sind dies indessen bloße Hypothesen, wie das Meiste, was über diesen Brennpunkt der alten Culte Athens gesagt wurde. Das Erechtheion ist ein Räthsel, aber das schönste Räthsel unter den vielen, welche die Akropolis zu rathen gibt.

Bewundern wir in dem Erechtheion die Zierlichkeit und schlanke Grazie des jonischen Stils, so tritt uns in dem Parthenon der mehr auf den Ausdruck von Würde und Kraft gerichtete ernstere Sinn der dorischen Kunst entgegen. Erfreute uns dort die schon durch die Zusammensetzung verschiedener Götterwohnungen gebotne Mannigfaltigkeit der Formen, so läßt hier die durch die einheitliche Bestimmung des Heiligthums unterstützte Einfachheit, verbunden mit der größeren Höhe und Tiefe des Baues, die Empfindung des Anmuthig-Menschlichen vor dem Gefühl des Erhaben-Göttlichen zurücktreten. Der Parthenon wirkt neben dem Erechtheion wie ein ägyptischer Tempel neben dem Parthenon wirken würde, nur daß jene Kolossalbauten von Karnak und Luxor wie von Erdgeistern aufgeschichtet scheinen, während jeder Tempel Athens, auch der massenhafteste, schon des lichten Gesteins wegen, einer Schöpfung von Geistern des Lichtes und der Luft gleicht.

Die Geschichte des Parthenon ist bekannt. Wir wissen, daß er, durch die byzantinischen Kaiser in eine Kirche der Sophia verwandelt, ohne Morosinis Bomben wahrscheinlich ebenso gut erhalten auf uns gekommen wäre, als drunten der Tempel des Theseus. Auch in der Beschreibung der allgemeinen Form kann ich kurz sein. Auf einer künstlich hergestellten Fläche von Muschelkalkquadern ragt er 60 Fuß hoch, 210 Fuß lang und 93 Fuß breit über alle übrigen Gebäude der Akropolis empor. Drei Stufen führen zu den Säulen hinauf, von denen einst an jeder Langseite 17, an jeder Querseite 8 sich erhoben.

Die Höhe dieſer mächtigen Säulen, von denen noch 32 ſtehen, beträgt 35, ihr Durchmeſſer unten $6^1/_2$ Fuß. Sie erſcheinen nicht ſo gedrückt und ſtehen nicht ſo nah nebeneinander wie die des ältern doriſchen Stils, auch iſt die Ausladung ihres Capitäls nicht ſo wulſtig wie bei jenen. Ohne den Charakter der Kraft und Würde zu verlieren, der jene ältere Kunſtrichtung kennzeichnet, tragen ſie frei und leicht ihr wuchtiges, reichgeſchmücktes Steingebälk. Wunderbar fein iſt das Gefühl für Schönheit, welches bei genauerer Betrachtung aus dieſen Säulen ſpricht. Da eine überall gleich dicke Säule bei ſchärferem Hinſehen in der Mitte dünner erſcheint, als ſie in Wirklichkeit iſt, ſo gab der alte Meiſter ihnen hier, abgeſehen von der Verjüngung nach obenhin, eine leichte Anſchwellung, die grade hinreichte, um jene optiſche Täuſchung auszugleichen. Ferner ſind die an den Ecken ſtehenden etwas ſtärker als die übrigen, und die Entfernung zwiſchen ihnen und den nächſten iſt etwas geringer als die der übrigen untereinander. Endlich aber ſind die Linien der Marmorgrundfläche und ebenſo die des Daches keine geraden, ſondern haben eine, allerdings kaum merkliche Biegung, die jedenfalls auch durch optiſche Rückſichten geboten war. Dieſe Säulen bilden einen rings um die Cella, den eigentlichen Tempel, laufenden Gang, deſſen innere Seite an den Langſeiten hin die Reſte der Quaderwand der Cella, an den Querſeiten je ſechs innere Säulen einfaſſen, die etwas kleiner als die äußern ſind und mit dieſen eine öſtliche und eine weſtliche Vorhalle bilden. Der innere Raum war durch eine Quermauer, von der man noch einige Spuren bemerkt, in eine größere öſtliche und eine kleinere weſtliche Hälfte geſchieden. Jene, deren Decke von ſechzehn Säulen getragen wurde, war der Parthenon im engeren Sinne d. h. die Wohnung der Göttin; dieſe, die Weſthälfte, hatte nur vier Säulen und diente zur Aufbewahrung des Staatsſchatzes der Athener. Der Haupteingang des Tempels im Oſten iſt bei der Umgeſtaltung deſſelben in eine chriſtliche Kirche vermauert worden. Trat man einſt durch dieſes öſtliche Portal ein, ſo gelangte man in einen Raum, der, gerade hundert Fuß lang, das Hekatompedon hieß. Auch in dieſem erkennt man an Spuren auf dem noch vorhandenen Fußboden, daß er in verſchiedene Theile zerfiel. Jene Spuren beſtehen in runden Löchern, welche auf Säulen ſchließen laſſen, die, 20 an Zahl, am Rande eines etwas tiefer liegenden länglichen Vierecks in der Mitte dieſer Abtheilung des Tempels ſtanden und hier einen innerſten Raum einſchloſſen. Dieſer war das Parthenon im engſten Sinne; denn hier erhob ſich die große von Phidias aus Gold und Elfenbein gefertigte Bildſäule der Athene Parthenos. Ueber den zuletzt erwähnten Säulen befanden ſich vermuthlich noch Galerien, auf denen das in der Mitte zur Erhellung des Heiligthums offen gelaſſene Dach ruhte. Ueber der öſtlichen und weſtlichen Vorhalle bildete das letztere Giebel, deren Felder im Oſten die Geburt der Athene, im Weſten den Streit der Göttin

mit Poseidon um die Herrschaft über Attika zeigten. Die Giebel sind erhalten, ihre Bildwerke aber sind bis auf geringe Reste bekanntlich verschwunden, und man muß nach London gehen, um das, was von ihnen durch Lord Elgin gerettet (die Griechen sagen geraubt) wurde sehen zu können.

Von den 46 Metopen, jenen zwischen den etwas hervortretenden Köpfen der Querbalken (Triglyphen) des Dachstuhles befindlichen, mit Sculpturen geschmückten Platten, hat die Explosion, welche außer dem Dach vorzüglich die Nord- und die Südseite der Cella zerstörte, die größere Hälfte vernichtet. Die, welche damals erhalten blieben, wanderten, bis auf einige wenige sehr verwüstete an der Nordseite, ebenfalls mit Lord Elgin nach England. Bekanntlich stellten sie, jede Platte für sich ein abgeschlossenes Bild, die Hauptereignisse der mythischen Geschichte Athens, Thaten und Segnungen der Göttin des Tempels, Kämpfe des Theseus und seines Begleiters Herakles mit Centauren und Amazonen dar. Besser erhalten sind die Sculpturen des großen Basrelieffrieses, der in dem Säulenumgange oben an der Mauer der Cella angebracht war. Indeß befinden sich gegenwärtig nur die Platten der Westfront noch vollständig an ihrer Stelle; andere, 14 an der Zahl, stehen im Innern des Tempels auf dem Boden, eine besitzt das pariser Louvre, die meisten aber gingen in das britische Museum. War jede Metope für sich ein selbstständiges Ganze, so stellten die Gruppen des Frieses wahrscheinlich den großen Feldzug der Panathenäen dar. Man sieht auf den Platten die Götter Athens, Zeus, Athene, Apollo u. a. als Zuschauer der Feier. Man erblickt ferner einen Priester, der einem Knaben das große Prachtgewebe des Peplos abnimmt, Mädchen mit Opfergefäßen, Züge von Opferthieren, Flötenbläser und Leierspieler, Herolde, Reiter und Wagenlenker. Von besonderer Schönheit sind die Bilder der Westfront, welche den Zug zu zeigen scheinen, wie er sich am Ausgangspunkte ordnet und richtet. Reiter schwingen sich auf ihre Rosse, einzelne tummeln sich schon, andere mühen sich ab, die feurigen Thiere zu bändigen, noch andere besänftigen sie mit schmeichelnder Geberde, einige sind noch mit Schuh- und Mantelanlegen beschäftigt. Das Ganze zeichnet sich ebensowol durch Leichtigkeit und Lebendigkeit, als durch Ruhe und Einfachheit der Composition aus.

Wir hatten lange auf der Mauer des Gewölbs gesessen, das einige Schritte vor der Westfront in den Boden hinabgeht, und die Wucht des Tempels auf uns wirken lassen. Wir hatten ihn dann mehr von fern betrachtet und uns an seiner Leichtigkeit erfreut. Jetzt stiegen wir noch einmal seine Stufen hinauf, um als letztes Bild unsers Besuchs den Anblick der Landschaft mit hinwegzunehmen, wie sie sich von diesem höchsten Punkt Athens präsentirt. Zur Rechten leuchtet im Süden das ägäische Meer, im Südwesten der saronische Golf. Am Horizont taucht das Eiland Kalauria auf, wo Demosthenes,

vielleicht mit einem letzten Blick auf den Parthenon und jene Lanzenspitze der nun machtlosen Göttin Athens, den Gifttod starb. Weiter hinab zeigt sich die Südspitze der Insel Hydra und Troezene auf dem argolischen Vorgebirge, über welche sich der Gipfel des Parnon in Lakonien erhebt. Dann erscheint mit seinen schönen Linien, mit bläulichen und rosenfarbenen Tinten übergossen Aegina, einst ein „Dorn im Auge" der Athener. Darüber ragen die seltsamen vulkanischen Bergspitzen von Methana und der Berg Arachne, einer der Telegraphenposten, welche mit ihren Feuerzeichen den Fall Trojas den Bewohnern des Peloponnes verkündigten. Von dort wendet sich das Auge nach den Höhen von Salamis und nach der Meerenge, in welcher die glorreiche Schlacht gewonnen wurde. Ueber der Senkung zwischen dem Festland und der Insel dämmert der blaue Kegelberg, der die Trümmer von Akrokorinth trägt. Dahinter starrt das schneegekrönte Felshaupt des mächtigen Kyllene empor. Daneben zur Rechten wölbt sich über dem Isthmus der Berg Gerania. Noch näher begegnen dem wandernden Blick die Kerata, an deren Fuß Megara liegt, und neben denen der gewaltige Kithäron sich aufthürmt, während mehr im Vordergrunde zur Linken der Paß von Daphne erscheint, durch den die heilige Straße nach Eleusis führte, und zur Rechten die tiefe Schlucht von Phyle sichtbar wird, von wo Thrasybul seinen Befreiungszug gegen die dreißig Tyrannen unternahm. Nach Norden schließt das Panorama mit dem breithingeschichteten, schluchtenreichen Parnes und der prächtigen Pyramide des Pentelikon, auf deren Flanke ein weißer Fleck die Steinbrüche bezeichnet, denen Perikles die Quadern zu den Propyläen und zum Parthenon entnahm. In der Mitte der Ebne unter ihnen beglänzt die Sonne eine kleine weiße Spitzsäule, die den Kolonoshügel schmückt*) in dessen Nähe Sophokles geboren wurde. Daneben grünt der Olivenwald, in dem Plato lehrte. Näher nach der Stadt hin endlich liegt der Kerameikos, von dem einst der Zug der Panathenäen sich nach diesem Tempel in Bewegung setzte.

Ich dachte mir ihn, den Blick auf ein Bild am Friese gerichtet, wie er mit Flötenschall und Lyraklang, mit rollenden Wagen und bäumenden Rossen sich aus der Tiefe heraufwand. Priester und Magistrate eröffnen die Procession, Tempeldiener folgen mit bekränzten Opferthieren. Auserwählte Jungfrauen von edlem Geschlecht, den Frauenbildern dort am Erechtheion ähnlich an Gestalt und Zügen, tragen heilige Geräthe in Körben auf den geschmückten Häuptern. Greise mit Oelzweigen in den Händen schließen sich an. Metöken und Fremde mit ihren Frauen und Töchtern begleiten die Bürger als Diener mit Sonnenschirmen und Sesseln. Die ganze wehrhafte Mannschaft der Stadt und ihrer Nachbarschaft zieht in glänzendem Waffenschmuck auf, und die vornehme Jugend läßt

*) Das Grabdenkmal Ottfried Müllers.

ſich auf ſchönen, gewandt geführten Pferden bewundern. In der Mitte bewegen Dienende das Rollſchiff, an dem als Segel ſich der Peplos bläht. Dahinter gehen vor einer Prieſterin die Arrephoren, welche das heilige Gewebe gewebt. Die Stimmen von Herolden erſchallen. Die ganze Ebene iſt ein weiter Feſtplatz, und ſelbſt die ſtarren Berge ſcheinen prächtiger zu ſchimmern als ſonſt. Vor mir ſteht wieder aufgerichtet das Rieſenbild der Athene Promachos. Daneben ragt in den blauen Himmel das weiße Erechtheion mit den Karyatiden. Dahinter ſteht der Tempel der Göttin des Feſtes in alter Geſtalt, ein Stolz und eine Freude des Baumeiſters, der mit im Zuge geht.

Mit ſolchen Gedanken kehrte ich durch die Propyläen zurück. Die Berge ſchimmerten auch hier noch ſo ſchön, und Heiterkeit war über die Ebne ausgegoſſen. Aber der Zug erſchien nicht vor der Freitreppe. Er war zerronnen, verſchwunden, zurückgekehrt nach dem Kerameikos und dort in die Gräber geſtiegen, die in dieſer Gegend des alten Athen ſich befanden. Muſik ertönte, Wagenrollen ließ ſich hören. Züge von Bewaffneten bewegten ſich über den ſtaubigen Platz zwiſchen dem Areopag und dem Theſeustempel. Aber die ſchmetternden Hörner bliesen bairiſche Signale, die Wagen waren proſaiſche Fiaker, und die Bewaffneten Soldaten von gewöhnlichem modernen Zuſchnitt, die ſich hier nach unſerm Exercirreglement ſchwenkten.

Karl Reimer.

Es war nicht ſelten in den ſchlimmſten Perioden der deutſchen Geſchichte, in Perioden des Zerwürfniſſes und der Muthloſigkeit, daß wohlgeſinnte Männer, um das Volk zu erheben, auf die innere Kraft und Tüchtigkeit der deutſchen Natur hinwieſen, die ſich mit der Zeit Bahn brechen und unter beſſern Sternen auch das allgemeine Leben wieder erfüllen müſſe. Man hat über dieſe Odendichter und Redner nicht ſelten die Achſel gezuckt, weil es freilich leichter iſt zu weiſſagen als in den Fortgang der Dinge thätig einzugreifen; aber jener Verherrlichung eines möglichen Vaterlandes lag doch nicht bloß das lyriſche Bedürfniß zum Grunde, ſondern ein richtiger Inſtinct für die Wirklichkeit. Die Liebe zu unſerm Vaterlande und den Glauben an deſſen Zukunft entnehmen wir weder aus der Geſchichte noch aus den öffentlichen Zuſtänden, beide ſind problematiſch; wir ſchöpfen das Recht dazu aus der Anſchauung einzelner Kreiſe, einzelner bedeutender Charaktere, deren Kern durchweg etwas enthält, was man als ſpecifiſch deutſch bezeichnen muß. Solche Männer findet man nicht immer in dem Glanz

der ersten Kreise, man muß in die mittlere Schicht des Lebens steigen, um die Gesundheit und Elasticität unsrer Natur zu erkennen und jenen Lebensmuth zu gewinnen, der sich nicht in stoffloser Stimmung, sondern in folgerichtiger Wirkung ausgibt. —

Karl Reimer, der Besitzer der Weidmannschen Buchhandlung, den ein frühzeitiger Tod den Freunden und dem Vaterlande entrissen hat, gehört in die erste Reihe jener Männer, bei deren Anschauung einem wohl wird und die in jedem Herzen, das etwas auf sich hält, das Selbstgefühl hervorrufen: auch ich bin ein Deutscher! — Reimer ist außerhalb der buchhändlerischen Kreise wenig bekannt, und es konnte das äußere Ansehn auch niemand gleichgiltiger sein als ihm; was er seinen Freunden war, läßt sich nicht leicht wiedergeben und hat auch für das Publicum kein Interesse, was aber das Vaterland an ihm verloren hat, darüber wenigstens einige flüchtige Notizen. —

Es ist eine häufige Klage, daß die Buchhändler nur Kaufleute sind und ihr Geschäft lediglich vom industriellen Standpunkt treiben: wahrscheinlich um diesem Uebelstand abzuhelfen, ist man neuerdings auf die Idee gerathen, daß auch die Schriftsteller industriell werden und ihre Aufgabe als eine Industrie betrachten sollen. Wenn jene Klage insofern ungegründet ist, als jeder ehrliche Mann nicht blos das Recht, sondern die Verpflichtung hat, sein Geschäft so zu treiben, daß es ihm Segen bringt, so ist es freilich eine traurige Wahrheit, daß die ungeheure Mehrzahl der Buchhändler lediglich auf die gemeinsten Bedürfnisse der Menge speculirt und um des augenblicklichen Gewinnes wegen auch das Unsaubere nicht vermeidet: ein Vorwurf, der übrigens nicht blos die Buchhändler trifft. Wenn es nun so stände, daß dem Guten das Nützliche entgegengesetzt ist, so würde freilich jeder Geschäftsbetrieb eine gelindere Form der Gaunerei sein. Aber so steht es nicht. Das wahrhaft Gute ist auch nützlich, und umgekehrt, jeder einsichtsvolle solide Kaufmann wird auch auf das ausgehn, was nicht mit der Mode des Tages verfliegt, sondern was dauerhaften Segen verspricht. Der Buchhändler ist allerdings ein Kaufmann, aber seine Aufgabe ist um so schwieriger, je mehr Bildung und Scharfblick es erfordert, den echten geistigen Gehalt seiner Waare zu ermessen. — Die Firma Weidmann genießt den seltnen und ehrenvollen Ruf, daß ihr Name nur auf ehrenwerthen und bedeutenden Werken steht; es ist ferner bekannt, daß ihre Unternehmungen folgerichtig ineinandergreifen und einen bestimmten, den Bedürfnissen des großen Publicums wie den Fortschritten der Wissenschaft entsprechenden Zweck verfolgen. Wir machen nur auf eine Reihe dieser Unternehmungen aufmerksam, auf die Ausgabe der Classiker und die Schriften zur Erläuterung des Alterthums, die durch Mommsens römische Geschichte eröffnet wurden. Was aber weniger bekannt ist und was in Erstaunen setzen muß, wenn man erwägt, wie schwer deutsche Gelehrte sich regieren und zu einem verständigen Zweck bestimmen lassen, ist, daß Karl Reimer die Seele aller dieser Unternehmungen war, daß von ihm nicht blos die erste Anregung ausging, sondern daß er in stetem lebendigen Wechselverkehr mit jenen Gelehrten, die zugleich seine Freunde waren, bald treibend bald hemmend, alles zum Guten und Schicklichen kehrte. Durchaus stand er auf dem bedeutenden Platz zwischen Wissenschaft und Leben, vielleicht ohne sich der Großartigkeit seiner Stellung ganz bewußt zu sein, beide überschauend und mit seinem unvergleichlichen Treffer erkennend, was noth und nützlich sei;

das zerſtreute Treiben der Gelehrten centraliſirend, die Studirſtube populariſirend, immer im Beſondern das Allgemeine, im Ideal den beſtimmten Zweck feſthaltend. So war er ein deutſcher Bürger in der geſunden Bedeutung des Worts. Er war es aber noch in einem höheren Sinn, in einer Richtung, die leider unſerm Bürgerthum noch immer zu fern liegt. Er konnte ſich das Leben nicht denken, ohne eine ernſte und unermüdliche Betheiligung am Staat. In den ſchweren Jahren, die wir durchgemacht, hat er nicht einen Augenblick abgelaſſen, nicht einen Augenblick dem Mißmuth nachgegeben, und wenn er jenes Feuers, jenes edlen Zornes über das Schlechte im hohen Grade fähig war, deſſen Abweſenheit mitunter die platte Alltäglichkeit ſich ſelbſt als einen Vorzug einredet, ſo wurde dieſes Feuer durch eine Beſonnenheit ausgeglichen, die im Augenblick wie im geſammten Lauf der Entwicklung ſtets das Weſentliche vom Zufälligen zu unterſcheiden wußte. Wer an dialektiſcher Gewandtheit, an Vielſeitigkeit der Geſichtspunkte, auch wol an Detailkenntniß ihm überlegen war, ſtand nicht ſelten beſchämt vor der Ataraxie dieſes geſunden Menſchenverſtandes und vor der Intenſivität dieſes Rechtsgefühls. Sein Tod iſt ein ſchwerer, ein unerſetzlicher Verluſt, aber ſein Andenken mag ſeinen Freunden ſtets ins Gedächtniß rufen, daß auch in den verworrenſten Zeitſtrömungen der Compaß nicht fehlt, wenn man ſich ſelbſt treu bleibt.

Literatur.

Der hohe Norden im Natur- und Menſchenleben. Dargeſtellt von Dr. Georg Hartwig. Erſte Lieferung. Mit einer Karte. Wiesbaden, Kreidel und Riedner. 1858. — Ein Compilationswerk, welches ein Seitenſtück zu den neulich von uns angezeigten Reiſen in Centralafrika von Dr. Schaumburg bildet, und über welches wir nach Vollendung des Ganzen ausführlicher Bericht erſtatten werden. Für jetzt begnügen wir uns zu bemerken, daß der Verfaſſer neben der Schilderung der Pflanzen und Thiere, der Völker und Stämme des Nordens auch die Hauptereigniſſe der Geſchichte jener Länder und den Lebensgang der Männer in das Bereich ſeiner Darſtellung ziehen wird, welche hier als Forſcher und Entdecker das Material unſers Wiſſens von dieſen Regionen ſammelten. Das erſte Heft gibt zunächſt einen Ueberblick über die Polarländer und das Polarmeer, charakteriſirt das Volk der Lappen, erzählt ferner die Reiſen des bekannten finniſchen Sprachforſchers Caſtren unter den nordeuropäiſchen und ſibiriſchen Polarmenſchen und geht dann auf die Samojeden über. Das nächſte wird die Oſtjaken ſchildern und die Eroberung Sibiriens durch die Ruſſen erzählen. Die Darſtellung iſt anſchaulich, doch würde das Buch gewonnen haben, wenn das Geſchichtliche darin von dem Geographiſchen geſchieden und — etwa in einem erſten Kapitel — für ſich behandelt wäre. —

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Buſch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Aus der römischen Kaiserzeit.

Das Theater.

Bis zum Jahre 55 vor Christus hatte Rom noch kein steinernes Theater besessen, zu jedem Feste, das mit Bühnenspielen gefeiert wurde, schlug man für die Dauer dieser wenigen Tage ein hölzernes auf. Diese temporären Theater waren zum Theil höchst prächtig, in der letzten Zeit der Republik wurde die Bühne mit Elfenbein, mit Gold und Silber ausgelegt, das berühmte Theater des Scaurus hatte 360 Säulen, 3,000 Bronzestatuen, einen Ueberfluß an Gemälden und prachtvollen Teppichen und soll 80,000 Zuschauer gefaßt haben; die beiden Theater Curios konnten mit der ganzen Zuschauermasse in ihren Angeln gedreht und so zu einem Amphitheater zusammengeschoben werden. Aber alle diese kolossalen Bauten wurden, nachdem sie ihren Zweck erfüllt, wieder abgebrochen und erst in dem genannten Jahre vollendete Pompejus das erste für die Dauer bestimmte Theater. Wegen dieser Neuerung erfuhr er von den Anhängern der „guten alten Zeit" Tadel, da nun dem Volke eine neue Verführung geboten sei, ganze Tage in müßigem Gaffen zu verbringen; angeblich wäre er hierdurch veranlaßt worden, seinen Bau mit einem Venustempel zu krönen, zu dem die Sitzreihen des Gebäudes nun gleich Stufen hinaufzuführen schienen. Später hat Rom im Jahre 13 vor Chr. noch zwei steinerne Theater erhalten, das eine von Cornelius Balbus, das andere von August erbaut, welcher es dem Andenken seines früh verstorbenen Schwestersohns Marcellus weihte. Die beiden ersten sind bis auf die letzte Spur verschwunden, von dem Marcellustheater steht bekanntlich noch eine bedeutende Ruine des halbkreisförmigen Zuschauerraums, die in den Palazzo Orsini hineingebaut ist und deren untre Gewölbe zu Schlosser- und andern Werkstätten dienen. Außer diesen dreien hat Rom, so viel wir wissen, kein steinernes Theater besessen; erforderten die Feste der Kaiserzeit mehr oder andere Gebäude für Schauspiele, so wurden auch diese nur nach dem jedesmaligen Bedürfniß errichtet, um alsbald abgebrochen zu werden.

Die antiken Theater waren (mit Ausnahme der ausschließlich für musi-

kaliſche Aufführungen beſtimmten ſogenannten Odeen) unbedeckt. Ein Schutz gegen den Brand und das blendende Licht der ſüdlichen Sonne war alſo um ſo mehr ein Bedürfniß, als die meiſten regelmäßigen Feſte, die mit Schauſpielen gefeiert wurden, in den Frühling und Sommer fielen; von November bis April ſtand die Bühne leer. Doch wurden erſt zu Ende der Republik Einrichtungen getroffen, um dieſem Bedürfniß zu entſprechen. Um die Hitze zu mildern, ließ Pompejus Waſſer ins Theater leiten, und bald waren die Zuſchauer daran gewöhnt, daß die Luft durch Strahlen wohlriechender Fontainen gekühlt wurde, welche künſtliche Werke bis zu einer erſtaunlichen Höhe trieben. Ein hierzu beſonders angewandtes und überhaupt im römiſchen Alterthum ſehr beliebtes Ingrediens war Safran. Im Jahre 60 v. Chr. hatte der Prätor zum erſtenmal bei der Feier der Apollinariſchen Spiele (vom 6. bis 12. Juli) den Zuſchauerraum mit einem Zeltdach überſpannt. Lucrez ſchildert in einer bekannten (von Goethe in der Farbenlehre citirten) Stelle wie die gelben, rothen und blauen Flächen der Leinwand im Winde ſchwankend auf Zuſchauer und Bühne ihren beweglichen Widerſchein ergießen. Bei den Schauſpielen, die Nero dem Partherkönige Tiridates gab, war der Grund des Zeltdachs purpurn mit goldenen Sternen, und die Figur Neros als Wagenlenker darauf geſtickt. Auch die Theater kleinerer Orte entbehrten dieſes Luxus nicht; an der Bühne des Theaters von Orange z. B. ſieht man noch die am obern Mauerrande vorſpringenden durchlöcherten Steine, in denen die Maſten ſteckten, welche das Zeltdach trugen, und da die in Pompeji in Mauerinſchriften erhaltenen Anzeigen von amphitheatraliſchen Spielen gewöhnlich „ein Zeltdach und Sprengungen“ verheißen, ſo folgt, daß beides auch im Theater ſtattfand, das viel leichter zu überſpannen war.

In der plautiniſchen Zeit wurde, wie Mommſen bemerkt hat, in der Regel an jedem Tage nur ein Stück aufgeführt, das die Zeit zwiſchen dem Frühſtück und der Hauptmahlzeit ausfüllte, alſo etwa die erſten Nachmittagsſtunden. In Ciceros Zeit begannen die Theaterſpiele bereits (wie die übrigen Feſte) am frühen Morgen und dauerten (wenigſtens ſehr häufig) mit einer Pauſe um Mittag den ganzen Tag, was auch für die ſpätere Zeit gilt.

Für die Plätze der Zuſchauer hatte Auguſt umfaſſende und ſehr ins Einzelne gehende Beſtimmungen getroffen, die im Ganzen während der folgenden Zeit unverändert geblieben zu ſein ſcheinen. Da auf dem römiſchen Theater der Chor des griechiſchen Dramas immer nur eine ſehr untergeordnete Rolle geſpielt hat, ſo wurde der im griechiſchen Theater für ihn beſtimmte Raum, die Orcheſtra (d. h. Tanzplatz) zu den Sitzplätzen der Senatoren verwandt. Hier ſaßen auch fremde Fürſten, die mit Rom in freundlichem Verhältniß ſtanden und ihre Geſandten. Doch wurde dies Recht immer als eine beſondere Auszeichnung angeſehn. Julius Cäſar ertheilte es z. B. dem Juden

König Hyrkanus und seinen Kindern und Gesandten durch ein förmliches Rescript. August machte es von besondrer Erlaubniß abhängig, seit er bemerkte, daß unter den so geehrten Gesandten sich einigemale auch Freigelassene befunden hatten. Unter Nero kam einmal eine Gesandtschaft eines deutschen Stammes nach Rom. Man führte sie ins Theater; da sie die Sprache nicht verstanden, sahen sie sich unter den Zuschauern um und ließen sich die Plätze der Senatoren der Ritter u. s. w. zeigen. Als sie nun in der Orchestra einige Personen in ausländischer Tracht bemerkten, fragten sie, wer diese seien. Man antwortete ihnen, dieser Ehrenplatz sei den Gesandten solcher Völker bewilligt, die sich durch Tapferkeit und Freundschaft der Römer auszeichneten. Da riefen sie aus, weder in Treue noch in Tapferkeit ständen die Deutschen irgend einem Volke nach, stiegen sogleich herab und setzten sich unter die Senatoren. Diese naive Aufregung eines berechtigten Ehrgefühls wurde beifällig aufgenommen. Die fremdartigen Erscheinungen und Trachten dieser Ausländer müssen dem Platz der Senatoren ein eigenthümlich interessantes Aussehen verliehen haben, besonders wenn (wie bei den große Spielen Trajans) Gesandte aus den fernsten Ländern (selbst aus Indien) zusammengekommen waren. Auch die verschiedenen Magistrate und Priestercollegien hatten ihre bestimmten Ehrenplätze im Theater und selbst für ihre amtliche Dienerschaft war in den obern Sitzreihen Raum angewiesen. Hinter den Sitzen der Senatoren folgten zunächst die des Richterstandes, dann die übrigen, die Frauen hatten besondere Reihen im obern Theile des Theaters und die niedrigste Classe die höchste. Sowol die Rücksicht auf das Fest als auch die Anwesenheit der kaiserlichen Personen erforderte eine standesgemäße Kleidung aller Anwesenden. Die Toga, die Staatstracht des römischen Bürgers, war unter August außer Gebrauch gekommen: er hielt streng darauf, daß niemand ohne sie ins Schauspiel gelassen würde und beauftragte die Aedilen, dafür zu sorgen. Tiber war noch strenger in Aufrechterhaltung der Etikette, er duldete nicht, daß man im Theater, auch bei der größten Hitze, unbeschuht erschien, was Caligula wieder erlaubte, wie auch den Gebrauch von Sonnenschirmen, wenn heftiger Wind das Aufspannen des Zeltdachs unmöglich machte.

Das Repertoire des römischen Theaters in der Kaiserzeit ist uns nur sehr unvollkommen bekannt. Das Interesse für Schauspiele wurde größtentheils durch die aufregenden Wettrennen des Circus und die nervenerschütternden Scenen der Arena absorbirt; neben diesen Schauspielen konnte die Bühne für die große Masse nur eine sehr geringe Anziehungskraft behalten. Schon zu Ende der Republik gibt sich das Aufhören des dramatischen Interesses in dem Ueberhandnehmen des Bühnenprunks kund. Bei den Spielen, die Pompejus zur Einweihung seines Theates gab, zogen in der Clytämnestra des Accius sechshundert Saumthiere über die Bühne, und das „trojanische Pferd" wurde

benutzt, um dem Publicum die Coſtüme und Bewaffnung der verſchiedenen aſiatiſchen Völker vorzuführen, die Pompejus auf ſeinen Zügen kennen gelernt hatte; ganze Scharen zu Pferde und zu Fuß paradirten hier und dreitauſend kunſtreich gearbeitete Gefäße wurden vorübergetragen. In Horazens Zeit verlangte der Haufe oft während des Stücks eine Bärenhetze oder einen Fauſtkampf, und ſelbſt die Gebildeten fanden mehr Vergnügen an der Ausſtattung als am Inhalt der Dramen. Vier Stunden und noch länger dauerten die Aufführungen. Reitergeſchwader und Fußtruppen manövrirten, lange Triumphzüge mit gefangenen Königen und reicher Kriegsbeute, Wagen in allen Formen, Schiffe, Giraffen, weiße Elephanten unterhielten das unruhige Publicum; und wenn ein Schauſpieler in prachtvoller, koſtbarer Tracht erſchien, wurde er beklatſcht, noch ehe er den Mund aufgethan hatte. Nichts deſto weniger erhielt ſich das eigentliche Drama immer noch auf der Bühne. Da in der Kaiſerzeit die dramatiſche Dichtung ſo gut wie ganz aufgehört hatte, wurden vermutlich moderniſirte Bearbeitungen der ältern Tragödien- und Komödiendichter geſpielt.

An die Stelle der Tragödie trat unter Auguſt eine neue Gattung, die dem Geſchmack der Gebildeten mehr zuſagte. Wie in allen Zeiten, wo das Drama im Verfall iſt, intereſſirte man ſich nur noch für die Virtuoſität der Darſtellung; man kam ins Theater, um den Schauſpieler, nicht um den Dichter zu bewundern. Von jeher waren Geberden und Geſticulation auf der Bühne als ein bedeutenderes, oder mindeſtens ebenſo bedeutendes Moment der Darſtellung betrachtet worden wie der Vortrag. Erſtens mußte die Action das Mienenſpiel erſetzen helfen, das der Gebrauch der Masken aufhob, ſodann iſt es ja bekannt, wie viel reicher und ausgebildeter die Geberdenſprache der Südländer noch heute iſt als die unſre. Im Dialog vermochte der Schauſpieler Vortrag und Geſticulation zu vereinigen; im lyriſchen Monolog verlangte man aber eine ſolche Steigerung des Ausdrucks, daß die Recitation ſich in Geſang, die Geſticulation in Tanz verwandelte. Beides zu vereinigen war namentlich in leidenſchaftlichen Scenen für einen Schauſpieler nicht möglich; in der Alternative auf ein Darſtellungsmittel ganz oder theilweiſe zu verzichten, oder die Ausführung verſchiedenen Darſtellern zu übertragen, entſchied man ſich für das Letztere. Der Schauſpieler drückte ſeine pathetiſche Scene in pantomimiſchem ſtummen Tanz aus, und ein Sänger ſang ruhig daſtehend den dazu gehörigen Text. Dieſe ſonderbare Trennung, die allein ſchon zeigt, daß das römiſche Publicum auf der Bühne keine Illuſion verlangte wie das moderne, war im römiſchen Drama ſeit alter Zeit eingeführt. Sie kam auch außerhalb der Bühne vor. Dichter ließen ihre Gedichte einem geladenen Publicum von andern vortragen, die ein gefälligeres Organ hatten und begleiteten den Vortrag mit „Gemurmel, Mienenſpiel und Geſticulation.“ Das Publicum gewöhnte

ſich, den pantomimiſchen Tanz als etwas Selbſtſtändiges, von dem Zuſammenhang des Dramas nicht Abhängiges zu betrachten, und je mehr ſich das Intereſſe auf dieſe Scenen concentrirte und die Vorliebe für Charaktertänze ſteigerte, deſto näher lag der Gedanke, den Dialog ganz wegzulaſſen und die pantomimiſchen Solos allein aufzuführen. Auf dieſe Weiſe entſtand in Auguſts Zeit eine balletartige Vorſtellung, die jedoch von dem modernen Ballet ſehr verſchieden war, der ſogenannte Pantomimus, als deſſen Begründer der Cilicier Pylades (der auch über ſeine Kunſt ſchrieb) und der Alexandriner Bathyllus, ein Freigelaſſener Mäcens (der ihn leidenſchaftlich geliebt haben ſoll) genannt werden.

Obwol es komiſche Pantomimen gegeben haben ſoll, werden dergleichen doch nie erwähnt, und die große Anzahl von Sujets, die wir kennen, ſind ohne Ausnahme der Tragödie entnommen. In den meiſten Fällen wurden ohne Zweifel bereits vorhandne Trauerſpiele zu dieſem Zweck bearbeitet; doch da nach Lucian ſich alle Gegenſtände „vom Chaos bis zum Tode der Kleopatra“ für den Pantomimus eignen (ſpätere hätten leicht anſtößig ſein können), ſo darf man annehmen, daß häufig auch ſolche Motive, die von den Tragödiendichtern noch nicht behandelt waren, direct für pantomimiſche Darſtellungen benutzt wurden. Dies war namentlich bei hiſtoriſchen Gegenſtänden der Fall, von denen (außer der Geſchichte der Kleopatra) das tragiſche Schickſal des Polykrates und die Leidenſchaft des Seleucus für die Verlobte ſeines Vaters Stratonike angeführt werden; ferner bei nichtgriechiſchen, wie denn namentlich aus der italiſchen Sage Turnus (und Aeneas und Dido) von Pantomimen dargeſtellt wurde, und wie es ſcheint die ägyptiſche Mythologie öfter die Sujets hergab, als den Tod des Oſiris, die Verwandlungen der Götter in Thiere u. ſ. w. Aber auch aus der unüberſehbaren Maſſe der griechiſchen Götter- und Heroenſagen wurden ohne Zweifel viele in dieſer Form zum erſtenmal auf die Bühne gebracht. Hochtragiſche Gegenſtände, wie Atreus und Thyeſt, Oedipus, der raſende Ajax, der raſende Herkules, Niobe, Hektor, die Sieben vor Theben u. dgl. waren nicht ſelten. Am häufigſten und beliebteſten aber waren Liebesgeſchichten. Ovid räth daher in ſeinen Mitteln wider die Liebe dem, der ſeine Leidenſchaft unterdrücken will, von dem Beſuch des Theaters ab. Die Liebesabenteuer Jupiters und ſeine Verwandlungen, Venus und Adonis, Venus und Mars im Netz Vulkans, Apoll und Daphne u. ſ. w. Phädra und Hippolyt, Atalante und Meleager, Proteſilaos und Laodameia, Jaſon und Medea, Achill und Briſeis, Achill unter den Töchtern des Lykomedes, Ariadne auf Naxus, Myrrha, Paſiphae u. ſ. w., dieſe und ähnliche Gegenſtände wurden während der ganzen Dauer der römiſchen Kaiſerzeit vorzugsweiſe von Pantomimen dargeſtellt und feſſelten überall das Publicum am meiſten.

Bis in die letzten Zeiten des römiſchen Alterthums ſind im Pantomimus

immer nur Männer aufgetreten, und nur ausnahmsweise ſcheinen in Konſtantinopel ſehr ſpät Frauen in dieſer Gattung zugelaſſen worden zu ſein. Ein einziger Tänzer ſtellte die ſämmtlichen lyriſchen Solos, die das Stück enthielt, pantomimiſch dar, alſo mehre Rollen hintereinander ſowol männliche als weibliche; ein Chor ſang dazu den entſprechenden Text und füllte vermuthlich die Pauſen zwiſchen den Soli durch eine verbindende Erzählung aus, die man ſich ſo vorſtellen mag, wie die erzählenden Recitative in unſern Oratorien; zugleich erhielt der Tänzer hierdurch Zeit, Coſtüm und Maske zu wechſeln. Die Masken der Pantomimen, die keiner Schallöffnung bedurften, hatten geſchloſſene Lippen, das Coſtüm war prachtvoll bunt und faltenreich wie in der Tragödie. Derſelbe Pantomime trat in demſelben Stück erſt als Athamas, dann als Ino, in einem andern erſt als Atreus dann als Thyeſt auf u. ſ. w. Ein Barbier (erzählt Lucian) ſah fünf Masken für eine Aufführung in Bereitſchaft, und nur einen Pantomimen. Als er auf ſeine Frage nach den übrigen Tänzern erfuhr, daß dieſer eine die verſchiedenen Perſonen ſämmtlich darſtellen werde, rief er erſtaunt: Ich ſehe, du haſt in einem Körper viele Seelen. Allerdings ſcheinen neben dem einen Darſteller auch Statiſten aufgetreten zu ſein; aber immer concentrirte ſich auf dieſen das ganze Intereſſe des Publicums, und jedenfalls wurde die Phantaſie der Zuſchauer zur Ergänzung der Darſtellung in Anſpruch genommen. Man verlangte von vorzüglichen Pantomimen, daß ſie bei der Darſtellung des Achill die Perſon des Paris mit andeuteten, bei der des Prometheus den Vulkan, bei Ganymed den Jupiter u. ſ. w. Trotzdem vermag man kaum ſich vorzuſtellen, auf welche Weiſe perſonenreiche Sujets z. B. der Kampf der Lapithen und Centauren und ähnliches dargeſtellt worden iſt. Natürlich wurde das Verſtändniß des Tanzes durch den begleitenden Chorgeſang unterſtützt und vermittelt, doch der höchſte Ehrgeiz der Virtuoſen war, ihr ſtummes Spiel auch ohne dieſe Hilfe verſtändlich zu machen, und nach mehren Anekdoten entwickelten ſie hierin eine Kunſt, von der wir auch nicht einmal eine annähernde Vorſtellung haben. Der berühmte cyniſche Philoſoph Demetrius ſoll ſich einſt über die Pantomimen geringſchätzig geäußert haben, die, wie er meinte, ohne den Chor und die Muſikbegleitung nichts zu leiſten vermöchten. Ein berühmter Tänzer, der ihn vom Gegentheil zu überzeugen beſchloß, tanzte hierauf vor ihm den Ehebruch des Mars und der Venus ohne Geſang und Muſik. Er drückte die Anzeige des Sonnengottes an den betrogenen Gemahl, die Nachſtellung Vulcans und die Liſt der unſichtbaren Feſſeln, die Scham der Venus, die Bitten des Mars, die ſämmtlichen andern von Vulkan herbeigerufenen Götter durch ſein ſtummes Spiel allein ſo vollkommen verſtändlich aus, daß der Philoſoph bewundernd ausrief: ich ſehe nicht blos, was du ſpielſt, ich höre es auch, du ſprichſt wahrhaft mit den Händen. Ausdrucksvolle und zugleich rhythmiſche Bewegungen

mit Kopf und Händen erſetzten nicht nur die Sprache, ſondern auf ſie beſchränkte ſich auch das Spiel großentheils, ein Ballettanz im modernen Sinne war es nicht. Erſt in der letzten Zeit des Alterthums ſchienen namentlich im Orient Tänzerkunſtſtücke üblich geworden zu ſein, wie wir ſie auf unſern Bühnen zu ſehen gewohnt ſind, die Pantomimen drehten ſich z. B. blitzſchnell im Kreiſe, wobei ſie den Oberkörper ſo weit rückwärts überbogen, daß ihre langen Haare den Boden fegten, ſtanden mitten in der heftigſten Bewegung wie angewurzelt, oder ließen den Körper auf dem rechten Beine ruhen, während ſie mit dem linken künſtliche Linien beſchrieben u. dgl. Doch ſcheinen dergleichen Productionen nur zum Schluß der pantomimiſchen Darſtellung ſtattgefunden zu haben, zum Beweiſe, daß die Kraft der Darſteller noch nicht erſchöpft ſei; in den erſten Jahrhunderten waren ſie, ſo viel wir wiſſen, auf römiſchen und griechiſchen Bühnen unerhört.

Von der Virtuoſität des pantomimiſchen Ausdrucks erzählt Lucian noch eine zweite Anekdote. Ein Fürſt einer Völkerſchaft am ſchwarzen Meer, die von griechiſcher Civiliſation nur oberflächlich berührt war, kam nach Rom, um perſönlich eine Angelegenheit bei Nero zu betreiben. Er wurde ins Theater geführt und ſah dort denſelben Pantomimen, der den Cyniker Demetrius zur Bewunderung hingeriſſen hatte. Als ihm Nero nachher freiſtellte, eine Bitte zu thun, ſoll er ſich dieſen Künſtler erbeten haben, er werde dann ganz der Dolmetſcher entbehren können, deren er zur Verſtändigung mit den anders redenden Nachbarſtämmen bisher bedurft habe. Ueber die Art, in welcher die Pantomimen die Worte des Textes ausdrückten, haben wir nur eine dürftige Andeutung. Ein Schüler des Pylades, Hylas, tanzte ein Solo, deſſen Text mit den Worten ſchloß: „den großen Agamemnon“. Bei dieſer Stelle richtete ſich Hylas hoch auf. Pylades, der ſich unter dem Publicum befand, rief ihm zu: Du machſt ihn lang, aber nicht groß. Die Zuſchauer verlangten darauf die Darſtellung derſelben Scene von ihm. Als er an die getadelte Stelle kam, nahm er die Haltung eines Nachdenkenden an, da er es für die am meiſten charakteriſtiſche Eigenſchaft eines großen Feldherrn hielt, für alle zu denken. Und als Hylas einmal den blinden Oedipus mit zu großer Sicherheit der Bewegungen darſtellte, rief ihm Pylades zu: du biſt ſehend. Wenn dieſe Anekdoten, wahr oder erfunden, auf eine ſehr fein charakteriſirende Darſtellung der beſten Künſtler ſchließen laſſen, ſo fehlte es andrerſeits auch nicht an grober Couliſſenreißerei. Ein raſender Ajax zerriß einem der begleitenden Muſiker das Kleid, entriß einem andern die Flöte und führte damit einen Schlag auf den Kopf eines Statiſten, der den Odyſſeus darſtellte, der dieſem faſt das Leben gekoſtet hätte, und ſtieg endlich von der Bühne in den Halbkreis der Senatoren herab, wo er ſich zwiſchen zwei Conſularen ſetzte; dieſe waren begreiflicherweiſe in nicht geringer Furcht, in die Darſtellung auf unangenehme

Weise mit hineingezogen zu werden. Dürfte man aus der Leidenschaft, mit der die Bevölkerung der großen Städte Jahrhunderte lang an diesem Schauspiel hing, auf die Vortrefflichkeit der Kunstleistungen schließen, so könnte man kaum einen zu hohen Begriff von ihnen fassen; der Beifall ging bis zur Raserei, und es war nicht selten, daß die Zuschauer bei rührenden Scenen in Thränen ausbrachen. Doch wenn auch ohne Zweifel die besten Künstler ihre Erfolge einer geistvollen, durchdachten und künstlerisch schönen Darstellung verdankten, so lag doch der Zauber, den dies Schauspiel auf die Mehrzahl ausübte, in seinem sinnlichen Reiz. Eine tadellose jugendliche Gestalt war für den Pantomimen unerläßlich, in ihm sollte man nach der Ansicht eines antiken Kunstenthusiasten den Kanon des Polyklet verkörpert sehen. Eine reiche Lockenfülle, nach antiken Begriffen ein noch wesentlicherer Theil der jugendlichen Schönheit als nach modernen, durfte nicht fehlen. Die Zuschauer waren gegen Mängel der äußern Erscheinung unnachsichtig. Als ein kleiner Pantomime in Antiochia als Hektor auftrat, rief man aus dem Publicum: Das ist Astyanax, wo ist denn Hektor? Als ein sehr langer Tänzer den Kapaneus beim Sturm auf Theben darstellte, hieß es: Du brauchst keine Leiter, steige nur über die Mauer. Einem magern wurde zugerufen: Gute Besserung! u. s. w. Durch unabläßige Uebung und Beobachtung einer gewissen Diät erwarben sich die Pantomimen eine unbedingte Herrschaft über ihren Körper, eine Gelenkigkeit, Geschmeidigkeit und Elasticität, die sie in den Stand setzte, auch die schwierigsten Bewegungen mit Anmuth, Weichheit und Eleganz auszuführen. Bei schlüpfrigen Gegenständen galt auf der damaligen Bühne das Aeußerste für erlaubt, an wollüstiger Ueppigkeit und Zuchtlosigkeit scheinen die schlimmsten pantomimischen Darstellungen den Tänzen der ägyptischen Almehs kaum nachgestanden zu haben. Die Wirkungen solcher Schauspiele auf die Sittlichkeit stellt man sich auch ohne die Schilderungen der Zeitgenossen vor, besonders wurden sie von Frauen mit Leidenschaft besucht. Ein späterer Geschichtschreiber der Kaiserzeit sah in den Pantomimen eine Hauptursache des Falls des römischen Reichs.

Der Chor, der die Darstellung durch seinen Gesang begleitete, erschien ebenfalls in prächtigem Costüm. Ihn hatte statt des einzelnen Sängers, der in der Tragödie die lyrischen Solos vortrug, Pylades eingeführt, und statt der einfachen Flötenbegleitung ein stark instrumentirtes Orchester. Auf die Frage, worin seine Reform der Darstellung bestehe, soll er mit einem homerischen Verse geantwortet haben: „In der Flöten und Pfeifen Getön und der Menschen Getümmel.“ Aber auch Syringen und Cymbeln, Cyther und Lyra gehörten zu diesem Orchester, und der Takt wurde durch ein Stampfen mit eisernen Sohlen markirt; natürlich hatte die Musik zugleich den Zweck, die rhythmischen Bewegungen des Tänzers zu leiten. Ueber den Kunstwerth dieser

Musik ist nur eine Stimme, auch die enthusiastischen Vertheidiger des Pantomimus gaben sie Preis, sie war weichlich, würdelos und unzüchtig, nur auf gemeinen Ohrenkitzel berechnet, und man glaubte (wie schon in einem frühern Aufsatze bemerkt ist), den Verfall der Musik überhaupt von der Herrschaft des Pantomimus auf der Bühne herleiten zu müssen.

Auffallend ist es, daß bei einem so ganz auf Sinnenreiz berechneten Schauspiel niemals von der Pracht der Scenerie die Rede ist, weder die Gegner noch die Freunde der Pantomimen erwähnen sie. Man muß dies wol daraus erklären, daß die Librettos nach Tragödien bearbeitet oder doch in einer entsprechender Form gehalten wurden. Da nun in der antiken Tragödie die Einheit des Orts in der Regel festgehalten zu werden pflegte, trat auch im Pantomimus kein Coulissenwechsel ein; die Veranlassung zu sonstiger Pracht der scenischen Ausstattung aber wurde durch die Concentration des Schauspiels auf einen einzigen Darsteller mindestens sehr eingeschränkt.

Die Pantomimen, die das Publicum Roms entzückten, waren in der Regel Griechen, Asiaten und Aegypter, dem Stande nach Sklaven oder Freigelassene, und ihr Gewerbe wie das aller übrigen Bühnenkünstler nach dem Gesetz ein ehrloses. Das Recht der Magistrate, die Schauspieler jeder Zeit und an jedem Ort körperlich zu züchtigen, beschränkte August zwar auf die Zeit des Schauspiels, doch ließ er selbst den oben genannten Hylas auf eine Klage des Prätors in dem Atrium seines Hauses vor Aller Augen peitschen. Mit dieser durch das Gesetz verhängten Ehrlosigkeit stand die Stellung, die die Pantomimen in der That einnahmen, in grellem Widerspruch. Die Leidenschaft des Publicums für das Schauspiel machte sie zu Personen von Wichtigkeit, denen gegenüber selbst die Kaiser Rücksichten nahmen. Schon früher ist jene angebliche Aeußerung des Pylades gegen August angeführt: „Es ist dein Vortheil, Cäsar, wenn sich das Volk mit uns beschäftigt.“ Die Parteiungen, in die das Publicum durch die Rivalität beliebter Tänzer gespalten wurde, reichten bis in sehr hohe Kreise hinauf. Im Anfang von Tibers Regierung führte der Streit zwischen den Anhängern verschiedener Künstler im Theater selbst zu einem blutigen Tumult, in dem mehre Zuschauer und Soldaten von der Wache erschlagen wurden; es erfolgte zur Verhütung solchen Unfugs ein strenger Senatsbeschluß, aber die leidenschaftliche Gunst, die Tiberius Sohn, Drusus, den Tänzern zu Theil werden ließ, bewirkte, daß die erlassenen Verordnungen bald übertreten wurden. Nero, der am Anfange seiner Regierung die rivalisirenden Pantomimen sammt ihren Anhängern hatte verbannen lassen, nahm später an den Tumulten im Theater sogar als Anführer Theil und als bei einem Handgemenge Steine und zerbrochene Bänke als Wurfwaffen gebraucht wurden, warf er selbst mit und verwundete einen Prätor am Kopf. Zu diesem leidenschaftlichen Interesse, das die Pantomimen

dem größern Publicum einflößten, kam noch die Gunst, die ihnen Schönheit und Virtuosität oft in der höhern Gesellschaft erwarb. Wie unwiderstehlich sie namentlich für Frauen (selbst vom höchsten Range) waren, ist bereits früher erzählt, aber auch Männer waren wetteifernd um sie bemüht. Jener Senatsbeschluß unter Tiber mußte schon untersagen, daß römische Ritter nicht bei ihrem öffentlichen Erscheinen ihr Gefolge bildeten, daß Senatoren nicht ihre Wohnungen besuchten; aber diese Verbote fruchteten nicht. Unter Nero sah Seneca die edelsten Jünglinge als Sklaven von Pantomimen, unter Vespasian drängte sich um sie auf der Straße die größte Menge. Ihr Einfluß wurde häufig durch bedeutendes Vermögen unterstützt, da beliebte Tänzer im Gefühl ihrer Unentbehrlichkeit sehr hohe Forderungen an die Magistrate machen konnten, welche die Schauspiele gaben. Pylades war in seinem Alter selbst reich genug, um Schauspiele veranstalten zu können, er und andere wurden in Rom und in Municipalstädten mit allen Ehrenbezeugungen überhäuft, die das Gesetz Freigelassenen zuzuerkennen gestattete. Sie wurden zu den höchsten Stellen im Heer und der Verwaltung befördert. „Was die Großen nicht vermögen, „sagt Juvenal", vermag ein Tänzer. Wozu in den Atrien der Vornehmen antichambriren? Eine Pelopna macht Präfecten, eine Philomela Tribunen." Caracalla machte sogar einen Pantomimen zum Befehlshaber einer Armee. Ueber ihrer Asche erhoben sich prachtvolle Monumente. Ein Epitaph, das Martial für den (von Domitian aus Eifersucht ermordeten) Pantomimen Paris dichtete, lautet: „Wanderer auf der flaminischen Straße, gehe nicht an diesem edeln Marmorbau vorüber. Die Wonne Roms, der Witz Alexandriens, Kunst und Anmuth, Scherz und Freude, die Zierde und der Schmerz des römischen Theaters und alle Liebesgöttinnen und Liebesgötter sind in diesem Grabe mit Paris bestattet." Eine so allgemeine und ausschweifende Bewunderung steigerte sehr natürlich das Selbstbewußtsein der Virtuosen bis zur Insolenz. Pylades erlaubte sich, auf einen Zuschauer, der ihn ausgezischt hatte, mit dem Finger zu weisen, wofür ihn freilich August aus Italien verbannte; nach andern Erzählungen soll er sogar von der Bühne Pfeile auf das Volk geworfen haben.

Wenn an den Pantomimen hauptsächlich die gebildete Welt sich ergötzte, da ohne Bildung die Feinheiten der Darstellung nicht vollkommen genossen werden konnten, und das Schauspiel überdies pikant und aufregend genug war, um auch übersättigte und erschlaffte Nerven zu reizen — so wurden die Wünsche der Massen im Theater durch derbe grobkomische, von Obscönitäten wimmelnde Possen befriedigt. Zwei Gattungen der Posse erhielten sich während der ganzen Kaiserzeit auf der Bühne, die Atellane und der Mimus. Die erstere, eine Art Policinellkomödie, aus Campanien stammend, wo sie noch heute heimisch ist, war schon in früher Zeit nach Rom verpflanzt und

latiniſirt worden; urſprünglich improviſirt, wurde ſie in der Sullaniſchen Zeit in die Literatur eingeführt. Wechſelnde Scenen knüpften ſich hier an ſtehende Charaktermasken, welche die Prototypen der modernen italieniſchen Charakterkomödien ſind. Man kennt aus Gozzi (deſſen Turandot freilich in Schillers Bearbeitung ein ſeltſames Zwittergeſchöpf, halb ſentimentales Rührſtück, halb Puppenſpiel iſt) und ſonſt dieſe Masken: die beiden Alten, Pantalon und Dottore, jener der venetianiſche Kaufmann, dieſer der bologneſiſche Rabuliſt, die beiden bergamontiſchen Bedienten, den tölpiſchen und gefräßigen Arlechino (auch Truffaldino) und den ſpitzbübiſchen Brighella u. ſ. w. Mit ihnen laſſen ſich die Figuren der Atellane vergleichen, „die in Rom die Wonne der Käufer von Nüſſen und Kichererbſen wurden. Pappus, der geprellte dienſtwillige Alte, Bucco, der Pierrot, dem vor lauter Gedankenloſigkeit der Mund nie ſtille ſteht, der nimmerſatte Freſſer Maccus, der zur Freude des ſympathetiſchen Publicums heute wie damals ſeine Maccaroni verſchlang“ (Mommſen), endlich Doſſennus, der weiſe Mann, der dem Dottore entſpricht und bald als Schulmeiſter, bald als Wahrſager u. ſ. w. auftrat. Außer geringen Fragmenten laſſen uns zahlreiche Titel von Atellanen noch eine Vorſtellung von den beliebteſten Gegenſtänden dieſer Gattung gewinnen. Es waren ausnahmsweiſe auch mythologiſche wie „der untergeſchobene Agamemnon“ (man denke an Holbergs Ulyß). Oefter wurden beſtimmte Nationalitäten auf die Bühne gebracht: „Die Campanen, die transalpiniſchen Gallier, die Soldaten aus Pometia,“ deren provinzielle Sprache und Haltung ohne Zweifel großen Jubel hervorrief. Den reichſten Stoff lieferte, wie es ſcheint, das Landleben: das Zicklein, der kranke Eber, der geſunde Eber, die Kuh, der Hühnerhof, die Winzer, die Holzhauer“ u. ſ. w.; ſodann die ſtädtiſchen Gewerbe: Fiſcher, Maler, Ausrufer „und vor allem die Walker, die in der römiſchen Narrenwelt die Rolle unſerer Schneider geſpielt zu haben ſcheinen.“ Eine Anzahl von Titeln zeigt die Hauptperſonen in allerlei komiſchen Situationen und Verwicklungen: die beiden Maccus, Maccus als Jungfer, als Soldat, als Schenkwirth, als Verbannter, die zwei Doſſennus, Pappus als Landmann, die Braut des Pappus, Bucco in der Gladiatorenſchule u. ſ. w. „Daß der Ton nicht der feinſte war, verſteht ſich; ſehr unzweideutige Zweideutigkeiten, grobkörnige Bauernzoten, Kinder ſchreckende und gelegentlich freſſende Geſpenſter gehörten hier einmal mit dazu und perſönliche Anzüglichkeiten ſogar mit Nennung der Namen ſchlüpften nicht ſelten mit durch. Aber es fehlte auch nicht an lebendiger Schilderung, an grotesken Einfällen, ſchlagenden Späßen, kernigen Sprüchen und die Harlekinade gewann ſich raſch eine nicht unanſehnliche Stellung im Bühnenleben der Hauptſtadt und ſelbſt in der Literatur.“ (Mommſen).

Auch der Mimus war ein loſe zuſammenhängendes Charakterbild aus

dem gemeinen Leben, kurz (in der Regel wol einactig) wie die Atellane, aber ohne ihre ſtehenden Masken. Wie die Atellane wurde er als Nach- oder Zwiſchenſpiel anderer Aufführungen gegeben und erfreute ſich in Ciceros Zeit größerer Gunſt als dieſe; ſpäter haben, ſo viel wir wiſſen, beide Gattungen gleichen Beifall gefunden. „Der Mimus ging hervor aus den ſeit langem üblichen Charaktertänzen zur Flöte, die theils bei andern Gelegenheiten, namentlich aber zur Unterhaltung der Gäſte während der Tafel aufgeführt wurden. Es war nicht ſchwer, aus dieſen Tänzen, bei denen die Rede wol längſt gelegentlich zu Hilfe genommen ward, durch Einführung einer geordnetern Fabel und eines regelrechten Dialogs kleine Komödien zu machen.“ (Mommſen). Nach den Titeln waren die Gegenſtände zum großen Theil ähnlich wie in der Atellane, Genrebilder aus dem Leben Roms, beſonders der untern Stände und der Handwerker, Schilderungen von Volksfeſten, von fremden Nationalitäten, auch mythologiſche Gegenſtände, wie denn in einem drei hungrige Herkuleſſe vorkamen, in einem andern Jupiters Tod dargeſtellt und ſein Teſtament verleſen wurde. In einem Mimus, der am Tage von Caligulas Ermordung geſpielt ward, kam die Kreuzigung eines berühmten Räuberhauptmanns Laureolus vor, wobei das Fließen des Blutes künſtlich dargeſtellt wurde. In einem andern, der im Beiſein Vespaſians im Theater des Marcellus aufgeführt wurde, ſpielte ein Hund die Hauptrolle. Er erhielt in dem Stück ein narkotiſches Mittel, und ſtellte ſowol das allmälige Einſchlafen als das allmälige Erwachen zu allgemeiner Bewunderung dar. Liebeleien und Rabuliſtereien, beſonders aber Ehebruchsſcenen waren im Mimus an der Tagesordnung; der überraſchte Galan ließ ſich in einem Kaſten davontragen, um dem betrogenen Ehemann zu entgehen, der Gatte ſchickte ſeine hübſche Frau zu ſeinem mächtigen Feinde, um ihren Reizen ſeine Sicherheit zu verdanken u. ſ. w. Plötzliche Veränderungen des Schickſals erinnern an wiener Zauberpoſſen: Bettler wurden plötzlich reich, Reiche genöthigt, ihr Heil in der Flucht zu ſuchen, liefen über die Bühne, den Kopf mit dem Mantel bedeckt, mit Ausnahme der Ohren, mit denen ſie vermuthlich angſtvoll nach ihren Verfolgern lauſchten. Prügel ſpielten eine große Rolle im Mimus und das Klatſchen der Ohrfeigen auf den Pausbacken der in dieſen Stücken ſtehenden Dummköpfe ſcheint zu den beliebten Späßen gehört zu haben. Das Spiel war überhaupt carrikirt und grobkomiſch. Mit der Auflöſung des dramatiſchen Knotens nahm man es nicht genau: ſollte das Stück aufhören, ſo lief eine von den Perſonen (etwa der ertappte Liebhaber) davon, die Muſik fiel ein und ein Tanz machte den Schluß. Die ſceniſche Ausſtattung war ſehr einfach, die Mimen ſpielten ohne den auch im Luſtſpiel üblichen Theaterſchuh und ohne Maske, ihr Coſtüm war eine bunte Harlekintracht mit einem darüber geworfenen Mäntelchen. Der Hauptſchauſpieler, der die Poſſe eigentlich durch-

führte, trat natürlich je nach der Rolle in verschiedenem Costüm auf, unter den Nebenfiguren war die Person des Dümmlings oder Fressers (Parasiten) wie gesagt, stehend, der sich durch Pausbacken, kahlen Schädel und vermuthlich eine auch sonst charakteristische Tracht auszeichnete. Am meisten unterschieden sich die Mimen vor allen übrigen Theaterstücken dadurch, daß die weiblichen Rollen in ihnen allein von Frauen gespielt wurden. Schon in der letzten Zeit der Republik war das Einkommen dieser Tänzerinnen glänzend und ihre Verhältnisse zu hervorragenden Persönlichkeiten gaben ihnen zuweilen eine gewisse Bedeutung. Gewöhnlich führten sie auf Verlangen des Publicums Tänze auf, bei denen sie das Obergewand abwarfen und in mehr oder weniger vollständiger Nacktheit erschienen. Als Cato von Utica einmal beim Feste der Flora, an dem regelmäßig Mimen gespielt wurden, im Theater war, scheuten sich die Zuschauer in seiner Gegenwart diesen Wunsch zu äußern. Cato bemerkte, daß man sich um seinetwillen Zwang auflegte und verließ das Theater. Doch wurde die Lascivität dieser Aufführungen in der späten Kaiserzeit noch sehr überboten, namentlich in den großen Städten des Orients. Man mag bei Gibbon die Berichte Prokops über die Vorstellungen nachlesen, mit denen die spätere Kaiserin Theodora (Gemahlin Justinians des ersten) das Publicum von Konstantinopel entzückte. In Antiochia wurden sogar im Theater Badescenen auf dem Theater in einem eigens dazu erbauten Bassin mit vollständiger Natürlichkeit dargestellt.

So war also auch das Theater in Rohheit und Gemeinheit versunken und seine Vorstellungen zum Dienst eines groben oder raffinirten Sinnenkitzels herabgewürdigt. Anstatt dem verderblichen Einfluß der Amphitheater und Circen die Wage zu halten, half es die Corruption und Verwilderung der Bevölkerung befördern, und trug nicht am wenigsten dazu bei, die Zerstörung der antiken Cultur zu beschleunigen.

Schleiermachers Briefe.

Aus Schleiermachers Leben. In Briefen. 2. Bände. Berlin, G. Reimer. —

Endlich haben sich die Verwandten Schleiermachers entschlossen, seine Briefe dem Publicum mitzutheilen. Sie verdienen dafür den wärmsten Dank der Nation. Einmal werfen diese Briefe auf eine Periode unserer Literatur, deren inneres Leben man immer noch nicht vollständig kannte, ein neues,

überraschendes Licht, sodann zeigen sie die Entwicklungen einer durchaus edlen und schönen Natur von den ersten Zerwürfnissen des Zweifels bis zur vollendeten männlichen Bildung; ein reiches und bedeutendes Leben, das uns zugleich versinnlicht, aus welchen verschiedenen Elementen das neue religiöse Princip, das so folgenreich in die Zeitbewegung eingriff, sich zusammenfügte. Um den Endeindruck gleich zusammenzufassen, obgleich wir wohl wissen, daß wir damit einer weitverbreiteten Meinung wol widersprechen: Schleiermacher erscheint uns aus diesen Briefen nicht als eine mächtige, mit innerer Nothwendigkeit reformatorische Natur; was in seinem Charakter zunächst hervortritt, ist einmal eine hochherzige Rechtschaffenheit, sodann das Bedürfniß und das Talent, alle schönen Gefühlsmotive, von welcher Seite sie ihm auch entgegentraten, in sich aufzunehmen und zu erklären. Es liegt in seinem Wesen etwas Weibliches, und sein Anschmiegen an stärkere Naturen, denen er sich unterordnete, wird dadurch noch bezeichnender, daß zu diesen stärkeren Naturen Friedrich Schlegel und Steffens gehörten.

Der Dank, den wir vorher aussprachen, soll durch das Bedauern nicht verkümmert werden, daß man sich nicht entschlossen hat, uns die Briefe unverstümmelt zu geben. Wir verkennen die edlen Motive dieser Zurückhaltung keineswegs. Wenn in jeder Publication von Herzensergüssen, die nur für eine bestimmte Person berechnet waren, etwas Peinliches liegt, so begreifen wir doppelt die Scheu, Mittheilungen zu veröffentlichen, die in das innerste Leben einer fremden Familie eingreifen. Dennoch zweifeln wir, ob diesmal die Bedenken gerechtfertigt waren. Es handelt sich theils um den Briefwechsel mit Eleonore Grunow (aus einer sonderbaren Discretion bezeichnen die Herausgeber diesen Namen, der längst veröffentlicht ist, nur mit den Anfangsbuchstaben,) theils um diejenigen Stellen, die über die Lucinde handeln. Freilich ist es nur Vermuthung, daß in letzterer Beziehung etwas unterdrückt ist, aber es wäre doch wunderbar, wenn Schleiermacher, der sich über seine sonstigen Arbeiten so ausführlich verbreitete, gerade über die „Vertrauten Briefe", die doch seinen Freunden gegenüber einer Erläuterung bedurften, so hartnäckig geschwiegen haben sollte. Beides sind höchst wichtige Momente in Schleiermachers Entwicklung, und wir sind fest davon überzeugt, daß die vollständige Veröffentlichung dieser Documente nur zu seiner Ehre ausschlagen würde, selbst wenn er in wichtigen sittlichen Fragen geirrt haben sollte; halb verhüllt, wie es jetzt daliegt, hat das Verhältniß etwas Unheimliches. Außerdem wäre es für die Einsicht in Schleiermachers Charakter von der größten Wichtigkeit, ihn einmal im Zustand wirklicher Leidenschaft zu betrachten; in dem Briefwechsel mit seiner Braut und später mit seiner Frau ist davon nichts vorhanden, und so wohlthuend der Eindruck ist, den diese Zeugnisse eines wahrhaft sittlichen Haushalts, eines auf ruhiger Neigung und Verehrung be-

ruhenden Verhältnisses auf jede feinfühlende Seele machen, so hätten wir uns doch grade hier einige Abkürzungen gern gefallen lassen.

Wir versuchen nun, nach der Anleitung dieser Briefe einzelne Momente seines Lebens zu charakterisiren.

Schleiermacher war 21. Nov. 1768 zu Breslau geboren, wo sich sein Vater als reformirter Feldprediger aufhielt. 1778 zogen die Eltern nach der Colonie Anhalt, und lernten einige Zeit darauf die Erziehungsanstalt der Brüdergemeinde zu Niesky in der Oberlausitz kennen, der sie ihren Sohn 1783 anvertrauten. „Hier wurde der Grund zu einer Herrschaft der Phantasie in Sachen der Religion gelegt, die mich bei etwas weniger Kaltblütigkeit wahrscheinlich zu einem Schwärmer gemacht haben würde, der ich es aber verdanke, daß ich meine Denkungsart, die sich bei den meisten Menschen unvermerkt aus Theorie und Beobachtung bildet, weit lebendiger als das Resultat und den Abdruck meiner eignen Gefühle ansehen kann. Ich hatte schon mancherlei religiöse Kämpfe bestanden. Die Lehre von den unendlichen Strafen und Belohnungen hatte schon meine kindliche Phantasie auf eine äußerst beängstigende Art beschäftigt, und in meinem elften Jahre kostete es mich mehre schlaflose Nächte, daß ich bei der Berechnung des Verhältnisses zwischen den Leiden Christi und der Strafe, deren Stelle dieselben vertreten sollen, kein beruhigendes Facit bekommen konnte. Jetzt ging ein neuer Kampf an, der durch die Art, wie die Lehre von dem natürlichen Verderben und den übernatürlichen Gnadenwirkungen in der Brüdergemeinde behandelt und fast in jeden Vortrag verwebt wird, veranlaßt wurde und fast so lange gedauert hat, als ich ein Mitglied derselben gewesen bin. Meine eigne Erfahrung gab mir zu den ersten dieser beiden Hauptstützen des ascetisch-mystischen Systems Belege genug und ich kam bald dahin, daß mir jede gute Handlung als verdächtig oder als ein bloßes Werk der Umstände erschien. So war ich also in dem qualvollen Zustande, den man unsern Reformatoren so häufig als ihr Werk vorwirft: es war mir etwas genommen, meine Ueberzeugung von dem eignen moralischen Vermögen des Menschen, und noch nichts zum Ersatze gegeben. Denn vergeblich rang ich nach den übernatürlichen Gefühlen, von deren Nothwendigkeit mich jeder Blick auf mich selbst mit Hinsicht auf die Lehre von dem künftigen Vergeltungszustande überzeugte, von deren Wirklichkeit außer mir auch jeder Vortrag und jeder Gesang, ja jeder Anblick dieser bei einer solchen Stimmung so einnehmenden Menschen überredete und die nur von mir zu fliehen schienen. Denn wenn ich auch einen Schatten davon erhascht zu haben glaubte, so zeigte es sich doch bald als mein eignes Werk, als eine unfruchtbare Anstrengung meiner Phantasie. Daß ich bei diesem Zustande eine unerschütterliche Anhänglichkeit an die Brüdergemeinde bekam, und es für ein großes Unglück angesehen hätte, kein Mitglied derselben

zu werden, ist sehr natürlich; ich faßte sogar den Entschluß, wenn mir der Eintritt in das Pädagogium versagt werden sollte, lieber in der Gemeinde eine ehrbare Handthierung zu erlernen, als außer derselben den Weg zu dem gelehrten Ruhm zu betreten, und dieser Entschluß setzte mich, als ich ihn recht lebhaft in seiner ganzen Größe dachte, zum erstenmal in Versuchung, etwas in mir für eine übernatürliche Wirkung zu halten." Diese Erzählungen der Selbstbiographie werden durch die Briefe ergänzt, in denen von Seiten der Eltern, des Sohnes und der Schwester fast von nichts Anderm die Rede ist als vom Lamm Gottes und ähnlichen Dingen. Sein Oheim mütterlicher Seite, Professor Stubenrauch in Halle, ein wahrhaft frommer Mann, fühlte sich doch zuweilen veranlaßt, ihn vor den Uebertreibungen der Herrenhuter zu warnen. So kam Schleiermacher mit seinem innigsten Freunde Albertini, mit dem er eifrig die griechischen Classiker studirt, 1785 auf das Seminar zu Barby, die eigentliche Universität der Brüdergemeinde. „So glücklich wir bei unserer gemeinschaftlichen Thätigkeit und im Gefühl unserer Freundschaft waren, so unglücklich machte uns jeder Augenblick eines strengen Nachdenkens. Wir jagten immer noch vergeblich nach den übernatürlichen Gefühlen und dem, was in der Sprache jener Gesellschaft der Umgang mit Jesu hieß; die gewaltsamen Anstrengungen unserer Phantasie waren unfruchtbar und die unfreiwilligen Hilfsleistungen derselben zeigten sich immer als Betrug." Der Umschlag konnte nicht ausbleiben. Schon Juli 1786 finden sich in einem Brief an seinen Vater Andeutungen von dem Wunsch, die Einwendungen der Neuerer gegen die Dogmata kennen zu lernen. „Vermeide diesen Baum des Erkenntnisses", — antwortet ihm der Vater, „und die gefährlichen Lockungen zu demselben unter dem Schein der Gründlichkeit. Ich habe fast alle Widerlegungen des Unglaubens gelesen; sie haben mich aber nicht überzeugt, sondern ich habs erfahren, daß der Glaube ein Regale der Gottheit und ein pur lauteres Werk ihres Erbarmens sei. Du willst ja überdem kein eitler Theologe werden, sondern dich nur geschickt machen, dem Heiland Seelen zuzuführen, und dazu brauchst Du das alles nicht, und kannst es deinem Heiland nie genug verdanken, daß er Dich hat zur Brüdergemeinde gebracht, da Du dessen gar wohl entbehren kannst." Es war zu spät. Schon im Januar 1787 bekennt der Sohn mit einer Herzensangst, die etwas unendlich Rührendes hat, dem geliebten Vater die vollständige Umwandlung seiner Ueberzeugungen. „Ach bester Vater, wenn Sie glauben, daß ohne diesen Glauben keine, wenigstens nicht die Seligkeit in jenem, nicht die Ruhe in diesem Leben ist, o, so bitten Sie Gott, daß er mir ihn schenke, denn für mich ist es jetzt verloren." „Der tiefe durchdringende Schmerz, den ich beim Schreiben dieses Briefes empfinde, hindert mich, Ihnen die Geschichte meiner Seele in Absicht auf meine Meinungen und alle meine starken Gründe für dieselben umständ-

lich zu erzählen, aber ich bitte Sie inſtändig, halten Sie ſie nicht für vorübergehende Gedanken; faſt ein Jahr lang haften ſie bei mir und ein langes angeſtrengtes Nachdenken hat mich dazu beſtimmt." Die Antwort des Vaters mußte den Sohn der Verzweiflung nahe bringen; denn jener betrachtete ihn als einen zeitlich und ewig Verlornen, wenn er nicht ſeinem Unglauben entſagte. „Iſt es Dir um den allein ſelig machenden Glauben von ganzem Herzen zu thun, ſo ſuche, ſo erbitte ihn auf Deinen Knien von dem großen Gott und Schöpfer, der als Menſch am Kreuz für Dich geblutet hat, als ein pur lauteres Geſchenk ſeiner Erbarmung; iſt es Dir aber um Deine eigne Ehre zu thun, verſchmähſt Du den Gott Deiner Väter und willſt hingehen und fremden Göttern dienen, nun, ſo wähle, was Du thun willſt; ich aber und mein Haus wollen dem Herrn, der uns erkauft hat, dienen." Es war für den armen Knaben ein entſetzlicher Kampf, aber er blieb feſt, zudem hatte er ſeine Anſichten den Vorgeſetzten gegenüber ſo offen ausgeſprochen, daß ſeines Bleibens in der Brüdergemeinde nicht länger war. Hier legte ſich nun der Oheim ins Mittel, der ſich zuerſt bemüht hatte, vom praktiſchen Standpunkt auf ihn einzuwirken, indem er ihn auf die Hilfloſigkeit ſeiner Lage aufmerkſam machte; da er aber ſeine Ehrlichkeit nur billigen konnte, ſo beſtimmte er den Vater, zur Ueberſiedlung nach Halle, die im Frühjahr 1787 ſtattfand, ſeine Einwilligung zu geben. „In meinen Studien war noch keine rechte Einheit; ich ſtudirte auch nicht mit Rückſicht auf die Zukunft, ſondern nur für das gegenwärtige Bedürfniß; deswegen verſuchte ich von allem und fixirte mich erſt ſpät. Noch mehr ſchadete mir der Eigendünkel, der den Autodidakten — was ich in mancher Rückſicht war — eigen iſt. Sie wollen immer bei der Manier bleiben, durch die ſie mit großem Aufwand wenig erworben haben; ſie verachten das Lernen und meinen, es käme gar nicht darauf an, was man wiſſe, ſondern, wie man es wiſſe. Die kurze Dauer meines akademiſchen Aufenthaltes, welcher nur zwei Jahre währte, ließ auch ein anderes als fragmentariſches Studium, welches von allem etwas aufzufaſſen ſtrebt, nicht zu." Nach Ablauf dieſer Zeit ging er mit ſeinem Oheim, der die Predigerſtelle zu Droſſen erhalten hatte, aufs Land, machte im Sommer 1790 ſein theologiſches Examen und erhielt durch Vermittlung des Hofpredigers Sack eine Hofmeiſterſtelle bei dem Grafen Dohna-Schlobitten in Preußen, wo er für ſeine Bildung unendlich gewann und drittehalb glückliche Jahre verlebte. Nach ſeiner Rückkehr Herbſt 1793 wurde er Mitglied des Seminars in Berlin und Hilfslehrer am Waiſenhauſe, welche Stelle er April 1794 mit einer Hilfspredigerſtelle in Landsberg an d. Warthe vertauſchte. — Seine Briefe aus dieſer Periode zeigen einen beträchtlichen Zuwachs an Selbſtſtändigkeit. Der ſchmerzliche Zweifel iſt einer ruhigen Ueberzeugung gewichen, die zwar noch nicht fertig iſt, aber alle Angſt ausſchließt; nur einen Mangel

empfindet er noch, daß er beim Arbeiten nicht ſtetig ſein kann. „Das Studiren," ſchreibt er an ſeinen Vater Decbr. 1789, „iſt bei mir zu leidenſchaftlich; alles was ich vornehme, geſchieht mit einer gewiſſen Vehemenz. Bald liegt mir ein großer Theil der Philoſophie am Herzen, ich forſche nach ſeiner Geſchichte, gehe alle verſchiedenen Meinungen durch und ſehe, was darin haltbar oder unhaltbar, conſequent oder inconſequent iſt. Hierbei hat mich vielleicht irgend etwas auf einen Zeitpunkt der Geſchichte oder auf eine philologiſche Streitfrage aufmerkſam gemacht, und ſobald jene Unterſuchung geendigt iſt, wende ich mich mit gleichem Eifer zu dieſer. So wechſeln praktiſche und theoretiſche Philoſophie beſtändig miteinander ab. Gegenwärtig bin ich ſeit einiger Zeit mit einer gründlichen Reviſion meiner eigentlich theologiſchen Kenntniſſe beſchäftigt. Dieſe ganze Art zu ſtudiren hat vielleicht wie jede andre, ihre Fehler, aber auch ihre unleugbaren Vorzüge; man wird nicht ſo durch die Menge ganz verſchiedner Gegenſtände ganz zerſtreut und verwirrt, und da man immer durch ein gewiſſes Bedürfniß, durch irgend eine Lücke, die man in ſeinen Kenntniſſen gewahr wird, zu ſeinen Beſchäftigungen getrieben wird, ſo thut man alles con amore und läuft nicht Gefahr, um der feſtgeſetzten Ordnung willen einen Theil ſeiner Zeit auf etwas zu wenden, was man nicht nöthig hat." Das anfänglich ſehr verſtimmte Verhältniß zwiſchen Sohn und Vater nimmt allmälig einen freundlichern Ton an, und wir lernen den alten Herrn, über deſſen Rechtgläubigkeit wir im Anfang erſchracken, von menſchlicher Seite lieben. Er beklagt ſich Mai 1790, daß ſein Sohn ihm ſein Zutrauen entzieht und ihn unter die Zahl der finſtern Väter rechnet, welche die Freude des Alters ſich dadurch verderben, daß ſie nicht mit Kindern Kinder, und mit Jünglingen Jüngling ſein können. „Glaubſt Du denn Deinem treuen, Dich zärtlich liebenden Vater in ſeinem Alter Freude zu machen, wenn Du fortfährſt entweder aus einer mal-placirten Schüchternheit, die man ganz falſch mit dem Namen kindlicher Ehrfurcht belegt, oder, welches ſchlimmer wäre und welches ich doch nennen muß, obgleich Du es ungern hörſt, aus Egoismus Deinem liebenden, menſchlichen und nie die Menſchheit verkennenden Vater in Dir den angenehmen Jüngling zu verbergen, den geſetzten Mann vorzuſpiegeln, und ihn dadurch ſo mancher Herzensfreude zu berauben." Er hofft inskünftige auf natürlichere und offnere Briefe. Auch über ſeine Religioſität gibt er überraſchende Aufſchlüſſe. „Ich wünſchte, daß Du mit Nachdenken Leſſings Erziehung des Menſchengeſchlechts leſen wollteſt; da würdeſt Du über verſchiedene Dinge dir lichtvolle Ideen verſchaffen; und dann will ich Dir von mir ſelbſt ein Beiſpiel, ob es Deiner Nachahmung werth iſt, zur Unterſuchung empfehlen. Ich habe wenigſtens zwölf Jahr lang als ein wirklich Ungläubiger gepredigt; ich war völlig damals überzeugt, daß Jeſus in ſeinen Reden ſich den Vorſtellungen und ſelbſt den Vorurtheilen der Juden accommodirt hätte; aber dieſe Meinung leitete mich

dahin, daß ich glaubte, ich müßte ebenso bescheiden gegen Volkslehre sein; nie habe ich mir es können erlauben, den Artikel von der Gottheit Jesu und seiner Versöhnung zu bestreiten, weil ich aus der Kirchengeschichte und aus eigner Erfahrung an anderen Menschen wußte, daß diese Lehre vom Entstehen des Christenthums an Millionen Menschen Trost und Lebensbesserung gegeben hatte, und pflegte sie auch allemal, wo es das Thema erlaubte, obschon ich selbst nicht von ihrer Wahrheit überzeugt war, auf Moralität und Liebe gegen Gott und Menschen anzuwenden. Ich wünschte, wenn Du auch von der Rechtmäßigkeit dieses Verfahrens Dich nicht überzeugen kannst, daß Du wenigstens doch jene Lehre nie öffentlich bestreiten möchtest." Wie wenig Boden die Rechtgläubigkeit im innersten Kern seiner Bildung hatte, zeigt noch mehr bald darauf das Lob, daß er über Fichtes Kritik aller Offenbarung ausspricht; fortan ist von beiden Seiten der Gedankenaustausch ganz offen und unumwunden. Schleiermacher scheut sich auch nicht zu gestehen, daß er die französische Revolution im Ganzen genommen sehr liebt, abgesehen von dem, was Leidenschaften und überspannte Begriffe daran gethan haben. Im October 1794 starb der Vater, von dem Sohn aufrichtig und herzlich betrauert; seine nächste Vertraute blieb jetzt seine Schwester Charlotte, die, obgleich für sich strenge Herrnhuterin, doch den Gedanken und Gemüthsbewegungen ihres Bruders mit inniger Theilnahme folgte.

In Landsberg blieb Schleiermacher bis 1796, wo er als Charitéprediger nach Berlin berufen wurde. Hier fand er seinen alten Freund Gustav v. Brinkmann wieder, der ihn in die Zirkel der geistvollen Jüdinnen, damals die beste Gesellschaft Berlins, einführte. Mit der schönen Henriette Herz entspann sich bald ein Freundschaftsverhältniß von einer seltenen Innigkeit und Vertraulichkeit, das aber nie ins Gebiet der Leidenschaft überspielte, wenn ihn auch selbst seine Freunde im Verdacht hatten. „Daß gewöhnliche Menschen," schreibt Schleiermacher 30. Mai 1798 an seine Schwester, „von gewöhnlichen Menschen glauben, Mann und Frau könnten nicht vertraut sein, ohne leidenschaftlich und verliebt zu werden, das ist ganz in der Ordnung, aber meine nächsten Freunde!" Auch Sack warnte ihn, er könne durch diesen Umgang seiner Beförderung schaden; indeß ließ sich Schleiermacher dadurch nicht anfechten. Freilich gesteht er einmal November 1798: „Wenn ich die Herz hätte heirathen können, ich glaube, das hätte eine capitale Ehe werden müssen, es müßte denn sein, daß sie gar zu einträchtig geworden wäre. Es macht mir oft ein trauriges Vergnügen zu denken, welche Menschen zusammen gepaßt haben würden, indem oft, wenn man drei oder vier Paar zusammennimmt, recht gute Ehen entstehen könnten, wenn sie tauschen dürften." — Aber: „Es liegt sehr tief in meiner Natur, daß ich mich immer genauer an Frauen anschließen werde, als an Männer; denn es ist

so vieles in meinem Gemüth, was diese selten verstehn. Ich muß also, wenn ich nicht auf wahre Freundschaft Verzicht thun will, was Du nun doch auch nicht fordern wirst, auf diesem sonst so gefährlichen Standpunkte stehen bleiben, der aber eben deswegen, weil ich so darauf stehe, nicht so gefährlich ist. Dessen will ich mich aber nicht überheben, sondern immer auf meiner Hut sein." „Daß ein Mann mit einer rechtlichen Frau allein ist, Stunden halbe Tage lang, ist wol gar nichts Auffallendes in der Welt und niemand sucht einen bösen Schein dahinter. Eine Frau eigentlich zur Freundin zu haben, ist schon übler, und daß die Herz grade eine Jüdin ist, gereicht gewiß vielen zum Anstoß; aber das ist eben eins von den jämmerlichsten Vorurtheilen." Endlich 12. Febr. 1801: „Daß Du Dir, ohne es zu sehn, mein Wesen und Verhältniß mit der Herz nicht denken kannst, ist eigen. Es ist eine recht vertraute und herzliche Freundschaft, wobei von Mann und Frau aber auch gar nicht die Rede ist; ist das nicht leicht sich vorzustellen? Warum gar nichts Andres sich hineingemischt hat und sich nie hineinmischen wird, das ist freilich wieder eine andere Frage; aber auch das ist nicht schwer zu erklären. Sie hat nie eine Wirkung auf mich gemacht, die mich in dieser Ruhe des Gemüths hätte stören können. Wer sich etwas auf den Ausdruck des Innern versteht, der erkennt gleich in ihr ein leidenschaftsloses Wesen, und wenn ich auch blos dem Einfluß des Aeußern Raum geben wollte, so hat sie für mich gar nichts Reizendes, obgleich ihr Gesicht unstreitig sehr schön ist, und ihre kolossale königliche Figur ist so sehr das Gegentheil der meinigen, daß, wenn ich mir vorstellte, wir wären beide frei und liebten einander und heiratheten einander, ich immer von dieser Seite etwas Lächerliches und Abgeschmacktes darin finden würde, worüber ich mich nur sehr überwiegender Gründe wegen hinwegsetzen könnte." Dieser letzte Punkt ist wol am meisten geeignet die Sache aufzuklären; auch Henriette legt in ihren Notizen vorzügliches Gewicht darauf.

Henriettens nächste Freundin war damals Dorothee Veit, die Tochter Mendelssohns. Durch sie lernte Schleiermacher im Sommer 1797 den jungen Friedrich Schlegel kennen, der ihm seit dem October näher trat. „Er ist ein junger Mann von so ausgebreiteten Kenntnissen, daß man nicht begreifen kann, wie es möglich ist, bei solcher Jugend so viel zu wissen, von einem originellen Geist, der hier, wo es doch viel Geist und Talente gibt, alles sehr weit überragt, und in seinen Sitten von einer Natürlichkeit, Offenheit und kindlichen Jugendlichkeit, deren Vereinigung mit jenem allen vielleicht das Wunderbarste ist. Er ist überall, wo er hinkommt, wegen seines Witzes sowol, als wegen seiner Unbefangenheit der angenehmste Gesellschafter, mir aber ist er mehr als das, er ist mir von sehr großem, wesentlichen Nutzen. Er gleicht mir auch in manchen Naturmängeln, er ist nicht musika-

liſch, zeichnet nicht, liebt das Franzöſiſche nicht, und hat ſchlechte Augen.“ Ihr Verhältniß wurde bald ſo innig, daß ſie am 21. December 1791 zuſammenzogen, und daß ihre Bekannten das Verhältniß als eine Ehe bezeichneten. „Was ſeinen Geiſt anbetrifft, ſo iſt er mir ſo durchaus supérieur, daß ich nur mit vieler Ehrfurcht davon ſprechen kann. Wie ſchnell und tief er eindringt in den Geiſt jeder Wiſſenſchaft, jedes Syſtems, jedes Schriftſtellers, mit welcher hohen und unparteiiſchen Kritik er jedem ſeine Stelle anweiſt, wie ſeine Kenntniſſe alle in einem herrlichen Syſtem geordnet daſtehn und alle ſeine Arbeiten nicht von ungefähr, ſondern nach einem großen Plane aufeinander folgen, mit welcher Beharrlichkeit er alles verfolgt, was er einmal angefangen hat — das weiß ich alles erſt ſeit dieſer kurzen Zeit völlig zu ſchätzen, da ich ſeine Ideen gleichſam entſtehen und wachſen ſehe. Aber nach ſeinem Gemüth wirſt du unſtreitig mehr fragen, als nach ſeinem Geiſt und Genie. Es iſt äußerſt kindlich, das iſt gewiß der Hauptzug darin; offen und froh, naiv in allen ſeinen Aeußerungen, etwas leichtfertig, ein tödtlicher Feind aller Formen und Plackereien, heftig in ſeinen Wünſchen und Neigungen, allgemein wohlwollend, aber auch, wie Kinder oft zu ſein pflegen, etwas argwöhniſch und von mancherlei Antipathien. Sein Charakter iſt noch nicht ſo feſt und ſeine Meinungen über Menſchen und Verhältniſſe noch nicht ſo beſtimmt, daß er nicht leicht ſollte zu regieren ſein, wenn er einmal jemand ſein Vertrauen geſchenkt hat. Was ich aber doch vermiſſe, iſt das zarte Gefühl und der feine Sinn für die lieblichen Kleinigkeiten des Lebens und für die feinen Aeußerungen ſchöner Geſinnungen, die oft in kleinen Dingen unwillkürlich das ganze Gemüth enthüllen. So wie er Bücher am liebſten mit großer Schrift mag, ſo auch an den Menſchen große und ſtarke Züge. Das blos Sanfte und Schöne feſſelt ihn nicht ſehr, weil er zu ſehr nach der Analogie ſeines eignen Gemüths alles für ſchwach hält, was nicht feurig und ſtark erſcheint. So wenig dieſer eigenthümliche Mangel meine Liebe zu ihm mildert, ſo macht er es mir doch unmöglich, ihm manche Seite meines Gemüths ganz zu enthüllen und verſtändlich zu machen. Er wird immer mehr ſein als ich, aber ich werde ihn vollſtändiger faſſen und kennen lernen als er mich. Sein Aeußeres iſt mehr Aufmerkſamkeit erregend als ſchön. Eine nicht eben zierlich und voll, aber doch ſtark und geſund gebaute Figur, ein ſehr charakteriſtiſcher Kopf, ein blaſſes Geſicht, ſehr dunkles, rund um den Kopf kurz abgeſchnittenes, ungepudertes und ungekräuſeltes Haar und ein ziemlich unelegan-ter, aber doch feiner und gentlemanmäßiger Anzug — das gibt die äußere Erſcheinung meiner dermaligen Ehehälfte.“ — Im Mai 1798 kam A. W. Schlegel*) nach Berlin, und entführte Anfang Juli ſeinen Bruder auf zwei Monate

*) „Er hat weder die Tiefe noch die Innigkeit Friedrichs, er iſt ein feiner eleganter Mann, hat ſehr viel Kenntniſſe und künſtleriſches Geſchick und ſprudelt von Witz, das iſt aber auch alles.“

nach Dresden. „Der Strohwitwerſtand," ſchreibt Schleiermacher, „iſt mir gar ſehr fatal angekommen und will mir noch immer nicht ſchmecken, ob wir uns auch nun wie zärtliche Eheleute alle acht Tage ſchreiben." Dorothee Veit, Schlegels Geliebte, war auf Schleiermacher, Henriette Herz auf Schlegel eiferſüchtig. Die letztere, die jetzt von Schleiermacher Griechiſch lernte, wie ſie ihn früher Italieniſch gelehrt, warnte ihn öfters vor der Gemüthloſigkeit des Romantikers. — Schlegel war es, der Schleiermacher durch ſein unabläſſiges Drängen zur Schriftſtellerei trieb, wozu dieſer urſprünglich keinen Beruf zu haben glaubte, da er ſchwer arbeitete. Die „Reden über die Religion" wurden Anfang 1799 begonnen, den 15. April geſchloſſen; kurz vorher war die Lucinde erſchienen. „Dorothee klagt über das Herauswenden alles Innern in der Lucinde und meint, meine Kühnheit in der „Religion" tröſte ſie nicht. Bei der „Religion" kann man ſich nur wundern, wie man ſo etwas der Welt ſagen mag, bei der Lucinde vielleicht auch, wie man ſo etwas ſeinen Freunden ſagen mag, für die es einen viel individuellern Sinn hat als für die Welt." In der That erfahren wir, daß directe Anſpielungen auf die intimen berliner Verhältniſſe die ganze Lucinde durchziehn; wir erfahren nebenbei, daß Eleonore in den „Vertrauten Briefen" das leibhafte Conterfei von Eleonore Grunow iſt. — Im April 1799 machten die beiden Freunde den Plan, gemeinſam den Plato zu überſetzen, ein Plan, der ſie ſpäter trennte, denn Schleiermacher betrieb alles, was er unternahm, mit ernſter Gewiſſenhaftigkeit, Schlegel mit einem ſträflichen Leichtſinn. — In den Fragmenten des Athenäums waren zahlreiche Beiträge von Schleiermacher, er ging ganz in die Tendenz der Zeitſchrift ein; hier erſchien auch Fr. Schlegels begeiſterte Anzeige der „Reden über die Religion". „Dazu ſtudirt er mich ordentlich (Juni 1799); er will mein Centrum wiſſen, und darüber haben wir nicht einig werden können. Ob ich mich wol ſelbſt ſo verſtehe, wie er mich verſtehen will? ich habe ihm geſagt, ich würde wol nie bis ins Centrum kommen, mit dem Machen nämlich; das hat er für eine Blasphemie gegen mich ſelbſt genommen, kurz, wir ſind nicht zuſammengekommen. Wo iſt denn mein Centrum? wiſſen Sie es?" „Wie ich mit Friedrich ſtehe, weiß ich eigentlich nicht (1. Juli an Henriette Herz); es drückt mich gewaltig. Unſere Gemüther ſind wol recht füreinander, eben inſofern ſie einander nicht ähnlich, zur Ergänzung. Daß man unter dieſen Umſtänden nicht ſo leicht auf den rechten Punkt zuſammenkommt, iſt natürlich; aber es kann doch gehn und muß gehn, wenn Schlegels Heftigkeit und Ungeduld uns nicht aus dem Wege bringt. Ich weiß nicht, ob er ein ſolches heruntergebrachtes Verhältniß leiden kann, ich kann es nicht, und werde mir nächſtens das Herz faſſen, wieder mit ihm zu reden. Es iſt nur ſo übel, daß ich ihn ungern jetzt auf eine Art afficiren möchte, die ihn beunruhigt, weil es einen ſolchen Einfluß auf ſeine Arbeiten

hat. Sein gänzliches Nichtverſtehn unſres Verhältniſſes geht aus mehren Stellen der Lucinde klar hervor; aber er verſteht auch mein Verhältniß zu ihm nicht und deutet meine Demuth und meine ehrerbietige Stellung nicht recht, aus der ich mir gar vieles verſage." „Ein großes Wort hat er doch über mich geſagt, ich weiß nicht recht, woher es bei ihm gekommen iſt, aber wahr iſt es nach allen Seiten: ich müſſe aus allen Kräften darauf arbeiten, mich innerlich friſch und lebendig zu erhalten. Niemand iſt dem Verwelken und dem Tode immerfort ſo nahe als ich, ich kann das nicht demonſtriren, aber es iſt leider wahr."

Schon im Juni 1799 kam Fichte nach Berlin; bald darauf Jean Paul, zu beiden wollte ſich kein inneres Verhältniß herausſtellen. Dagegen trat jetzt in dem Schickſal Friedrich Schlegels eine Kataſtrophe ein. Sein Verhältniß zu Dorothea Veit hatte um ſo mehr Anſtoß gegeben, da man mehre Stellen der Lucinde darauf bezog, und ein ſo gefälliger Ehemann Veit auch war, die Zuſtände waren doch unhaltbar geworden. Dorothea verlangte eine Scheidung, Veit wollte nur unter der Bedingung darein willigen, daß ihm die Kinder blieben. So zog ſich die Sache hin, bis Dorothea im Spätſommer einer Einladung A. W. Schlegels und ſeiner Gemahlin Caroline folgend, ſich mit Fr. Schlegel nach Jena begab. Die Sache wurde dadurch noch ſchlimmer, daß auch dieſes Paar in Unfrieden lebte und ſchon damals auf dem Punkt ſtand ſich ſcheiden zu laſſen. Die Sache veranlaßte ein ſehr böſes Gerede, unter dem namentlich Schleiermacher und Henriette Herz zu leiden hatten. „Das ſind unglückliche Verwicklungen," ſagt Schleiermacher, „die aus den Widerſprüchen in unſern Geſetzen und unſern Sitten entſpringen, und denen oft die beſten Menſchen nicht entgehn können." „Ich muß ſagen, daß Friedrich mir Freuden und Leiden gewährt hat, die mir niemand ſchaffen konnte, und wenn es jemals geſchehen ſollte, daß die Verſchiedenheiten unſrer Denkungsart, die tief in unſerm Innern liegen, ſich mehr und mehr entwickelten und uns klarer würden, als unſre ebenſo große und merkwürdige Uebereinſtimmung in manchen andern Punkten, wenn dies jemals, wie es bei Schlegels angeborner Heftigkeit wol möglich iſt, unſer Verſtändniß auf eine Zeitlang unterbräche und ſtörte, ſo werde ich ihn doch immer herzlich lieben und den großen Einfluß, den er auf mich gehabt hat, dankbar erkennen."*) — Auf einer kleinen

*) Anfang 1801: „Vor der Welt kann und muß ich ihn wol meinen Freund nennen, denn wir ſind einander reichlich, was man unter dieſem Namen zu begreifen pflegt. Große Gleichheit in den Reſultaten unſers Denkens, in wiſſenſchaftlichen und hiſtoriſchen Anſichten, beide nach dem Höchſten ſtrebend, dabei eine brüderliche Vereinigung, lebendige Theilnahme eines jeden an des andern Thun, kein Geheimniß im Leben, in den Handlungen und Verhältniſſen; aber die gänzliche Verſchiedenheit unſrer Empfindungsweiſe, ſein raſches, heftiges Weſen und ſeine tiefe, nie zu vertilgende Anlage zum Argwohn, dies macht, daß ich ihn nicht mit der vollen Wahrheit behandeln kann, nach der ich mich ſehne, daß ich alles anders gegen ihn

Reiſe nach Prenzlau, Mai 1801, lernte Schleiermacher einen jungen Theologen kennen, Ehrenfried von Willich, der nun ſein vertrauteſter Freund wurde, gegen den er ganz offen herausgehn konnte und deſſen Leben auch ſpäter ſeltſam in das ſeinige verflochten wurde. Das Verhältniß zu Eleonore wurde immer leidenſchaftlicher und beſtimmte ihn endlich Juni 1802, einen Ruf nach Stolpe in Pommern anzunehmen, obgleich er den Verluſt des literariſchen Verkehrs ſchmerzlich empfand und auch in ſeinen äußern Verhältniſſen beſchädigt wurde, da ihn Schlegel mit der Ueberſetzung des Plato im Stiche ließ. Die Briefe mit Henriette Herz, die er von jetzt an duzte, und

---

ausſprechen muß, als ich es für mich ſelbſt ausſpreche, damit er es nur nicht anders verſteht, und daß es immer noch Geheimniſſe für ihn in meinem Innern gibt, oder er ſich welche macht. Zwar behauptet er, daß die Monologen ihm zu allen ſcheinbaren Disharmonien in meinem Weſen den Schlüſſel gegeben haben, aber probehaltig iſt mir das auch noch nicht." — 2. Dec. 1801 bis 17. Jan. 1802 wohnte Fr. Schlegel auf einem Beſuch in Berlin wieder bei Schleiermacher. „Er iſt über das, was er in der Welt leiſten wird und ſoll, gewiſſer geworden, und ebenſo iſt in ſeinem Charakter alles, um deswillen ich ihn liebe, und alles, was mir fremd iſt und widerſtrebt, noch gewaltiger, kräftiger und deutlicher als zuvor . . . Wie ich ihm vorgekommen bin, weiß ich nicht genau; aber er hat mich ſchon immer für ein in meiner Art ganz fertiges und vollendetes Weſen gehalten. Auch ſchien er ein ſehr beſtimmtes und richtiges Gefühl davon zu haben, wo wir auseinandergehn." Die Freunde befürchteten auch diesmal eine nachtheilige Einwirkung auf Schleiermacher. — 8. Juli 1802: „Henriette weiß, daß Friedrichs Charakter dem meinigen ganz heterogen iſt, und ſie glaubt nicht, daß man das Heterogene lieben kann. Sie weiß, daß ſeine übermächtige ſtürmiſche Sinnlichkeit mir in einigen ihrer Aeußerungen unangenehm und gleichſam meinem Geſchmack zuwider geweſen iſt, auch daß ich mit großer Mißbilligung von der Leichtigkeit geſprochen, mit der er ſich bisweilen einem unrechtlichen Verfahren in ſeinen Angelegenheiten nähert, und nun erſcheint ihr das als das Weſentliche ſeines Charakters, weil das Gegentheil davon, Ruhe und Ordnung, das Weſentliche des ihrigen iſt. Sie weiß, daß es ihm an Sinn fehlt für manches, was mir viel werth iſt, und nun glaubt ſie, es fehle ihm an Gemüth überhaupt, es wäre eigentlich nur ſein Geiſt, was mich anzöge und ich wäre mir ſelbſt nicht klar . . . Aber Schlegel iſt eine hohe ſittliche Natur, ein Mann, der die ganze Welt, und zwar mit Liebe, in ſeinem Herzen trägt, die Sinnlichkeit iſt gereift in einem unſchönen Mißverhältniß zu ſeinen übrigen Kräften, er iſt auch dem Geiſt nach gar nicht unrechtlich, wenn er es gleich dem Buchſtaben nach bisweilen wirklich wird." — Spt. 1802 (an Eleonore). „Ich habe den Mittelpunkt ſeines ganzen Weſens, ſeines Dichtens und Trachtens nur als etwas ſehr Großes, Seltenes und im eigentlichen Sinne Schönes erkannt. Ich weiß, wie damit, und mit ſeiner ohne Zerſtörung eines Theils nicht abzuändernden Lage gegen die Welt, alles was fehlerhaft, widerſprechend und unrecht an ihm erſcheint, ſehr natürlich zuſammenhängt; ich muß und kann alſo gegen dieſe Dinge, weil ich ſie beſſer verſtehe, weit duldſamer ſein als andere; ich kann nicht anders, als das Ideal lieben, das in ihm liegt, ohnerachtet es mir noch ſehr zweifelhaft iſt, ob es nicht eher zertrümmert wird, als er zu einer einigermaßen harmoniſchen Darſtellung deſſelben in ſeinem Leben oder in ſeinen Werken gelangt . . . Mir iſt er durch ſein Daſein heilſam genug, ſo daß es mir gar nicht einfallen kann, ihn noch für mich zu etwas Anderem gebrauchen zu wollen, und inwieweit ich mich ihm eröffnen kann und ſoll, das mißt ſich von ſelbſt ab nach der Wirkung, die ſich davon vorausſehn läßt. Er hat zeitig vieles an mir geahnet, mein eigentliches Weſen aber wol ſpäter erkannt; ich weiß, daß er es im Ganzen liebt und ehrt, und daß es unnöthig iſt, und gar nicht in ſeinen Gang hineingehört, ihn mit allen einzelnen Anſichten deſſelben aufzuhalten. Es iſt mir ſehr klar, daß er das weiſe und ſchöne Wort, es ſei in der Freundſchaft eine Hauptſache, ihre Grenze zu kennen, aus unſerm Verhältniß und aus meinem Betragen gegen ihn geſchöpft hat; denn grade hierin hat ſich gar oft die Stärke meiner Freundſchaft zeigen müſſen." —

deren Mann im folgenden Jahr ſtarb, und mit Eleonore gehn ſehr lebhaft fort; was von den letztern mitgetheilt iſt, klingt nicht eigentlich leidenſchaftlich, es enthält aber ein großes Raffinement des Gefühls, ja es fließt ſogar viel Speculation und Gelehrſamkeit mit ein, und man ſieht, daß Eleonore ſehr weſentlich in den Kreis des Athenäums und der Lucinde gehörte. Schleiermachers Verſtimmung wurde immer größer und endlich trat in jenem Verhältniß eine Kataſtrophe ein, über die wir einige Brieffragmente an Henriette Herz mittheilen. — (Juni 1803) „Es iſt geſchehn, ſie hat mich aufgegeben, ſie hat gethan, wie Du dachteſt! Sie fühlt ſchon, daß es ihr das Leben koſtet, und ſie wird auch bald ſterben. Ich kann ordentlich wünſchen, daß ſie eher ſterbe als ich; denn wenn ſie meinen Tod erlebte, würde ſie wieder eine andre Reue anfallen. Sie mag ſich ſputen, denn Gram und Anſtrengung werden auch mir bald zu Gift werden. Noch habe ich wenig an mich gedacht, aber wenn es kommt, überfällt mich ein kaltes Grauſen . . . Ich kann nicht mehr, liebe Freundin, ich zerfließe in Seufzer und Thränen . . . Iſt denn nicht mein Verluſt viel ſchlimmer als der Tod? ich verſichre Dich, ich wollte viel ruhiger ſein, wenn Eleonore geſtorben wäre. Freilich würde ich auch mein Leben überflüſſig finden und mir den Tod wünſchen, wie jetzt; aber es würde doch anders ſein. Mein Leben würde doch bis dahin einen Charakter haben, den es jetzt nicht haben kann. Ein rechtes Verwitwetſein gibt ein ſchönes, ſchwermüthiges Leben, das recht ausdrucksvoll ſein kann. Jetzt iſt aber mein Leben ganz zerfahren, unſtet und nichtig.“ — Doch ſcheint das Verhältniß ſich bald darauf wieder hergeſtellt zu haben, wenn es ihn auch nicht erquickte „Laß Dirs ſagen, liebe Jette, mein Geiſt hat wenigſtens gewiß die Schwindſucht; ich vergehe zuſehends von einem Tage zum andern. Warum ſterbe ich nicht bei dieſem beſtimmten Gefühl? Feigherzigkeit iſt es nicht, aber etwas nicht viel Beſſeres, ein ſchwacher Schimmer kindiſcher Hoffnung, der mir manchmal aus der Ferne entgegenglänzt. Und für ein Leben mit Eleonore, ſei es auch ſo ſpät es wolle, möchte ich dies Leben noch ſehr lange aushalten.“ — In dieſer Periode, Februar 1804, verlobte ſich ſein Freund Willich mit einem ſechzehnjährigen Mädchen, Henriette von Mühlenfels, die ſich auch an Schleiermacher brieflich mit kindlicher Zärtlichkeit wandte, und der er an ihrem Trauungstage, 5. September 1804, ſeinen väterlichen Segen gab. Gleichzeitig wurde er als Profeſſor und Prediger nach Halle berufen, wo er im October 1804 eintraf.

Dort nahm er ſeine jüngere Schweſter Nanni zu ſich, die in ſeinem Hauſe blieb, bis ſie 1817 E. M. Arndts Frau wurde. Einen tiefen Eindruck machte ſein College Steffens auf ihn. „Ich bin ebenſo wenig hochmüthig als beſcheiden; aber nie habe ich einen Mann ſo aus vollem Herzen und in jeder Hinſicht über mich geſtellt, als dieſen, den ich anbeten möchte, wenn es Mann

gegen Mann geziemte. Zuerſt, ſeine Ehe iſt eine rechte Ehe im ganzen Sinn. Man ſieht äußerlich nicht viel davon, aber es iſt innerlich die ſchönſte Wahrheit. Mit welchem Enthuſiasmus ergießt er ſich über ſein Verhältniß mit ihr, mit welcher Kindlichkeit gibt er den vertrauten Freunden kleine Züge von ihrer Tiefe, von ihrer Religioſität, von ihrer Eigenthümlichkeit, immer mit den ſchönſten Thränen in den Augen. Und dann, der ganze Menſch iſt über alle Beſchreibung herrlich, ſo tief, ſo frei, ſo witzig, als Fr. Schlegel nur immer ſein kann. Im Philoſophiren mit einer viel größern Lebendigkeit noch, mit einer glühenden Beredtſamkeit, ſelbſt in unſrer ihm eigentlich fremden Sprache, iſt er nicht nur durchaus rechtlich und von aller Parteiſucht entfernt, ſondern durch und durch heilig und in dem Sinn, in welchem ich es ehren und lieben muß, milde.“ — Zu den damaligen Studirenden in Halle gehörte auch Börne. Ueber ihn ſchreibt Schleiermacher an Henriette Herz: „Freundlich bin ich ihm immer, aber gleichgiltig iſt er mir ſehr. Wie ſoll man mehr Intereſſe an einem Menſchen nehmen, als er ſelbſt an ſich nimmt? Er fängt gar nichts mit ſich ſelbſt an, vertändelt ſeine Zeit, verſäumt ſeine Studien, ruinirt ſich durch Faulheit und ſieht das ſelbſt mit der größten Gelaſſenheit an, und ſagt nur immer, es wäre ihm nun einmal ſo, und wenn er ſich zu etwas Anderm zwingen wollte, ſo wäre es ja denn doch nicht beſſer. Wie kann man auf einen Menſchen wirken, der ſich ſo den Willen ſelbſt wegräſonnirt. Ich weiß nicht, ob er untergehn wird; manche Natur rettet ſich aus dieſem Zuſtand. — Dabei ziert er ſich noch und iſt falſch. — Wie er klagen kann, daß er trübe iſt, begreife ich wol, aber nicht, wie Du es als Klage aufnehmen kannſt. Was hat ein geſunder junger Menſch, dem nichts abgeht, trübe zu ſein. Aller Trübſinn kommt aus ſeiner Unthätigkeit, die ihn ſchlaff macht. — Er liebt und hätſchelt ſeine Faulheit und Eitelkeit, und will von allen Menſchen entweder gehätſchelt werden oder hochmüthig über ſie wegſehn. Das Letzte kann er nicht über mich und das Erſte kann ich nicht gegen ihn; denn Faulheit und Eitelkeit ſind mir an jungen Leuten ekelhaft.“

October 1805 entſchied ſich zum zweitenmal, und diesmal definitiv, die Trennung von Eleonore. Schon hatte ſie ihren Gatten verlaſſen, das Gewiſſen trieb ſie zurück. „Ich weiß nicht,“ ſchreibt Schleiermacher an Henriette v. Willich, „ob ſich irgend jemand meinen Zuſtand denken kann; es iſt das tiefſte, ungeheuerſte Unglück — der Schmerz wird mich nicht verlaſſen, die Einheit meines Lebens iſt zerriſſen; was ſich aus den Trümmern machen läßt, will ich daraus machen.“

Es iſt ſchade, daß aus dem folgenden Jahr, wo ſich Schleiermachers vaterländiſche Geſinnung ſo herrlich zu entfalten begann, nur wenig Fragmente vorhanden ſind, die ſich auf Politik beziehn. „Bedenken Sie, daß kein Einzelner beſtehn, daß kein Einzelner ſich retten kann, daß doch unſer aller Leben ein-

Digitized by Google

gewurzelt iſt in deutſcher Freiheit und deutſcher Geſinnung, und dieſe gilt es. Möchten Sie ſich wol irgend eine Gefahr, irgend ein Leiden erſparen für die Gewißheit, unſer künftiges Geſchlecht einer niedrigen Sklaverei Preis gegeben zu ſehn und ihm auf alle Weiſe gewaltſam eingeimpft zu ſehn die niedrige Geſinnung eines grundverdorbenen Volks. Glauben Sie mir, es ſteht bevor früher oder ſpäter, ein allgemeiner Kampf, deſſen Gegenſtand unſre Geſinnung, unſre Religion, unſre Geiſtesbildung nicht weniger ſein werden, als unſre äußere Freiheit und äußern Güter, ein Kampf, den die Könige mit ihren gedungenen Heeren nicht kämpfen können, ſondern die Völker mit ihren Königen gemeinſam kämpfen werden, der Volk und Fürſten auf eine ſchönere Weiſe, als es ſeit Jahrhunderten der Fall geweſen iſt, vereinigen wird, und an den ſich jeder anſchließen muß." (20. Juni 1806) Wie ganz anders zeigt ſich in dieſen Zeiten der Noth Schleiermacher als der berühmte Geſchichtſchreiber der Schweiz, der bei dem erſten Moment der Gefahr nicht blos den Muth, ſondern die Beſinnung verlor. Schleiermacher hatte verſchiedene Anerbietungen, er blieb aber trotz der drückendſten Noth ſeinem Beruf und ſeiner Stellung treu. „Mehr als je ſcheint mir jetzt der Einfluß wichtig, den ein akademiſcher Lehrer auf die Geſinnung der Jugend haben kann. Wir müſſen eine Saat ſäen, die vielleicht erſt ſpät aufgehn wird, aber die nur um deſto ſorgfältiger will behandelt und gepflegt ſein . . . laß uns auf unſerm Poſten ſtehn und nichts ſcheuen. Ich wollte ich hätte Weib und Kind, damit ich keinem nachſtehen dürfte für dieſen Fall." Auch dieſe Probe ſollte er beſtehn. Sein Freund Willich ſtarb im März 1807, die junge zwanzigjährige Witwe wandte ſich um Troſt an ihren väterlichen Freund, es entſpann ſich daraus ein herzlicher, inniger Briefwechſel, dem Juli 1808 die Verlobung, Mai 1809 die Heirath folgte. Wie zwei wahrhaft edle und ſchöne Seelen ſich glücklich gefunden hatten und nun in dem ſittlichſten Eheſtand, den man ſich vorſtellen kann, ſich bis an das Ende ihrer Tage begleiteten, wird man mit freudiger Rührung aus dieſen Briefen ſehn. Vierzehn Jahre nachdem Schleiermacher mit Eleonore gebrochen, traf er ſie wieder, ſchüttelte ihr die Hand und ſagte: Gott hat es doch mit uns gut gemeint.

Cherbourg.

In den verflossenen Wochen war die englische und die französische Presse mit keiner Frage so lebhaft beschäftigt, als mit der Frage nach der Bedeutung Cherbourgs, wo soeben der große Molo und das zweite Bassin des Kriegshafens fertig geworden waren, durch welche dieser Punkt zur ersten Seestation Nordfrankreichs wurde. Die französischen Zeitungen suchten die von den englischen nichtministeriellen Blättern ausgesprochenen Befürchtungen zu widerlegen. Nur der „Univers" durfte das Gegentheil sagen. „Eine große Nation," rief er aus, „sollte allezeit kühn Farbe bekennen und nie gestatten, daß ihre Maßregeln falsch gedeutet werden. Verkünden wir es laut, daß Cherbourg von einer feindseligen Stimmung gegen England geschaffen ist und daß sonst seine Erbauung unnöthig gewesen wäre. Die Lage Cherbourgs spricht dies so deutlich aus, daß sie Großbritannien nöthigt, stets ein kampfbereites Geschwader zu halten. Im Fall eines Kriegs im Mittelmeer würde Cherbourg England schwächen; denn es würde in die Nothwendigkeit versetzt sein, diesen Hafen mit einer Flotte zu bewachen, um zu verhüten, daß rasch fahrende Dampfer eine Armee auf britischen Boden würfen. Das französische Volk begreift diese Vortheile — eine Thatsache, welche das ungeheuere Interesse erklärt, das es an Cherbourg nimmt. Nationen besitzen Instincte, welche sich niemals täuschen. Dieser Hafen, der vorgeschobene Posten auf dem Wege nach England, verkündigt Großbritannien, daß die französische Flotte wieder aufgelebt ist."

Anders der „Moniteur de l'Armée" und mit ihm die sämmtlichen Regierungsblätter. Sei es schon für ein Heer, das zu Lande gegen ein Nachbarreich vorrücke, trotz der Vortheile der Eisenbahnen unmöglich, den Feind zu überraschen, sagten sie, so sei dies noch weit weniger ausführbar für eine Armee, die zu Schiffe in ein feindliches Land zu transportiren wäre. Hätten doch die 37,000 Mann der Armee, welche Algier angegriffen, drei Monate Vorbereitung und die Zusammenziehung von 100 Kriegsfahrzeugen und 400 Transportschiffen in Toulon bedurft, um ihre Aufgabe mit Erfolg lösen zu können. Die „Times" ließ sich dadurch nicht bekehren, sie behauptete, auch nachdem es entschieden war, daß die Königin der Einladung des Kaisers, an den Einweihungsfeierlichkeiten Theil zu nehmen, Folge geben werde, dasselbe, was der Univers in seinem Haß gegen das protestantische England von Cherbourg gesagt, und rieth trotzdem, daß die Reiterstatue Napoleons I., die bei Gelegenheit der Einweihung des neuen Hafens enthüllt werden sollte, eine Stellung bekommen hatte, wo ihr ausgestreckter Arm nicht, wie ur-

ſprünglich beabſichtigt, über den Kanal hinüberdrohte, zu Maßregeln der Vorſicht.

Ein Blick auf die Lage und die ganze Einrichtung des nordfranzöſiſchen Sebaſtopol ſo wie auf ſeine Entſtehungsgeſchichte wird zeigen, wie viel England von ihm zu beſorgen hat; denn daß es von ihm zu fürchten hat, kann nicht Gegenſtand der Frage ſein.

Cherbourg liegt an der Nordküſte der Normandie, genau ſüdlich von der Inſel Wight und etwa 15 bis 16 deutſche Meilen von dem Feſtland Englands. Eine gerade Linie von hier nach Portsmouth gezogen, würde ungefähr ebenſo lang ſein müſſen, als eine derartige Linie, die nach Plymouth hin gedacht wird.

Rechts und links von Cherbourg ſtreben zwei Vorgebirge in den Kanal hinaus, die eine tiefe und breite Bucht einfaſſen. In der Mitte des Ufers dieſer Bucht ſteht, von theilweiſe felſigen Hügeln überragt, die alte bürgerliche und, nordweſtlich davon, mit einer baſtionirten Mauer umgeben die neuere militäriſche Stadt von Cherbourg. Jene Vorgebirge heißen Kap Levi und Kap La Hogue. Die Bai iſt, gegen Norden durch einen großen Steindamm gegen den Andrang der Wellen geſchützt, ungefähr drei Viertel einer deutſchen Meile tief und etwa eine Meile breit. Oeſtlich und weſtlich von dem Damme, der die Bucht in eine ſichere Rhede verwandelt, führen zwiſchen dieſem und zwei Inſelchen Einfahrten nach dem Hafen herein. Damm und Inſeln ſind ſtark befeſtigt. An der Südſeite erheben ſich mehre Forts und ebenſo ſind die Höhen hinter der Stadt mit Schanzen, Citadellen, befeſtigten Kaſernen und andern Werken gekrönt.

Die bürgerliche Stadt hat für uns kein Intereſſe. Sie enthält gegen 25,000 Einwohner und iſt ziemlich ausgedehnt. Im Uebrigen trägt ſie den Charakter aller franzöſiſchen Mittelſtädte, die entfernt von großen Verkehrsſtraßen liegen. Sie hat hohe, weiße, mit Schiefer gedeckte Häuſer, unter denen viele verfallen ſind, ſchmuzige, mit dem Duft von gebratenen Zwiebeln parfumirte Gaſſen und neben ſich einen Kauffahrteihafen, in dem ſich — lucus a non lucendo — ſo gut wie gar kein Schiffsverkehr bemerken läßt. Die Umgegend iſt ſehr ſchön, hügelreich und zum Theil mit Wald bedeckt. Die Stadt ſelbſt liegt auf flachem Boden, den einſt das Meer überflutet zu haben ſcheint. In den Gaſſen derſelben trifft man mindeſtens dreimal ſo viel Soldaten und Matroſen, als Civilperſonen.

Die ältere Geſchichte Cherbourgs hat für unſern Zweck keine Bedeutung. Es genüge, an die Tapferkeit zu erinnern, mit welcher die Stadt und ihre Citadelle 1346 gegen Eduard III. von England und 1378 gegen den Connetable Dugueſclin vertheidigt wurde. Erſt als unter Ludwig XIV. der Gedanke angeregt wurde, hier einen großen Kriegshafen anzulegen, erlangte der

Punkt Wichtigkeit für weitere Kreiſe. Jener Monarch hatte auf Colberts Rath die franzöſiſche Seemacht verſtärkt, er bedurfte für ſie am Kanal eines ſichern Zufluchtsortes, und Vauban, der mit Aufſuchung einer dazu geeigneten Stelle beauftragt worden, entſchied ſich für die Bucht von Cherbourg. 1688 begann er die erforderlichen Arbeiten. Dieſelben ſchritten indeß, da der König zu viel Geld auf Luſtſchlöſſer, Gärten und Maitreſſen verwendete, nur ſehr langſam fort. Die Rhede war unſicher vor Stürmen und die angelegten Werke nicht im Stande, der in der Seeſchlacht von Kap La Hogue auseinandergejagten Flotte des Grafen von Joinville Beiſtand zu leiſten, ſo daß die Beſatzung es erleben mußte, daß die ſiegreichen Engländer vor ihren Augen 15 franzöſiſche Schiffe verbrannten.

Auch in den nächſten 50 Jahren geſchah wenig für die Fortſetzung der Arbeiten, obwol das Jahr 1758, in welchem eine engliſche Flotte unter Admiral Howe bei Urville Truppen ausſchiffte, die raſch nach Cherbourg marſchirten, die Stadt einnahmen, die im Hafen befindlichen Schiffe verbrannten und die Feſtungswerke ſchleiften, abermals die Nothwendigkeit ſchnellen und energiſchen Handelns eingeſchärft hatte. Man ſchaffte die Ruinen hinweg, verlängerte die Kais und vergrößerte das Becken des innern Hafens, der jetzt als Handelshafen dient. Aber den Anforderungen eines großen Seewaffenplatzes entſprachen dieſe Arbeiten nicht, ja man war ſelbſt noch unter Ludwig XVI. zweifelhaft, ob der Kriegshafen, deſſen man auf der Nordküſte bedurfte, nicht beſſer bei La Hogue anzulegen ſei. Der Ingenieuroffizier de la Bretonnière, mit nochmaliger Unterſuchung der Küſte beauftragt, machte 1776 einen Bericht an den König, der ſich günſtig für Cherbourg ausſprach, und nun wurde mit größerem Eifer zunächſt an die Erbauung von Forts und Schanzen gegangen.

Vertheidigungswerke waren indeß nur das Eine, was nöthig war. Wichtiger noch war das Bedürfniß nach der Umwandlung der Bucht vor der Stadt in eine für Kriegsſchiffe brauchbare Rhede. Zu dieſem Zweck wurden verſchiedene Maßregeln vorgeſchlagen, unter denen man ſich zuletzt für die entſchied, nach welcher die Bai durch einen langen Damm zwiſchen den beiden in derſelben gelegenen Inſeln geſchloſſen werden ſollte. Den Grund dieſes Dammes ſollten hölzerne Fäſſer von der Form abgeſtumpfter Kegel, am Boden von 140, oben von 60 Fuß Durchmeſſer und 60 Fuß hoch bilden. 90 dieſer Fäſſer wollte man mit Steinen füllen und in gewiſſen Zwiſchenräumen voneinander verſenken, die Zwiſchenräume mit Granitblöcken ausfüllen und das Ganze mit einer ſtarken Eiſenkette verbinden. Das erſte Faß wurde 1784 600 Faden weſtlich von der Inſel Pelée verſenkt. Das zweite aber wurde, bevor es hinreichend mit Steinen beſchwert werden konnte, durch einen plötzlich ſich erhebenden Sturm zerſtört. Dieſer Umſtand und eine Koſtenberechnung, bei welcher man fand, daß auf dieſe Weiſe der Damm gegen

18 Millionen Thaler kosten würde, bewog die Regierung, den ursprünglichen Plan zu ändern. Man erweiterte zuerst die Entfernung der Kegelfässer auf 30, dann auf 200 Faden voneinander, in welcher Weise 18 derselben versenkt wurden, und gab endlich dieses System ganz auf, indem man von 1788 an nur Steine an der Stelle, wo, der Damm sich erheben sollte, in die See schüttete.

Auf diese Art war 1808 ein guter Theil des Riesenwerks fertig geworden, als am 12. Febr. dieses Jahres ein beispiellos heftiger Nordweststurm die auf dem Damme errichteten Batterien, Magazine und Werkstätten mit mehr als zweihundert Menschen hinwegspülte und auch am Damme selbst beträchtlichen Schaden anrichtete. In diesem Zustande verblieb der große Wellenbrecher bis 1811, wo Napoleon ihn besuchte. Man sprach von der Unmöglichkeit, ihn zu vollenden. Aber Napoleon kannte das Wort „unmöglich" nicht. Das Werk wurde von neuem in Angriff genommen und rüstig fortgesetzt. Auch unter den Bourbonen arbeitete man weiter, aber erst im Jahr 1840, wo die orientalische Frage an die Möglichkeit eines Krieges zwischen England und Frankreich denken ließ, war der Damm vollendet. Ludwig Napoleon hat hier nichts Wesentliches mehr zu thun vorgefunden. Er hat nur noch einige Lücken gefüllt und das Aeußere mehr geglättet, womit man 1853 zu Stande kam. So hat dieses staunenswerthe Werk nicht weniger als 68 Jahre zu seiner Vollendung bedurft, während seine Kosten auf mehr als 18 Millionen Thaler berechnet werden.

Der Damm oder Wellenbrecher, wie er sich jetzt darstellt, hat, oben mit behauenen Steinen übermauert, die mit Portlandcement verbunden sind, eine Länge von mehr als einer halben deutschen Meile. Seine Breite beträgt 200, seine Höhe 50 Fuß. Seiner Formnach zerfällt er in zwei ungleich lange gerade Linien, welche gegen die See hin einen stumpfen Winkel von 169 Grad bilden. Von ihm geschützt können 50 Linienschiffe und ebenso viele Fregatten auf der Rhede ankern.

Auch in anderer Hinsicht gebührt Napoleon I. das Verdienst, ein neues Cherbourg geschaffen zu haben. Durch einen Befehl vom 15. April 1803 wurde die Errichtung eines großen Seearsenals, bestehend aus einem Außenhafen und zwei großen Wasserdocks angeordnet, und 1813 konnte der erstere, welcher durchaus in den Felsen gehauen werden mußte und eine Tiefe von 50 Fuß hatte, eingeweiht werden. Nachdem dieses kolossale Werk vollendet war, ging man an die Errichtung des äußern Wasserdocks, welches unter der Restauration rüstig gefördert und 1829 in Beisein des Herzogs von Angoulême eingeweiht wurde. Ihm folgte das zweite innere, mit dessen Construction man 1836 begann, dessen Vollendung aber Napoleon III. aufbehalten war. Dieses neue Becken hat eine geringere Ausdehnung als die

beiden andern zusammengenommen, dagegen ist es größer als jedes derselben einzeln betrachtet. In ihm haben 14 Linienschiffe Raum, und es nimmt eine Wassermasse von 1,600,000 Kubikmetres auf.

Der Kriegshafen mit seinen Werkstätten, Werften, Magazinen und Kasernen liegt, wie bemerkt, westlich von der Stadt. Auf der Landseite ist er von einem Graben und einer anderthalb Stunden langen Linie von Befestigungen umgeben, welche aus Erde aufgeführt und mit Mauerwerk verkleidet sind. Breite, mit Gebäuden bedeckte Kaeis schließen ihn nach der See hin ein, mit welcher das äußere Bassin durch einen 200 Fuß breiten Kanal in Verbindung steht. Alles was die Kunst thun kann, ihn vor einem Angriff zu schützen, ist gethan worden, aber sein Hauptcharakter liegt weniger in den Vertheidigungsmitteln. Er ist vielmehr augenscheinlich ein Angriffshafen, das ganze Etablissement spricht die Absicht aus, hier gewaltige See- und Landstreitkräfte versammeln zu können.

Bereitwillig wurde während der Feste vom 5. bis 8 August den Fremden Erlaubniß zur Besichtigung dieser ungeheuren Kriegswerkstätte ertheilt. Tritt man vom Ende der Rue de St. Abbaye durch das Thor des Festungswalls, so begegnet man zuerst einer Gruppe von Gebäuden, in denen alle zur Erbauung von Kriegsschiffen erforderlichen Gegenstände, als Masten, Raaen, Gangspills u. s. w. gefertigt werden. Dann folgt der „Salle de Gabaris", wo zahlreiche Modelle von Schiffen aufgestellt sind, dann eine Gruppe kolossaler Schuppen zur Fabrikation von Dampfkesseln und andern Maschinentheilen. Die Ohren klingen und der Kopf wird wüst von dem Pochen, Zischen, Brausen und Klappern, das hier herrscht. Hier ist die Gießerei, wo das Eisen zu Maschinen von allen Größen in irdene Formen fließt, dort die Schmiede, wo jedes Stück jene wunderbare Vollendung erhält, welche die neuere Industrie allen ihren Erzeugnissen aufprägt, dort wieder schlagen Hämmer größer als die, welche die Cyklopen schwangen, glühende Eisenklumpen zu Platten, aus denen jene wunderlichen Creaturen geschaffen werden, welche das Lebensprincip der Dampfer bilden. Eine Menge anderer Gebäude bedecken den weiten Raum innerhalb der Wälle. Eines der interessantesten ist das Zeughaus, eine ungeheure Halle, deren Wände von Stahl und Messing funkeln. Entersäbel, Beile und andere Waffen hängen in Sternen und ähnlichen Figuren an der Wand. Daneben stehen Büchsen, hinreichend, um eine mächtige Flotte zu bewaffnen. Am Ende des Raumes erblickt man eine dicke Säule von rostigem Eisen — eine der Kanonen von Joinvilles Geschwader, welche man vor einigen Jahren bei Cap La Hogue herausfischte, nachdem sie anderthalb Jahrhunderte im Seeschlamm geruht. Sie erinnert an jene glorreiche Schlacht, in welcher die Engländer so frisch und fröhlich fochten, daß selbst James, der Prätendent nicht umhin konnte,

entzückt auszurufen: „Ja, es ist nicht zu leugnen, sie sind trotz alledem wackere Bursche!“

Wir kommen jetzt zu den drei Wasserbecken, welche dem Kriegshafen Cherbourgs seinen besondern Charakter verleihen. Das erste ist das äußere und wird der Napoleonshafen genannt. Es öffnet sich direct nach der Rhede und hat eine imposante Größe. Ueber 900 Fuß lang und 750 Fuß breit, ist es im Stande, eine Flotte von 40 bis 50 Schiffen ersten Ranges aufzunehmen. An seiner Südseite befinden sich vier Schlippen und ein Becken zum Kalfatern. Der Kanal, der in das große Hafenbassin hineinführt, ist an der breitesten Stelle 530, an der schmalsten 206 Fuß breit.

Nördlich von diesem Becken und mit demselben durch eine 130 Fuß lange und 58 Fuß breite Schleuße verbunden befindet sich ein Wasserdock, welches eine Länge von 900 und eine Breite von 700 Fuß hat. Neben ihm und dem äußern Hafen stehen vier schöne überdachte Schlippen für Linienschiffe und mehre unbedeckte Schlippen für kleinere Fahrzeuge. Dies ist das Wasserdock Karls X., welches 1829 vollendet wurde. Neben ihm im Westen befindet sich das Wasserdock Napoleons III., welches sowol mit dem äußern Hafen als mit dem benachbarten äußern Dock durch Schleußen verbunden ist. Es hat bei einer Länge von mehr als 1,300 Fuß eine Breite von 650 Fuß und ist durchaus in den Felsen gehauen, der eine Art Granit und überaus hart ist. Rings um dieses gewaltige Bassin und namentlich auf der Westseite liegen zahlreiche ungemein schöne Werftschlippen und Kalfaterdocks. Der Anblick dieses Werkes war, ehe es mit Wasser gefüllt wurde, unbeschreiblich großartig, und wenn man schwindelnd in die ungeheure Tiefe hinabschaute, welche menschliche Kraft und Ausdauer allmälig in den Stein gehöhlt hatte, und die jetzt so glatt und symmetrisch wie ein Marmorsarkophag aussah, empfand man die Richtigkeit des Vergleichs de Tocquevilles, der von den Werken Cherbourgs sagt: „Sie sind die Pyramiden Aegyptens hinabwärts in die Erde gehauen, statt in die Luft aufgeschichtet.“

Wir werfen jetzt einen Blick auf die Forts und Schanzwerke, welche die Stadt und die Bucht von Cherbourg umgeben. Wie oben erwähnt wurde, führen in die letztere zwei Einfahrten, die eine östlich und die andere westlich von dem Damm oder Wellenbrecher. Am östlichen Ende ist der Kanal verengert durch die Insel Pelée, auf welcher eine große Citadelle, Fort Imperial genannt, sich erhebt, die mit einem correspondirenden Fort auf dem Ostende des Dammes oder Molos die etwa 1200 Ellen breite Passage vollkommen beherrscht, und deren Kanonen mit andern später anzuführenden Forts ihr Feuer kreuzen. Die Mauer, welche das Inselfort umgibt, hat Schießscharten für 32 Geschütze, und das bombenfeste Fort selbst ist mit ebenso vielen Kanonen armirt. Das Erdgeschoß des Gebäudes ist als Kaserne eingerichtet.

Auf dem Dache, auf welchem 14 Mörser und zwei Kanonen von stärkstem Kaliber stehen, befindet sich ein Ofen, um glühende Kugeln machen zu können. Bis gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts war die Insel Pelée mit dem festen Lande verbunden und auch jetzt ist eine Einfahrt in die Bucht oder Rhede von Cherbourg um die östliche und südliche Seite der Insel herum nur flachgehenden Booten möglich.

Der westliche Eingang zwischen dem Molo und dem Lande ist ebenfalls durch ein starkes Fort vertheidigt, welches nach dem dahinter gelegnen Dorfe das Fort de Querqueville heißt. Dasselbe liegt etwa 1,300 Ellen von dem Fort auf dem Westende des Wasserbrechers und ist, obwol es einen beträchtlich größern Flächenraum als irgend ein anderes Fort Cherbourgs bedeckt, nur mit 34 Geschützen armirt. Das ganze Innere dieser Befestigung ist zu Kasernen eingerichtet, in denen mehre tausend Mann Platz haben. Die Tiefe der beiden Einfahrten neben der Insel Pelée und neben dem Fort de Querqueville wird von den französischen Admiralitätskarten auf 39 bis 42 Faden angegeben.

Aber ein Schiff, welches durch den westlichen Kanal einzudringen versuchte, würde nicht blos das concentrirte Feuer des zuletzt genannten Forts und der Festungswerke auf dem Molo empfangen, sondern zugleich die Kanonen auf sich gerichtet sehen, die das Fort tragen wird, welches man gegenwärtig auf dem zur Ebbezeit aus der See hervortretenden Felseneiland Chavaignac zwischen dem Molo und dem Fort de Querqueville erbaut. Schiffe, welche dieses drei- und vierfache Kreuzfeuer glücklich überstanden hätten, würden dann in ein ziemlich weites Becken einlaufen, hier aber in ein förmliches Sternfeuer der 3000 Feuerschlünde gerathen, welche die verschiedenen befestigten Punkte am Ufer und auf den Hügeln über der Stadt armiren. Eine Einfahrt ist deshalb nicht unmöglich, aber die Rückkehr aus diesem Regen von Voll- und Hohlkugeln würde einer nicht aus Asbest und Eisen gebauten Flotte kaum gelingen. Am Lande haben wir, von Westen nach Osten vorgehend, zunächst neben dem Fort Querqueville das Fort der heiligen Anna vor uns, welches einen kleinen in der Nähe der Docks in die Bai hinausstrebenden Felsenvorsprung krönt und 19 Geschütze hat. Noch näher dem Eingange in die Häfen und Docks der Militärstadt begegnet man dem ebenfalls auf felsiger Erhöhung gelegenen Fort Homet, welches mit der innern Befestigungslinie durch einen Granitdamm verbunden ist. Es hat zwei Reihen bombenfester Kasematten und ist mit 60 schweren Geschützen armirt. Ueber die Kasematten erhebt sich eine Plattform, wo weitere 23 Kanonen aufgestellt werden können, und eine andere Plattform ist zur Aufnahme von Mörsern eingerichtet. Im Innern befinden sich geräumige Kasernen und Munitionsmagazine. Ein Graben läuft zwischen dem Fort und der Mauer hin, die es umgibt. Darüber führt eine Zugbrücke. Weiter südlich am Rande der Bucht treffen wir Batte-

rien, welche den Eingang in den Hafen Napoleons I. vertheidigen. Dann folgt neben dem kleinen Hafen, der hier die Oſtſeite der Militärſtadt begrenzt, das Fort Galet. Dann weiter öſtlich auf einer Klippe über dem Eingang zum Kauffahrteihafen das Fort Langlet und zuletzt ganz im Oſten das Flemingsfort, welches ſüdweſtlich von der oben wiederholt genannten Inſel Pelée auf einer felſigen Landzunge ſteht. Das letztere iſt ein ſehr geräumiges Werk, deſſen äußerer Wall kaſemattirt iſt und aus deſſen Schießſcharten 70 Geſchütze nach der Rhede hinausblicken. Es iſt mit dem Ufer, von dem es die Flut trennt, durch einen hohen Steindamm von 1,800 Fuß Länge verbunden, an deſſen Ende eine Raketenfabrik liegt. Das Feuer vom Flemingsfort kreuzt ſich mit dem des Kaiſerforts öſtlich vom Wellenbrecher, und um die hierdurch bewirkte Sicherheit doppelt ſicher zu machen, iſt das Flemingsfort im Rücken durch die Redoute Tourlaville unterſtützt.

Wir ſchiffen uns nun nach dem Molo oder Wellenbrecher ein, um die dort liegenden vier Forts zu unterſuchen. Dieſelben beſtehen aus einer öſtlichen und einer weſtlichen Baſtion, einem Centralfort und einem direct nördlich vom Hometsfort und dem Kriegshafen gelegnen Mittelfort. Das Centralfort befindet ſich an dem Punkte, wo die beiden geraden Linien des Molo im ſtumpfen Winkel zuſammentreffen, und hat einen Umfang von 509 Fuß, gemeſſen an der innern Linie des Walls, welcher eine ſehr flache Halbellipſe bildet. Hinter dieſer Batterie iſt neuerdings ein großer elliptiſcher Centralthurm errichtet worden, der 225 Fuß an der größern und 123 Fuß an der kleinern Achſe mißt. Dieſes Fort wird mit 40 Kanonen und einer großen Anzahl von Mörſern armirt werden. Das weſtlich von hier gelegne Zwiſchenfort wurde erbaut, weil der Arm des Molo auf dieſer Seite länger iſt als auf der öſtlichen; es iſt kaſemattirt und hat 14 Geſchütze. Die Forts an den Enden des Waſſerbrechers ſind kreisrund, das im Oſten hat 100, das im Weſten 133 Fuß Durchmeſſer; beide ſind noch unvollendet, jedes wird, fertig geworden, 60 bis 65 Geſchütze führen.

Von dem Molo über Fort Querqueville nach den Höhen im Weſten der Stadt zurückgekehrt, betrachten wir die Feſtungswerke am Lande, ſo weit ſie nicht am Strande liegen. Dieſelben beſtehen in vierzehn Forts und Redouten, welche in zwei Halbkreiſen die Stadt im Süden umgeben. Der äußere Halbkreis beſteht aus einer Kette detachirter Sternforts, der innere aus einer Reihe von Redouten. Dieſe letztere ſchließt an beiden Enden in der Nähe der Rhede; die derſelben am nächſten gelegenen Befeſtigungen ſind im Weſten die Redoute der heiligen Anna, im Oſten die ſchon genannte Tourlaviller redoute, welche das Flemingsfort zu unterſtützen beſtimmt iſt. Die andern Schanzwerke, welche die innere Linie vervollſtändigen, ſind: die Coupletsbatterie und die Coupletsredoute, beide auf einem Hügel gelegen, der ſich

über dem St. Annenfort erhebt, die südlich von hier ebenfalls auf der Höhe eines Bergrückens erbaute Totredoute, die Forkredoute, die neben der bürgerlichen Stadt sich erhebende kleine Octevilleredoute, endlich die im Osten errichtete Trotebecredoute. Alle diese Werke beherrschen außer der Stadt und ihrem Bahnhof zugleich einen großen Theil der Rhede, und ihre Kanonen könnten Kugeln bis in die Nähe des Molo schleudern. Die Kette von Forts, welche Cherbourg in parallelen Linien mit den Redouten einschließt, beherrscht außer der Stadt und der Rhede auch einen Theil des Landes weiter nach innen. Dieselben haben indeß zugleich die Bestimmung großer Kasernen, und einige von ihnen sollen, wenn sie vollendet sind, gegen 10,000 Mann aufnehmen können, was namentlich von der großen auf einem malerischen Granitfelsen gelegenen Citadelle gilt, welche das Fort de Roule heißt. Diese bildet das Ende der Kette im Osten. Weiter westlich begegnet man zunächst der Falknerredoute; dann folgt das Basquènefort, das über dem Dorfe Octeville errichtete und nach diesem benannte Fort, das Grismenil-, das Barendesfort und schließlich im äußersten Westen das nach dem benachbarten Orte Hainneville getaufte Fort.

Wir haben vorhin gesagt, daß eine Flotte, die in die Rhede einliefe, schwerlich im Stande sein würde, sie wieder zu verlassen. Dies wird wenigstens von der Zeit gelten, wo alle Festungswerke Cherbourgs vollendet sein werden. Eine andere Frage ist die, ob es nicht einer feindlichen Flotte möglich sein wird, die Befestigungen des Molo zum Schweigen zu bringen und zu zerstören. In dieser Beziehung äußern sich englische Ingenieure, daß ein Werk, welches wie dieser Damm in das Meer hinaustritt und durch keine Flankenbatterie von Bedeutung vertheidigt wird, durchaus nicht für unangreifbar angesehen werden kann. Man behauptet, daß die französischen Genieoffiziere sogar bereits die Befürchtung aussprachen, daß vom militärischen Gesichtspunkt betrachtet die Form, die man dem Wasserbrecher gegeben, eine vollkommen verfehlte ist. Man meint, daß derselbe zu weit draußen liegt, um von den Forts, welche die Einfahrten vertheidigen, wirksam unterstützt werden zu können, und daß dieser Uebelstand auch dann nicht wegfallen wird, wenn man das Fort Chavaignac, das sich jetzt vor der westlichen Passage erhebt, vollendet und armirt hat. Eine Flotte, hinreichend stark, um kein Schiff aus der Rhede auslaufen zu lassen, würde ohne große Verluste ihrerseits und mit geringer Anstrengung die Vertheidigungswerke des Dammes zusammenschießen, die Besatzung vernichten oder verjagen, die künstliche Insel besetzen und von ihr aus mit ihren Kanonen die Rhede fegen und die Stadt sammt dem Arsenal und den Werften verbrennen. Der Militärhafen, dessen Plan und Ausführung in eine Zeit fällt, die noch nichts von den weittragenden Geschützen wußte, welche jetzt in Betracht und Anwendung kommen, ist jetzt

nicht mehr außer dem Bereich zerstörender Geschosse, die aus der Entfernung einer halben Meile abgefeuert werden.

Fragen wir jetzt, was England von Cherbourg zu fürchten hat, so ist die Antwort: für die Gegenwart sicher nichts und am wenigsten einen Ueberfall mit einer Invasionsarmee. Die Festungswerke sind, wie erwähnt, nur zum Theil vollendet. Es gibt nur eine Eisenbahn, die nach der Stadt führt, und diese hat bis jetzt nur ein Geleis. Ein Zug von tausend Passagieren ist schon ein ungewöhnlich starker, und die Fahrt zwischen Cherbourg und Paris nimmt zehn Stunden in Anspruch. Die drei Hafenbecken der Militärstadt zeigen allerdings eine große Strecke von Kai, an der gegen funfzig Dampfer zu gleicher Zeit Truppen einnehmen könnten, aber schließlich würden die Schiffe doch allesammt durch denselben engen Paß in See gehen müssen, und so erhebt sich ein zweiter gegründeter Einwurf gegen die Möglichkeit einer Ueberraschung Englands durch eine an seiner Küste landende französische Armee. Aber sei dem wie ihm wolle, England hat kein Recht, mit Frankreich über das zu grollen, was dieses an seiner eignen Küste zu thun beliebt, ebenso wenig Recht als Frankreich zum Einspruch hätte, wenn man jetzt eine tüchtige Kanalflotte in England für Bedürfniß hielte. Im Hinblick auf eine solche Flotte, die ruhig aber stolz zwischen Plymouth und Portsmouth sich von den Wogen schaukeln ließe, könnten die Unterthanen der Königin Victoria so gelassen nach der Küste der Normandie hinüberblicken, als ob der Sieg von Kap La Hogue erst gestern erfochten worden wäre. Denn noch immer ist der britische Seemann der erste in Europa, und noch immer und trotz mancher Einreden beherrscht Britannien die See.

Möglich ist, daß die Zukunft hierin manches ändert, gewiß, daß der Charakter Cherbourgs nicht defensiv, sondern aggressiv ist. Seine Anlagen sind viel zu großartig, um zu den Erfordernissen einer bloßen Vertheidigung gegen eine fremde Flotte oder Armee im Verhältniß zu stehen. Wer sich eine richtige Ansicht über die wirkliche Bedeutung Cherbourgs für die Zukunft bilden will, mag Thiers über Napoleons Vorbereitungen zu einer Landung in England von Boulogne aus lesen. Napoleons Hauptklage war bei dieser Gelegenheit, daß es ihm an geräumigen Häfen fehlte, in denen er seine Vorbereitungen unter dem Schutze einer großen Armee treffen konnte. Cherbourg ist erbaut, um diesem Mangel abzuhelfen. Seine Rhede kann einer größern Flotte, als Frankreich je eine besessen, Zuflucht gewähren und dazu noch die Transportschiffe aufnehmen, welche zur Beförderung von hunderttausend Mann nebst Pferden, Geschützen und Gepäck für einen Feldzug nöthig sind. Auf dem Lande stehen ungeheure Kasernen, andere sind im Bau begriffen, und die Umgegend gibt Raum genug, um an verschiedenen passenden Orten Feldlager zu errichten. Wie sehr man daher auch den Gedanken verwerfen mag,

daß der Plan eines unmittelbaren Angriffs auf England existire, unmöglich ist es, die Thatsachen hinwegzuleugnen, daß die Werke Cherbourgs die Natur einer Operationsbasis gegen England haben.

Literatur.

Missionsreisen und Forschungen in Südafrika von Dr. David Livingstone. Autorisirte vollständige Ausgabe für Deutschland. Uebersetzt von Dr. H. Lotze. Erster Band. Leipzig, Costenoble. 1858. — Der Verfasser dieses Werkes, welches mit zwei Karten und zahlreichen Abbildungen in Tondruck und Holzschnitt geschmückt ist, hat nicht weniger als sechzehn Jahre im Innern von Südafrika gelebt und ist dort bis zu Punkten vorgedrungen, die vor ihm kaum jemals ein Europäer, wenigstens kein gebildeter betreten. Er macht überall den Eindruck eines verständigen und wahrheitsliebenden Mannes, und die Schilderungen, die er von Land und Leuten gibt, sind Zeugnisse eines nicht geringen Talents für anschauliche Darstellung. Ueber die Thätigkeit und die Erfolge der hiesigen Missionäre ist er nichts weniger als befangen. Sehr interessant sind seine Mittheilungen über das Verhältniß der Boers zu den Stämmen an der Grenze der Capcolonie, über die verschiedenen Krankheiten in diesen Strichen, über die Wirkungen der furchtbaren Dürre, welche dieselben bisweilen heimsucht, über die Sitten, die Denkart, den Aberglauben und die Kriegführung der von ihm besuchten Völkerschaften, ungemein praktisch die Vorschläge, die er macht, um hier Civilisation zu verbreiten und Handelsbeziehungen anzuknüpfen. An Abenteuern mangelt es dem Buche auch nicht, namentlich werden eine Anzahl interessanter Löwengeschichten erzählt, wobei wir unter anderm erfahren, daß man noch nie einen Löwen auf einer Giraffe gesehen hat, womit Liebhaber Freiligrathscher Poesien das Gedicht „Wüstenkönig ist der Löwe" vergleichen mögen. Ganz besonders bezeichnend für die Natur der Stämme dieser Gegend ist, was Livingstone von seinem Aufenthalt bei den Makololos und seinem Verkehr mit dem Häuptling derselben mittheilt. Von besonderer Wichtigkeit endlich für den Verkehr Europas mit dem Innern Südafrikas dürfte seine Erforschung des Liambistromes werden, nach dem er, wie die Zeitungen meldeten, vor Kurzem wieder aufgebrochen ist. Die Uebersetzung ist sorgfältig und liest sich fast überall wie Original. Die beigegebenen Lithographien ergänzen, was sich in Worten nicht vollständig ausdrücken ließ und sind somit keine bloße Zierrath. Der zweite Band, der binnen Kurzem erscheinen soll, wird die zu dem Werke gehörigen Karten enthalten. —

Das Mittelmeer. Eine Darstellung seiner physischen Geographie. Von Dr.

K. Böttger. Zweite Lieferung. Leipzig, G. Mayer. 1858. — Diese zweite Lieferung bestätigt die günstige Meinung, die wir nach Durchsicht der ersten von diesem Unternehmen faßten. Die Darstellung des Mittelmeerbeckens und seiner Gewässer, die sie bringt, verräth ein gründliches Studium des vorhandenen reichen Materials und die Gabe klarer und übersichtlicher Schilderung. Beigegeben ist eine gute Karte der Osthälfte des hier beschriebenen Gewässers mit genauer Angabe der Tiefen. Die tiefsten Stellen sind östlich von Malta, wo man 2500 und zwischen Rhodus und Alexandrien, wo man 1600 Faden gefunden hat. —

Handbuch der Erdkunde. Von G. A. v. Klöden. Achte Lieferung. Berlin, 1858. Weidmannsche Buchhandlung. — Inhalt dieser Lieferung des trefflichen Werkes ist der Schluß des Abschnitts über die Erscheinungen der Atmosphäre, elektrisches Leuchten, Blitz und Donner, Dämmerung, Luftspiegelung u. s. w. und ein Theil des Capitels über die Verbreitung der Wärme auf der Erde, wobei unter anderm die Ursachen der verschiedenen Klimate, die Temperatur des Fluß- und Meerwassers, die erwärmende Kraft der Sonnenstrahlen, die Isothermen der Monate, die Schneegrenze auf den Gebirgen und die Vertheilung des Erdmagnetismus abgehandelt werden. Die nächsten Abschnitte werden die Verbreitung der Pflanzen, Thiere und Menschen darstellen, dann wird der zweite Band die Staaten Europas, endlich der dritte die Länder der übrigen Erdtheile beschreiben. —

Hamburgs Handel und Schiffahrt. 1857. Zusammengestellt von dem handelsstatistischen Bureau. Druck von A. F. M. Kümpel. 1858. — Wir entnehmen diesem uns soeben übersandten sehr werthvollen Tabellenwerke folgende Notizen: Die Waareneinfuhr betrug 157,971,938 Centner, ihr Werth 688,849,300 Mark Banco, was 33,977,220 Mark Banco mehr als 1856 ist. Ueber die Waarenausfuhr gibt der neue Jahrgang der Tabellen keine Auskunft, da mit der Beseitigung aller Ausgangsabgaben auch die bisherige Verpflichtung aufgehört hat, die Ausfuhr zu declariren, und auf diese Weise bei der großen Zersplitterung der Ausfuhr die Möglichkeit, das zu einer Uebersicht erforderliche Material zu beschaffen, wegfiel. Das hamburger Seeversicherungsgeschäft beschäftigte im verflossenen Jahre 25 Gesellschaften; die versicherte Summe betrug 613,350,400 Mark Banco, die darauf eingehenden Prämien beliefen sich auf 8,527,860 Mark Banco. Diese Zahlen übersteigen fast ohne Ausnahme die vom vorhergehenden Jahre. Das laufende Jahr wird nun allerdings einen beträchtlichen Rückschritt zeigen, aber untergegangen oder auch nur für die Dauer im Fortschreiten gestört ist die merkantile Macht Hamburgs durch die Krisis keineswegs. Beweis dafür ist unter anderm, daß binnen sechs Monaten nicht nur die geliehenen 15 Millionen heimgezahlt, sondern auch die 5 Millionen Eisenbahnactien, die bei der Bank deponirt wurden, und die für 8 Millionen versetzten Waaren und Werthpapiere eingelöst worden sind. Hamburg beförderte in dem genannten Jahre in 127 Schiffen (von den 1 mit 44 Passagieren nach Afrika ging) 31,566 Auswanderer nach den verschiedenen überseeischen Häfen. 1850 hatte man nur 7,430, im Jahre 1854 dagegen 50,819 befördert. Es liefen in demselben Jahre 7,895 Seeschiffe in Hamburg, Altona und Harburg ein, die zusammen eine Ladungsfähigkeit von 514,587 Lasten à 6000 Pfund hatten, und von denen 2,458 die englische, 1,852 die hannoversche, 1,165 die dänische, 917 die hamburgische und 615 die niederländische

Flagge führten. Auf Harburg kamen davon 1,167, auf Altona 1,661, auf Hamburg 5,067. Im Jahre 1847 waren in Harburg nur 63, in Altona 1,519, in Hamburg 4,178 angekommen. Abgegangen sind in Hamburg im Jahre 1857 nicht weniger als 5,033 Seeschiffe (1848 gingen nur 3,298 ab), darunter die meisten, 2,336, nach Großbritannien, 112 nach Dänemark und Schleswig-Holstein, 119 nach Brasilien, 111 nach preußischen Häfen, 182 nach der französischen Nord- und Westküste und 627 nach den deutschen Häfen an der Nordsee. Hamburg hatte im Jahre 1842 erst 214 eigne Schiffe, darunter nur 19 Fregatten, 54 Barkschiffe und ebenso viele Briggs, und nur 3 Dampfer. Dagegen hatte sich die Zahl der hamburger Schiffe bis Ende 1857 auf 491 vermehrt, welche zusammen eine Ladungsfähigkeit von 63,748 Lasten hatten, und unter denen sich 66 Fregatten, 161 Barkschiffe und 136 Briggs befanden. Die Zahl der Dampfer war in den zehn Jahren seit 1847 auf 20 gestiegen. —

Diplomatische Geschichte der orientalischen Frage. Von Ch. H. Wurm. Leipzig, Brockhaus. 1858. — Das Buch ist seinem wesentlichen Inhalt nach ein Abdruck aus der „Gegenwart". Der Verfasser, einer unsrer tüchtigsten Publicisten, untersucht seinen Gegenstand mit achtungswerther Gründlichkeit von den ersten Anfängen an bis auf den letzten pariser Frieden und die Einführung der Türkei in das europäische Staatensystem durch alle Entwicklungsphasen, und zieht selbst solche Fragen, welche auf den ersten Blick in keiner oder unwesentlicher Beziehung zu dem Hauptgegenstande stehen, wie das Verhältniß Rußlands zu den skandinavischen Mächten, die schleswig-holsteinische Tauschsache, die Stellung Preußens, Frankreichs und Englands zu der Theilung Polens, in den Kreis seiner Betrachtung. Hin und wieder entbehrt die Behandlung des allerdings schwierigen und verwickelten Stoffs der erforderlichen Uebersichtlichkeit und der für die Anschaulichkeit nöthigen Gruppirung. Im Allgemeinen aber ist die Arbeit ein dankenswerthes Unternehmen, aus dem man namentlich für die hinter den Coulissen spielende Geschichte der orientalischen Dinge mancherlei lernen kann. Das Ergebniß, zu welchem der Verfasser gelangt, ist die Ueberzeugung, daß das System des pariser Friedens, weit entfernt, die Krankheitsursachen im siechen Leben der Türkei zu entfernen, vielmehr nur die bei jeder Heilart unabwendbare Krisis, oder die Erfüllung der Geschichte des Türkenthums in Europa beschleunigt hat — eine Ueberzeugung, die auch die unsrige ist, und welche vielleicht schon in den nächsten Jahren durch die Thatsachen bestätigt werden wird. —

Kieperts Kartenwerk. — Von dem trefflichen Handatlas über alle Theile der Erde, entworfen und bearbeitet von Dr. Heinrich Kiepert (Berlin bei Dietrich Reimer) ist soeben die siebente Lieferung ausgegeben worden. Die Blätter derselben: Erdkarte in Mercators Projection, Schweiz, Spanien und Portugal und Nordamerika, entsprechen in der Ausführung den vorhergehenden.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die Karlsschule und ihr Intendant von Seeger.

Geschichte der Hohen Karlsschule, von H. Wagner, Kanzleirath u. s. w. Mit Illustrationen von C. A. von Heideloff. Würzburg, 1857. —

So heißt der Titel eines Buchs, dessen letzte Bogen zu Ende des vergangnen Jahres ausgegeben wurden. Gewiß hat man es in manchen Kreisen freudig begrüßt. Eine Geschichte der Karlsschule war, schon weil sie Schiller erzogen, Bedürfniß, und Herr Wagner war nicht nur durch seine Stellung als Vorstand des königlichen Archivs des Innern der rechte Mann zur Ausfüllung der literarischen Lücke, sondern er hatte sich auch mit einer namhaften Zahl von Karlsschülern in persönliche Verbindung gesetzt. Das Buch enthält über 1100 Seiten. Dem ersten Bande (Annalen der H. K. Sch.; Regierung der Anstalt; Nationalverzeichniß der Zöglinge) sind 52 Beilagen angefügt; dem zweiten Bande, der die Geschichte der Schule erzählt, 29 Beilagen, zum Theil neue, sehr interessante Fundgruben zur Beurtheilung des Charakters der berühmten Anstalt. Dem reiht sich eine Masse von einzelnen Citaten aus herzoglichen Ordres, Tagesbefehlen des Intendanten ꝛc. an, ein Reichthum an Material, für dessen Herbeischaffung Herrn Wagner unser aufrichtiger Dank gebührt.

Nicht dasselbe Lob läßt sich der Form ertheilen, in welche dieser Stoff gebracht ist. Der Verfasser des Buchs scheint keinen Begriff von Composition in der Geschichtschreibung zu haben. Er erzählt uns das Letzte zuerst und das Erste zuletzt, verweist unaufhörlich auf das, was noch kommen soll und peinigt uns dadurch mit der Empfindung der Unsicherheit und Ungeordnetheit, so daß wir froh sind, wenn wir über die Beschreibung endlich zu den Beilagen mit ihrer Objectivität kommen. Wie oft haben wir die Geschichte vom Rock- und Handküssen, von der Unsterblichkeit Herzog Karls, von der erträumten Vollkommenheit der Akademie, von dem „philosophischen" Herzog Ludwig zu hören, bis wir endlich Thatsachen erfahren, auf die sich das alles gründet. Auch an stilistischen Wunderlichkeiten fehlt es nicht. Man höre, wie es wörtlich Seite 73 heißt: „Und wahrlich! der Oberthürhüter im Himmel und auf Erden, Janus,

vermochte es nicht, die Ausgangspforten des Jahres 1782 zu eröffnen, bevor er, zwischen beide mit seinem Doppelgesicht sich in die Mitte stellend, die bisherige Militärakademie jenen Culminationspunkt im laufenden Jahr mit dem Preis ihrer höchsten Ehre, dem kaiserlichen Diplom ihrer Erhöhung zur Hochschule, d. d. 22. Dec., ersteigen und im anbrechenden das Fest ihrer Weihe als Karls Hohe Schule auf den Flügeln Aurorens anrücken sah." Oder 1. B. S. 52: „Das widerliche, übertriebene, selbst unwahre Selbstlob der Vollkommenheit." 2. B. S. 102: „Das mißtrauisch sich erwiesene Volk" u. a. Noch weniger aber als mit dem Stil können wir mit Herrn Wagners Darstellung von Verhältnissen und Persönlichkeiten durchweg uns einverstanden erklären.

Die Hohe Karlsschule steht nicht isolirt da, sondern ist neben aller schöpferischen Genialität ihres Stifters das Kind ihrer Zeit. Grade im Gegensatz zu den Sturm- und Drangbewegungen, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich geltend machten, insbesondere zu den pädagogischen Revolutionen, die in Rousseau und Basedow ihre Stimmführer hatten, wollte Herzog Karl die feine höfische Sitte und Bildung in seiner Akademie verwirklichen und zum Gemeingut derjenigen machen, die überhaupt für eine höhere Bildung berufen waren. Das erste Mittel hierfür war unstreitig die Krone der ganzen Anstalt, nämlich Karls persönliche Betheiligung bei derselben. War er doch nicht blos Stifter, sondern auch Rector und zwar nicht allein Magnificentissimus, sondern selbst Subtilissimus, der sich alle, auch die kleinsten Einzelnheiten seiner Lieblingsstiftung zur Entscheidung vorbehalten hatte und jede Erziehungs- und Bildungsfrage selbst leitete, insbesondere bei den Prüfungen durch Fragestellung, Opposition und Vertheidigung von Thesen sich betheiligte. Und nicht blos das. Karl Eugen war der Vater seiner Akademisten, der sie als seine „liebsten Söhne" anredete, täglich an der Seite seiner Gemahlin, Franziska, lobend, rügend, strafend, sogar neckend unter ihnen weilte und sich ebenso sehr zu ihnen herabließ, als er sie zu sich hinanzog.

Das alles geschah freilich innerhalb der Schranken strenger militärischer Formen. Die höfische Sitte, die damals den Fürsten wie ein höheres Wesen ansah, dem unbedingter Gehorsam zu leisten ist, drückte sich im militärischen Gehorsam am sichtbarsten aus. Demgemäß heißt es im Reglement für die Garten- und Stuccatorsknaben vom 5. Febr. 1770 Art. 5: „Se. herzogliche Durchlaucht sind die erste und höchste Person, welcher ein jeglicher den allergrößten Respect und Unterthänigkeit schuldig ist. Es soll demnach keiner auch nur den Namen „Herzog" ohne die größte Verehrung aussprechen, sondern alle Augenblicke eingedenk sein, daß von Höchst-Erlaucht-Deroselben Gnade sein Leben, sein Glück und seine Erhaltung, ohne welche wol die meisten darben und betteln müßten, abhange." Aehnlich lautet es im Entwurf des Regle-

ments zum militärischen Waisenhaus. Das Ideal eines echten Cavaliers endlich wird uns im Reglement „vor die Cavaliers- und Offiziersſöhne“ gezeigt Art. 1. „Ein würdiger Cavaliers- und Offiziersſohn unterſcheidet ſich von einem andern jungen Menſchen nicht blos durch ſeine Geburt, als welche in dem menſchlichen Leben etwas Zufälliges iſt, ſondern hauptſächlich durch den Eifer und durch die edlen Geſinnungen, eine ſeiner Geburt angemeſſene Lebensart anzunehmen und mit adeligen Tugenden ſich zu den höchſten Miniſterial-, Hof- und Kriegsbedienungen emporzuſchwingen.“

Art. 5. „Se. herzogliche Durchlaucht ſind diejenige höchſte Perſon, welcher ein jeder Cavaliers- und Offiziersſohn den vollkommenſten Reſpect ſchuldig iſt. So wenig nun Höchſt-Erlaucht-Deroſelben gnädiges Befragen und väterliche Vorſorge von dieſen eine knechtiſche Forcht verlanget, ſo gewiß verſehen ſie ſich zu ihnen, daß ſie von dem Gefühl der ihnen zufließenden Wohlthaten durchdrungen, bei allen Gelegenheiten Merkmale der reinſten Ehrfurcht und Dankbarkeit von ſich blicken laſſen und deswegen auch, wenn Se. herzogliche Durchlaucht nur von weitem geſehen werden, Höchſtdieſelben mögen fahren, reiten oder gehen, ſogleich nach der gegebenen Anweiſung Front machen, auch ſo lange ſtille ſtehen bleiben, bis Höchſtdieſelbe weit vorbeipaſſirt ſind.“

Die Karlsakademie führte dieſe militäriſchen Forderungen bekanntlich bis ins kleinſte Detail durch und band ihren Zögling von der Morgenſtunde bis zum Schlafengehen durch alle Stufen der Beſchäftigung und Erholung, in Kleidung und Haltung an das ſoldatiſche Reglement.

Wenn Karl Eugen hierin den Zeitforderungen keine oder doch nur wenig Rechnung trug — denn erſt in den letzten Jahren der Akademie kamen einzelne Erleichterungen auf — ſo konnte er von ſeinem Standpunkt aus das um ſo mehr rechtfertigen, als in der Hohen Karlsſchule (und das gibt ihr ihre volle Bedeutung) eine Ausdehnung der Wiſſenſchaften und eine Handreichung derſelben mit den Künſten ſtattfand, wie in keinem andern Inſtitute der Welt. Darüber iſt ſo wenig ein Streit, daß auch die Gegner des Inſtituts, wie der mehr als funfzigjährige würtembergiſche Staatsmann in ſeinen „Geheimniſſen“ (1. B. S. 311) in der Bewunderung übereinſtimmen, die ihm das Umfaſſende des Erziehungsplanes und der alles belebende Geiſt der Eleganz und Cultur abnöthigte, vrgl. Chr. H. Pfaffs Lebensbeſchreibung (1. B. S. 63).

Die genannten Punkte ſind an ſich ſo klar, daß ſelbſt Hofmeiſter in Schillers Leben ſagt: Um gerecht zu ſein, darf man nicht vergeſſen, daß eine ſolche rohe Behandlung der Jugend im Geiſte der Zeit lag, und daß vollends ein ſo zuſammengeſetztes Inſtitut, von ſo vielen und ſo verſchiedenartigen jungen Leuten, ohne ſoldatiſche Ordnung ſich nicht hätte halten können (1. B. 218). Als ein Ganzes muß man es nehmen; ſo fordert es die objective Beurtheilung, die eine von unſrer Anſchauungsweiſe ſo entfernte Erziehungsmethode

für ſich in Anſpruch nimmt. Es wäre gewiß ein ebenſo thörichtes als vergebliches Unternehmen, jede Einzelnheit im Studien- und Erziehungsplan Karl Eugens halten oder vertheidigen zu wollen. Und daß, wie das überall im Verlauf der vorliegenden Beſchreibung zu Tage liegt, durch Schuld des Herzogs und des Intendanten, durch übergroßen Eifer und ſoldatiſche Pedanterie der Subalternen gar manche Mißgriffe gemacht wurden, wer wird das beſtreiten wollen? Sie hängen aber mit den Principien der Anſtalt ſo genau zuſammen, als die Ecken und Auswüchſe in Baſedows Philanthropin oder in Peſtalozzis Anſtalten mit dem Ideenkreiſe dieſer Männer. Beides, Princip und Ausführung, iſt in ſolchen prägnanten Zeiterſcheinungen ſo zuſammengewachſen, daß wir eines nicht ohne das andere verſtehen, eins nur im andern richten können. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Kritik ſich mit beiden zu befaſſen hat — aber eben mit beiden und zwar hat ſie an das Einzelne keinen andern Maßſtab zu legen, als den des Ganzen.

Nichts leichter, als Einzelnheiten des deſſauer Philanthropins herausnehmen und an der Richtſchnur unſrer Anſchauung meſſen. Aber wenn wir ſagen wollten: ſo und ſo weit durfte Baſedow gehen, um vernünftig zu bleiben und ſeinem Inſtitute etwa Fortdauer bis auf unſere Tage zu ſichern, was möchte über ſolcher Krittelei noch von der Urſprünglichkeit, vom Sinn und Geiſt ſeiner Anſtalt übrig bleiben?

Herr Wagner erinnert uns an dies in ſeiner Beſchreibung der Karlsakademie auf jeder Seite.

Es mag herzlich gut gemeint ſein mit dem Inſtitut, das ſich Herr Wagner unter ſeinen Verbeſſerungsvorſchlägen noch heute blühend denkt, aber den Gedanken wird kein Leſer ſeines Buchs auf den erſten zehn Seiten unterdrücken können: Da waltet alles, nur nicht Herzog Karls Geiſt — das iſt Regiſtratorenarbeit, ſo ſpricht die wohlwollende philiſtröſe Aufklärung des 19. Jahrhunderts, die außer ihren ſelbſtzugeſchnittenen Schablonen keinen andern Maßſtab kennt! Und zwar iſt es ein Maßſtab, der uns in ſeinen Einzelnheiten oft peinlich berührt hat.

Wer wird die Dedication mit ihrem Motto „nicht nebenaus“ ohne Widerwillen leſen? Gar zu burlesk iſt doch die Schilderung B. 1. S. 251. „Nun denke man ſich die Solitüde zwei Stunden von Stuttgart gelegen, wohin wol von hier oder Tübingen keiner dieſer Examinatoren, den Ranzen auf dem Rücken, den Weg zu Fuß über den Haſenberg gemacht haben wird.“ Mit Ausführlichkeit werden die ebenſo knabenhaften als irrelevanten Angriffe eines Herrn von Scheeler und anderer Zöglinge ausgemalt! Das Beiſpiel ferner von den „Gratianern mit dem Schnupftabak, Lukretienſaft und Arzneikolben“ erinnert an die Bierbank. Man vergleiche endlich S. 340 „beſſer ein Treibhaus als ein Kneiphaus“ und 1. B. S. 59 Anm., da dem Intendanten zu-

geschrieben wird: „marktschreierischer Anlauf, exorbitant anmaßende ausdrückliche Geringschätzung und Herabsetzung aller andern Pädagogen, harlekinartige Herausforderung“ u. s. w. Ists nicht, als ob der Herr Verfasser sein Motto vergessen hätte, und kommt er nicht unwillkürlich in einen Ton, der an einem geschäftsführenden Mitgliede der Direction der Kunstschule nicht vermuthet wird?

Doch nein! Herr Wagner hat auch seinen Schwung! Vortrefflich ist die Vergleichung der Anstalt mit einer Victoria regia im Treibhaus. Mit überschwenglicher Bewunderung ist von Karl Eugen überall gesprochen. Und wo dem Intendanten die bessere Seite gelassen wird, wie rührend drückt er sich aus! S. 317: „Unter seinen Verdiensten ist wol sein erstes, daß er durch sein devotestes sich Einschmeicheln in die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Herzogs, sei es auch Eitelkeit und Ehrgeiz! diese Segnungen immer stärker in der Akademie zu nähren, zu befestigen und bis zu dem, wie wir gelesen haben, moralisch erhabenen Grade unsterblichkeitswürdiger, wahrhaft väterlicher, geistreicher und weiser Hingebung des Herzogs an seine Karlsakademie und Karlsschüler zu steigern wußte!“ Wer will wärmer fühlen und sprechen? Aber grade dieser Punkt führt uns zu einer weitern Seite, die den Werth des Buches verkümmert, wir meinen die Neigung des H. Verfassers zur Befangenheit und zum Vorurtheil. Es zieht sich durch das ganze Buch ein Widerspruch, der dem unbefangenen Leser ebenso unerquicklich als seltsam erscheint: je höher der Herzog gestellt ist, dem als Genius der Anstalt, als aufgeklärten Bildner seiner Zöglinge halb Europa Dank schuldet, desto niedriger steht sein Intendant, Obrist von Seeger, da. Es gibt sich von Anfang an eine krankhafte, bis zur völligen Verdrehung seines Charakters gesteigerte Mißstimmung gegen denselben von Seiten Wagners kund, die nach dem Seitenhieb des Vorberichts S. 9 auf den Amtsvorgänger Wagners, den Schwiegersohn von Seegers, fast den Schein persönlicher Malice bekommt.

Christoph Dionysius Seeger wird S. 25. V. 1. als ein sehr dienstfertiger, energischer, vom Herzog besonderen Vertrauens gewürdigter, übrigens auch soldatisch pedantischer, manchmal gewaltthätiger Offizier geschidert, dem jedoch für seine großen Verdienste um die Begründung, Erweiterung, Blüte der Anstalt und für die Wohlfahrt und das Glück sehr vieler der Zöglinge die gebührende Anerkennung nicht versagt werden könne.

Die erste Zuthat Wagners, die das Lob des Intendanten bedeutend dämpft, ist nun aber der Vorwurf ungemessenen Selbstlobs und einer alles Maß überschreitenden Anpreisung der ersten Resultate der Anstalt.

Wir fragen vorerst, wo findet sich dieses Selbstlob unter ähnlichen Verhältnissen nicht? Wir mögen auf dem pädagogischen Gebiete damaliger Zeit (um bei diesem zu bleiben) hinsehen, wohin wir wollen, — überall werden wir bei dem verhältnißmäßig Neuen (und dessen durfte sich die Karlsakademie

gewiß rühmen) dieſelbe Erſcheinung finden. Wodurch ſind aber jene angeführten Ausdrücke (1. B. S. 59. 60) des Verfaſſers gerechtfertigt? Er liebt es, bei jeder Gelegenheit Baſedow und Rouſſeau anzuführen, obwol beide die natürlichſten Antipoden der von ihm zu den Sternen erhobenen Karlsakademie ſind. Kennt er das deſſauer Philantropin, ſo muß er wiſſen, welche Prahlereien erſterer im Munde führte, mit welcher Eitelkeit die Reſultate in Deſſau ausposaunt wurden, wie Kant, der große Philoſoph, es ein der Vollkommenheit nahes Inſtitut nannte, wie ſelbſt der treffliche Oberlin vor Dank weint über die Zuſendung von drei Exemplaren des Baſedowſchen Elementarwerks (vrgl. Raumers Geſchichte der Pädagogik 2. B. S. 291 ff.), Von Rouſſeaus Emil ganz zu ſchweigen, deſſen Ueberſtürzungen jeder Anfänger in der pädagogiſchen Literatur kennt. Nun ſind freilich die Namen Rouſſeau und Baſedow in der Geſchichte der Erziehung von einer Bedeutung, gegen welche Karl Eugen verſtummen muß. Doch eben nur in der Geſchichte. Rouſſeau, der ſeine Kinder ins Findelhaus ſchickte und Vaterpflichten in ſeinem Hauſe nicht kannte, hat in ſeinem Emil Urmenſchen gezeichnet, die ſchlimmere Caricaturen ſind, als je ein Karlsſchüler hätte werden können. Die Philanthropiſten aber nehmen bei genauer Beſichtigung ein Extrem auf den Stufen pädagogiſcher Verſuche ein, wie wir es nicht beſſer im Akademiegebäude in Stuttgart haben können. So viel aber iſt gewiß, unter den Akademiſten waren verhältnißmäßig wenige, die nicht dem Inſtitut Ehre gemacht hätten; wie viele Zierden der Anſtalt ihren Ruf mit Recht begründeten, kennt die Geſchichte.

Das iſt nun freilich an ſich keine Rechtfertigung des Intendanten gegenüber von „ungebührlichem Selbſtlob“, es will auch nur eine Erinnerung für unſern Kritiker ſein. Was aber heißt bei ihm Selbſtlob? Hat Seeger je einmal ſeine eignen Verdienſte auch nur mit einem Wort berührt? Die Antwort iſt: Niemals. Er hebt nur die Trefflichkeit und Eigenthümlichkeit der akademiſchen Einrichtung hervor und — Herr Wagner gehört zu den beredteſten Bewunderern der Akademie und hat Karl Eugen zu den Sternen erhoben. Wie? Dem Intendanten, der die Anſtalt mitbegründet und geleitet hat, der mit Leib und Seele ihr angehörte, ſollte nicht das überſchwengliche Lob ſeines Herrn und die Ausbreitung des Ruhms der Lieblingsſtiftung deſſelben, von Wagner wenigſtens, zu gut gehalten werden? Welche Logik iſt denn in den gehäſſigen Invectiven des Mannes gegen Seeger? Wird uns nicht überall mitgetheilt, wie der Herzog um das kleinſte Detail ſich kümmerte, wie nichts, auch nicht das Unbedeutendſte ſeiner unmittelbaren Leitung entzogen war, über alles Rapporte gegeben werden mußten, denen er ſelbſt den Entſcheid beiſetzte? Dennoch wird der Intendant für alles Mögliche angelaſſen, als wäre es hinter dem Rücken des Herzogs geſchehen. Ein Beiſpiel ſtatt hundert anderer. Im Jahr 1783 ſtellt erſterer den Antrag, die Befugniſſe der Profeſſoren,

Offiziere und anderer Lehrer in Beziehung auf Straferkenntniſſe zu erweitern, ja es wird eine „Erziehungsdeputation“ auf Befehl des Herzogs niedergeſetzt. Dennoch bleibt alles beim Alten. Natürlich — „dem Intendanten, deſſen militäriſch alleinherrſchender Subjectivität wahrſcheinlich die zum Vorſchlag gekommenen, ſeine Herrſchaft muthmaßlich beſchränkenden oder theilenden Verbeſſerungsvorſchläge nicht willkommen zu ſein ſchienen, war es nur darum zu thun, daß eine Beſchreibung der Anſtalt, ſo wie gegenwärtig ihre Verfaſſung ſei, mit Geſchwindigkeit zu Stande gebracht werde“ ꝛc. B. 1. S. 85.

Kennt Herr Wagner den Herzog Karl Eugen nicht beſſer? Steht nicht auf jedem Blatte ſeines Buches zu leſen, daß ein ſolcher Eingriff des Intendanten eine Unmöglichkeit geweſen wäre? Doch die Gelegenheit war ihm eben zu willkommen, ſeine „Muthmaßungen“ über den Obriſten an den Mann zu bringen, Muthmaßungen, die freilich oft auf grobem Irrthum beruhen. So grade hier. Gewiß, wir theilen ſeine Anſicht vollkommen, daß die Erziehungsdeputation ihre Aufgabe hätte löſen dürfen. Aber wenn ſie auch in allem durchgedrungen wäre, hätte ſie wol, wie Wagner meinte, „den Intendanten vor der ſchmerzlichen Aufgabe bewahrt, mit empfindlichem eignem Verluſt eine ſo ſchöne Anſtalt helfen abbrechen zu müſſen? Wir ſind der gegentheiligen Anſicht, daß nämlich die Akademie auch mit dieſer Verbeſſerung den Herzog nicht überdauert hätte. Doch wir geben uns nicht gern mit Vermuthungen ab. Nur die den Intendanten berührenden Thatſachen wollen wir hervorkehren. „Mit empfindlichem eignem Verluſte“ — Woher weiß das unſer Kritiker? Obriſt von Seeger blieb dem Throne nahe, bis er unter König Friedrich Generallieutenant wurde und als ſolcher eine ehrenvolle Penſionirung auf ſeine Bitte wegen hohen Alters und Kränklichkeit erhielt. Es entſpricht ganz dem feinen Taſtſinn Wagners, wenn er unter der Rubrik „Präſente“ (1. B. S. 131 ff.) ungebührliche Anſprüche, ja Zweideutigkeiten (133 Anm.) des Intendanten durchblicken läßt. Er ſchließt das aus dem Mangel einer Antwort auf das Schreiben eines Schweizers, der ſich über zu große Präſente beklagt, die ihm angeſonnen werden, es iſt aber kein Schatten davon wahr und Herr Wagner fällt ſich ſelbſt das Urtheil, wenn er ſich anderwärts (S. 306) gedrungen fühlt, die perſönliche Uneigennützigkeit Seegers insbeſondere hervorzuheben. Wir fügen nur das hinzu, aus Notizen der Familie Seeger, daß der Intendant nicht blos werthvolle Geſchenke, die ihm zahlreich genug zugeſendet wurden, nach ſeiner Pflicht zurückwies, ſondern überhaupt ohne bedeutendes Privatvermögen die Akademie verließ. Als die Frau Obriſtin zur Vorſteherin der école berufen wurde, erwiederte der Intendant: „ſie hat keinen Vorrath von Kleidern, um ſich in allen Fällen zeigen zu können.“

Dem mag ſich eine weitere Notiz anreihen, die Seegers Stellung zum

Herzog genauer bezeichnet. Wagners Dedication mit ihrem Motto berührt einen Punkt in Karls Leben, der jedem mit seiner Biographie Vertrauten geläufig genug ist. Wie heikel war für die Akademie das tägliche Erscheinen Karl Eugens an der Seite der Gräfin von Hohenheim, die sein guter Genius war, aber erst im Jahr 1786 seine Gemahlin wurde! Intendant von Seeger war bei aller Devotion vor dem Herzog ein streng sittlicher Charakter, und seiner Haltung dürfen wir es vorzüglich zuschreiben, daß nie auch nur eine Spur von Gefahr aus jener Stellung des Herzogs zu Franziska für die Akademie erwuchs. Der Intendantin kam einmal ein Billet des Herzogs an eine Schülerin der école zu Gesicht. Die alsbaldige Einreichung ihrer Entlassung, die Karl ehrend zurückstellte, schnitt jeden weitern Versuch ab.

„Obrist von Seeger war ein durch sein Aeußeres ganz für seine Stelle geschaffener Offizier von stattlicher Größe, regelmäßiger, angenehmer Gesichtsbildung, dunkeln Augen, mit richtigem Blick und einem immer gleichförmigen, gemessenen, verschlossenen, ernsten Wesen, das ganz geeignet war, den Zöglingen jedes Alters zu imponiren, dabei der devoteste Diener seines Herrn." So spricht sich Chr. H. Pfaff über ihn aus. Devot war Seeger, das kann nicht in Abrede gestellt werden, devot in Worten und Manieren, wie es die Sitte der damaligen Zeit gebot. Aber wir wissen aus unserm Buche, daß er zugleich ein Mann von unbeugsamer Unparteilichkeit war, dessen Thätigkeit unermüdlich, dessen Zuverlässigkeit in allen Obliegenheiten für den Herzog unbestritten war 1. B. S. 307; und der den Muth hatte, die Freilassung und Anstellung Schubarts an der Karlsakademie unermüdlich Jahre lang zu befürworten 1. B. S. 308.

Einige Hauptaffairen jedoch, die der soldatische Intendant nach Wagners Urtheil schlecht bestand, dürfen wir nicht übergehen. Es ist die schlimme Geschichte mit dem polnischen Bankier, die B. 1. S. 311 in ihren Details entwickelt und in der Beilage No. 14. mit authentischen Belegen verificirt ist. In seinem ersten Briefe vom 16. März 1782, einer nach Herrn Wagners Ausdruck „Ciceronisch oder Gellertisch schön gehaltenen Danksagung" für die löblichen Zeugnisse der Söhne drückt der Bankier den bescheidenen Wunsch aus, nun nach 22 Wochen wenigstens von einem seiner drei Söhne alle drei Wochen Briefe zu erhalten. Ein zweiter Brief vom 10. April enthält dieselbe Klage und theilt Beschwerden über einzelne, der Akademie gerüchtweise zum Vorwurf gemachte Punkte mit: das sklavische Loos der Zöglinge, Schwächung des moralischen Charakters, übertriebene Stachelung des Ehrgeizes, stumme Sünden, schlechte Verköstigung, barbarische Strafen. Beide Briefe sind den 29. April beantwortet von dem Intendanten. Ein dritter Brief des Bankier vom 30. Nov. desselben Jahres erkennt die Zuschrift des Intendanten dankbar an; sie wäre jedoch noch schätzbarer, wenn sie begleitet gewesen

wäre von einer eigenhändigen Zeile seiner drei Söhne. Seit acht Monaten aber sei er ohne Lebenszeichen seiner Kinder. Ich weiß, schreibt er, daß alle Briefe, so die Eleven an ihre Eltern schreiben, von den Vorgesetzten gelesen werden; mithin, da meine Kinder seit so langer Zeit nicht mehr geschrieben, so läßt sich vermuthen, daß etwas in der Akademie vorgefallen, so man nicht wissen lassen will. „Da ich vermuthe, daß verschiedene meiner Briefe meinen Kindern nicht zu Händen gekommen, so nehme ich mir die Freiheit, die Beilage beizuschließen, um einer Antwort sicher zu sein" ꝛc. Der Brief kam in die Hände des Intendanten am 16. Dec. und wurde an demselben Tage beantwortet.

„Mir konnte nichts unerwarteter sein, als E. W. in einem Ton sprechen zu hören, zu dem ich gewiß wußte, daß weder ich noch die Herrn Söhne Anlaß gegeben hatten; indem ich Dero bisheriges Schreiben jederzeit beantwortet — und deswegen nicht begreifen kann, daß keiner von denen Briefen, welche die Herrn Söhne nacheinander unterm 8. und 26. Sept., unterm 5. und 12. Oct. und unterm 19. und 25. Nov. theils durch fremde Durchreisende, theils durch die Post nach Hause geschrieben haben, übergeben worden wäre. Aus denen datis dieser Schreiben, von deren Richtigkeit ich E. W. versichern kann, belieben Sie nun selbst zu ermessen, daß weder etwas in der Akademie vorgefallen, so man nicht wissen lassen will, noch viel weniger, daß die Vorgesetzten Hindernisse im Nachhauseschreiben in den Weg legen." Wie wird man auf den Gedanken kommen, daß ein Vater seinem Sohne schädliche Briefe schreibe. In keinem Punkte bin ich mit Ihnen mehr einverstanden als darin, daß die Hohe Schule ihre Unvollkommenheiten habe" ꝛc.

Ein vierter Brief vom 8. Febr. 1783 kommt in Stuttgart an den 24. Febr. „So zufriedenstellend auch der Inhalt hätte für mich sein sollen, so wenig ward er es in dem fortdauernden Zwang in dem Briefwechsel unserer Kinder mit uns Eltern ꝛc. Wir haben darum alles angewendet, um nachzuforschen." Er äußert sich sofort über Eleven, die sehr mittelmäßigen Anstand haben und sich besonders durch schlechte Aussprache des Französischen nicht zum Vortheil auszeichnen; setzt einen Termin von sechs Wochen, innerhalb welcher er Briefe von seinen Kindern zu erhalten hofft und klagt besonders noch über einen Vorfall mit seinem dritten Sohne, der gestraft worden, weil er kein Klätscher werden wolle. Solche Niederträchtigkeiten werde er nie zugeben.

In sehr ausführlicher Erwiederung vom 24. Febr. 1783 sagt der Intendant: Es war mir sehr auffallend, wie E. W. noch über Zwang im Briefwechsel klagen können, da doch aus dem richtigen Empfang desjenigen Briefs, worin sich Ihr dritter Sohn über eine wohlverdiente Strafe ganz frei beschwert, das Gegentheil in das Gesicht fallen muß. Es wird sodann der

Grund und die Art der Beſtrafung auseinandergeſetzt. „Nirgend mehr als in der herzoglichen Karlsſchule werden die Klätſcher oder Angeber verabſcheut. Wenn es aber um Erörterung der Wahrheit zu thun iſt, ſo wird auch jeder dazu angehalten, ſolche zu geſtehen. Betreffend „den mittelmäßigen Anſtand und die ſchlechte Ausſprache des Franzöſiſchen“ ſo können es wol keine andere als ſolche ſein, die, wie Sie es mit Ihren Herrn Söhnen zu machen gedenken, nur kurze Zeit hier geweſen und ihre vollſtändige Erziehung nicht abgewartet haben.“ Der Brief wird dem Herzog zur Genehmigung unterbreitet und mit einigen Modificationen gut geheißen.

Unter dem 29. März 1783 kommen nun zwar keine weiteren Klagen wegen Briefzwangs im Schreiben des Bankiers, er fügt in geſchmeidigem Tone den Dank für die „gefällige und höfliche Auskunft“ in Betreff der Strafe ſeines Sohnes bei, verſichert, daß er der erſten Beſchwerde, ſo er von ſeinen Kindern ſeit ihrem Eintritt in die Akademie gehört, nie würde Gehör gegeben haben, wenn nicht Durchreiſende ihn verſichert hätten, die Akademie ſei für junge Leute ſeiner Claſſe nicht zuträglich. In weitern Zuſchriften vom 12. und 19. Apr. kündigt er jedoch den Beſuch der Frau Bankier in Stuttgart an, ſo wie ſeinen Entſchluß, ſämmtliche Söhne aus der Akademie zu nehmen, um ſie theils in Hamburg, theils in Straßburg ihre Studien vollenden zu laſſen. Er erbietet ſich, damit die Einkünfte des Inſtituts durch ihn nicht verlieren, für das volle Jahr zu bezahlen und ſpricht ſeine Ueberzeugung aus, „wenn die Subalternen dem Herrn Obriſten gleich wären, ſo möchte nichts Vollkommeneres in ſeiner Art zu finden ſein.“ Die Mutter der Eleven kommt an. Der Herzog ordnet an, daß „ihre Söhne nicht eher als morgen verabfolgt werden, wie denn ebenderſelben alles zu zeigen iſt und man ſie ohne die geringſte Einſchränkung in dem ganzen Gebäude nach Gefallen herumgehen zu laſſen hat. Dem Vater aber hat der Herr Obriſt cum indignatione zu antworten, wie das Inſtitut ſich nicht in ſolchen Umſtänden befinde, daß man mehr, als am Koſtgeld verfallen, anzunehmen ſich bewogen finde.“

Die letzte Zuſchrift des Bankier dankt für die höfliche Aufnahme ſeiner Frau, die ſich ſolcher nicht genug zu rühmen gewußt, zugleich, daß ſelbige auch dem dortigen Inſtitut alle nur mögliche Gerechtigkeit widerfahren laſſen und eingeſehen, daß die zum Nachtheil ausgeſprengten Gerüchte Unwahrheit geweſen, auch mit denen gemachten Progreſſen ſehr zufrieden ꝛc.

Endlich den 3. Juli 1783 ſchließt der Intendant die Correſpondenz: „E. W. verehrliches Schreiben war mir nicht unerwartet, aber ganz beſonders angenehm. Ich hatte gegen einen rechtſchaffenen Mann immer als ehrlicher Mann gehandelt, deswegen konnte ich die Folge leicht vorausſehen. Sie werden nun thätig überzeugt ſein, daß meine während

des Aufenthalts Ihrer Söhne Ihnen gegebenen Versicherungen jederzeit echt waren. Es ist ein Unglück für jedes Institut, besonders von dem weitläufigen Umfang wie das hiesige, daß Dummköpfe oder schon in der ersten Erziehung verdorbene junge Leute, welche grade wegen Verdorbenheit ihrer Sitten der Hochschule übergeben werden, deren Eltern glaubten, nach einem zwei-, höchstens dreijährigen Aufenthalt ihre Söhne als Gelehrte zurückzubekommen, den Erwartungen nicht immer entsprechen" ꝛc.

Dies eine der Hauptblößen, die sich der Intendant nach Wagnerscher Kritik gegeben hat. Er begleitet auch die erste Hälfte der Correspondenz S. 308—17 mit einer gründlichen Beleuchtung d. h. mit einer philiströsen „Umschreibung und Erörterung", so daß wir in die tiefsten Tiefen der Herzensstimmungen eingeführt werden. Natürlich wird die Sperre des Briefwechsels dem Intendanten ins Gewissen geschoben, nur daß in der zweiten Hälfte, die die einfache Rechtfertigung desselben ist, unser Kritiker mit den Noten abbricht.

Keine Frage, daß die Verletzung des Briefgeheimnisses die anerkanntermaßen in der Akademie geübt wurde, zu den schwächsten Seiten derselben gehörte; aber sie war eben ein Aggregat zum Ganzen, ohne das wir uns die Akademie schwer denken könnten. Man erwäge nur, welches Conglomerat verzogener, verwöhnter, träger Eleven neben den bessern war, welche Urtheile über „Sklavenplantagen" mögen von unvergorenen Köpfen gefällt worden sein! Indessen zwischen dem Lesen der Briefe und der Ueberwachung derselben und einer Sperre des Briefwechsels, wie sie Wagner und anfangs wenigstens der Bankier voraussetzen, welcher Unterschied!

Wir fühlen mit dem besorgten Vater und würden wol in seiner Lage nicht anders gehandelt haben, aber wenn nun der Intendant mit aller Entschiedenheit das Gegentheil bezeugt, alle Schuld von seiner Seite abwälzt, und das in Briefen, die dem Herzog zur Einsicht übergeben werden, wenn man diese Briefe so officiell behandelte, daß sie dem königlichen Staatsarchiv anvertraut wurden, in welchem jeder, nicht erst ein Kanzleirath, sie zu beliebigem Gebrauch sich abconterfeien kann, wenn der Intendant zuletzt erklärt, er habe als ehrlicher Mann einem rechtschaffenen Mann gegenüber gehandelt — was gibt Herrn Wagner das Recht, von einer Niederlage desselben zu reden? Nicht zu gedenken des Tones, in dem er das thut, und mit welchem er den Höhepunkt des Scurrilen erreicht. Peinlich werden aber seine Bemerkungen erst, wenn er auf das Capitel der Religion zu sprechen kommt und den am Sonntag wie am Werktag freilich oft genug pedantischen Obristen erinnert, „wer unwürdig isset und trinket, der isset und trinket ihm selber das Gericht" — wenn er uns belehrt, mit dem Herrn soll der Christ am Sonntag sich abgeben, aber nicht mit dem Domino der Redoute.

Wir übergehen das Erstere, den Abendmahlsbesuch betreffend. Ein relativer Zwang wiederholt sich in jedem Seminar bis auf den heutigen Tag. Die Geschichte mit dem „strenggläubigen" Decan, die Herrn Wagner veranlaßt, den Intendanten auch in religiöser Beziehung abzukanzeln, ist kurz folgende: Am 27. Aug. 1756 schreibt ersterer an seinen Sohn in der Akademie: „Ich habe noch vor meiner Abreise von Stuttgart gehört, daß einer von Euch, der das stärkste Gefühl der Gnade gehabt und schon unter manchen Trübsalen festbehalten hatte, sich wieder habe abwendig machen lassen" — woran sich in biblischer Sprache Herzensermahnungen des Vaters knüpfen. Niemand, der die religiösen Richtungen jener Zeit genauer zu unterscheiden versteht, kann sich aber darüber täuschen, aus welcher Anschauungsweise heraus der Brief geschrieben ist. Es ist die pietistische, deren Recht in den Persönlichkeiten eines Flattich, Hahn u. a. Herzog Karl vollkommen anerkannte. Etwas anders wäre die Betheiligung derselben an der Lieblingsstiftung des Herzogs und ihres Leiters, des Intendanten gewesen; das sind völlig heterogene Elemente, deren Zusammenmengung nothwendig zur Ironie geführt. Die Akademie hatte das Tanzen, die Betheiligung an Redouten- und Maskenzügen, am Theater und anderen der pietistischen Schule als verwerflich erscheinenden Dingen ihren Zöglingen principiell gestattet, und da dies eine bekannte Sache war, so war es ein unverzeihlicher Mißgriff des Decans, daß er seinen Sohn aus der strengen Anschauung seines Hauses heraus grade in diese Bildungsanstalt brachte.

Der Brief war, wie alle andern an die Jugend dieses Instituts eingehende Briefe, nach Vorschrift „Sr. herzoglichen Durchlaucht unterthänigst vorgelegt worden" B. 1. S. 617. Der Intendant wundert sich über die angezogene Stelle und erwiedert: nicht auf äußerliche Tugenden, sondern auf wahres inneres Christenthum dringe die Akademie, spricht von der einreißenden Schwärmerei einiger junger Leute, welche vermöge ihres „übeldirigirten Gewissens," Ungehorsam ausgeübt, ein geistliches Regiment mit Bischöfen und Erzbischöfen aufrichten ꝛc. und sagt, daß diese fanatischen Albernheiten, nicht aber die „Festigkeit in der Gnade" bei denen, die darin stehen, nachgelassen haben.

Der Vater erwiedert in sehr entschiedenem Tone, mit Beziehung auf die „religiösen Consequenzen" des Intendanten, er wisse die Gesetze des Instituts bis dato noch nicht, obwol er seit zwei Jahren darum gebeten; darum könne es ihm nicht zugemuthet werden, den Sohn indistincte zur Befolgung alles dessen, was darin enthalten sei, zu ermuntern, denn es gebe ja auch casus collisionis. So werde er nie zum Tanzen en masque auf der Redoute am Sonntag seinen Sohn ermuthigen.

Die Folge war, daß der Herzog mit Beziehung auf jenes „indistincte"

dem Sohn des Decans die Entlaſſung aus der Akademie gab, was der Vater erſchrocken ausführt, den 25. Sept. 1776, zugleich dem Intendanten anwünſchend, „der Herr möge ſein Vergelter ſein und ihm die nöthige Weisheit zur Regierung und Behandlung einer in ihren Geſinnungen und Temperamenten, Neigungen und vorhergegangenen Erziehung ſo ſehr unterſchiedenen zahlreichen Jugend von oben mittheilen wollen.“ Den 28. Sept. 1776 erhält der Intendant die gnädigſte Ordre, „dem Special nicht mehr zu antworten.“

Herr Wagner hält das für eine günſtige Wendung, durch welche der Intendant vor weiterer Blamirung bewahrt worden ſei. Wir überlaſſen das dem Urtheil des verſtändigen Leſers, ſo wie die weitere Bemerkung deſſelben, daß die Religioſität, die Pädagogik und Logik des Intendanten in dieſem Streite ſich große Blößen gegeben haben.

Wie oft mögen ſolche und andere Klagen und Beſchuldigungen ſich wiederholt haben, welche verſchiedenen Anſprüche mußten befriedigt werden von hochadeligen Mägen (vrgl. den Brief v. Seegers an eine adelige Frau Generalin den 7. Febr. 1784) bis zu den Anſprüchen herab, deren Vertreter Herr Wagner mit der prägnanten Bemerkung Bd. 1. S. 327 iſt: „ihm würde ein halber Schoppen über Tiſch nicht zureichend geweſen ſein; Schubart allein hätte deren 45 täglich verſchlungen.“ Am disputabelſten iſt wol in einem beſonderen Falle des Obriſten Haltung Schiller gegenüber geweſen, deſſen mediciniſchen Tagesrapporte über den Eleven Hiller B. 1. S. 581 (diesmal ausnahmsweiſe ohne Wagners Zuſätze und Erläuterungen) mitgetheilt ſind.

Die höchſt intereſſanten Berichte Schillers laſſen in der Behandlung des Geiſteskranken den ebenſo ſcharfſehenden als feinfühlenden Pſychologen erkennen. Der Intendant muß anderer Anſicht geweſen ſein; jedenfalls erſcheint es aber unvorſichtig, daß er dem Kranken, der ohnedies mißtrauiſch genug war, die Bemerkung machte, „er traue vielen, denen er gar nicht trauen ſollte.“ Schiller beklagt das und ſchildert beredt, welche Noth ſie gehabt haben, ihre Niedergeſchlagenheit unter der Maske der Heiterkeit zu verdecken. Ihre Methode ſei freilich von der gewöhnlichen abgegangen — „wir durften es dem Kranken am wenigſten merken laſſen, daß wir auf Befehl reden, nur die Künſte der Freundſchaft waren uns erlaubt, die mehr nachgibt als forcirt und jener Tolle, der ſich einbildete, er habe zwei Köpfe, war nicht durch ein dictatoriſches Nein überwieſen, ſondern man ſetzte ihm einen künſtlichen auf und dieſen ſchlug man ihm ab.“

Wie indeß Schiller vom Intendanten dachte, das ſpricht er nicht blos in dieſem vorliegenden Schreiben aus, durch die Zuverſicht zu „der edlen Geſinnung des Intendanten“. Wir haben dafür ein Zeugniß, das unſers Wiſſens noch nicht veröffentlicht wurde. Es iſt ein Brief Schillers, unmittelbar nach ſeiner Ankunft in Mannheim an den Intendanten geſchrieben, den 24. Sept.

1782. Das Original befindet sich in der Hand des Medicinalraths Leidhecker in Darmstadt und lautet wörtlich also:

Hochwohlgeborener Herr,
Hochgebietender Herr Obrist!

Die Ueberzeugung, daß ich mit einem Manne rede, der Gefühl für mein Unglück und Weisheit genug für meine Lage hat, einem Manne, der in Verbindungen eines Vaters gegen mich steht, läßt mir jetzt die Dreistigkeit zu, Hochdenenselben mein Herz aufzudecken, und wenn mich alle Ressourcen in der Welt verlassen, meine Zuversicht zur Großmuth und edlen Denkungsart meines ehemaligen Freundes zu nehmen. Seine herzogliche Durchlaucht haben mir vor vier Wochen das Herausgeben literarischer Schriften verboten. Da ich mir schmeichelte, durch eben dergleichen Schriften den Plan der Erziehung, der in der Karlsakademie zu Grunde liegt, auf eine auffallende Art gerechtfertigt und geehrt zu haben, da es überdies die Gerechtigkeit gegen mein eignes Talent erforderte, es zu meinem Ruhm und Glück anzubauen, da die wenigen Schriften, die ich bis jetzt der Welt mitgetheilt habe, meine jährliche Gage um 500 Fl. vermehrt haben, so war es mir ganz unmöglich, ein Verbot, das alle diese Vortheile und Aussichten zu Grunde richtet, ganz mit stillschweigender Gleichgiltigkeit anzunehmen. Ich habe es gewagt, Se. herzogliche Durchlaucht unterthänigst um die gnädigste Erlaubniß anzusuchen, Höchstdemselben in einem Schreiben meine Lage vor Augen zu stellen. Diese Bitte wurde mir abgeschlagen und meinem General der Befehl gegeben, mich, sobald ich mich wieder um die Erlaubniß eines Briefes melden würde, in Arrest nehmen zu lassen. Da ich nun aber schlechterdings gezwungen bin, dieses Verbot entweder aufgehoben oder gemildert zu sehen, so bin ich hierher geflohen, um meinem gnädigsten Landesherren meine Noth ohne Gefahr vortragen zu können. Von Euer Hochwohlgeboren aufgeklärtem Geist und edlem Herzen hoffe ich großmüthigste Unterstützung in meiner höchst bedrängten Situation, denn ich bin der unglücklichste Flüchtling, wenn mich Serenissimus nicht zurückkommen lassen. Ich kenne die fremde Welt nicht, bin losgerissen von Freunden, Familie und Vaterland und meine wenigen Talente wiegen zu wenig in der Schale der großen Welt, als daß ich mich auf sie verlassen könnte. Darf ich meine Zuflucht zu Ihnen nehmen, verehrungswürdigster Herr? Darf ich Sie, der Sie schon so vielen Antheil an meinem Glück und meiner Bildung hatten, auch jetzt noch auffordern, Ihre Hand nicht von einem Hilflosen zu wenden, der in einem unbekannten Lande alles Schutzes beraubt Glück und Unglück von den Diensten seiner Freunde erwartet?

Ich schließe mit dieser frohen Hoffnung und habe die Gnade, Euer Hoch-

.wohlgeboren im tiefſten Reſpect zu verſichern, daß ich nicht aufhören werde mich zu nennen

Hochwohlgeborener Herr
Hochgebietender Herr Obriſt
Hochderoſelben unterthänigſt

ergebenſter
Friedrich Schiller,
Regimentsmedicus.

Ganz dieſelbe Anerkennung hat der Intendant bei Schaffauer und Dannecker in einem Brief aus Rom 4. Oct. 1785 (ſ. Wagner B. 1. S. 67). „Wir fühlen beſtändig den wärmſten Dank vor E. Hochwohlgeboren, die in unſerer akademiſchen Laufbahn und auch außer derſelben vor unſer Wohl ſo gütigſt beſorgt waren. Wir erkennen den Werth deſſen in ſeinem ganzen Umfang" ꝛc. Ebenſo ſchreibt Victor Heideloff aus Paris den 18. Juli 1783 „Schuldigkeit und ein ſehnliches Verlangen, mich um Dero Wohlſein zu erkundigen, erfreche ich mich, Ihro Hochwohlgeboren dieſe wenigen Zeilen zu ſchreiben; darf ich hoffen, ſelbſt von Dero werthen Hand zu erfahren, wie Sie Sich befinden, ſo würde mein Aufenthalt angenehmer werden ꝛc. (B. 1. S. 680).

Auf die Auszeichnung, die Obriſt von Seeger durch den Kaiſer Joſeph II. erhielt, durfte er mit Recht ſtolz ſein. General Graf von Kinsky, der nach dem perſönlichen Beſuche des Kaiſers, welcher um ſo unbefangener urtheilte, da er ganz unangemeldet kam, 14 Tage von der akademiſchen Einrichtung die genaueſte Einſicht nahm, machte dem Intendanten (nach einer handſchriftlichen Notiz ſeines Lebenslaufes) im Namen des Monarchen ein mit den größten Vortheilen verknüpftes, ſeine Lage weit übertreffendes Anerbieten, in k. k. Dienſte zu treten, „welches ich aber aus Dankbarkeit gegen meinen Regenten und Vaterland ausſchlug, ohne jemand etwas davon zu ſagen." Ueber die Erhebung der Akademie zum Rang einer Univerſität urtheilt er ſelbſt, „daß dadurch die Grundlage zu ihrem Untergang geſtiftet worden ſei."

Wir haben genug über ihn geſagt, um ein richtiges Urtheil über die Charakterſchilderung fällen zu können, welche der Kanzleirath Wagner B. 1. S. 305 von ihm entwirft: „Ein Offizier von vielſeitiger, wenn auch nicht logiſcher und ſonſt philoſophiſcher noch pädagogiſcher, doch nicht nur militäriſcher, ſondern auch anderer wiſſenſchaftlicher Bildung, von energiſcher Thätigkeit, übrigens oft ſehr oberflächlicher, ſelbſt in der Sprache zu eiliger Schreibfertigkeit. Ehrgeizig bis zur Eitelkeit, geſchickt wie im Schmeicheln nach oben, ſo rückſichtslos nach unten, im Selbſtlob (beſonders durch ſein Werkzeug Uriot) unerſättlich; aller Eigenthümlichkeiten des herzoglichen Charakters, in etlicher eigner Aehnlichkeit wohl kundig, ihnen faſt unbedingt ſich anſchmiegend. Aus unergründlichem Eifer für die Frequenz, den guten Ruf

und den Ruhm der Anſtalt bis zu nachtheiligem Grade ein raſtloſer Verbreiter ihrer angeblichen „Vollkommenheiten“. Ein womöglich ſtrengerer, pedantiſcherer Begründer, Vollzieher und Handhaber der in damaliger Zeit ohnehin noch härteren, als jetzt, beſtandenen militäriſchen Aufſicht, Hausordnung und Disciplin als der, hierin Höchſtſelbſt vom preußiſchen Militär her tief eingelebte, unnachſichtige Herzog. Hierin und zwar in beſonderer Beziehung auf die Zopfzeit, in Friſur, Uniform, ſogenannte „Propreté“ auf Schnallen, Knöpfe und auf das Auf- und Abmarſchiren der Zöglinge von und zu den Lehr- und Schlafſälen und auf die Beſchränkung und Gängelung auch der kleinſten Freiheitchen der Zöglinge, gewiß grade für die begabteſten derſelben ein wahrer Plagegeiſt, wodurch er der Akademie auch den Ruf der „Iſolirung“ und das übertriebene Prädicat einer „Sklavenplantage“ hat zuziehen helfen. Ungeachtet ſeiner ziemlich kirchlichen Religioſität doch in den Ausbrüchen ſeines Unwillens und Zorns vielleicht über ſtrafbare Zöglinge manchmal bis zu beſchimpfender Mißhandlung (Koch); gegen ihre Eltern in Rache ausartend (evang. Decan und Fr. v. Sch.); den Zöglingen ſtets unbegrenzte Dankbarkeit und unbedingte Ergebung eintrichternd und eindreſſirend“ ꝛc.

Es mag dies hinreichen, ein Bild von der Sprachweiſe und Beurtheilungsgabe unſers Kritikers zu geben, zugleich aber auch unſere entſchiedene Anſicht zu begründen, daß derlei Verunſtaltungen in unſerer Zeit unmöglich ſein ſollten. Das iſt bei dieſem Stoff und bei der unleugbaren Mühe, die ſich der Verfaſſer mit gründlicher Eruirung der ſo bedeutungsvollen Erſcheinung gegeben hat, doppelt zu beklagen. Ueber allem Beſſeren, das wir in einzelnen Partien nicht verkennen dürfen, iſt das Auge des Verfaſſers geblendet von einer Manie, die ihn nie frei und unparteiiſch urtheilen läßt: je höher ihm der Herzog ſteht, deſto mehr glaubt er den Intendanten erniedrigen zu müſſen. K.

Arndt über Stein.

Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich von Stein. Von E. M. Arndt. Berlin, Weidmannſche Buchhandlung. 1858. —

Unter den Glücklichen, denen ein guter Stern auch im hohen Alter noch geiſtig zu blühen verlieh, iſt der alte Arndt einer der am meiſten begünſtigten.

Den Neunzigen näher als den Achtzigen erfreut er sich, während mancher sonst höher Begabte in diesen Jahren längst an Schwung erlahmte und an Farbe verbleichte, den alten schönen Buchen seiner Heimath Rügen vergleichbar, noch immer dessen, was die Engländer „a green old age“ nennen. Wie lebhaften Antheil er noch an politischen Fragen nimmt, wie treu sein Gedächtniß ist, wie lustig ihm noch die Quelle des Witzes sprudelt, wie stürmisch noch sein Haß, wie warm seine Liebe, wie rege seine Phantasie, wie scharf sein Urtheil über Ereignisse und Persönlichkeiten sich gibt, zeigt auch sein neuestes Buch über Stein, seinen, unsern Stein. Mag man ihm an gelegentlichen Wiederholungen etwas von den 89 Jahren anmerken, mag man mit ihm über die Anwendung des Superlativs nicht völlig einverstanden sein, mag man hier und da einen Ausdruck oder Vergleich zu derb finden, seine Ansicht von der Rolle, die Friedrich Wilhelm in und nach den Freiheitskriegen als „Ritter, der seine verlorne Geliebte sucht“, spielte, als gar zu gutherzig nicht unterschreiben können, über die Theilung Sachsens sehr andrer Meinung sein und in der Anordnung des Ganzen das Eine und das Andere besser gruppirt wünschen, man vergißt diese kleinen Mängel bereitwillig vor dem Bilde des rüstigen Greises, das uns auf allen Seiten des Buches entgegentritt.

Das Buch stellt sich uns schlicht und anspruchslos als eine Sammlung kleiner Porträts und Anekdoten dar. Aber es ist mehr als das. Es ist zunächst, indem es Stein vorzüglich von der gemüthlichen Seite ins Auge faßt, eine wesentliche Ergänzung des Bildes, welches uns Pertz von dem Reichsfreiherrn geliefert hat. Sodann aber versetzt es, indem aus den Schilderungen allenthalben jener kernhaft fromme, jener stolze und trotzige, wehrhafte und kampfesfreudige Sinn hervorleuchtet, der das norddeutsche Volk zu den Freiheitskriegen aufbrechen ließ, lebendig in die Stimmung jener großen Zeit der Wiedergeburt. Wir hören zwischen gemüthlichen Scherzen und lustigen Erzählungen hindurch den Sturmhauch des Gottes, der Eisen wachsen ließ, weil er keine Knechte wollte, und wir stehen mitten in der Empfindung, mit der die Nation, Stein voran, sich aufmachte, diesem Gotte zu dienen. Wir lassen uns endlich, obgleich wir es gleich manchem Andern vom Inhalte des Buchs schon wissen, gern von einem, der selbst mit beim Werke war, noch einmal erzählen, daß nicht Russen, sondern Preußen, und nicht Fürsten, sondern Privatleute es waren, welche die ersten Schritte thaten, um Deutschland von der Knechtschaft Napoleons zu befreien. Darin liegt der Hauptwerth des Buches, das in dieser Beziehung ein erbauliches der besten Art ist. Nebenher sind wir dem Verfasser aber zugleich für manches gutgezeichnete Charakterbild aus der Zahl seiner Erinnerungen dankbar, und endlich befinden sich auch unter den Anekdoten mehre neue, und selbst wo sie bekannt sind, lassen wir sie uns aus diesem Munde recht wohl noch einmal gefallen.

Die Mittheilungen Arndts über Stein umfaſſen einen Zeitraum von zwanzig Jahren. Im Kometenjahre 1811 machte er die perſönliche Bekanntſchaft ſeines Ritters, der bald ſein Freund wurde; 1831 folgte er dem Zuge, der ſeine Leiche in die Gruft von Früchte führte. In dieſer ganzen Zeit haben die beiden in mehr oder minder lebhaftem Verkehr, aber ſtets auf freundſchaftlichem Fuß miteinander geſtanden. Arndt ging in jenem Jahr, da er ſich als Univerſitätslehrer in Greifswald durch den Zorn der freien Rede die Acht Napoleons zugezogen, gleich Stein und andern Geächteten oder anrüchig Gewordenen nach Petersburg, wo ſich Gelegenheit bot, den in Deutſchland unmöglich gewordenen Kampf mit den Franzoſen fortzuſetzen. Gegen Ende Auguſts ſtand er hier vor Stein, der ihn gerufen. „Gut, daß Sie da ſind. Wir müſſen hoffen, daß wir hier Arbeit bekommen," ſagte der Freiherr zum Profeſſor. Die Hoffnung erfüllte ſich. Stein wurde der Vertraute und bald der erſte Miniſter Kaiſer Alexanders, Arndt, der „literariſche Mitläufer oder Beiläufer" Steins, als welcher er politiſche Flugblätter ſchrieb, einen Theil von der Correſpondenz des Miniſters führte und vorzüglich „für die Beſtimmung und Vertheidigung der deutſchen Legion manchen Tintentropfen aus der Feder laufen ließ." In dieſer Stellung kam er mit den bedeutendſten Perſönlichkeiten der ruſſiſchen Hauptſtadt und des Kreiſes von Fremden, der ſich damals dort aufhielt, in Berührung, kehrte er ſpäter mit Stein nach Deutſchland zurück, war er hier mit ihm in Krieg und Frieden vielfach thätig, bis er zuletzt mit ihm die Jahre der Muße auf ſeinem Schloß im Rheinlande theilte.

Wir deuten das, was er von den Nebenperſonen ſeiner Erlebniſſe mittheilt, nur kurz an, um Raum zu haben für Arndts Porträt von der Hauptperſon, die den Deutſchen nicht oft genug zur Verehrung ausgeſtellt werden kann. Von beſonderem Intereſſe ſind aus den Kreiſen der petersburger Erfahrungen die Bilder von der ſchönen Gräfin Lieven, von Neſſelrode, der den Auftrag hatte, „dem gewaltigen Löwen Stein bisweilen in die fliegenden Zügel ſeiner Entſchlüſſe und Worte zu fallen," und deshalb von ihm ein „kleiner blanker kriechender Taſchenkrebs" geſcholten wurde, von Graf Münſter, deſſen Junkerei dem Freiherrn ſchon damals zuwider war, der ihm aber doch als braver zuverläſſiger Mann erſchien — eine Täuſchung, über die er ſich ſpäter, als Münſter gegen Preußens Intereſſe arbeitete, nur zu klar wurde. Ferner werden uns vorgeführt: der in ſeinen Sitten leichtfertige, ſonſt tüchtige und bedeutende Graf Armfelt, Statthalter von Finnland, Wilhelm Schlegel, der unter den geſtiefelten und geſpornten Deutſchen in Petersburg „wie ein blankgeſchniegelter franzöſiſcher Abbé in Schuhen mit goldnen Schnallen und ſchneeweißen ſeidnen Strümpfen erſchien" und hinter allen Thüren und Tapeten Ohren vermuthend, nur leiſe zu flüſtern wagte, die Staël, die feurig patriotiſche Herzogin Antonie von Würtemberg, die Kaiſerin Mutter, die anmuthige,

geistreiche Gräfin Orloff, „welche von Stein wie von einem höhern Geist angeweht schien, und auch ihn wie ein Frühlingswind voll Maimondduft und Jugend wieder zu durchwehen schien.“ Dann in bunter Reihe der Kaiser Alexander, der Präsident von Schön, der Oberpräsident von Auerswald, der Fürst Wittgenstein berüchtigten Angedenkens, dessen schmuzige Lebensgeschichte nach Steins Worten mitgetheilt wird (der Schluß: „Es ist ein Jammer, aber selbst gute Könige gewöhnen sich zuletzt an solche lächelnde Alteweibergesichter; es ist ihnen oft bequem, auch solche um sich zu haben, denen sie in übler Laune nöthigenfalls einen Fußtritt geben können,“ enthält eine Bemerkung, die auch in der jüngstverflossenen Zeit des preußischen Hoflebens ein und das andere Beispiel für sich hatte), die Gräfin Dohna, Scharnhorsts treffliche Tochter, Kotzebue, Knesebeck u. a. Kotzebue enttäuschte Arndt außerordentlich. Er hatte sich in ihm einen gewandten, ja etwas ritterlichen Hofmann vorgestellt, fand aber in seiner Erscheinung „etwas von einem Lumpentrödler und Altflicker, einem länglichen vornüber gebückten Mann mit freundlicher, halb zutraulicher, lauschiger Geberde; ja wie ein rechter Lurifax sah der Mann aus, so blinzelten seine Augen rings umher, als ob er jedem etwas abhorchen wollte.“ Günstig dagegen urtheilt Arndt über Knesebeck, dessen Charakter vielfach falsch aufgefaßt worden ist. Man hat ihn als von Junkervorurtheilen erfüllt dargestellt. Arndt sagt, umgekehrt, er habe sich früher sogar republikanischen Grundsätzen von Freiheit und Gleichheit zugeneigt und sei sein Lebenlang ein freisinniger Mann gewesen. Seine Kränklichkeit und sein melancholisches Temperament nur hätten bisweilen bei seinem Einfluß auf den König Schaden gestiftet. „Bei seinen Sendungen zum russischen Kaiser hat er treue und gute Dienste geleistet, hat über Preußens geographische und militärische Stellung zu Rußland und Polen und über Preußens künftige Grenzen viele nöthigste und nützliche Winke gegeben. Wenn man diese Winke bei den Unterhandlungen nur befolgt hätte, oder bei dem hastigen Sturz und Uebersturz der Dinge, wohinein später die ganze europäische diplomatische Kunst mitspielte, nur hätte befolgen können.“

In Dresden sah Arndt Goethe, der ihm in seiner ungläubigen Hoffnungslosigkeit in Betreff des Siegs der guten Sache sehr unerfreulich war, Körner und den geschwätzigen Böttger. In Reichenbach machte er die Bekanntschaft des liebenswürdigen Grafen Geßler, der ihm bald ein treuer Freund wurde, des russischen Diplomaten Pozzo di Borgo, Niebuhrs und des bairischen Schwindelpatrioten Graf Reisach.*) Aus den letzten Bogen interessirt vorzüglich, was von dem Verkehr Steins mit Goethe und dem Großherzog von Weimar und Köln erzählt wird. Ueber den letztern theilen wir später Einiges mit. Von Goethe erfreuten Arndt sein herrliches Antlitz, seine stolze

*) Von Baiern wegen schlechter Streiche gerichtlich verfolgt, später Demagogenschnüffler für die Firma Wittgenstein-Kamptz, zuletzt von Bodelschwingh auch in Preußen weggejagt.

breite Stirn und seine schönen Augen. „Aber doch gewahrte ich," fährt er fort, „ein kleines Mißverhältniß in der Gestalt des schönen Greises: wenn er stand, gewahrte, wer dergleichen überhaupt sehen kann, daß sein Leib eine gewisse Steifheit und gleichsam Unbeholfenheit hatte." — „Goethe war ja Minister und Excellenz und in Wahrheit eine der excellentesten Excellenzen des Vaterlandes, aber hier in Köln wie? wie? Es kamen von den jungen Offizieren, die in Köln standen, einige sich vor ihm zu verneigen, solche, deren Väter oder Vettern er kannte, Thüringer und andere, Ministersöhne, Baronensöhne, Jungen, vor welchen Stein, ja nicht einmal Unsereiner, nicht die Mütze abgezogen hätte — und Goethe stand vor ihnen in einer Stellung, als sei er der Untere. Eine solche Ungefügigkeit des Leibes, eine solche fast dienerliche Haltung einem Altadeligen gegenüber, vielleicht aus Jugendgewohnheit, womit eine gewisse Steifheit verknüpft war, ist dem sonst zwar stolzen, aber sehr großmüthigen, liebenswürdigen Manne von den Unkundigen wol oft als Hoffart ausgelegt worden." Andere haben das Gegentheil darin sehen wollen. Arndt aber löst sich das Räthsel auf eine andere Art, die überraschend genug ist — „seine Beine waren um sechs, sieben Zoll zu kurz." Goethe hat nach ihm als Zukurzbeiniger in seiner Jugend „als Reiter, Fechter, Tänzer, Schlittschuhläufer nimmer ein Leichtfliegender sein" können, und aus dem Gefühl dieses körperlichen Mangels (der mit sechs, ja sieben Zoll mehr Bein sicher in eine Ungeheuerlichkeit umgeschlagen wäre) hat er „in Schilderungen seiner sogenannten ritterlichen Männer (ein Jarno und Consorten) auf jene körperliche Beweglichkeit und Gewandtheit, welche jeder Jagdjunker und Kammerjunker von Kind auf leicht und umsonst gewinnt, wie mir däucht, im Kleinen einen zu großen Werth gelegt."

Endlich mag hier noch stehen, was Arndt über Hardenberg urtheilt. Niebuhr haßte ihn, verachtete ihn sogar. Auch Stein mochte ihn zuletzt nicht mehr. Aber die harten Urtheile der beiden über den Staatskanzler, auf welche das Bild gegründet ist, das Pertz von ihm entwirft, wurden „Briefen entnommen, die wie alle Briefe nur den Ausdruck des Gefühls des Augenblicks enthielten." Arndt hörte „Stein zwar oft auf Hardenberg schelten, aber einmal — und zwar zur Zeit entscheidendster Momente — auch ein gerechtes und billiges Urtheil über ihn fällen, ja sogar ihn loben." So wenig wie Stein einst vermocht hatte, Friedrich Wilhelm und Alexander zu bestimmen, daß sie in Sachsen Aushebungen von Kämpfern gegen Napoleon gestatteten, so wenig vermochte Hardenberg in Paris, als es galt, Preußen gute Bedingungen zu verschaffen, den „blöden und scheuen" König zu einer mündlichen Besprechung mit Franz und Alexander zu gewinnen, bei welcher, wie Stein glaubte, seine Angelegenheiten sicher abgemacht worden wären.

Wir gehen jetzt zu dem Bilde von Stein über, welches wir uns aus

den verſchiedenen Stellen, wo von ihm die Rede iſt, muſiviſch zuſammenſetzen. Als Arndt ihn das erſte Mal ſah, erinnerte er ihn lebhaft an Fichte. „Ja, mein Fichte, mein alter Fichte war es faſt leibhaftig: dieſelbe gedrungene Geſtalt, dieſelbe Stirn, die auch bei Fichte bisweilen recht hell und freundlich glänzen konnte, dieſelbe mächtige Naſe bei beiden, nur mit dem Unterſchied, daß dieſer mächtige Schnabel bei Fichte in die Welt hineinſtieß als die da noch ſuchte, bei Stein aber wie bei einem, der ſein Feſtes, worauf er ſtoßen ſollte, ſchon gefunden hatte. Beide konnten freundlich ſein, Stein noch viel freundlicher als Fichte; in beiden ein tiefer Ernſt und zuweilen auch eine ſchreckliche Furchtbarkeit des Blickes, der bei dem Sohn des deutſchen Ritters gelegentlich doch viel ſchrecklicher war, als bei dem Sohn des armen lauſitzer Webers.“ Er war, „ein rechter Kurzbold“, dem Gedrungenen näher als dem Schlanken, „der Leib ſtark und mit breiten deutſchen Schultern, Beine und Schenkel wohl gerundet, die Füße mit ſcharfer Riſt, alles zugleich ſtark und fein, wie von altem Geſchlecht, deſſen er war; ſeine Stellung wie ſein Schritt feſt und gleich. Auf dieſem Leibe ruhte ein ſtattliches Haupt, eine breite, ſehr zurückgeſchlagene Eſelsſtirne, wie die Künſtler ſagen, daß der große Mann ſie häufig haben ſolle“, darunter trat eine mächtige Adlernaſe hervor, und unter dieſer ſah man einen fein geſchloſſenen Mund und ein Kinn, das ein wenig zu lang und zu ſpitz war. Seine Augen waren braun, wie Goethes Augen, „nur mit dem Unterſchiede, daß das Goethiſche Auge breit und offen meiſt in mildem Glanze um ſich und auf die Menſchen herabſchaute, das Steinſche, kleiner und ſchärfer, mehr funkelte als leuchtete und oft auch ſehr blitzte.“ Auf ſeinem Geſicht ſpiegelten ſich auch bei der heftigſten Seelenbewegung gleichſam zwei verſchiedene Menſchen ab. „Seine Stirn, meiſtens auch ſein Blick wurden von dem Nebelgewölk des Verdruſſes oder vollends von den düſtern Donnerwolken des Zornes ſelten überzogen, dort leuchtete faſt immer der klare heitere Olymp eines herrſchenden, bewußten Geiſtes; unten aber, um Wangen, Mund und Kinn, zuckten die heftigen, empörten Triebe, die wol an einen Löwengrimm mahnen konnten. Faſt immer trat er die Menſchen, auch die gewöhnlichen, mit ſehr freundlichem Ernſt an, aber ſeine Geberde erfüllte doch die meiſten mit Blödigkeit und Verlegenheit. Er war durch Gott ein Menſch des Sturmwindes, der rein fegen und niederſtürzen ſollte, aber es war in ihm auch lieblicher Sonnenſchein und fruchtbarer Regen für die Welt und ſein Volk gelegt.“ Savigny ſagte von ihm: „Welch ein prächtiges, herrliches Sultansbild habe ich in Stein geſehen!“ Arndt ſagt: „Ja es war ein imperatoriſcher, ein königlicher Mann, meinethalben ein Sultansgebild — alle Sultane ſind doch nicht Menſchenwürger geweſen.“ Es erſchien ihm oft, daß er ſchwer werde dienen können, daß er immer in erſter Stelle ſtehen müſſe. „Seiner Sturmwindsnatur und daß es in ihm oft zu

wild brauſen und ſtürmen wolle, daß er in ſeinem Ungeſtüm zuweilen dem Jähzorn Preis gegeben ſei und daß es dann mit ihm durchgehen könne, war er ſich wohl bewußt und klagte ſich dann zuweilen wol über alle Gebühr an, wie es denn ſeine Art war, als ein wahrhaft demüthiger und rechtſchaffener Mann ſeine Fehler nicht nur anzuerkennen, ſondern auch wieder gut zu machen. Das habe ich an mir ſelbſt und an vielen andern oft genug erfahren." Mochten manche, die ſonſt tief unter ihm ſtanden, ihn an Kenntniſſen und Geſchicklichkeit übertreffen, ſo war er dafür in jedem Augenblick ganz und voll, was er war; er hatte „in jedem Augenblick ſein Geräth und Waffen fertig ganz und voll bei ſich: die Revolvers, die Umroller und Ausroller ſeines Geiſtes hatten die Kugeln immer zum Abdruck bei der Hand, in hellen friſchen Stunden blitzte nicht blos Verſtand, ſondern auch Witz auf Witz aus ſeinem Munde." — „Feſtgeſchloſſen und kurz floß es ihm von den Lippen, ſelbſt in heftiger Aufregung und im zornigen Muthe purzelten und ſtürzten ſeine Worte nimmer unordentlich durcheinander. Geradaus und Geraddurch! war ſein Wahlſpruch. Muth und Wahrheit fanden immer die rechte Stellung und die rechte Rede, dieſe hätten nimmer krumme und verſchlungene Pfade gehen, für alle Schätze der Welt nimmer Ja und Nein willkürlich wechſeln können. Wenn dieſer Mann als Miniſter ein offnes freies Parlament vor ſich gehabt hätte, gewiß würde er für einen alles niederdonnernden, zerſchmetternden Redner gegolten haben, mit ſeinem unbezwinglichen Muthe und ſeiner Tugend und Kraft."

Wir geben, ehe wir in der Ausmalung der Züge des Trefflichen und Gewaltigen fortfahren, einige Beiſpiele, welche das bisher Geſagte ins Licht zu ſetzen geeignet ſind:

Eine Probe ſeines Freimuths, welche „alle Ruſſen zum Erſchrecken und zur Bewunderung hinriß", wurde Arndt vom Miniſter Uwaroff erzählt. Als der Rückzug Napoleons von Moskau bekannt worden war, hatte die alte Kaiſerin, von dem allgemeinen Siegesmuth angeſteckt, bei Tafel „dem Miniſter Stein gegenüber ihre ſtolzen würtemberger Lippen ungefähr mit den Worten aufgethan: „Wenn jetzt noch ein franzöſiſcher Soldat durch die deutſchen Grenzen entrinnt, ſo werde ich mich ſchämen, eine Deutſche zu ſein." — Bei dieſen Worten ſah man Stein im Geſicht roth und längs ſeiner großen Naſe vor Zorn weiß werden, ſich erheben, verneigen und in geflügelter Rede alſo erwidern: „Ew. Majeſtät haben ſehr unrecht, ſolches hier auszuſprechen, und zwar über ein ſo großes, treues, tapferes Volk, welchem Sie anzugehören das Glück haben. Sie hätten ſagen ſollen, nicht des deutſchen Volkes ſchäme ich mich, ſondern meiner Brüder, Vettern und Genoſſen, der deutſchen Fürſten. Ich habe die Zeit durchlebt, ich lebte in den Jahren 1791 bis 1794 am Rhein; nicht das Volk hatte Schuld, man wußte

es nicht zu gebrauchen: hätten die deutſchen Könige und Fürſten ihre Schuldigkeit gethan, nimmer wäre ein Franzoſe über die Elbe, Oder oder Weichſel, geſchweige über den Dnieſtr gekommen." — Und die Kaiſerin hatte die Rede aufgenommen, wie ſie nicht anders konnte, und mit aller Faſſung gedankt: „Sie mögen vielleicht Recht haben, Herr Baron, ich danke Ihnen für die Lection."

Es ſei hierzu bemerkt, daß die Kaiſerin vorher allen Kleingläubigen und Feigen vorangeweſen war. Ebenſo ihr zweiter Sohn Konſtantin, der auf die Nachricht vom Brande Moskaus „durch alle Gaſſen und Paläſte Frieden! Frieden! ſchrie." Ebenſo eine Anzahl anderer Ruſſen. Aber während dieſer Schreckenstage voll Angſt und Erſchütterung, fährt Arndt fort, „ſtand mein Ritter feſt und unerſchütterlich da. Nie habe ich ihn friſcher und rüſtiger geſehn, als in dieſen entſcheidenden Wochen. Auch Kaiſer Alexander ſtand und hielt feſt. Ich habe nicht mitgeſeſſen im innern Rath und weiß nicht, wie viel er ſich auf Steins Muth und Tugend geſtützt hat; genug, trotz aller Neigungen und Senkungen nach der andern Seite hin und trotz Napoleons Sendungen, Friede ward nicht geſchloſſen." Er wurde — ſchon das ſpätere Verhalten Alexanders, als Stein nicht mehr ſein Berather war, zeigt es, aber auch Arndt ſagt es im weitern Verlauf indirect — deshalb nicht geſchloſſen, weil Stein ihn nicht wollte. Gewiß, Arndt hat nicht mit im Rath geſeſſen. Er wurde aber ſehr bald in die Stellung eines Geheimſecretärs Steins erhoben und las in dieſer deſſen Correſpondenz mit dem Kaiſer, aus welcher hervorging, daß dieſer ſich auf Stein allerdings ſehr viel ſtützte. „Lehrreich, oft entzückend und erfreulich waren dieſe Steinſchen Aufſätze und Briefe durch die Einblicke in das ganze volle ſtürmiſche Herz des Mannes und in die Großartigkeit, womit er die Dinge vor dem Kaiſer Alexander behandelte, um das ganze ſeit dem tilſiter Frieden befolgte, zugleich ebenſo ſchwächliche als treuloſe Syſtem zu lockern und zu brechen und den zähen Träger deſſelben, den Miniſter Romanzoff vom Staatsruder herunterzuſtürzen. Wenn ich nun in dieſen Papieren und Briefen Steins Art und Rede zu Alexander las und wie er die Politik der letzten fünf Jahr malte, und den ſchleichenden honigſüßen und honigweichen Charakter an den Galgen der Schande hängte, bei welcher Malung und Hängung doch einige Schmuzflecke auf den Kaiſer abſpritzen konnten, ſo erkannte und bewunderte ich die ganze Herzhaftigkeit und Muthigkeit Steins."

Charakteriſtiſch iſt ferner das Verhältniß Steins zu dem Herzog von Oldenburg, der damals an die Spitze jener deutſchen Legion treten ſollte. Der Herzog „wollte alles mit, durch und für die Fürſten anfangen und in ihrem Namen Deutſchland! rufen (auch ſpäter von kleinen und kleinſinnigen Gekrönten, namentlich gegen Preußen, häufig geſchehen), Stein aber meinte

mit einem sehr spanischen Gefühl, auch den Fürsten müsse man erst lehren, wieder deutsch zu gehorchen und nicht zu glauben, daß Gott allein für sie die Welt geschaffen habe", und bei dieser Meinungsverschiedenheit kamen der Weserfürst und der Rheinritter immer weiter auseinander.

Ganz besonders bezeichnend ist die Art, wie Stein sich in Köln zu dem Großherzog von Weimar stellte. Der hochgeborne Freiherr schien dem höher gebornen Fürsten auch nicht einen Augenblick unterlegen, ja wo von ernsten Dingen gesprochen wurde, schien Stein immer als Fürst und der andere oft nicht viel über dem Diener zu stehen, und der Herzog mußte sich wiederholt Dinge sagen lassen, die eine Zurechtweisung in bester Form enthielten. Eines Abends begann Karl August, der eben von Stuttgart gekommen und noch warm von den Eindrücken der nächstverflossenen Wochen war, auf die würtemberger Stände zu schelten und meinte, daß sein dortiger Herr Vetter Recht habe, die von ihnen erhobnen Ansprüche nicht zugestehen zu wollen. Er that dies in den herkömmlichen Ausdrücken von „spitzköpfigen Schreibern und Advocaten". Da nahm Stein das Wort: „Ew. königliche Hoheit mögen in einigen Stücken Recht haben, ich will auch alle Künste und Kniffe der Schreiber und Advocaten in der Welt nicht vertreten. Aber Ew. H. sprechen und empfinden hier wie ein Fürst; der König von Würtemberg darf aber nicht vergessen, daß Napoleon ihm nicht schenken konnte, was nicht sein war. Die Würtemberger, die Städte und ihre Bürgermeister und Schreiber haben den kleinen Grafen von Teck zum Herzog gemacht, indem sie den Reichsadel und die Reichsunmittelbaren ausgekauft und weggekauft und das Gebiet erworben und abgerundet haben. Sie hatten ihre ständischen Rechte und Freiheiten, und die verlangen und fordern sie wieder."

Eine weit nachdrücklichere Zurechtweisung zog sich der Großherzog bekanntlich von Stein bei einem Gespräch über Zacharias Werner zu, wo die königliche Hoheit auf die Bemerkung Steins, Werners cynische Ansicht vom weiblichen Geschlecht sei eine fürstliche, den Freiherrn errinnern zu dürfen glaubte, daß auch er wol nicht immer wie Joseph gelebt habe.

Ging Stein mit Fürsten so rücksichtslos um, so waren vornehme Privatpersonen noch weniger vor seinem Freimuth sicher. „Er mag kommen," läßt er dem in Berlin viel geltenden Fürsten Wittgenstein, der sich ihm anmeldete, sagen, „aber er wird mirs nicht übel nehmen, wenn ich ihn die Treppe hinabwerfen lasse." Aehnlich ging es jenem Grafen Reisach, und sehr übel wurde von ihm der bairische Heros Fürst Wrede behandelt. Wir geben die Geschichte, die sich neben dem Denkmal, welches man dem Herrn später setzte, eher wie alles Andere als wie eine Ehrensäule ausnimmt, als Beitrag zum Verständniß des Charakters des Vielgefeierten.

„Stein ist einen Tag zum Mittagsessen auf dem Landhaus seines Bankiers Metzler und Comp. Als sie eben beim Kaffeetische sitzen, fährt ein prächtiger Wagen vor, und der bairische Feldmarschall Graf Wrede läßt sich melden. Bei diesem Ton springt Stein auf, öffnet die Thür und ruft seinen Leuten zu sogleich anzuspannen. Metzlers wollen ihn halten, aber er eilt hinaus, sagend: Mit einem solchen verfluchten Räuber sitze ich nicht in demselben Zimmer. Er läßt den Baier an sich vorübergehen und fährt fort.“ Dieser Zorn gegen Wrede hatte seine Veranlassung darin, daß von allen deutschen Truppen unter französischem Commando in Norddeutschland die Baiern und die Darmstädter durch Rohheit, Zuchtlosigkeit und Plünderungssucht den schlechtesten Ruf hinter sich gelassen hatten. „Wrede ward wol mit Recht beschuldigt, den Seinigen nicht nur vieles nachgesehen, sondern ihnen auch das böseste Beispiel gegeben zu haben. Bei einem solchen Beispiel hatte ihn nun Stein erfaßt und zwar recht tüchtig angefaßt. Wrede war in Schloß Oels in Schlesien einquartirt, im Schlosse des Herzogs von Braunschweig. Hier hatte er es ganz den gierig unverschämten französischen Räubern nachgemacht, dem Soult, Massena und ihresgleichen, welche das Silber, womit sie von ihren Wirthen bedient wurden, nach der Tafel gewöhnlich einpacken und mit ihrem Gepäck wandern ließen. So hatte Wrede in Oels bei seinem Abzuge alles herzogliche Schloßsilber mit zu seinem Feldgepäck legen lassen. Der arme Schloßvoigt hatte dem nicht wehren gekonnt, hatte aber, damit er selbst nicht für den Räuber und Dieb des herzoglichen Silberschatzes gehalten würde, den Marschall um einen Schein gebeten, daß er in Kraft des Kriegsbefehls es sich habe ausliefern lassen. Und wirklich hatte der Feldmarschall ihm den genau specificirten Schein bei seinem Abmarsch in einfältiger deutscher Ueberraschung unterschrieben. Dieses Papierchen ward nun im Jahr 1813 Steins Händen übergeben und Wrede hatte den Werth des Raubes im folgenden Jahre mit einer hübschen Summe Geld zurückzahlen müssen.“

Stein war für Erhaltung von Familienbesitz und zu dem Zweck für Erhaltung von größern und kleinern Gutscomplexen, als welche allein sich vererben. Er sah hierin nicht blos eine Befestigung des Glücks, sondern noch mehr eine Befestigung der Tugend, und klagte, daß mit der allgemeinen Wandelbarkeit des Grundbesitzes auch eine Wandelbarkeit und Verflüchtigung der Gemüther, eine Auflockerung der Sitten verbunden sein werde. Wir theilen diese Ansicht nicht, finden es aber thöricht, wenn man ihn deshalb einen Ultraaristokraten und nichts weiter gescholten hat. Er „war kein Junker, der nur um sich greifen und auf Kosten der Bauern und Kleinen das Gebiet seiner Schlösser und Forsten fein und schön schließen und abrunden wollte.“ Er wollte nur, daß die Familien der Bauern ebenso im Besitz der

Güter ihrer Väter geschützt sein sollten, als die Söhne und Enkel der Adeligen. Weil dies in Westphalen noch bestand, hatte er dieses Land der rothen Erde so lieb, fühlte er sich auf diesem Boden heimischer als in Nassau. Ueberhaupt aber „war sein Blick seit den Schlachten an der Katzbach, bei Dennewitz und bei Leipzig, nur nach dem Norden gerichtet, nach dem Volke, was zwischen der Weser, Elbe, Weichsel bis zum Pregel wohnt, nach dem glorreichen Stamm, der dieses Volk beherrscht, nach den Hohenzollern. Der Geist und Muth seiner Jugend, die nur dem großen Friedrich von Preußen dienen gewollt, erwachte wieder, als er zum Greise geworden. „Hier sah er Deutschlands Zukunft aufdämmern, hier die Macht und Herrlichkeit, wovon wir schon in den Jahren 1813 und 1815 geträumt hatten."

Wir kommen zum Schluß. Stein war fromm, wie er tapfer und redlich war. Aber selbst in ernsten Gesprächen führte er Gott selten im Munde. „Nichts war ihm verhaßter als Maulchristen, ja selbst Mundchristen wurden ihm leicht verdächtig als Gleisner und Scheinheilige." „Er pries sich glücklich, daß er durch seine Eltern ein Lutheraner war." „Er glaubte das Erlösungswerk des lutherischen Katechismus." Wenn er aber darauf zu sprechen kam, so sagte er: „Das ist ein Geheimniß, wobei einem verworrener wird, je mehr man darüber schwatzt und klügelt; vor einem Geheimniß stehe ich still, daran glaube ich, aber von Gott weiß und fühle ich was." Sonntags ging er mit seinen Kindern und Hausgenossen immer in den Vormittagsgottesdienst. Da sagte er: „Man geht oft in die Kirche ohne Herzensbedürfniß, aber ein alter Mann und ein Hausherr ist der Jugend ein Beispiel schuldig, und oft nimmt man doch etwas mit nach Hause, was man nicht gehofft hatte." Ueber gewisse Geistliche äußerte er: „Die dummen Kerle haben die Kapitel vergessen, die im Allerheiligsten der Bundeslade in Gold eingewickelt liegen, vor welchen sie anbeten sollen, sie wissen viel mehr zu schwatzen und Glossen zu machen über die Ochsen und Esel, welche die Bundeslade ziehen sollen. Das Herz empor! und den Hut ab in Ehrfurcht! Das empfinden sie nicht. Je nun, wir können uns doch trösten, ist die Predigt schlecht, so klingt doch noch mitunter ein Lied von Doctor Luther oder Paul Gerhard, und wenn man fromm sein will, so gehts doch."

Stein starb den 29. Juni 1831. Arndt nennt ihn unsern zweiten Arminius, den größten Deutschen des 19. Jahrhunderts neben Goethe, Deutschlands politischen Martin Luther „seiner ganzen Natürlichkeit nach, an Leib und Geist, auch mit denselben Tugenden und Fehlern." Wer das Leben und die Schriften des Generals Friedrich von Gagern kennt, wird sich noch zu einem dritten Vergleich hingeführt sehen. Friedrich von Gagern hatte alles, was an Stein preiswürdig war, und mehr als das, er war zugleich ein in allen Dingen vollkommen klarer, vollkommen durchgebildeter Geist. Er, wenn

überhaupt irgend jemand — hätte die Aufgabe unſrer Nation im Jahre 1848, die er Jahrzehnte lang vorausgeſehen und für alle Folgezeit ſo präcis formulirt hatte, daß kaum noch etwas daran zu ändern ſein wird, löſen können, wie Stein die Aufgabe von 1812 löſte. Sein Tod an der Schwelle einer ſolchen Wirkſamkeit war der ſchwerſte Schlag, der damals unſre Hoffnungen traf.

Bilder aus Griechenland.

4.

Die Alterthümer unter der Burg. — Das moderne Athen.

Wie man in Aegypten die Wunderbauten von Karnak und Luxor zuletzt ſehen ſollte, da nach ihnen alle andern an Wirkung verlieren, ſo ſollte man in Athen die Akropolis nicht eher beſuchen, als bis man die Reſte des Alterthums betrachtet hat, die außer ihr übrig ſind. Allein hier wie dort vermag nur eine ſehr ſtarke Selbſtbeherrſchung dem Zauber zu widerſtehen, der das Gemüth am Guten vorüber zum Beſten hinzieht, und ſo mag denn häufig der Fall eintreten, mit dem die Regel droht: wir verlernen das Bewundern, verlieren es in der Erinnerung an jenes Beſte und Größte wenigſtens zum Theil. Dies iſt in Athen noch weit mehr der Fall als in Aegypten. Tritt hier, wenn wir vor den Tempeln von Denderah, von Kom Ombo, von Esneh oder Philä ſtehen, das Bild der Pylonen und Säulenhallen, der Koloſſe und Obelisken der Stätte von Theben nur als ein Andenken, als Schatten zum Vergleich neben uns, ſo ragt dort über den Bauten der untern Stadt die Akropolis in unmittelbarſter Nähe als prächtige, überwältigende Wirklichkeit vor dem Blick des Beſchauers, und während ſie uns erhaben wie ein Weihgeſchenk der Götter erſcheint, empfinden wir vor allem Andern nur wie vor ſchönem Menſchenwerk. „Er liegt recht niedlich da, faſt wie ein Toilettenkäſtchen," dachte ich, vom Parthenon zurückkehrend, als der Theſeustempel ſich unten zeigte. Und ebenſo ging mirs mit dem Tempel der Winde, mit dem Denkmal des Lyſikrates, dem Thor Hadrians. Alle wirkten auf den erſten Anblick kaum anders, als anmuthige Nippes, und es bedurfte auch ſpäter, wo ich durch Concentrirung der Aufmerkſamkeit auf ihre Details zum vollen Genuß ihrer Schönheit gelangt war, der Abwendung von dem Gedanken an jene Schöpfung des Perikles und Phidias, um nicht irre zu werden.

Ich ſchildere nun dieſe Alterthümer unter der Burg in der Reihenfolge, daß ich erſt die gebe, welchen man bei einem Rundgang um den heiligen Hügel begegnet, und dann, mit dem Theſeion beginnend, die zeige, welche in der Stadt und um dieſelbe zerſtreut liegen. Den Anfang möge das Odeion des Herodes Atticus machen, in das man, wie bemerkt, beim Hinaufſteigen nach der Freitreppe der Propyläen rechts hinabblickt, und welches hier ausführlicher beſchrieben werden mag, da es erſt kürzlich ganz von Schutt befreit worden iſt. Von oben hat man zunächſt die grauen hufeiſenförmigen nach unten ſich verkleinernden niedrigen Steinſtufen vor ſich, welche zu Bänken dienten. In der Tiefe gewahrt man die ungefähr 20 Schritt tiefe und 50 Schritt breite Orcheſtra. Dahinter ſchließt das Ganze mit einer dicken, mit Bogenfenſtern durchbrochenen Mauer von Quadern, die von gleicher Höhe mit den oberſten Sitzreihen iſt und wahrſcheinlich die Nordſeite eines Vorbaus bildete. Von den Cedernbalken des ehemaligen Daches iſt nichts mehr vorhanden. Sie müſſen außerordentlich groß geweſen ſein, da das Gebäude gegen fünftauſend Perſonen faßte. Die Bänke ſind durch einen horizontalen Mittelgang in eine untere größere Hälfte von 20, und in eine obere kleinere von 13 Stufen geſchieden. Die unterſte muß für bevorzugte Perſonen beſtimmt geweſen ſein; denn ſie hat eine Lehne und eine Schemelſtufe, und hinter ihr befindet ſich ein breiter Gang. Die Sitze ſind von penteliſchem Marmor, der Fußboden iſt mit Platten von einem ſchön geäderten Kalkſtein ausgelegt. Zu den untern Sitzreihen führte an jeder Seite ein unterer Eingang, welcher wie die Bühne mit Statuen in Niſchen geſchmückt war; zu den obern dagegen gelangte man auf rechts und links hinaufgehenden Treppen, die auf den mittlern Umkreis ausmündeten. Das Odeion diente zur Aufführung von dramatiſchen Werken, in denen die Muſik vorherrſchte, war alſo in gewiſſem Sinn das Opernhaus Athens. Es wurde um das Jahr 140 n. Chr. erbaut. Durch wen und wann es zerſtört wurde, iſt unbekannt.

Das Odeion des Perikles iſt vollſtändig verſchwunden. Es lag in der Nähe des Dionyſostheaters, welches ſich einige hundert Schritt weiter öſtlich ebenfalls hart unter der ſüdlichen Mauer der Akropolis befand, jetzt aber bis auf unbedeutende Reſte vom Mauerwerk der Skene und einige Steinbänke ebenfalls in Schutt und Trümmer zerfallen iſt. Hier feierten Sophokles und Ariſtophanes ihre Triumphe. Ueber dem Theater ragen dicht neben dem Felſen, der die Burg trägt, zwei hohe weiße Säulen, und nicht fern davon geht eine kleine Grotte in den Berg hinein. Die letztere war bis vor kurzem eine Kapelle der Panagia Spiliotiſſa d. i. der allerheiligſten Jungfrau, der Höhlenbewohnerin; einſt aber war ſie dem Gotte des Theaters drunten, Dionyſos geweiht. Jene Säulen über ihr hatten gleichfalls auf dieſen Gott Bezug, indem ſie zwei von jenen ehernen Dreifüßen trugen, mit welchen man

die Sieger in den dramatiſchen Wettkämpfen ehrte, und welche dieſe Sieger dann hier vor dem, der ſie begeiſtert, aufzuſtellen pflegten. Ein Beweis dafür ſind die dreieckigen Kapitäle. Die Säulen gehören, wie unter anderm ihre Inſchriften zeigen, gleich der ganzen Sitte der römiſchen Zeit an, und ſind die einzigen, welche von einer großen Zahl ähnlicher, demſelben Zwecke gewidmeter, die einſt hier im Südoſten der Akropolis ſtanden, noch übrig ſind.

Gehen wir weiter nach Norden, ſo ſtoßen wir auf einen kleinen thurmartigen Bau von penteliſchem Marmor, welcher — Gott weiß von welcher wunderlichen Phantaſie zuerſt — als die Laterne des Diogenes bezeichnet worden iſt. Seine Inſchrift ſagt uns, daß wir in ihm das Denkmal des Choragen Lyſikrates vor uns haben, der in der Zeit Alexanders des Großen mit einem Knabenchor im Theater einen Sieg gewann. Auf einem viereckigen Unterbau erheben ſich gerundete Wände, um welche 6 korinthiſche Säulen mit 13 Cannelüren ſtehen, die auf überaus zierlichen Kapitälen das Gebälk des Kuppeldachs tragen. Auf dem Architrav lieſt man die erwähnte Inſchrift. Auf dem Fries darüber erzählt ein geſchmackvoll gearbeitetes Relief den Mythus, nach welchem Dionyſos, von tyrrheniſchen Seeräubern angegriffen, ſich der Feinde dadurch entledigt, daß er ſie in Delphine verwandelt. Es iſt eine mit großer Feinheit, Anmuth und Lebendigkeit ausgeführte Verſteinerung des bekannten homeriſchen Hymnus auf den Gott, nur daß ſtatt der Wendung, wo der Dichter den Gegenſtand ſeines Loblieds ſelbſt zum Löwen werden läßt, die Sculptur, die ſolche Metamorphoſen nicht darſtellen durfte, uns Dionyſos nur auf einem Löwen ſitzend zeigt. Das Dach iſt mit ſchuppenförmigen Marmorplatten gedeckt, mit denen daſſelbe einem Pinienzapfen gleicht. Die Spitze läßt einen runden, ſchön gegliederten Stamm aus ſich hervorſtreben, der oben nach drei Seiten Ranken mit Laubwerk ausſendet. Hier ſtand der Dreifuß, den Lyſikrates ſich erobert. Der ganze Bau, der erſt vor kurzem aus den Mauern eines Kloſters, mit denen ihn die Geſchmackloſigkeit des Mittelalters verklebt hatte, herausgeſchält worden iſt, hat eine Höhe von 34 und einen Durchmeſſer von 7 Fuß.

An der Nordſeite des Akropolishügels befinden ſich keine Alterthümer. Doch mag eine der hier ſich öffnenden Höhlen, in deren Wand man viereckige Vertiefungen wie zur Aufſtellung von Weihgeſchenken eingehauen ſieht, die Pansgrotte ſein, in welcher Schalk Ariſtophanes die ſchöne Eheſtandsſcene zwiſchen Kineſias und Myrrhine ſpielen läßt.

So ſind wir wieder im Weſten, am Aufgang nach dem Thor zur Akropolis. An jeden der Hügel, die hier ſich in einer Gruppe erheben, knüpfen ſich große und ernſte Erinnerungen. Wie durch einen Felsſturz hingeworfen, liegen vor uns zunächſt die kahlen braunen Blöcke des Hügels, in dem man den Areopag erkannt hat. Hier fand Oreſtes Verzeihung des Muttermordes,

hier verkündete Paulus die Mähr vom unbekannten Gotte, und hier in der wilden düstern Schlucht daneben, in welche ein in den Fels gehauener Weg hinabführt, wohnten an der Quelle, die noch jetzt wie ihr finster blickendes Auge heraufstarrt, die Göttinnen der Blutrache.

Südlich von hier steigt der Museionshügel an, wo Musaeus gesungen haben und begraben sein soll. Später legte Demetrius Poliorketes hier eine Zwingburg an. Jetzt erhebt sich auf dem Gipfel das Denkmal des Seleuciden Philopappus, welches einst ungemein prachtvoll gewesen sein muß, dessen Reliefs, Statuen und Inschriften aber jetzt so verstümmelt sind, daß ich mich hier mit der bloßen Erwähnung begnügen kann. Ebenso wenig bedürfen einer ausführlichen Erwähnung die drei in den Felsen gehauenen Vorrathskammern, die auf der nördlichen Seite am Fuße des Museionshügels sich finden, und in denen Leute, die alles sehen, was sie sehen wollen, das Gefängniß des Sokrates entdeckt haben. Mehr Wahrscheinlichkeit hat die Ansicht für sich, daß die große Familiengruft an dem südwestlichen Abhange das Grab Kimons, des Siegers in der Doppelschlacht am Eurymedon, sei. Unten im Thale schlängelt sich, bald nachher in morastigem Boden verschwindend, das in der Sommerszeit fast wasserlose Bächlein des Ilissus hin. Der nächste Hügel im Nordwesten ist die Pnyx, die Stätte der Volksversammlungen im alten Athen. Auf der Seite, die der Stadt zugekehrt ist, breitet sich einige Fuß unter der höchsten Stelle ein weiter halbkreisförmiger Platz aus, der künstlich geebnet ist. Da, wo das Terrain nach Norden hin eine Senkung bildete, hat man eine Mauer aufgeführt, die sich eine Strecke weit verfolgen läßt, und deren Steine, in der Weise von Cyklopenbauten zusammengefügt, zum Theil von riesigen Maßen sind. In der Mitte des Hufeisens, welches die Pnyx nach Westen, Süden und Osten hin darstellt, springt aus dem natürlichen Felsen anderthalb Mann hoch ein mächtiger Steinwürfel hervor, zu dem, rechts und links an die Felswand sich anlehnend, acht ziemlich regelmäßige Stufen hinaufführen. Die Oberfläche ist jetzt rauh. Einst mochte sie mit glatten Tafeln belegt und dadurch erhöht sein; denn nur so löst sich der Widerspruch, der gegen die Meinung, daß hier das Bema, die Rednerbühne gewesen, darauf hin erhoben worden ist, daß man im Plutarch liest, es sei von hier das Meer zu sehen gewesen, was jetzt nicht der Fall ist.

Ich besuchte die Stätte mit einem berliner Philologen und einem in Athen wohnhaften deutschen Archäologen, der Landsleuten gefällig als Führer dient. Jener erhob Zweifel, ob der Redner auf dem Würfel bis an das Ende des ungefähr siebentausend Menschen fassenden Zuhörerraums verstanden worden sei. Aber eine Probe, die mit den Anfangsworten der Rede für den Kranz gemacht wurde, zeigte, daß selbst ein Organ, welches nichts von dem Donner des Perikles hatte, bis in die entfernteste Ecke verständlich war.

Andere Einwürfe ſcheinen ſich durch die für eine Rednerbühne überaus günſtige Lage des Orts zu widerlegen. Vor ſich hatte der Sprecher im Areopag die Mahnung zur Gerechtigkeit, in der Tiefe lagen vor ſeinen Augen die Wohnungen der Bürger und dahinter die Fluren und Haine der Kephiſſosebne, links ſah er im Piräus die Flotte ankern und rechts leuchteten ihm die Tempelgiebel der Akropolis, ſchaute ihm das gewaltige Antlitz der höchſten Gottheit der Vaterſtadt, von den Siegen ſtrahlend, die ſie erfochten, begeiſternd in die Seele. Man begreift hier erſt ganz die Flamme der Vaterlandsliebe, die in den Reden des Demoſthenes lodert, aber wir wiſſen, daß auf dieſem Steine, den wir als heiligen Boden nur unbeſchuht betreten möchten, auch ein Aeſchines ſprach, der dem Macedonierkönig ſein Herz und ſeine Zunge verkauft hatte.

Unten läuft um die drei Seiten des Bema eine Stufe herum, in welche vorn Löcher eingehauen ſind, die vermuthlich Inſchrifttafeln oder Reliefplatten enthielten. Demſelben Zwecke dienten wahrſcheinlich die 43 kleinen Niſchen, die man an der nach Südoſten verlaufenden Felswand gewahrt. Ausgrabungen, die hier angeſtellt wurden, ließen Weihgeſchenke finden, welche dem höchſten Zeus gewidmet waren, unter deſſen Schutz der ganze Ort geſtanden zu haben ſcheint.

Die Umgebung der Pnyx war im Alterthum gleich den benachbarten Senkungen und Hügelflanken mit Häuſern bedeckt. Jetzt trifft man hier nur noch einzelne Mauerreſte, behauene Steine, Felskammern und Ciſternen an, und nicht ein einziger Baum oder Strauch iſt von den Gärten der vornehmen Welt übrig, die hier vorzüglich gewohnt haben mag. Ebenſo öde iſt der im Nordweſten gelegene, verſchiedene Grotten und Höhlen zeigende Nymphenhügel, der ſeinen Namen von einer Inſchrift hat, welche hier auf einem Steinblock zu leſen iſt. An dem Wege, der hinaufführt, wies unſer Cicerone uns ein Felsſtück, an dem neugriechiſcher Aberglaube Frauen, die mit Nachkommenſchaft geſegnet ſein wollen, hinabzurutſchen gebietet. Die Stelle iſt glatt und glänzend wie polirt, und der Gebrauch ſcheint ſomit fleißig prakticirt zu werden. Den Gipfel krönt eine kleine buntbemalte Sternwarte. Statt des ſchalkhaften Gelächters der Nymphen, die ſich das Alterthum als Bewohnerinnen jener Grotten denken mochte, hört man jetzt nur das Gegrunz und Gequiek von Schweinen, die hier das Ende ihres Daſeins auf der nahen, von Raben umkrächzten Schlachtſtelle erwarten.

Steigen wir in die Ebne hinab, ſo haben wir zunächſt in der Entfernung von einigen hundert Schritten nordöſtlich den Theſeustempel mit ſeinen röthlichgelben Mauern und Säulen vor uns. Von Kimon erbaut und über 2,300 Jahre alt, iſt er von allen Heiligthümern Griechenlands am beſten erhalten — ein Umſtand, der ſich theils daher, daß er zeitig in eine Kirche verwandelt wurde, theils aus ſeiner Lage erklärt, die ihn bei Kriegsereigniſſen

keine hervorragende Rolle spielen ließ. Gegenwärtig dient er als eine Art Museum zur Aufbewahrung griechischer Alterthümer. Dem Stil nach steht er dem Parthenon nahe, doch mangelt ihm die Vollendung in den einzelnen Theilen, die wir dort bewundern, auch wirkt er bei seiner Stellung in der Tiefe und in unmittelbarer Nähe des häßlichsten Quartiers der Stadt und bei seiner verhältnißmäßigen Kleinheit bei weitem nicht so mächtig, wie jenes Wunderwerk des Phidias. Auf einem Unterbau von Porosquadern erhebt sich der Tempel zu einer Höhe von 32 Fuß. Seine Länge beträgt 104, seine Breite 46 Fuß. Um die Cella läuft ein dorischer Säulengang, und zwar stehen an jeder Langseite 13, an jeder schmalen Seite 6 Säulen. Wie der Parthenon hat auch das Theseion an der Cella eine Vorhalle im Osten und eine etwas weniger tiefe im Westen. Im Osten war der Eingang, der aber jetzt vermauert ist. Von den Giebeln hatte nur der östliche einen Schmuck von Statuen, gegenwärtig ist auch er ohne diese Zierde. Wenn sich beim Parthenon die Kette der Metopen um alle vier Seiten zog, und ebenso der Festzug der Panathenäen um den ganzen Fries der Cella herumging, so sind beim Theseustempel lediglich die 10 Metopen der Ostseite vollständig mit Sculpturen geschmückt. Die Westfronte entbehrt derselben völlig, und an der Nord- und Südseite sind nur je vier der östlichen Fronte am nächsten befindliche Metopen mit Bildhauerarbeit verziert; an der Cellawand aber hat blos die Ost- und die Westseite einen Hautrelieffries, und zwar jene einen längeren, diesen einen kürzeren. Jene Metopen, die sehr verstümmelt sind, scheinen auf der Ostfronte Thaten des Herakles, an der Süd- und Nordseite Ereignisse aus dem Leben des Theseus vorgestellt zu haben; wenigstens läßt sich die eine auf den Kampf mit dem Minotaurus, eine andere auf den Fang des marathonischen Stiers und eine dritte (im Norden) auf den Sturz Skirons vom Felsen deuten. In dem gleichfalls stark beschädigten Friesrelief über dem einstigen Eingang wollen die Einen den Kampf der Giganten mit den Göttern erkennen, Andere dagegen den Streit des Theseus mit seinen Verwandten, den Pallantiden. Wer Recht hat, bleibe dahin gestellt. Dagegen ist kein Zweifel, daß der Relieffries über dem Opisthodomus im Westen den Kampf der Centauren und Lapithen darstellt. Deutlich erkennt man hier Theseus neben einem von ihm getödteten Centauren, während gegen die Mitte hin sein Genosse Käneus von den Gegnern gesteinigt wird. Die Figuren waren in alter Zeit bemalt. Jetzt ist davon ebenso wenig mehr zu sehen, als von den bunten Mäanderverzierungen am Gepälk, von den Sternen in den Kassetten des Deckenfeldes und von den Gemälden, mit denen Mikon die innern Wände des Tempels verzierte.

Die Sammlung von Skulpturwerken, die gegenwärtig in der Cella aufgestellt ist, enthält manche gute Arbeit und verschiedene Stücke von hohem

Interesse für den Kunsthistoriker. Zu den letzteren gehören vorzüglich die beiden Apollobilder in der Nordwestecke. Das eine wurde auf der Insel Thera, das andere auf Naxos gefunden. Jenes ist von gewöhnlicher Mannesgröße und bis auf die fehlenden Füße wohl erhalten. Es gehört der Kunstperiode an, wo das Geheimniß, Bewegung und Leben in die Ruhe der Steinbilder zu bringen, noch nicht entdeckt war und erinnert lebhaft an ägyptische Sculpturen. In steifer Regelmäßigkeit ringeln sich die Locken um Stirn und Nacken, steif ist das Lächeln, das um die scharfgeschnittenen Lippen schwebt, steif sind die am Körper anliegenden Arme und nur sehr wenig tritt das eine Bein vor das andere heraus. Aehnlich ist die andere Statue, welche kleiner und weniger sorgfältig ausgeführt ist. Aus späterer, schon mehr künstlerisch gebildeter Zeit stammt der über 6 Fuß hohe Grabpfeiler mit dem Reliefbild eines gepanzerten Mannes, den die Inschrift an der Basis Aristion nennt. Dieser Pfeiler wurde in der Nähe von Marathon gefunden, weshalb man die Figur als den marathonischen Kämpfer bezeichnet hat. Besonders interessant sind die Spuren von Bemalung auf dem Marmor: die Grundfläche war dunkelroth gefärbt, auf dem Harnisch zeigen sich gelbe und röthliche Verzierungen, ein Blitz, Sterne, ein Löwenkopf, Mäanderlinien u. a. m. Das Museum ist überhaupt ziemlich reich an Resten von Grabdenkmälern, unter denen sich vorzüglich mehre größere mit Hautrelieffiguren, die Stelen mit prächtigem Blätterschmuck und die sogenannten marathonischen Marmorvasen auszeichnen. Eine vortreffliche Arbeit ist die große guterhaltene Hermesstatue, die von Talanti in der Nähe von Lamia hierher geliefert worden ist. Ein leichter zusammengefalteter Mantel fällt von der linken Schulter herab über den Arm. In meisterhafter Weise ist das Ebenmaß des muskulösen Körpers dargestellt. Eine ähnliche Statue, die indeß nicht so gut conservirt ist, steht an der Thür. Sehr schön ist ferner ein kolossaler weiblicher Torso, den man nach dem schmerzlichen Zug um den Mund für eine Niobe halten möchte. Sodann mag die kleine Pansstatue an der südlichen Wand erwähnt werden. Auf derselben Seite befinden sich auch die im Piräus gefundenen Inschriften, die Böckh Anlaß zu seiner berühmten Abhandlung über das Seewesen der alten Athener gaben. Endlich sei noch der im Opisthodomos aufgestellte große schwarze Marmorblock von Thera genannt, dessen Inschrift die ältesten Buchstaben zeigt, deren sich Griechenland bediente. Vor dem Tempel liegen ebenfalls noch mehre Inschriftsteine, von denen einer den Kaiser Hadrian den olympischen nennt. Ferner trifft man hier einen großen Sarkophag aus römischer Zeit und daneben eine Statue des Zeus mit dem Adler von guter Arbeit. Auf dem Postamente vor den Marmorsitzen endlich steht eine überlebensgroße Siegesgöttin, die in Megara gefunden worden sein soll, und ebenfalls meisterhaft ausgeführt, aber leider sehr beschädigt ist.

Neben dem Theseion breitete sich einst die Agora, der Markt von Athen mit seinen Hallen aus. Jetzt ist hier ein Exercirplatz.

Geht man von hier nach der im Nordosten gelegenen nächsten Kirche hin und wendet man sich von dieser in die nach Süden führende enge Gasse, so gelangt man nach einigen vierzig Schritten an einen offnen Hof, in welchem die fälschlich sogenannten Giganten stehen, große, jetzt kopf- und armlose Marmorbilder von geringem Kunstwerth, deren Füße in Schlangen- oder Fischschwänze endigen,[1] und die wahrscheinlich einige von den zwölf Heroen darstellten, nach denen sich die Stämme der attischen Bevölkerung nannten. Noch weiter südlich bei einer zweiten Kirche stößt man auf Reste eines Baues, in dem man das Rathhaus des alten Athen vermuthet. Oestlich aber von den Giganten erheben sich auf einem kleinen freien Platze die Ueberbleibsel des zur Zeit des Augustus errichteten Thores der Athene Archegetis, vier dorische Säulen mit einem breiten Durchgang in der Mitte und zwei engeren an beiden Seiten. Noch eine Strecke weiter nach Osten in der Nähe einer alten Palme und verschiedener türkischer Kuppelbauten steht auf der Aeolusstraße der Thurm der Winde. Dieser achteckige, sehr wenig beschädigte Bau, von dem Syrer Andronikos Kyrrhestes 35 v. Chr. errichtet, war der Wetterzeiger und zugleich die Stadtuhr von Athen. Auf der Spitze des Daches, die Aehnlichkeit mit einem Säulenkapitäl hatte, war ein beweglicher Triton angebracht, welcher mit einem Stabe in der Rechten die Richtung angab, von wo der Wind herkam. An den Seitenflächen, die den acht Hauptgegenden der Windrose zugekehrt sind, sieht man die kolossalen geflügelten Gestalten der Windgottheiten in Relief abgebildet. Darüber befinden sich theilweis lesbare Inschriften, welche deren Namen nennen. In die Aeolusstraße hinab schaut Boreas, der Nordwind. Dieser bringt hier selten Regen, wol aber braust er meist mit großer Heftigkeit über das Land und im Winter erzeugt er durchdringende Kälte. Dem entsprechend ist er hier als unfreundlicher langbärtiger Greis mit faltigem Antlitz dargestellt. Ein weiter Mantel hüllt ihn ein, und an den Mund hält er eine Trompetenmuschel. Gehen wir links um den Thurm, so folgt Kaikias, der Nordostwind. Auch er hat die Gestalt eines alten bärtigen Mannes. In seinen Armen hält er einen Schild, aus dem er Hagelkörner und Regentropfen schüttet; denn der Nordost führt in Attika Hagel, Schnee und schwere Regengüsse herbei. Der Apeliotes oder Ostwind bringt im Sommer feuchte Luft und Regen nach Athen, und da er damit das Gedeihen der Feldfrüchte und Bäume fördert, so trägt er hier in seinem weiten Mantel Aehren und Obst. Uebrigens hat er keinen Bart. Der Euros oder Südost ist ebenfalls ein Regenwind, sein Bild ist bärtig und hat lange fliegende Haare, die wie sein flatternder Mantel seine Heftigkeit andeuten. Notos, der Südwind ist wie die folgenden Brüder als bartloser Jüngling dargestellt. Er bringt

Wärme und, wie das Gefäß versinnbildet, das er ausgießt, häufige Regenschauer. Lips, der Südwest, galt als der Schiffahrt besonders günstig und so zeigt er hier durch die Gallion, die er in der Hand hält, an, daß es Zeit sei, in See zu stechen. Der Zephyros oder Westwind schwebt als milder Jüngling in einem leichten, mit Blumen gefüllten Mantel und ohne Fußbegleitung hin. Skiron dagegen, der Nordwest, ist wieder ein finstrer bärtiger Alter, dicht bekleidet und mit dicken Stiefeln versehen, und gießt aus einer großen Schale Wasser aus. Unter den geflügelten Reliefsiguren waren metallne Stäbe für Sonnenuhren angebracht; die Schattenstriche, welche die Stunden anzeigten, sind an der Wand darunter noch erkennbar. Das Dachgesims hatte 24 Löwenköpfe, durch welche das Regenwasser ablief. Im Innern des Thurms befindet sich jetzt ein kleines Museum von Inschriften und Reliefs.

Gehen wir von hier nordwestlich über den Markt mit seinen Frucht-, Gemüse- und Fleischbuden und dann über den Hof der anstoßenden Kaserne, so kommen wir zu den Resten der Stoa Hadrians. Dieselbe war ein ebenso weitläufiger als prächtiger Bau, der zwei Tempel und eine Bibliothek einschloß. Jetzt steht nur noch die rechte Eckſäule der Vorhalle und dahinter an der Wand eine Reihe von sieben andern Säulen. Der Bau gehörte dem korinthischen Stil an. Die Säulen sind Monolithen von Cipollin. Das Innere enthält ebenfalls einige in der Nachbarschaft ausgegrabene Alterthümer.

Setzt man seine Wanderung von hier gegen Südost fort, so kommt man durch eine Anzahl enger, krummer und ärmlicher Gassen wieder in die Gegend des Lysikratesdenkmals. Hier am Ende der heutigen Stadt erhebt sich, ein Stück von den letzten Häusern entfernt, ein hohes antikes Marmorthor, der sogenannte Hadriansbogen. Es verband die alte Stadt mit der östlich gelegenen Neustadt, die vorzüglich durch Hadrian erweitert und ausgeschmückt wurde. Dies sagen noch jetzt die Inschriften auf beiden Seiten des Bogens, die beiläufig ziemlich trivial lauten. Die an der Nordwestseite verkündet dem Leser: „Athen ist dieses hier, des Theseus alte Stadt," die andere: „Dies ist des Hadrian, und nicht des Theseus Stadt." Der Bau besteht aus zwei Stockwerken. Das untere bildet einen großen Bogen, zu dessen Seiten früher korinthische Säulen standen, im obern sieht man zwischen Säulen und Pfeilern hohe Nischen, in denen jedenfalls Statuen aufgestellt waren. Darüber strebt noch ein Giebel empor, so daß das Ganze eine Höhe von mehr als 50 Fuß hat.

Trat man einst durch dieses Thor hinaus, so hatte man einen Tempel vor sich, der an Größe nur von den ägyptischen übertroffen wurde, und, da er durchweg aus weißem Marmor erbaut war, an Pracht auch diese nur aus gemeinem Sandstein errichteten Bauten überbot. Es war der von Hadrian auf den Trümmern eines ältern dorischen Heiligthums erbaute Tempel des

olympiſchen Zeus. Nicht weniger als 120 korinthiſche Säulen, jede von mehr als 60 Fuß Höhe und 6½ Fuß Durchmeſſer, von denen drei Reihen an den Fronten und zwei an den Langſeiten ſtanden, bildeten den Säulengang um die Cella, in der die aus Gold und Elfenbein gefertigte Koloſſalſtatue des Gottes ſich erhob. Das Ganze war über 350 Fuß lang und mehr als 160 Fuß breit. Malereien und Sculpturen aller Art zierten das Innere des Wunderbaus, und in dem heiligen Bezirk, welcher den Tempel umgab, befanden ſich Hunderte von Statuen, darunter mehre des kaiſerlichen Erbauers. Jetzt iſt die Umgebung des Heiligthums ein dürrer Grasfleck, mit Reſten von Gemäuer beſtreut. Die Cella iſt völlig verſchwunden, und von den 120 Säulen ſtehen nur noch 15 aufrecht, 13 zuſammen an der Südoſtecke, die ein Stück vom Architrav tragen, und nicht weit weſtlich davon noch zwei einzelne. Eine ſechzehnte warf der Orkan vom October 1852 um. Die übrigen wurden im Mittelalter von den byzantiniſchen Kaiſern und ſpäter von den Türken weggeholt.

Die noch ſtehende Säulengruppe nimmt ſich beſonders in der Abenddämmerung ſehr großartig aus, und noch beſſer in einer hellen Mondnacht, wo das Getümmel von Kaffeetrinkern, die ſich des Abends vor den hier errichteten beiden Schenkbuden tummeln, den feierlichen Eindruck nicht mehr ſtört und die Militärmuſik nicht zu fürchten iſt, welche einigemal in der Woche hier rumort. Aber ſo ſehr die Maße der Säulen imponiren und ſo zierlich ihre laubgeſchmückten Kapitäle ſind, vor dem feineren Geſchmack und dem gebildeten Auge hält das Olympieion kaum einen Vergleich mit dem Parthenon aus, mag man es ſich auch in ſeiner ganzen ungeheuren Pracht im Geiſte wieder aufbauen. Das Parthenon war eine Verkörperung der althelleniſchen Frömmigkeit, es entſtand aus dem in Perikles und Phidias gipfelnden Drang des Volkes, ſeiner höchſten Göttin ein ihrer würdiges Haus zu bauen, daher ſeine unnachahmliche Vollendung, ſeine harmoniſche Wirkung. Das Olympieion dagegen war weniger ein Tempel des olympiſchen Zeus, als ein Tempel des Hadrian, der ſich, gleich den Pharaonen Thebens, in ihm nicht nur verewigen wollte, ſondern ſich ſelbſt einen Altar darin errichtete. Bauluſt und Ruhmſucht waren ſeine Gründer, wie ſie die Gründer jener ſpätern ägyptiſchen Tempel waren.

Gegen Süden und Oſten ſieht man noch in mehren Quaderlagen Spuren der Terraſſe, welche dem Hadrianstempel als Unterbau diente. Dicht daneben murmelt an den Vorbergen des Hymettus zwiſchen Gärten der Iliſſus. In der Ferne glänzt das Meer. Steigen wir in ſüdöſtlicher Richtung nach dem Flüßchen hinab, ſo kommen wir nach einigen Schritten an einen kleinen Teich, über dem ſich eine niedrige, wildzerklüftete ſchwarze Felswand erhebt, von der bei ſtarken Regengüſſen der Iliſſus in einem Waſſerfall herabſtürzt. In trock-

ner Zeit rinnen aus dem Gestein nur einige Quellen dem Teiche zu. Wäscherinnen reinigen hier in der Weise des Alterthums ihre Wäsche und weithin schallt das Klatschen der Schlägel, mit denen sie arbeiten. Wir sind an der Kallirrhoë, wo einst die auf dem Hymettus hausenden Pelasger eben solche Wäscherinnen überfielen und entführten. Von den Säulen, mit denen Pisistratus die Quellen umgab, ist nichts mehr vorhanden, doch erkennt man im Felsen noch einige alte Röhrengänge.

Auf dem Ostufer des Ilissus standen im Alterthum mehre Heiligthümer: ein Tempel des Apollo, ein Aphroditentempel, und der in jonischem Stil erbaute sogenannte Ilissustempel. Von diesem war vor hundert Jahren nur der letztere noch übrig, und zwar hatte ihn das Christenthum in eine Kapelle der Panagia Sten Petran, der allerheiligsten Jungfrau auf dem Stein, verwandelt. Da ließ im Jahre 1674 ein französischer Botschafter darin eine Messe nach lateinischem Ritus lesen. Die Griechen erblickten in diesem Act eine Entweihung und zogen sich von dem Orte zurück. So verfiel der Tempel, und jetzt sieht man kaum noch eine Spur davon.

Das einzige noch deutlich hervortretende Denkmal alter Zeit in dieser Gegend ist das in einer Senkung zwischen den am Ilissus hinlaufenden Hügeln befindliche Stadium, wo die mit den Panathenäen verbundenen gymnastischen Spiele abgehalten wurden. Es war 600 Fuß lang. Wo die Senkung sich nach dem Flußthal öffnete, war eine starke Mauer aufgeführt, welche eine Ebene herstellte und das Abrutschen des Erdreichs verhinderte. Die Sitzreihen, auf denen gegen vierzigtausend Zuschauer Platz hatten, zogen sich in der Form eines sehr tief einbiegenden Hufeisens um die Wände des Thaleinschnitts hin. Herodes Atticus ließ sie mit pentelischem Marmor bekleiden, und wahrscheinlich war der Raum auch sonst mit Werken der Kunst geziert. Jetzt ist von aller dieser Herrlichkeit nichts mehr zu finden, und nur die Substructionsmauer steht noch wie zur Zeit ihres Erbauers Lykurg. Auf der Arena trafen wir ein Gerstenfeld, an den Abhängen Disteln und wilden Thymian, starkduftende Kamillen und Wolfsmilch, so wie einzelne große dunkelrothe Anemonen.

Außer den im Vorstehenden geschilderten Resten des alten Athen finden sich noch einige andere, über deren Bedeutung wir indeß nichts Bestimmtes wissen. Dahin gehören die antiken Säulen in der kleinen verfallenen Kirche der Panagia auf dem Fruchtmarkt, die Säule mit römischem Kapitäl, an welche die Kapelle des Hagios Joannis angebaut ist, und die drei jonischen Säulen in der Nähe des Lysikratesdenkmals, in denen man die Reste eines Serapistempels erkennen will. Von den Stadtmauern verfolgte ich mit unserm Cicerone deutliche Spuren von dem nordwestlichen Abhang des Nymphenhügels über die Pnyx und das Museion bis hinab nach dem Ilissus. Ueber

die Lage der Thore, deren Athen ungefähr zwölf besaß, ist man nur insofern einig, als man annimmt, daß da, wo jetzt die Kirche der Hagia Triada steht, das Thor war, durch welches bei der Feier der eleusinischen Mysterien der Zug der Priester und Eingeweihten sich auf der heiligen Straße nach Eleusis hin bewegte. Von den Gymnasien sucht man das Lykeion an der Südspitze des Schloßgartens nicht weit vom Ilissus. Nördlich von hier und links von dem Wege, der am Abhang des Lykabettus nach dem Dorfe Kephissia führt, lag das Kynosargesgymnasium. Nordwestlich endlich von der Stadt in dem Olivenwalde am Kephissus befand sich die Akademie, beinahe tausend Jahr hindurch der Sitz der platonischen Schule und noch jetzt selbst dem niedern Volke unter dem alten Namen bekannt.

Das heutige Athen nimmt nur zum Theil die Stelle des alten ein. Im Süden dehnte sich letzteres weiter aus, nach Norden bedeckt die moderne Stadt mehr Raum als die antike. Der Boden, auf dem die Stadt liegt, ist eine Fläche, die sich östlich gegen das Schloß und südlich gegen die Akropolis ein wenig erhebt. Nur die neuere Nordhälfte ist regelmäßig angelegt und hat manches schmucke und stattliche Haus; auch haben hier viele Gebäude Gärten hinter sich. Dagegen zeigt der südlich von der Hermesstraße gelegene Theil nur ein Gewirr enger und krummer Gassen, in denen zwischen Schmuz und Ruinen die ältere Bevölkerung albanesischer Abkunft wohnt. Das Material der Häuser ist Kalkstein aus den Brüchen am Lykabettus, hier und da ist auch Marmor vom Pentelikon verwendet. Die bessern Gebäude sind meist zweistöckig. Einen eigentlichen Palast hat Athen außer dem königlichen nicht. Die Ringmauer, welche die Stadt bis 1835 umgab, ist abgetragen worden. Außer dem großen Kreuz, welches die Aeolus- und die Hermesstraße durch und quer über die Stadt bilden, ist von vornehmern Straßen noch die der Athene und die der Universität zu erwähnen. Straßenpflaster gibt es im modernen Athen so wenig wie im alten. Dagegen haben die beiden Hauptdurchfahrten Trottoirs, auch ist man dabei, für Beleuchtung mit Gas zu sorgen. Wunderlich nehmen sich die hochklingenden Namen aus, mit denen man oft grade die ärmlichsten Gäßchen bedacht hat. So gibt es unter diesen eine Demosthenes- und eine Euripidesstraße, und unter andern nicht viel schöneren eine, die nach Perikles und eine andere, die nach Sophokles getauft ist. Ich erinnerte mich dabei unwillkürlich an die Empfindung, die ich hatte, wenn ich in den Wäldern von Ohio oder Kentucky in ein miserables Nest von einem Dutzend Blockhütten mit einer Breterkirche und einer Whiskyschenke einwanderte und auf Befragen erfuhr, daß das bettelstolze Ding sich Rom, Athen oder Paris nenne. Viel angemessener fand ichs, als ich an der Ecke eines dieser Gäßchen *ΟΔΟΣ ΔΙΟΓΕΝΟΥΣ* las, wenn auch die Ideenverbindung, die gleich an die Straße des Cynikers einen *ΟΔΟΣ ΒΥΡΩΝΟΣ* stoßen läßt, nicht klar wurde. Oder

hätte der weiſe Grieche, der den Philoſophen in der Tonne neben den poetiſchen Lord ſtellte, gar damit eine Mißbilligung der gelegentlichen Cynismen Byrons ausdrücken wollen?

Während des verfloſſenen Jahres herrſchte rege Bauluſt, überall ſtiegen im Norden, Nordweſten und Oſten neue Häuſer empor. Der Werth der Bauſtellen hatte gegen früher ſehr zugenommen, da man auf ein ſtarkes Zuſtrömen neuer Anſiedler hoffte. Und dieſe Hoffnung ſcheint nicht unbegründet, wenn man bedenkt, daß die Zahl der Einwohner Athens ſich ſeit 1830 faſt verdreifacht hat, ſo daß ſie jetzt nahe an vierzigtauſend beträgt. Promenaden darf man hier nicht erwarten. Doch hat die Königin in dem Schloßgarten einen der anmuthigſten Spaziergänge der Welt geſchaffen, der um ſo erquickender auf das Auge wirkt, als die Berge ringsum ohne Baumwuchs ſind, und auch die Ebene im Weſten im Sommer außer dem Graugrün der Oelbäume am Kephiſſus und einigen Cypreſſen, Feigenbäumen und Weingärten keine Farbe zeigt, die dem Blicke wohlthut. Der Schloßgarten ſteht in den ſpätern Nachmittagsſtunden jedermann offen. Er iſt mit ungewöhnlichem Geſchmack angelegt, reich an ſchönen Büſchen, ſchattigen Lauben und Gängen, klaren Waſſerbaſſins und köſtlichen Ausſichten, unter denen namentlich die auf die Säulen des Zeustempels und das Meer zu den überraſchendſten und zauberhafteſten in ganz Griechenland gehört. Der Thiergarten dabei will nicht viel bedeuten. Dagegen können ſich die, welche das Vorkommen von Nachtigallen in Hellas leugnen, hier auf die anmuthigſte Weiſe des Irrthums überführen laſſen.

Von den Kirchen Athens verdient zunächſt die ihrer Vollendung entgegengehende große Kathedrale Erwähnung. Sie iſt im Baſilikenſtil erbaut, und in ihr ſind alle Marmorgattungen angebracht, welche Griechenland beſitzt. Ferner mag der bunten byzantiniſchen Kirche gedacht werden, in welcher die hier anweſenden Ruſſen ihren Gottesdienſt halten. Unter den ältern Kirchen iſt die Kapnikarea durch ihren rein byzantiniſchen Stil und die bis in das ſechſte Jahrhundert hinaufreichende, aus Bruchſtücken heidniſcher Marmortempel erbaute alte Kathedrale intereſſant, in der jetzt eine Sammlung von Alterthümern aufgeſtellt iſt. Endlich iſt auch die Kirche des Hagios Theodoros als ein ſchönes Denkmal byzantiniſcher Kunſt zu nennen. Ein gutes Gemälde findet ſich unter den zahlreichen Bildern dieſer Kirchen nicht. Die neugriechiſche Kunſt iſt ſtabil wie die altägyptiſche. Sie iſt Schablone. So malt man einen heiligen Spiridion, und ſo einen heiligen Lucas, heißt es ſeit Gründung der Athosklöſter, in denen dieſe Bilder angefertigt werden, bis auf den heutigen Tag, und ſo wird es noch manches Jahrzehnt heißen.

Auffallend reich iſt Athen an gemeinnützigen Anſtalten. Dieſelben ſind größtentheils durch Schenkungen oder Vermächtniſſe im Ausland lebender

Griechen entstanden und meist so eingerichtet, daß sie auch der Zukunft genügen werden. Dahin gehört die Universität (*Πανεπιστήμιον*), durch Baron Sina gegründet und auch für die außerhalb des Königreichs wohnenden Griechen mit Stiftungen bedacht. Sie hat gegenwärtig gegen 700 Studenten. Die Professoren haben ihre Bildung meist in Deutschland empfangen. Einer der Theologen trägt sogar Dogmatik nach Schleiermacher vor, die sich seltsam neben der orthodoxen Lehre ausnehmen muß, welche die Herren Studiosen aus der Schule mitbringen. Ferner gehört hierher das kurz vor meiner Ankunft eröffnete Polytechnicum, die nautische Schule, ein Waisenhaus für Knaben und eines für Mädchen, ein Spital für Blinde, ein Irrenhaus und ein botanischer Garten. Ein passendes Theater sollte gebaut werden, doch war man aus Geldmangel nicht über die Anfänge hinausgekommen. Den Thaliatempel, den man bis jetzt benutzte, und in welchem einige Tage vor unserm Eintreffen Schillers „Kabale und Liebe" gegeben worden war, kann man nur ein Noththeater nennen.

Literatur.

Pallas Athene. Eine mythologische Abhandlung von H. J. Otto. Nordhausen. A. Büchting. — Der Verfasser gehört der Schule an, welche in den griechischen Göttern nichts als Naturerscheinungen sieht. Apollo ist das Sonnenlicht, Bacchos die Wärme, Herakles der Magnetismus, Here die Luft, Pallas Athene „offenbar ein in den obern Regionen der Atmosphäre schnell aufflackerndes großartiges feuerstrahlendes Meteor — das Nordlicht". — Parthenos, Jungfrau, ist sie, „weil sie wie ein schamhaftes Mädchen erröthet, wenn ihr purpurnes Licht den Himmel färbt." —

Die Tempelsculpturen aus der Schule des Phidias im britischen Museum. Dargestellt von Dr. Chr. Semler. Hamburg, O. Meißner. — Die Beschreibungen der einzelnen Kunstwerke sind meist gelungen, Einzelnes sogar mit feinster Anschaulichkeit geschildert. Dagegen erinnert der Verfasser, wenn er zu raisonniren anfängt, häufig an die schwülstige Manier Vischers. Man lese unter anderm: „Auf dem Echinus liegt die viereckige Deckplatte des Abakus, der mit seinen Ecken weit über die Rundung hervorragt. Man wird beim Anblick der sich entgegenstemmenden Kraft des Echinus an den heldenmüthigen Widerstand des Leonidas in den Thermopylen gegen die massenhafte Wucht der heranstürmenden Perserscharen erinnert." Wir sagen hierzu: Man wird daran nicht erinnert, sondern man macht sich dieses Gleichniß später zurecht, wenn man geistreich sein will.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die politiſchen Parteien in England.

Es iſt eine weitverbreitete Meinung, die man in faſt allen Zeitungen wiederholt findet, daß die politiſchen Parteien in England einer vollſtändigen Auflöſung anheimgefallen ſeien, und daß deshalb die Dauer eines Miniſteriums von ganz andern Umſtänden bedingt ſei, als früher. Der Grund für dieſe Anſicht iſt leicht in der parlamentariſchen Geſchichte Englands ſeit 1846 zu finden. Seitdem Sir Robert Peel durch ſeine Trennung von den Tories und die Conſtituirung einer eignen Partei die alten Grenzlinien zerſtörte, hat ſich keine neue feſte Bildung erheben können, und die Gegner der repräſentativen Regierung jubeln über den Bankrott der Majoritätenwirthſchaft. Wir ſind nichts deſto weniger der Anſicht, daß die parlamentariſche Regierung und was damit identiſch iſt, die Regierung durch Parteien, ſich dauernd in England behaupten wird. Ohne Parteien, ihren Kampf und Compromiß gibt es keine Volksvertretung, aber um dies Kampfſpiel wirkſam zu machen, bedarf es nicht blos der Tradition einer politiſchen Meinungsverſchiedenheit, ſondern eines wahrhaften Conflictes nationaler Intereſſen. Grade dieſe Conflicte aber haben in der letzten Zeit gefehlt; man war über große Fragen entweder einer Meinung, wie z. B. in der letzten Seſſion über die indiſche Regierung, oder vertagte ihre Löſung, wie die der parlamentariſchen Reform. Daher war der Sturz eines Miniſteriums und die Bildung eines andern nicht wie früher Niederlage und Sieg eines Princips, ſondern ſchien von zufälligen und nicht vorherzuſehenden Umſtänden abhängig. Aber wenn die Spannung der Parteien augenblicklich nachgelaſſen hat, ſo folgt daraus keineswegs, daß entgegengeſetzte Intereſſen, wie ſie unzweifelhaft im Parlament vertreten ſind, dauernd Hand in Hand gehen werden. Die Parteien ſind desorganiſirt, aber ſie ſind nicht todt, ſie warten auf eine große Frage, um ſich ihr gegenüber neu zu organiſiren. Man darf nicht vergeſſen, daß alle großen parlamentariſchen Parteien ſich gebildet und erhalten haben, indem ſie ſich als Vorkämpfer von Grundſätzen aufſtellten, für und gegen welche mächtige Claſſen der Geſellſchaft ſtritten. Whigs und Tories in der eigentlichen Bedeutung waren

der Zahl nach im Lande eine kleine Minorität. Aber sie bildeten den Mittelpunkt, an den die großen nationalen Fragen sich anschlossen, um den sie selber ausgekämpft wurden. Nun sind in der Periode von 1815—1846 so viele große Principienfragen durchgekämpft und endgiltig entschieden, daß es nicht Wunder nehmen darf, wenn auf diesen langen Streit eine Periode der Ruhe, ja der Erschöpfung der Streitenden gefolgt ist. Man werfe nur einen Blick auf jene Epoche, und erwäge, was in ihr geleistet wurde, die Wiederaufnahme der Baarzahlungen der Bank und die Herstellung des Münzfußes, die Emancipation der Katholiken, die Reformacte, die Bankacte, die Aufhebung der Korngesetze und die Durchführung des Freihandels, wahrlich genug für mehr als ein Menschenalter. Nun ist es eine nicht immer beobachtete, aber doch unbestreitbare Erscheinung, daß die Parteien durch keine große Frage passiren, ohne sich selbst mehr oder weniger zu verändern; durch jene sich verhältnißmäßig rasch folgenden großen Debatten wurden sie durchgerüttelt und in ihrer alten Organisation erschüttert. Man hat dies lediglich auf die Reformacte geschoben, aber mit Unrecht. Während des zweiten und dritten Parlamentes leitete Sir Robert Peel eine kräftige und disciplinirte Opposition der Tories gegen die whiggistischen Ministerien von Lord Melbourne und Lord John Russel, und 1846 bei der großen Freihandelsdebatte waren die Parteigegensätze so scharf, wie jemals im Hause der Gemeinen. Der Grund ist einfach der, daß es sich um große, sich widerstreitende Interessen handelte, und wenn man auf die frühere parlamentarische Geschichte zurückblickt, so wird man sehen, daß auch früher, wenn jener Widerstreit fehlte oder ruhte, die Grenzlinien der Parteien verschwammen. Wenn man von Whigs und Tories spricht, so denkt man gewöhnlich nur an die Epoche der englischen Revolution, wo jene beiden Parteien sich bildeten, an den Streit gegen die französische Revolution und die Gegensätze der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts. Aber zwischen diesen Epochen gab es Zeiten, wo sich diese beiden Parteien proteisch veränderten und ihre Grundsätze modificirten; man denke an die Spaltungen der Whigs unter dem ersten Pitt, wie unter dem zweiten. 1804 ferner war der Unterschied zwischen Whigs und Tories so verwischt, daß Pitt und Fox einer Einigung näher waren als 1855 Lord Palmerston und Lord Derby; sie stimmten in allen Hauptfragen überein, beide wollten damals eine kräftige Fortführung des Kriegs, beide waren für die Emancipation der Katholiken, beide wollten eine parlamentarische Reform, nur der Widerwille des Königs gegen Fox verhinderte damals diese Vereinigung. 1812 endlich waren die Fragen, in welchen Tories und Whigs auseinandergingen, nur von untergeordneter Bedeutung. Wir ersehen also, daß vor 1832 mehrfach eine vollkommne Verschiebung der Parteien stattgefunden hat, und finden dagegen in der neuen Zusammensetzung des Unterhauses sich die Gegensätze zur vollsten Schärfe erheben. Wir dürfen daher unsre frühere

Bemerkung für berechtigt halten, daß es nicht sociale oder politische Veränderungen sind, welche den Mangel einer kräftigen Parteidisciplin erklären, und daß eine Neubildung eintreten wird, wenn eine große Frage vor das Parlament gebracht wird, über welche einflußreiche Classen der Gesellschaft verschiedner Ansicht sind.

Es ist eine natürliche Folge der Auflösung der alten Parteien, daß sich ephemere Parteiunterschiede gebildet haben. Sie finden sich auf beiden Seiten des Unterhauses, indeß vorzüglich in den Reihen der Liberalen. Gladstone und Bright z. B. sind an der Spitze kleiner Scharen, welche sich vollkommen unabhängig gestellt und die Tories gegen Lord Palmerston unterstützt haben. Cardwell hat sich von den Peeliten getrennt und hat sich ganz zu den Whigs geschlagen, unter den Radicalen sind die Unterabtheilungen zahlreich, auf der andern Seite hat Bentinck seinen Freund Disraeli verlassen und votirt für Palmerston. Diese Ansätze neuer Parteien verdanken ihren Ursprung theils politischen, theils persönlichen Differenzen, und obwol sie nothwendigerweise nur ephemerer Natur sein können, so verwickeln und erschweren sie natürlich den Gang der Geschäfte im Unterhause im hohen Grade und geben jedem Ministerium, selbst wenn es aus den tüchtigsten Köpfen zusammengesetzt ist, ein Gefühl der Unsicherheit, weil das Resultat der Abstimmungen schwer zu berechnen ist.

Unter diesen Umständen ist nur zweierlei möglich. Ein Ministerium muß entweder eine Menge von verschiedenen Ansichten in seinen Schoß aufnehmen, um so schließlich eine Majorität im Hause zu haben, oder es muß regieren, indem es die Parteien geschickt balancirt und sich auf die Masse der Nation stützt. Das Erste unternahm Lord Aberdeen, das zweite Lord Palmerston. Man weiß, wie die Coalition des edlen Grafen und Führers der Peeliten der ersten Probe unterlag; der Krimkrieg zerstörte sie im Anfang der dritten Session, nach einer unrühmlichen zweijährigen Existenz. Lord Palmerston, der an die Spitze des neuen Ministeriums trat, verließ das Princip der Coalition und ergriff eine Politik, welche der Größe der Umstände gewachsen war; die kräftige Fortführung des Krieges war die große Hauptsache, keine Partei im Parlament konnte dagegen sein. So erhob sich Lord Palmerston über die Parteidifferenzen und wurde hierbei für die auswärtige Politik, wie man sich nicht verhehlen kann, von einer mächtigen Popularität unterstützt und getragen, wie Canning vor der Reformbill 1827, er regierte durch Unterstützung von allen Seiten, während er bei innern Fragen die Parteien geschickt zu balanciren wußte. Er fiel im Anfang dieses Jahres, als er in einer bedeutenden Frage, in welcher die Engländer nicht zu scherzen verstehen, nicht mehr richtig balancirte.

Das jetzige Ministerium, wie hoch man auch von den Fähigkeiten seiner

einzelnen Mitglieder denken mag, hat noch weniger ein Princip zur Grundlage als seine Vorgänger. Man kann allerdings einen Minister, der an das Ruder tritt, nicht für alles und jedes verantwortlich machen, was er vorher als Oppositionsmann verfochten, ein Liberaler wird niemals alles das ausführen, was er gefordert, ein Conservativer weniger unnachgiebig sein, als seine Grundsätze erfordern würden. Aber auf das Maß kommt hierbei doch viel an. 1852 wagten Lord Derby und Disraeli weder die Politik ihrer Vorgänger anzuerkennen, noch ihr eignes bisheriges Glaubensbekenntniß abzuleugnen, sie schlossen sich in einer Art von principieller Neutralität ab, jetzt bei dem zweiten Ministerium hat Disraeli offen die Meinungen aufgegeben, die er während einer langen Laufbahn als Schriftsteller und Oppositionsmann vertreten. Es mag die einzig mögliche Politik für das Ministerium sein, und wir stimmen nicht in die bittern Invectiven seiner Gegner ein; denn sicher war Sir Robert Peel, als er 1846 auf Cobdens Seite trat, nicht weniger inconsequent. Aber es ist unbestreitbar, daß, wenn die Leiter einer Partei die Grundsätze aufgeben, um welche man sich bisher geschart, man nicht mehr im alten Sinne von Partei sprechen kann. Die Tories von 1830 und 1845 existiren nicht mehr. Peel bildete eine neue eklektische Partei; dies war möglich, weil die Differenz sich nur um eine mehr ökonomische als politische Frage drehte. Disraeli hat mit seiner ganzen politischen Vergangenheit gebrochen. Die Radicalen sagen, „was geht uns der Mann und seine Inconsequenz an, wenn er nur die Maßregeln durchführt, welche wir für nothwendig halten." Für den Erfolg der einzelnen Maßregeln allerdings mag wenig darauf ankommen, aber für die Parteibildung und parlamentarische Regierung, ja wir müssen sagen für die politische Moral, kommt sehr viel darauf an, daß die Minister ernsthaft an die Principien glauben, welche sie durchführen und dieselben dauernd vertreten, nicht aber als ein pis-aller annehmen, um sich am Ruder zu erhalten. Es ist nicht vorherzusagen, wie lange sich die gegenwärtige Verwaltung halten wird, ein Zufall kann sie umwerfen, Umstände können sie hinhalten, aber innere Bedingungen der Dauer hat sie nicht. Wir fragen deshalb, was sind die Elemente der künftigen wahren Parteien, und welches ihre Aussichten?

Niemand kann leugnen, daß das Unterhaus in der letzten Zeit arm an Talenten gewesen, und niemand kann bestreiten, daß das wesentlich das Resultat der Reformacte von 1832 ist. Diese Maßregel übertrug 141 Plätze, welche früher von parlamentarischen Patronen vergeben wurden, auf größere Städte zur freien Wahl. Man darf sich nicht wundern, daß diese im Durchschnitt wenig talentvolle Männer wählten, während jene aristokratischen Patrone die größten Talente in das Unterhaus brachten, welche in demselben geglänzt haben. Denn bei der Macht des Hauses der Gemeinen mußte der Aristokratie

vor allem daran gelegen sein, in demselben fähige Fürsprecher zu haben, durch ihre Protection kamen junge und glänzende Talente auf die politische Bühne. Den Städten dagegen liegt vor allem an der Vertretung ihrer localen Interessen, sie wählen meist einen ihrer ältern Bürger, der in seinen vier Mauern sehr genau Bescheid weiß, aber von allgemeiner Politik keine Ahnung hat und daher im Parlament meist stumm sein wird.

Die Partei der sogenannten unabhängigen Liberalen ist noch unvollkommen entwickelt und war bis zur letzten Session schlecht organisirt, sie besteht aus heterogenen Elementen, aber sie hat nichts desto weniger eine Zukunft. Die Whigs und Tories haben während anderthalb Jahrhunderten die Regierung unter sich getheilt, weil sie die Ersten des Landes waren. Ihre Organisation, ihre Geburt und Erziehung, ihr Reichthum, ihre politische Erfahrung gab ihnen Vorzüge und einen Einfluß, wie keine andre Classe in der Gesellschaft nur annähernd besaß. Erst mit der Entwicklung der großen Industrie erwuchs ihnen eine Concurrenz in den reichen Fabrikanten. Zuerst schlossen sich dieselben lediglich einer der alten Parteien an, später verlangten sie, daß man mit ihnen rechne, und erlangten langsam eine Art Selbstständigkeit, sie sind jetzt das wichtigste Element der unabhängigen Liberalen, und ihr Einfluß kann nur wachsen.

Wir glauben indeß, daß sie eher die beiden alten bestehenden Parteien umbilden, als dauernd eine dritte gründen werden, schon deshalb, weil es viel leichter und selbst natürlicher ist, sich an ein Bestehendes anzuschließen, als ein Neues zu begründen. Der größte Theil der unabhängigen Liberalen wird sich wahrscheinlich den Whigs oder doch dem, was man früher whiggistische Grundsätze nannte, anschließen und dieselben modificiren, dagegen werden möglicherweise viele Whigs sich mit den früher als Tories Bekannten verbinden und die Namen, welche schon seit einer Reihe von Jahren im Gebrauch sind, Conservative und Liberale, werden ausschließlich zur Geltung kommen; die Radicalen, welche England amerikanisiren wollen, sind nicht zahlreich genug, um einen bemerkenswerthen Einfluß zu erlangen.

Damit würden sich die englischen Parteien mehr den continentalen nähern. Man mißverstehe uns nicht. Ein englischer Conservativer wird immer etwas Anderes sein als ein preußischer Junker oder französischer Legitimist, ein englischer Radicaler wird in vielen Stücken conservativer sein als ein gemäßigter festländischer Liberaler, aber das unterscheidende Merkmal der englischen Parteien, daß die Gegensätze nur durch zwei Fractionen einer und derselben Aristokratie vertreten waren, wird schwinden, die nichtaristokratische mittlere Classe wird ihre Vertretung selbst in die Hand nehmen.

Wir glauben, daß die versprochene künftige Reformacte der Anlaß sein wird, diese Parteibildung hervorzurufen oder doch zu beschleunigen. Die

Durchführung dieſer Maßregel kann ſich verzögern, aber ſie kann nicht ad Calendas graecas hinausgeſchoben werden, conſervative wie liberale Miniſter haben ihr Wort dafür verpfändet, und wollte das jetzige Miniſterium auch gern dieſen Kampf umgehen, ſo wird es durch die Furcht, Lord John Ruſſel könnte ihm die Sache aus der Hand nehmen, zur Einbringung einer Reformbill gezwungen werden. Die Nachkommen der alten Tories werden ſich hüten, den Fehler ihrer Vorfahren zu begehen. Dieſe ließen durch die hartnäckige Verweigerung jeder Conceſſion in der Frage der Parlamentsreform dieſelbe in die Hände der Whigs fallen, welche die faulen Burgflecken ihrer Gegner von der Wahlliſte ſtrichen und ihre eignen ſtehen ließen; man wird nicht die Unklugheit begehen, wie der Herzog von Wellington, das beſtehende Syſtem für vollkommen zu erklären, zumal die Conſervativen keine Urſache haben, mit demſelben ſehr zufrieden zu ſein. Das Miniſterium Derby-Disraeli wird ſein Aeußerſtes aufbieten, den Einfluß der Grafſchaften im Gegenſatz zu dem der großen Städte zu ſtärken, man hat die Klagen Disraelis, daß die ländlichen Intereſſen in dieſer Beziehung ungerecht behandelt ſeien, für ſophiſtiſch erklärt, weil viele Burgflecken (die als Städte zählen) einen ackerbauenden Charakter haben. Ohne dies zu leugnen, glauben wir, daß die Klage doch begründet bleibt, und wenn der kluge Verfaſſer des Coningsby einen geſchickten Compromiß macht, ſo zweifeln wir nicht, daß viele whiggiſtiſche Grundbeſitzer auf ſeine Seite treten werden. Wenn die Ariſtokratie geſchickt iſt, ſo wird ſie einige unbedeutende Burgflecken opfern und dafür beſſere Bedingungen bei den Grafſchaftswahlen erſtreben. Außer den eigentlichen Whigs werden ſicher manche Peeliten zu den Conſervativen treten. Dieſe Partei iſt als aufgelöſt zu betrachten, ſie hatte einen Halt nur ſo lange, als das Princip des Freihandels noch ernſtlich bekämpft wurde; nachdem die Gegner deſſelben es anerkannt haben, zeigt ſich, daß die verſchiedenſten Elemente, unter der Firma des Freihandels vereinigt, nicht länger unter einem Dache bleiben können. Was hatten im Grunde Männer wie Gladſtone und Sir William Molesworth gemein, außer jener ſpeciell ökonomiſchen Frage? Nur dieſe trennte Gladſtone von den Tories, man weiß, daß es blos an äußern Umſtänden lag, wenn er nicht in das gegenwärtige Miniſterium trat, er wird ſicher mit ihm ſtimmen. Andere Peeliten wie Cardwell und Sidney Herbert, werden ſich unzweifelhaft zu den Liberalen ſchlagen.

So ſehen wir einer neuen und intereſſanten Parteienbildung in England entgegen, manche laudatores temporis acti klagen, daß der nationale Charakter der alten Parteien verloren gehe, als ob die neue Geſtaltung nicht national wäre. Parteien ſind die Wortführer von Intereſſen, der dynaſtiſch-politiſche Zwiſt, welcher die Whigs und Tories ins Leben rief, iſt längſt beigelegt, ſie haben darauf faſt ein Jahrhundert die Herrſchaft unter ſich getheilt und

für ihre Mitbürger geführt, im Laufe der Zeit hat sich eine neue Classe der Gesellschaft heraufgearbeitet und ist zu dem Grade von Bildung, Reichthum und Einfluß gelangt, daß sie verlangen darf, ihre Interessen selbst zu vertreten. Nichts darin ist unnational und willkürlich, wir sehen vielmehr eine naturgemäß fortschreitende Bewegung, die durch unklugen Widerstand nur aus ihrer richtigen Bahn gerissen werden könnte, und im politischen Leben, dessen Gesetz Bewegung und Fortschritt ist, ist nichts so revolutionär als Stillstand gebieten.

Die Verhältnisse der Juden in Oestreich.

Nicht Rothschild kann sich über seinen endlichen Eintritt in das englische Parlament, nicht Lord John Russel über den schließlichen Sieg seines Antrages so innig gefreut haben, wie die Israeliten in Oestreich. Kein Leser dieser Blätter wird diese Freude und Theilnahme so deuten, als hofften die Juden in Oestreich, daß sich nun auch ihnen nächstens die Pforten des östreichischen Parlaments öffnen werden. Solche Phantasten sind sie nicht. Allerdings knüpfen sie aber eine Hoffnung an diesen neuen Fortschritt der Judenemancipation und geben sich dem Glauben hin, daß die öffentliche Meinung von jener Thatsache Veranlassung nehmen werde, die ungleich härtere Ausnahmestellung, welche die östreichischen Juden haben, zu beleuchten. Es handelt sich hier nicht um eine politische Gleichstellung. In dieser Beziehung stehen die Juden in Oestreich hinter den Bekennern der übrigen Confessionen nicht wesentlich zurück. Es gilt vielmehr die Aufhebung der Schranken, welche der Besitzfähigkeit der Israeliten und zwar erst in der jüngsten Zeit gezogen worden sind. An und für sich drückend, erscheinen dieselben noch härter als Reaction gegen die früher giltigen, verhältnißmäßig liberalen Bestimmungen. Es gab eine Zeit, in welcher es den Juden vollkommen freistand, Grundbesitz zu erwerben; die Jahre 1848—1853. Weil aber diese Zeit für uns keine passende Richtschnur bieten dürfte, so erinnern wir an noch frühere Jahre, in welchen wenigstens Dominikalgrundstücke (mit einem Grundzins behaftete Güter im Gegensatze zu den eigentlichen Bauerngütern) von Juden nach Belieben gekauft und veräußert werden konnten. Nicht einmal in dieser beschränkten Weise ist heutzutage der Grundbesitz den östreichischen Juden zugänglich. Eine am 2. October 1853 erlassene Verordnung hob die Besitzfähigkeit der Juden bis

auf weiteres wieder auf, erklärte die auf Grundlage früherer Gesetze gemachten Erwerbungen (seit 1848) nur für die Person giltig und verbot ihre Vererbung. Stirbt der gegenwärtige Besitzer, so tritt ein Zwangsverkauf ein, es sei denn, daß ausnahmsweise die Uebertragung des Eigenthums an die natürlichen Erben geduldet wird. Die Ertheilung solcher Privilegien, von dem Gutachten der untergeordneten Behörden abhängig, war in den ersten Jahren nach dem Erlaß jener Verordnung keine Seltenheit. Desto strenger wurde das Verbot in der letzten Zeit gehandhabt, trotzdem daß es selbst in den höchsten Verwaltungskreisen nicht mit günstigen Augen angesehen wird. Nicht zufällig trifft diese Wendung zum Schlimmern beinahe bis auf Tag und Stunde mit dem Abschluß des Concordates zusammen, wie denn auch nach glaubwürdigen Versicherungen es zunächst klerikale Einflüsse sind, welche die oft bereits und dringend angetragene Aufhebung jener Besitzbeschränkungen bis jetzt verhinderten. In den letzten Wochen sind die Hoffnungen auf eine günstige Lösung der Frage gestiegen, indem es möglich wurde, nicht mit allgemeinen Humanitätsseufzern, sondern mit concreten Thatsachen das Gemeinschädliche der bestehenden Verhältnisse zu begründen und die Rechtsverwirrungen und den volkswirthschaftlichen Schaden, den sie hervorriefen, zu beweisen. Wir führen nur zwei Beispiele an, nicht als die einzigen, nicht einmal als die schlagendsten; wir besitzen aber zufällig von denselben actenmäßige Kunde und können daher ihre Richtigkeit vollkommen verbürgen. Ein jüdisches Gemeindeglied eines böhmischen Dorfes erwarb am 5. August 1853 eine Grundfläche von 100 Quadratklaftern als Bauplatz. Sowol für diesen Kauf, wie für die Errichtung eines Wohnhauses auf dem Bauplatze hatten die Behörden ihre Bewilligung ohne Zögern ertheilt. Dem Wohnhause selbst lag ein amtlich genehmigter Bauplan zu Grunde. Als es aber fertig stand und der Eigenthümer seinen Besitztitel in die öffentlichen Bücher einschreiben lassen wollte, wurde er abgewiesen, weil ihm nach der Verordnung vom 2. October 1853 die Besitzfähigkeit mangle. Der Zwangsverkauf drohte, die Gefahr war vorhanden, ein auf gesetzlichem Wege rechtmäßig erworbenes Eigenthum zu verlieren. Denn bei einem Zwangsverkauf werden bekanntlich die Güter zu den schlechtesten Preisen losgeschlagen. Zum Glück war der in seinen Rechten beschädigte Mann eine energische Natur. Er suchte Abhilfe bei der höheren Instanz. Das böhmische Oberlandesgericht, von welchem der rechtliche, humane Sinn seines früheren Präsidenten, des Grafen Mitrowsky, noch nicht gewichen, entschied zu seinen Gunsten und setzte ihn in sein Eigenthum wieder ein. Wie lange er in demselben bleiben wird, ist freilich eine andere Frage, und gesetzt, er würde nicht weiter behelligt werden, so erscheint es doch traurig genug, daß in einer so klaren Rechtssache zwei verschiedene Entscheidungen getroffen werden konnten. Die Rechtssicherheit hat dadurch keineswegs gewonnen.

Der andere Fall, den wir erzählen wollen, schildert nicht blos die Unsicherheit des israelitischen Eigenthums, sondern offenbart den positiven Schaden, welchen auch christlicher Besitz durch die erwähnte beschränkende Verordnung erleidet. Vor achtzehn Monaten wurde der große Gütercomplex von Leitomischl in Böhmen gerichtlich versteigert. Es lag ein Angebot vor, welches nach Tilgung aller Schulden dem ehemaligen Besitzer noch eine ansehnliche Summe verschafft hätte. Da dasselbe jedoch von einem Juden ausging, wurde es zurückgewiesen, und dem Fürsten Thurn und Taxis die Herrschaft zugeschlagen, welcher dieselbe Dank dem Umstande, daß er blos jüdische Mitbewerber hatte, halb geschenkt erhielt. Wir gönnen dem neuen Eigenthümer von ganzem Herzen den glücklichen Erwerb. Wenn wir aber vernehmen, daß der Kaufpreis (1,257,334 Thlr.) hinter der Schuldenmasse um eine halbe Million Thaler zurückblieb, daß ein Pensionscapital von etwa 26,000 Thalern keine Deckung erhielt und Waisengelder im Betrag von 96,145 Thlr. (144,218 Fl.) durch den niedrigen Kaufpreis verloren gingen, und daß das alles eine Folge der abgewiesenen jüdischen Concurrenz ist, so begreifen wir den Aerger der Beschädigten, die sich wol gar betrogen wähnen und erklären uns leicht die Unpopularität der wiederhergestellten Besitzunfähigkeit der Juden in grundbesitzenden Kreisen.

Drücken unvermeidliche Umstände und natürliche Verhältnisse den Werth liegender Güter, so muß man sich dies gefallen lassen, wenn aber die Preise künstlich erniedrigt werden, wie es durch die willkürliche Einschränkung der Concurrenz unzweifelhaft der Fall ist, so gibt dies nothwendig Veranlassung zur Klage und Unzufriedenheit. Die Landeigenthümer wissen, daß die namhafte Erhöhung der Grundsteuer nur noch eine Frage der Zeit ist. Indirect hat man sie bereits im verflossenen Jahre gesteigert, indem man das Kataster verbesserte, wodurch ein Mehrerträgniß von 1,891,536 Fl. gegen das Jahr 1856 erzielt wurde. Die Regierung begnügt sich aber nicht damit, sondern wird, sobald die Einzahlungen auf die Nationalanleihe — bekanntlich eine verdeckte Einkommensteuer — ihr Ende erreicht haben, die Grundsteuer überhaupt höher bemessen. Soll dies ohne Ueberbürdung des Grundbesitzes geschehen, so muß sie schon frühzeitig bedacht sein, alle Schranken des freien Verkehrs, alle Hindernisse einer Werthsteigerung wegzuräumen. Ist die Verordnung vom 2. October 1853 ein solches Hinderniß, wie jedermann in Oestreich zugibt, so muß sie aufgehoben werden, mag die Regierung noch so große Bedenken gegen die Erweiterung der Rechte der Juden hegen.

Die Billigkeit verlangt es übrigens, daß wir der Regierung das Zeugniß geben, daß sie keineswegs von Vorurtheilen in Bezug auf die Juden erfüllt ist. Die Statthalter der verschiedenen Provinzen haben oft und eifrig die Gleichstellung der Juden in der Besitzfähigkeit empfohlen und Bittschriften in diesem Sinne

freundlich unterſtützt. Der Plan einer jüdiſchen Ackerbauſchule, zu deren Begründung Geldmittel bereit liegen, wurde vom Miniſterium nicht verworfen, ſondern nur die Anſammlung größerer Mittel angerathen. Auch die ſittlichen Folgen, welche eine erweiterte Beſitzfähigkeit auf die niederen iſraelitiſchen Claſſen üben dürfte, die Minderung der bekannten Erwerbsunruhe, die Hebung des Patriotismus werden von der Regierung unbedingt bejaht. Ueberflüſſig wäre es deshalb, die Regierung auf die Inconſequenz ihrer Handlungsweiſe aufmerkſam zu machen, daß ſie den landwirthſchaftlichen Intereſſen nachtheilig findet, was ihr für die induſtriellen förderlich dünkt, oder das Verkehrte dieſer beſchränkenden Maßregeln zu betonen, die, wenn ſie von der Furcht, die Landbevölkerung könnte in eine allzugroße Abhängigkeit von den Juden gerathen, dictirt ſind, gradezu hervorrufen, was ſie vermeiden wollen. Die Korn- und Branntweinjuden, die ländlichen Mäkler und Händler blühen am üppigſten bei einer ſolchen vorurtheilsvollen Politik. Alles das weiß die Regierung und erkennt es an. Unwillkürlich taucht die Frage nach den Einflüſſen, welche jenen beſchränkenden Maßregeln Dauer verleihen, wieder auf. Vergeſſen wir nicht, daß auch die Proteſtanten in Oeſtreich zu einer beſchränkten Beſitzfähigkeit verurtheilt ſind. Nicht, weil die Juden Juden, ſondern weil ſie nicht römiſch-katholiſch ſind, werden ihre Rechte in die engſten Grenzen gewieſen. Eine doppelte, ſcharf entgegengeſetzte Strömung durchzieht die innere Politik Oeſtreichs. Während im Polizei- und Handelsminiſterium das liberale Element vorherrſcht, ſind andere Verwaltungszweige Mächten und Einflüſſen, die wir nicht näher zu bezeichnen brauchen, unterworfen. Wäre die Frage der jüdiſchen Beſitzfähigkeit vom Polizei- oder Handelsminiſter zu entſcheiden, ſie wäre längſt zu Gunſten der Iſraeliten gelöſt. Haben ja doch die beiden Miniſter ſelbſt, Herr von Kempen und Bruck einen ähnlichen Bann zu dulden, und bleibt ihnen als Proteſtanten ein Ankauf z. B. in Tirol unterſagt. So aber liegt die Entſcheidung in anderen Händen, und iſt nur die Hoffnung übrig, daß die ultramontanen Einflüſſe bald zum Heil der Verwaltung in ihre natürlichen Grenzen zurückgewieſen werden. Kein Geld, keine Jeſuiten.

Die Feier des dreihundertjährigen Bestehens der Universität Jena.

Seit der Versammlung von Abgeordneten deutscher Universitäten im Herbst 1848 hatte ich Jena nicht wieder gesehen. Sobald diesmal der Verlauf der Reise mich auf die thüringische Bahn geführt, fand ich mich im Dampfwagen unter jenaischen Jubelgästen. Von Station zu Station vermehrte sich die Zahl derselben, so wie die freudige Erwartung. Die Scenen des Wiedersehens begannen schon hier. Bis Apolda hatte sich die Zahl der nach Jena Reisenden sehr beträchtlich gesteigert. Wir fanden am Bahnhof keine Wagen und mußten die kleine Viertelstunde nach der Stadt gehen. An der Post fanden wir alle Arten von Fuhrwerken, aber nicht genug, dem großen Andrang zu genügen. Glücklich wer die drei Stunden sonnigen Weg nicht zu Fuß wandern oder gar in Apolda übernachten mußte. Ich fand Unterkommen auf einem Leiterwagen, über welchem grüne Baumzweige zu einem Dach zusammengesteckt waren. Die Stadt Apolda war reichlich mit Flaggen, meistens schwarz-roth-gelben, geschmückt. Etwas derb durchrüttelt, langten wir nach zwei Stunden in Jena an, gleich vielen andern, denen das Schicksal, auf einem Leiterwagen zu fahren, zu Theil geworden. Wir fuhren in Jena durch eine stattliche Ehrenpforte, durch welche kurz vorher der Großherzog eingezogen war, empfangen vom Corpus academicum und der Studentenschaft. Er hatte unmittelbar nach dem Einzug das Corpus academicum zu sich ins Schloß beschieden und dem Prorector als Amtschmuck eine goldene Ehrenkette überreicht Namens Seiner und seiner „lieben Vettern", der sächsischen Herzöge.

Nachdem ich meinen Leiterwagen verlassen, begab ich mich nach dem Fremdenempfangsbureau, um Wohnungsanweisung, Festbillete, Programme u. dergl. abzuholen. Trotz großen Zudranges war man schnell expedirt, weil die Einrichtung des Bureau vortrefflich war. Man hatte sogar Knaben angestellt, die Fremden nach den Wohnungen zu begleiten und das Gepäck zu tragen. Nachdem ich Unterkommen gefunden, war das Erste ein Gang durch die Stadt, welche einen überaus heitern und belebten Anblick bot. Alle Häuser waren mit Flaggen und Guirlanden, zum Theil recht geschmackvoll verziert. Der Schmuck war in manchen Straßen so reichlich, daß die Häuser verschwanden. Mehrfach hatte man große Guirlanden und Flaggen, die gegenüberliegenden Häuser verbindend, quer über die Straßen gezogen. So wimmelte alles von bunten fröhlichen Farben. Nicht geringer und minder

fröhlich war das Menschengewühl. Ueberall Umarmungen, Begrüßung alter Freunde, dazwischen Gesang der Studenten, das Ganze ein Ton des Jubels.

Von der Stadt ging ich nach dem sogenannten Paradies, wo man als Mittelpunkt aller Gäste eine Festhalle erbaut. Das Paradies ist eine große Wiese am südlichen Ende der Stadt, östlich durch die Saale, westlich durch die Gärten der Stadt begrenzt, für das Auge aufs schönste durch die jenaischen Berge eingefaßt und von zwei Lindengängen in der Mitte durchschnitten. Auf diesem Platz, der ein reizendes Landschaftsbild gibt, hatte man eine große Hütte aus Bretern errichtet, ausgedehnt genug, um zweitausend Menschen an Tischen sitzend aufzunehmen, die südöstliche Längenfronte, von großen bogenförmigen Oeffnungen durchbrochen, mit der Aussicht auf die Wiese, die Wände mit grünem Tannenreisig bekleidet, die beiden Schmalfronten je durch eine dreifach gegliederte Giebelwand thurmartig verziert. Ueber dem Eingang an der östlichen Schmalfronte war von Martersteig aus Weimar der Einzug Johann Friedrichs in Jena auf Leinwand gemalt, mit dem historischen Ausruf des Kurfürsten als Ueberschrift: „Siehe da Bruder Studium!" Der blaue Farbenton des Bildes hob sich aus der grünen Tannenlaubumkleidung vortrefflich heraus. So war in dieser Festhalle mit den einfachsten Mitteln ein immenser geschützter Raum für eine große Versammlung und zugleich ein freundlicher, ja festlich geschmackvoller Anblick gewonnen. An der südöstlichen Fronte außerhalb der Festhalle waren im Freien Bänke und Tische angebracht, an denen mindestens noch zweitausend Menschen sitzen konnten, das Ganze durch einen mit Tannenreisig bekleideten Zaun abgegrenzt. Den Zutritt zu dieser Halle erlangte man gegen Erlegung von einem halben Thaler auf dem Empfangsbureau. Als Legitimation am Eingang diente höchst sinnreich, um die Controle abzukürzen, eine weiß-grüne Cocarde von Porzellan, ins Knopfloch gesteckt.

Festliche Musik schallte beim Eintritt in das Paradies aus der Halle entgegen. Hier übersah man erst die ungeheure Fülle des Fremdenbesuchs, welchen die kleine Stadt in diesen Tagen aufgenommen. Unter dem endlosen Begrüßen und Wiedersehen ging die Zeit schnell vorüber. Mit Anbruch der Dunkelheit begann die Beleuchtung der Berge, welche einen überaus schönen Anblick bot: auf den Gipfeln große Flammenfeuer, auf den Abhängen Buchstaben, durch brennende Fackeln gebildet: auf dem einen Berge ein W. (Willkommen), auf dem andern J. F. (Johann Friedrich) u. s. w. Hin und wieder bildeten Reihen fackeltragender Knaben bewegliche Guirlanden, alles überaus reizend.

Nachdem diese Scene hinlänglich genossen, zerstreute sich die Menge in die Stadt. Die Studentenverbindungen hatten ihre alten Mitglieder sämmtlich zu solennen Commersen geladen. Viele Gebäude waren festlich erleuchtet,

vor allem das alte Haus des Burgkellers, welches durch die Geschichte der Burschenschaft so bekannt geworden ist. In großen Flammenbuchstaben brannten die Worte: Ehre, Freiheit, Vaterland. Auf diesen Commersen soll manch Stück alter Studentengeschichte lebendig geworden, manch interessanter und erhebender Moment vorgekommen sein. Wer nicht selbst in Jena studirt hat, konnte bei dem großen Zudrang hier nicht gut Theil nehmen. So blieb ich diesen Festlichkeiten fern.

Am andern Morgen, dem ersten Festtag, um acht Uhr, versammelten sich die einheimischen und auswärtigen Universitätsmitglieder im obern Saal des neuen Bibliothekgebäudes. Dieses, kurz vor der Feier vollendet, hat die Büchersammlung noch nicht aufgenommen und bot mit seinen beiden großen Sälen im Erdgeschoß und im ersten Stock treffliche Räume für officielle Festversammlungen. Nachdem das Corpus academicum von Jena im großen Saal des ersten Stocks sich versammelt, traten aus einem Nebensaal die auswärtigen Deputationen und Universitätsgäste ein. Der erste Sprecher war Benedict Hase aus Paris, Membre de l'Institut, ehemaliger jenaischer Student, stark bejahrter Herr, Conservateur der griechischen und lateinischen Handschriften an der kaiserlichen Bibliothek zu Paris, bekannt durch wohlwollende Förderung deutscher Gelehrten in Frankreich. Ihm folgte Fürst Odojewsky, kaiserlich russischer Kammerherr und Mitdirector der kaiserlichen Bibliothek zu St. Petersburg. Er überreichte als Festgeschenk Johann Caspar Lavaters Briefe an die Kaiserin Maria Feodorowna, Gemahlin Kaiser Pauls I. von Rußland, über den Zustand der Seele nach dem Tode, nach der in Petersburg befindlichen Originalhandschrift herausgegeben und als ein Beitrag zur deutschen Literatur aus Rußland der Universität Jena gewidmet. Dem Fürsten Odojewsky folgte der Abgeordnete der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, Staatsrath v. Fritzsch. Er überreichte die tibetanische Uebersetzung eines altindischen Gedichts, herausgegeben von Schiffner, als Gratulationsschrift der kaiserlichen Akademie und versprach, die sämmtlichen Schriften der Akademie folgen zu lassen. Es bot ein gewisses Interesse, die von schwerer Goldstickerei strotzende Uniform des russischen Fürsten mit der neukaiserlichen Uniform eines Membre de l'Institut zu vergleichen. Die letztere dunkelgrün, mit hellgrüner Seidenstickerei, höchst pariserisch elegant, aber völlig lakaienhaft, die russische Kammerherrnuniform überladen, aber doch solid prächtig.

Aus der langen Reihe der Deputationen will ich nur einzelne aufzählen. Die Deputation der ehemals in Jena studirenden Schweizer, vertreten durch zwei Sprecher, überreichte einen prachtvollen silbernen Pokal, dessen Wand von einem ausgezeichnet gearbeiteten Alpenrosenkranz in Mattsilber umgeben und dessen Stiel mit Gemsköpfen verziert war, außerdem die Bundesgesetzsammlung, eine topographische Karte der Schweiz von General Dufour u. s. w.

Ihre Reden strömten über von Anerkennung des philosophischen und freisinnigen Ruhmes von Jena. Die Smithsonian Institution zu Washington ließ ein Prachtwerk von Agassiz durch einen jenaischen Professor überreichen. Die ehemals in Jena studirenden, jetzt in Amerika lebenden Deutschen hatten eine Votivtafel gesendet, welche in ihren lebhaft idealisirenden Ausdrücken auf rührende Weise deutsches Heimweh und den Zauber erkennen läßt, welchen Jugenderinnerung und das Bild des akademischen Lebens auf den in fremder Welt weilenden Deutschen ausüben. Zu dieser Votivtafel gesellte sich eine gleiche des neuyorker Salamanderclubs, begleitet von einem photographischen Bild, die Stiftergruppe des Clubs darstellend, eines Vereins von Deutschen in Amerika, welche, wie sie sagen, die höchste Freiheit des Individuums auf allen Lebensgebieten erstreben: ein charakteristischer Beweis deutscher Wunderlichkeit, verbunden mit rührendem Heimathsgefühl. Große Begeisterung für Jena athmete auch das Wort des Sprechers der ehemals in Jena studirenden Ungarn. Die Deputirten der deutschen Universitäten hatten sehr verständig einen Sprecher gewählt, in der Person des trefflichen Böckh aus Berlin, der während des ganzen Festes am meisten unter allen Gästen der Gegenstand achtungsvoller Aufmerksamkeit blieb. In seiner Rede bezeichnete er den doppelten Gesichtspunkt, daß er Namens der deutschen Universitäten vermöge des ihm hier erst gewordenen Auftrages und vermöge des frühern Auftrages Namens der Universität Berlin spreche. Er hob hervor, daß die Universitäten bis jetzt das reinste Band der deutschen Einheit. Als Sprecher von Berlin wies er auf das enge Band zwischen Preußen und Thüringen hin, auf die Verschwägerung der Fürstenhäuser, aus welcher die Hoffnung Preußens, der Erbe seines Thrones, hervorgegangen.

Unter den Festgeschenken ist das bedeutungsvollste bereits durch die Zeitungen bekannt. Ich meine die lebensgroßen Büsten von Fichte, Schelling, Hegel, in Bronce auf schwarzen Marmorsäulen, Geschenk des Prinzen und der Prinzessin von Preußen. Wer den Gedanken dieses Geschenkes auch angeregt, taktvoller, sinniger, grade von Seiten dieser hohen Geber bezeichnender und erfreulicher hätte es nicht sein können. Der Regent Preußens ehrt das Fest einer deutschen Universität, die nicht zu seinen Staaten gehört, durch die Bilder von drei Heroen der deutschen Wissenschaft, in welchen sich die eigenthümliche Kühnheit und Freiheit dieser Wissenschaft am höchsten ausprägt, deren Andenken daher den Männern der Umkehr am meisten verhaßt, deren fortlebender Einfluß denselben Männern am meisten gefährlich ist.

Die vielseitige Theilnahme an dem jenaischen Universitätsfest kann ich nicht besser hervorheben, als indem ich von dem fürstlichen Ehrengeschenk zu den Geschenken eines Bürgers übergehe, des Buchbindermeisters Vogel zu Jena. Derselbe hat der Universität ein Gedenkbuch überreicht, ein Pracht-

ſtück von Buchbinderarbeit, welches auf jeder Weltinduſtrieausſtellung glänzen könnte. Deſſelben Meiſters Schillerprachtband, den er als zweites Geſchenk überreicht, hat in der That auf den Ausſtellungen zu London und Paris geglänzt. Doch iſt die zweite Arbeit noch weit ausgezeichneter. Daß nach dem Vorgange der Buchhandlung F. A. Brockhaus auch die Engelmannſche Buchhandlung in Leipzig und das Landesinduſtriecomptoir in Weimar ihren Verlag geſchenkt haben, iſt ſchon aus den Zeitungen bekannt.

Gegen Schluß der ſich etwas lang ausdehnenden und ermüdenden Vorſtellung der auswärtigen Deputirten trat ich an die Fenſter des Bibliothekſaales, von welchen die jenaiſche Landſchaft einen ſo ſchönen und wechſelnden Anblick gewinnt, wie faſt von keinem andern Punkt. Bald aber wurde das Auge von der Landſchaft wieder auf die Menſchen hingezogen. Der Feſtzug begann vor dem Bibliothekgebäude ſich zu ordnen. Hier ſah ich zuerſt die ſtudentiſchen Marſchälle mit ihren Fahnen. Die Fahnen aller Verbindungen waren neu und ſehr geſchmackvoll. Ich muß bekennen, ſelten ſolche blühende Jünglingsgeſtalten geſehen zu haben. Das Ganze war durchaus nicht wie eine Maskerade. Feſtliche Stimmung verlangt auch äußeren Schmuck. Wir haben uns der Freude daran und des Geſchmackes darin nur zu ſehr entwöhnt. Freilich muß vieles Andere befriedigend geſtaltet ſein, ehe ein Volk ſich der Freude im feſtlichen Glanze und Schaugepränge hingeben kann. Die Erſcheinung dieſer Studenten aber hatte durchaus nichts Unnatürliches noch Widerſprechendes. Auch viele Gäſte von preußiſchen Univerſitäten waren in dem Amtstalar erſchienen, welchen man dort eingeführt. Ich kann nicht ſagen, daß dieſe Erſcheinung mißfallen hätte. Der ſchwarze Frack iſt und bleibt kein Coſtüm für feſtliche Aufzüge. Als die Univerſität mit ihren Gäſten in den Zug eintrat, konnte ſie ſich ſagen, daß ſelten eine Jubelfeier ſo ausgebreitete und anerkennende Theilnahme gefunden, als die Zahl und Sprache der Deputationen ergeben hatte. Der Zug ging in die Stadtkirche zum Gottesdienſt und wurde allerdings durch einen ſtarken Regenguß geſtört. Wenige indeß nur flüchteten, und die Standhaftigkeit der großen Mehrzahl fand ſich dadurch belohnt, daß an dem erſten Tage das Feſt durch das Wetter nicht wieder geſtört, an den beiden folgenden aufs ſchönſte begünſtigt wurde.

Den Mittelpunkt des Feſtgottesdienſtes bildete die Predigt des Kirchenrath Schwarz zu Jena. Da war keine Spur von Kanzelton, von Weichlichkeit, Sentimentalität oder falſchem Pathos, ſondern eine kräftige Volksrede, ungekünſtelt und doch geiſtvoll. Der Redner hatte den achtzigſten Pſalm zum Text gewählt: „Gott Zebaoth — — — ſuche heim dieſen Weinſtock und halte ihn im Bau, den deine rechte Hand gepflanzet hat und den du dir feſtiglich erwählet haſt. Siehe drein und ſchilt, daß des Brennens und Reißens ein Ende werde. Deine Hand ſchütze das Volk deiner Rechten und die Leute, die du

dir festiglich erwählet hast. So wollen wir nicht von dir weichen. Laß uns leben, so wollen wir deinen Namen anrufen." Nach diesem Psalm theilte der Redner die Festpredigt in Dank, Bitte und Gelübde. Bei dem Dank gedachte er der Bedrängnisse, welche die jenaische Hochschule zu überstehen gehabt, bei der Bitte („Siehe drein und schilt, daß des Brennens und Reißens ein Ende werde") der gegenwärtigen Anfeindungen. Ferner führte er bei der Bitte („schütze das Volk deiner Rechten") die Nothwendigkeit des göttlichen Schutzes aus. „Dieser Schutz umfaßt für eine Anstalt, wie die unsrige, so zu sagen für ein Volk, wie es auf ihr sein Wesen hat, vor allem Freiheit des Lehrens und Lernens." Indem er ferner den göttlichen Schutz für die Stätte erflehte, worin der Weinstock (die Hochschule) gepflanzt sei, gedachte er in anziehender Weise der Oertlichkeit, in welcher die jenaische Hochschule sich bewegt. Den Schluß bildete das Gelübde: „So wollen wir nicht von dir weichen. Laß uns leben, so wollen wir deinen Namen anrufen." „Nicht von Gott weichen mit der Treue der Gesinnung und Ueberzeugung, welche ihrem Wesen nach dieselbe bleibt, wohin er uns auch gestellt hat in seinem Reiche. Hier ists zunächst das Reich der Wahrheit und der Wissenschaft, welche in allen ihren Zweigen, insofern sie die Wahrheit sucht und ihr dient, auch ihm dient, der die höchste Wahrheit ist. Neue Treue also in ihr und gegen sie in dem Berufe, den er uns als Lehrenden oder Lernenden gegeben. Wir sollen, wie es in jener alten Stiftungsurkunde heißt, zum Lobe des Allmächtigen graben helfen den Brunnen des Lebens, daraus unversieglich geschöpft werden mag tröstliche und heilsame Weisheit zur Erlösung von der für die Menschheit verderblichen Blindheit und Unvernunft." Die Versammlung verließ die Kirche, sichtbar gehoben von dem Zug kräftiger, inniger Pietät und männlicher Selbstständigkeit, welcher durch diese Rede ging. Der Zug bewegte sich nach dem Markte, wo unmittelbar die Enthüllungsfeier des Johann-Friedrich-Denkmals begann.

Man hatte auf dem Markt, dem Denkmal gegenüber, eine bedeckte Tribune errichtet für die fürstlichen Herrschaften und die auswärtigen Deputirten, an beiden Häuserreihen seitwärts vom Denkmal offne Tribunen für Zuschauer. Links von den fürstlichen Sitzen vor der Zuschauertribune stand die Rednerbühne, nur mäßig über den Boden erhöht. Die Einweihungsrede sprach Staatsrath Seebeck, Curator der Universität Jena, nachdem der Festzug auf dem Markt sich aufgestellt. Der Redner ist der eigentliche Gründer des Denkmals. Ob die erste Anregung von ihm ausgegangen, weiß ich nicht. So viel ist gewiß, der Gründer eines solchen Werkes verdient zu heißen, wer unermüdlich sammelt, das Interesse erweckt, große Gaben herbeischafft und nimmer ruht, bis das Unternehmen gesichert ist. In der Rede gedachte der Curator dieser Thätigkeit des Comité, dessen Seele und Vorsitzender er war, mit keinem

Wort. Wenn die Schwarzische Predigt sich durch lebendiges, volksthümliches Erfassen der nächsten und gegenwärtigen Festbeziehungen auszeichnete, so suchte Seebecks Rede „der Jubelfeier mit der Vergegenwärtigung ihrer größten Beziehungen die volle Weihe zu geben.“ Die weltgeschichtlich sittliche Kraft, der Glaube, von welcher die Persönlichkeit des Kurfürsten, dessen Denkmal enthüllt werden sollte, ein Zeuge gewesen, vermöge welcher derselbe auch Gründer der Universität geworden, war das Thema der Rede. Dieser Inhalt wurde an dem Schicksal und Charakter des Kurfürsten durchgeführt, in einer Weise, welche ebenso sehr durch die hohe Idealität und Wärme der Gesinnung fesselte, als durch die Einfachheit der Form bei der Tiefe der Auffassung überraschte. Man hörte es dem Redner deutlich an, daß der zu feiernde Held recht ein Held nach seinem Herzen. „Das ist ein gut bewährter Ruhm, den die dankbaren Herzen so nach Jahrhunderten feiern. Fürwahr, ein edler Ruhm, nicht mit Gewalt noch List, sondern in Geduld ehrlich ersiegt, allein mit der Kraft eines lauteren und beständigen Herzens, wie wol Gott ein solches bereitet, wenn je es gilt, ein gefährdetes heiliges Kleinod in sichre Hut zu legen.“ In diesem Sinn wurde das Charakterbild des Kurfürsten ausgeführt. Ein Charakter, nicht gemacht, sich ein hohes Ziel eigenthümlich und schöpferisch zu gestalten, noch weniger eigenmächtig irgend eine Größe sich zu suchen und gewaltsam zu ergreifen, aber mit tiefem Bedürfniß nach dem Ewigen und Wahren, war es sein Geschick, zu finden, nicht sich zu geben, was den Durst seiner Seele stillte, und war es sein Heldenthum, mit unerschütterlicher Standhaftigkeit bis zum Märtyrerleiden an dem Gefundenen festzuhalten. Nur nothgedrungen griff er zum Schwerte. Aber nach des Redners Sinn ist dies nie die rechte Waffe. Vielmehr habe „das richtende Wort vom Schwerte, gesprochen im Garten zu Gethsemane, das so oft vergessene und immer wieder erfüllte, auch an dem Kurfürsten sich bestätigt.“ „Jetzt erst, nach seiner innerlichsten Berufung für die Sache des Herrn, nur ein Streiter im Geist, habe er das große Wort bewährt: „Wer am meisten glaubt, der wird auch hie am meisten schützen.“ Und nun wurde ausgeführt, wie Gott seinen Streiter, den gläubigen Dulder, verherrlicht habe, an seiner Kirche, an seinen Gegnern, an der Liebe seines Volks, an dem Glanz seines Geschlechts, an der von ihm gestifteten Universität. Von letzterer sagte der Redner am Schluß: „Wie heute das ganze Vaterland — — uns seine Boten sendet, um mit uns Gott in der Höhe unser Danklied zu singen, so gebe der Allmächtige, daß auch fort und fort dem ganzen deutschen Volke das Licht, welches hier eine treue deutsche Hand auf den Altar des Vaterlandes gestellt hat, werth und theuer bleibe. Vor allem aber möge uns Thüringern selbst immerdar im Herzen gegenwärtig sein, welch ein köstliches Erbtheil wir in dieser hohen Schule von den Vätern empfangen haben, damit uns die Be-

rufung, an der höchsten geistigen Arbeit deutscher Nation mitthätig und vorstrebend Theil zu nehmen, nicht verstört werde, sondern in Ehren behalten bleibe, und wir in der Handreichung hierzu auch untereinander stets die einigende Liebe üben, zu welcher der fromme Kurfürst noch im Sterben die Seinen segnend mahnte."

Die Bedeutung ihres Helden und die Bedeutung dieser Denkmalsfeier stellte die Rede schön und erschöpfend ins Licht. Denn es handelt sich bei diesem Helden und bei diesem Denkmal darum, dem deutschen Volk seine edle Kraft zu vergegenwärtigen, sein treues Hangen an dem Höchsten, die opferwillige, geduldige Hingabe an ein erkanntes Ziel, an eine bewährte Führung. Allein auch das dürfen wir nicht vergessen, daß ein Volk, um ein erwähltes Werkzeug Gottes in der Geschichte zu sein, noch anderer Helden bedarf. Nicht blos der Dulder bedarf es, sondern auch der Schlangentödter, der Reiniger, die das Chaos entwirren, auch der kühnen That, die eigenmächtig große Ziele ergreift und hinstellt. Das deutsche Volk wäre verloren, hätte es blos solche Johann Friedrich und nicht auch jenen Friedrich an der Spree und die Heldenführer des Befreiungskampfes.

Als nun die Hülle des Denkmals fiel, konnte man nicht anders als freudig bewegt, ja gerührt erblicken, wie sprechend und künstlerisch eindringlich der Bildhauer denselben Charakter vergegenwärtigt hatte, welchen der Redner eben gezeichnet. Die Figur steht im Kurfürstenmantel, unter dem Mantel mit dem Harnisch bekleidet, auf dem Haupt die Kurfürstenmütze, in der Rechten das entblößte Schwert, wie bei feierlicher Repräsentation an die Schultern gelegt, in der Linken die aufgeschlagene Bibel. Die ganze Haltung, Figur und Gesichtszüge prägen wundervoll treu und lebendig den historischen Charakter aus: sinnliche Lebenskraft geadelt durch Ehrlichkeit, Gutmüthigkeit, Treue und Standhaftigkeit. Die bedeutende Masse, welche der kurzgedrängte, gewaltige Körper mit dem schweren Harnisch und dem Mantel bildet, hat doch durchaus nichts Drückendes, Ungestaltetes, weil alle Formen höchst charakteristisch und lebendig behandelt sind. Der Gesichtsausdruck aber verdient das höchste Lob. Selten ist die Aufgabe so trefflich gelöst worden, ein nichts weniger als ideales Porträt unter Beibehaltung vollkommner Treue zu einem wohlthuenden und charakteristischen Eindruck zu steigern. Man wird nicht anstehen dürfen, das Denkmal zu den gelungensten Bildwerken der neuern Zeit zu rechnen, ganz gewiß zu den sprechendsten und volksthümlichsten. Der Witz versucht sich an jedem neuen Werk. So hat man auch dieses Denkmal bereits mit einem Kartenkönig verglichen. Vergebens! Auch bei dem entschiedensten Willen die lächerliche Aehnlichkeit festzuhalten, wird man immer wieder durch die natürliche und bedeutende Ausführung gefesselt und ernster gestimmt.

Nachdem auf die Denkmalsenthüllung eine angemessene Pause gefolgt,

ward in dem untern Saale des neuen Bibliothekgebäudes auf Einladung der Universität von ungefähr fünfhundert Gästen gespeist. Der Großherzog brachte den ersten Toast auf die Universität, dem einige andere folgten. Zur vollständigen Charakteristik des Festes sei bemerkt, daß alle Weinsorten ausgezeichnet waren, was keine Kleinigkeit ist bei einem so umfangreichen Mahl. Die Speisen waren gut.

Am folgenden zweiten Festtag ward in der Universitätskirche die lateinische Gedächtnißrede auf die Hochschule von dem Professor der Eloquenz, Hofrath Göttling, gehalten. Ich habe sie nicht gehört und kann Ihnen, da sie auch nicht gedruckt vorliegt, davon nicht berichten. Schwungvoll und humoristisch, witzig und gemüthlich ist alles, was Göttling sagt, und im Latein bewegt er sich mit größter Ungenirtheit. So wird auch diese Rede gewesen sein, und so hat man mir gesagt, daß sie gewesen sei.

Nach der Rede war wieder Festmahl, wie am vorigen Tage. Inzwischen hatte sich die festliche Stimmung bei allen Theilnehmern aufs Höchste gesteigert, sowol durch den schönen, oft erhebenden Verlauf der öffentlichen Feierlichkeiten, als durch den heitern Ton und die tiefen gemüthlichen Beziehungen in den Privatkreisen, hervorgerufen durch bedeutende Erinnerungen und Begegnungen. Hier trat nun aber die Lücke des Festes ein. Jene Stimmung fand bei dem Festessen des zweiten Tages keinen durchschlagenden und begeisternden Ausdruck. Es wurde zwar viel getoastet, aber keine Rede erhob sich auf die Höhe des Festes. Eine doppelte Bedeutung der Universität und ihrer Feier war noch nicht zur Sprache gekommen. Die enge Verbindung Jenas mit dem Aufschwung des deutschen Geisteslebens an der Schwelle unsers Jahrhunderts, und die Bedeutung Jenas für das deutsche Studentenleben, als Hauptsitz der Burschenschaft. Es mußte hervorgehoben werden, wie jene Heroen des achtzehnten Jahrhunderts unter uns fortleben, und welche Pflicht wir, als ihre Erben, der Gestalt unsers Lebens gegenüber haben, und es mußte hervorgehoben werden, wie wir zu dem sittlichen Aufschwung stehen, welchen die Burschenschaft dem deutschen Studentenleben zu geben bemüht war, was uns überhaupt das Studententhum und akademische Leben heute ist und sein soll. Dies aber wagte und vermochte kein Redner.

Der Mangel ward sehr bedauerlich und lebhaft empfunden, aber schwerlich in den rechten Ursachen gesucht. Man schob die Schuld wol auf mangelnde Vorsorge der Festordner. Mit Unrecht. Es liegt vielmehr in der Natur der Sache, daß eine ähnliche Lücke bei jedem deutschen Fest zu Tage kommen muß. Wir sind ein Volk, das viele edle Kräfte in Geschichte und Gegenwart entwickelt hat. Das Gefühl und die Wirklichkeit dieser Kräfte kommt bei unsern Festen zu Tage und kam hier zu Tage in dem schönen Ausdruck der Festerinnerungen, in der gehobenen Stimmung, der Liebenswürdigkeit und sittlichen

Haltung aller Festtheilnehmer, vor allem der Studentenschaft, wovon noch zu sprechen ist. Aber wir sind andrerseits ein Volk, das die höchsten Aufgaben des nationalen Daseins noch nicht gelöst hat. Darüber besteht unter uns noch Streit, Sorge, Unruhe, Verbitterung. So ist das Höchste bei uns vielmehr der wunde Fleck, den die Meisten zu berühren scheuen, dessen Gefahren nur ein fast genialer Takt und eine alles fortreißende Begeisterung vermeiden könnte. Was in England auch den unbedeutendsten Redner hebt, die Erinnerung an das nationale Leben, das wird bei uns auch für den geschicktesten eine Klippe, auf welche sich die meisten am liebsten gar nicht begeben. So können wir uns bei unsern Festen, trotz aller hohen Gemüthlichkeit, Liebenswürdigkeit und Sittigung, welche sie an den Tag legen, dieser Eigenschaften nur freuen als des trefflichen Stoffes für den sehnlich erwarteten Künstler oder den Heldenbund, welcher uns erst zu einem rechten Volk machen soll. Dies gibt freilich allen unsern Festen für den tiefer Denkenden und tiefer Fühlenden einen resignirten und wehmüthigen Beigeschmack. Das Symbol dieser Stimmung am gegenwärtigen Feste war die verfolgte Burschenschaftsfahne, welche aus ihrem Versteck hervorgezogen und bei dieser Gelegenheit öffentlich in würdigen Gewahrsam übergehen sollte, aber schließlich von den Inhabern freiwillig im Versteck gelassen wurde. Die Zeit der Erfüllung ist für Deutschland noch nicht gekommen. Alle, auch unsere reinsten Freuden, sind von der Sorge um das höchste Gut der Völker niedergedrückt.

Der Morgen des dritten Festtags brachte die Ehrenpromotionen. Sie sind durch die Zeitungen hinlänglich bekannt und verdienen es durch den wahrhaft, der geistigen Bedeutung des Wortes nach, liberalen und patriotischen Sinn, den sie bekunden: unter andern in der juristischen Facultät Reventlow, in der philosophischen Virchow, Beitzke, Eduard Devrient u. s. w.

Am Nachmittag ging der große Commers auf Einladung der Stadt im Paradies vor sich. Es war eine prächtige Scene. Die sonnenbeglänzte Wiese, mit dem herrlichen Grün ihres Rasens und ihrer Bäume, wol an zehntausend Menschen, theils innerhalb, theils außerhalb des für die Studenten bestimmten Raumes, darunter ein reicher, feiner Damenflor, das studentische Präsidialcomité in seinem bunten Schmuck auf erhöhter Tribüne. Am Abend ward die Scene durch eine galvanische Flamme beleuchtet, ein Verfahren, welches, so viel ich weiß, bis jetzt nur von dem damit betrauten Chemiker Schröder, aber von diesem schon mehrfach bei ähnlichen Gelegenheiten angewandt worden ist.

Die glänzendste Seite des Festes erwähne ich zuletzt: das in jedem Moment tadellose Verhalten der gesammten Studentenschaft. Wenn man bedenkt, daß in Jena unter der Studentenschaft vielfache und langgenährte Spaltungen bestehen, wenn man bedenkt, wie die verschiedenen Parteien durch zahl-

reichen Beſuch auswärtiger Univerſitäten und älterer Commilitonen verſtärkt waren; dazu die vielfältige Aufregung und Veranlaſſung zum Trinken während dieſer Tage, die ja auch auf das reifere Alter nicht ohne Einfluß bleibt, und wenn man dann erwägt, daß nicht ein einziger Ton des Uebermuthes hörbar, nicht eine einzige Unart ſichtbar geworden, ſo kann man unmöglich der Selbſtbeherrſchung und dem Takt der jungen Männer die höchſte Anerkennung verſagen. Die Univerſität Jena hat alle Urſache, wie des ganzen Feſtes, ſo beſonders dieſer letzteren Seite deſſelben mit freudigem Stolze zu gedenken. Sie hat in dem Benehmen ihrer Studentenſchaft den ſchönſten Theil ihres Lebens und Wirkens gezeigt.

Die jenaiſchen Feſttage ſind vorüber, und die Zeitungen haben ſeitdem längſt wieder von einem andern Feſt berichtet, von dem Auszug der tauſendſten Locomotive aus der Borſigſchen Fabrik in Berlin. Welche andere Dimenſionen zeigt ein ſolches Feſt! Und auch hier zeigt ſich in der Haltung großer Maſſen die edle Anlage des deutſchen Volkes neben dem ſegensreichen Einfluß dieſer neuen Macht des Zeitgeiſtes, der großen Induſtrie, welche aus der Anwendung der Wiſſenſchaft auf das Leben entſprungen iſt. Es gibt ja Leute genug, welche meinen, vor dieſen wahren Feſten des Zeitgeiſtes trete alles Treiben der Univerſitäten als veraltet und überholt in den Hintergrund. Wer aber von den jenaiſchen Feſten kommt, hat hoffentlich die Ueberzeugung beſtärkt, daß das deutſche Geiſtesleben dieſe Stätten nimmer entbehren darf, um ſeine Vornehmheit und ſeine Schlichtheit, ſo wie die reine Begeiſterung zu bewahren, durch deren Antheil auch allein die Induſtrie geiſtige Macht und ſittliche Würde gewinnt.

Bilder aus Griechenland.

5.

Die heutigen Athener. — Die deutſche Niederlaſſung in Erakli. Pfingſten am Pentelikon.

Sehr ſelten ſieht man auf den Straßen von Athen Bettler, und ebenſo ſelten Betrunkene. An Schenken mangelt es keineswegs, aber der Grieche iſt mäßig und ſparſam, und wenn man die Gäſte in den Wirthshäuſern beobachtet, wie ſie ſtundenlang bei einem kleinen Glaſe ſitzen, begreift man nicht, wovon die

Wirthe leben. Dagegen scheinen die Frauen den Putz sehr zu lieben, und man erzählt manche hübsche Anekdote von der Art, wie sich unbemittelte zu eleganten Toiletten verhelfen. So versetzte unter anderm die bessere Hälfte eines Lieutenants den Kessel, in welchem sie dem Herrn Gemahl seine Suppe kochte, um sich einen Pamelahut zu kaufen, der ihr leider von jenem auf eine hier nicht näher zu beschreibende, an Eulenspiegel erinnernde Weise verdorben wurde. Sonst hört man von dem Familienleben fast nur Gutes, und wenn die Frauen im Allgemeinen eine sehr untergeordnete Stellung einnehmen, so weiß die Skandalchronik, die sonst hier ziemlich reich ist, nur sehr wenig von Eheskandal zu berichten — ein Verhältniß, für dessen Erhaltung von höchster Stelle (ich meine das Boudoir des Schlosses) mit ebenso viel Wachsamkeit als Energie gesorgt wird. Auch nach andern Richtungen hin hebt sich die Sittlichkeit, wenn es auch noch vor kurzem vorkommen konnte, daß ein Offizier auf einem Ball sich die Taschen untersuchen lassen mußte, weil er den Empfang eines Armbands ableugnete, welches ihm von seiner Tänzerin zum Aufheben anvertraut worden war, und wenn auch ein Gutsbesitzer, ebenfalls vor kurzem, sich dadurch Lob erwerben konnte, daß er eine Summe, die ihm zur Verbesserung einer Korinthenpflanzung geliehen worden und die er, durch die Traubenfäule in seinen Erwartungen getäuscht, vor Gericht abgeschworen hatte, später, als ein gutes Jahr kam, wenigstens zum Theil zurückzahlte. Die Leute nannten das edel und hochherzig gehandelt; er hätte das Geld ja ganz behalten können. Räuber gibt es vorläufig nicht in Griechenland. Seitdem die Königin das erste Todesurtheil unterschrieben, haben Pulver und Blei und die Guillotine fleißig unter dem Gesindel aufgeräumt. Das jetzige Ministerium, welches überhaupt viel gelobt wird, scheint die letzten Banden ausgerottet zu haben, und der Kriegsminister Smolenitz hat durch ein System von Patrouillen und Wachtposten, die durch ganz Nordgriechenland vertheilt sind, gesorgt, daß die Neigung des albanesischen Volksstammes zu derartiger Romantik in Schranken gehalten wird. Das Gefühl vollkommner Sicherheit ist damit allerdings noch nicht gewonnen. Sechs Wochen vor unsrer Ankunft noch hatte ein Fleischer aus dem Piräus mit einer starken Schar das Land bis auf eine Stunde von Athen durch Blutthaten in Schrecken gesetzt, und niemand weiß zu sagen, ob der Gebrauch, wenn eine Partei ein anderes Cabinet wünscht, Räuberbanden auftreten zu lassen, um die Unfähigkeit der Minister zu gehöriger Sicherstellung der Bürger darzuthun, für immer außer Uebung gekommen ist. Ueber die Constitution vernahm ich allgemein ungünstige Urtheile, und von einer eigentlichen parlamentarischen Regierung ist nicht die Rede. „Wenn es dem König heute beliebte, die Verfassung aufzuheben, so würde kein Hahn darüber krähen," äußerten sich verschiedene wohlunterrichtete Stimmen. Parteien, die auf Principien gegründet sind, gibt es nicht, man kennt nur persönliche, höchstens lo-

cale Intereſſen. Die Wahlen ſind durchweg abhängig von dem Willen der Regierung, und ſelten geſchieht es, daß einer ihrer Candidaten durchfällt.

Die Polizei ſcheint gut zu ſein. Wir hatten in einem Wirthshaus auf dem Wege von Argos nach Tripolizza einen Plaid liegen laſſen. Ein Brief an den Wirth, in dem wir baten, den Plaid nach Korinth zu ſchicken, blieb ohne Erfolg. Wir wendeten uns nun in Athen an die Centralpolizeiſtelle, und vor einigen Tagen bekam ich die Nachricht, der Verlorene ſei wohlbehalten in Trieſt eingetroffen. Daß dieſer Fall aber nicht vereinzelt daſteht; zeigte die Zuverſicht unſres Dragomans, als er uns über den Verluſt beruhigte.

Von Fremden wohnen in Athen beſonders viele Franzoſen, wie denn die franzöſiſche Sprache hier ſelbſt häufiger gehört wird, als die ſonſt im Orient gewöhnlich zur Verſtändigung mit den Eingebornen dienende italieniſche. Engländer befinden ſich hier verhältnißmäßig wenige, was bei der erklärlichen Abneigung des Volks vor der britiſchen Nation begreiflich iſt. Symboliſch darf man es auffaſſen, daß die Wohnung des ruſſiſchen Geſandten dem königlichen Palaſte am nächſten liegt. Von Deutſchen halten ſich hier jetzt nur etwa zweihundert auf. Früher waren die Spitzen der Civilverwaltung und viele Offiziere Deutſche. Die Revolution von 1843 entfernte ſie bis auf diejenigen, welche als Philhellenen für das Land gefochten hatten. Gegenwärtig beſteht die deutſche Colonie in Athen nur aus den Mitgliedern der preußiſchen und öſtreichiſchen Geſandtſchaft, aus den Perſonen, die zum Hofſtaat des Königs und der Königin gehören, einem katholiſchen und einem lutheriſchen Hofprediger (letzterer iſt ein vertriebener ſchleswig-holſteiniſcher Geiſtlicher von der frieſiſchen Inſel Sylt), mehren Aerzten, einem Bildhauer, einem Buchhändler, einem Agenten des Lloyd und einer Anzahl von Handwerkern. Einigen von dieſen Herren danke ich angenehme Stunden und mancherlei Belehrung, und dieſen rufe ich hiermit, ſo weit ſie Leſer der „Grenzboten“ ſind, herzliche Grüße zu.

Zum Schluß mag noch die Curioſität Erwähnung verdienen, daß Sachſen in Athen nicht, wie man erwarten ſollte, durch den preußiſchen Geſandten, deſſen Vermittlung ſchon der Zollverein nahe zu legen ſcheint, ſondern durch den ſchwediſchen vertreten iſt, der nicht einmal deutſch verſteht.

Das Geld, welches in Athen im Umlauf iſt, beſteht faſt nur aus fremden, und vorzüglich aus deutſchen Münzſorten. Griechiſche Thaler kamen uns niemals zu Geſicht. Drachmen (ſie haben einen Werth von etwa $7^1/_2$ Silbergroſchen) ſieht man kaum anders verwendet als zum Halsſchmuck der Bauermädchen. Als Scheidemünze dienen Fünf- und Zehnleptaſtücke von Kupfer. Von Silbermünzen curſiren hauptſächlich Zwanziger, öſtreichiſche und ſächſiſche Gulden und alle möglichen Speciesthaler des weiland römiſchen Reichs: kurpfälziſche, kurbaieriſche, kurſächſiſche, braunſchweigiſche, nürnbergiſche u. a. mit Jahreszahlen bis hinauf zum dreißigjährigen Kriege. Welche Zickzackreiſe

mögen die fürſtlichen Perückenträger auf ihnen gemacht haben von dem Prägſtock des Münzmeiſters an Rhein und Elbe bis herunter zum Fuß der Akropolis, und was für Abenteuer würden ſie erzählen können, wenn ſie Stimme hätten!

Wir hatten erfahren, daß ſich zwei Stunden nördlich von Athen eine Colonie von deutſchen Landleuten befinde, und nachdem unſere erſte Wanderung durch die Stadt beendigt war, machten wir uns eines ſchönen Morgens auf den Weg dahin. Der Ort heißt nach einem Heiligthum des Herakles, welches dort herum geſtanden haben ſoll, Erakli und iſt ohne viel Fragen zu finden. Auf der von den Franzoſen während der Occupation angelegten Chauſſee, welche die Fortſetzung der Aeolusſtraße bildet, gelangten wir kurz nach Sonnenaufgang nach dem Dorfe Patiſſia. Vor uns hatten wir das prächtige Bild der violetten Gipfel und Flanken und der blauſchwarzen Schluchten des Parnes und Pentelikon, links die baumreiche Niederung des Kephiſſus, in welcher Nachtigallen ihren Hymnus auf die Morgenſonne ſangen, rechts Gerſtenfelder und mit Unkraut und Lavendel beſtandene Brachen, über denen ſich die ſpitze Felskuppe des Lykabettus und weiter nördlich ein ähnlich geformter Hügel erhob. Ein Stück weiter zweigt der Weg rechts von der Chauſſee ab und führt an einer einſamen Waſſermühle vorüber durch eine moraſtige Niederung, neben welcher der Fels in großen Blöcken aus dem Erdreich tritt. An dem Bache, der die Mühle treibt, erfreute uns zum erſten Male wildwachſender Oleander mit ſeinen anmuthigen rothen Kelchblumen. Doch ſahen wir hier zugleich die erſte griechiſche Schlange. Als wir, verfolgt von dem „Brekekekex Koax Koax“ ariſtophaniſcher Fröſche, nach dem Kamm der vor uns liegenden Hügelwelle hinaufſtiegen und oben in der Ferne das Thürmchen der kleinen gelben Kirche von Erakli erblickten, ließen wir uns, indem wir in einer halben Stunde in dem Orte zu ſein meinten, während es noch reichlich doppelt ſo weit dahin iſt, zum erſten Male von der Klarheit der griechiſchen Luft über Raum und Zeit täuſchen. Endlich begegnete uns einige hundert Schritte von hier auf einem mit zwei kleinen dürren Gäulen beſpannten Leiterwagen der erſte Bewohner der Colonie. Die deutſche Bauerntracht, die Maſerpfeife ließ ihn trotz des gewaltigen griechiſchen Schnurrbarts nicht verkennen. Auf unſer „Guten Morgen“ hielt er an, und nicht ſobald hatte ich ihn nach den Verhältniſſen der Niederlaſſung gefragt, als er im gediegenſten Südbaieriſch eine ganze Litanei von Klagen über ſeinen und ſeiner Mitanſiedler kläglichen, jämmerlichen, erbärmlichen Zuſtand vortrug, ſo daß ich, wenn mir nicht zu rechter Zeit noch eingefallen wäre, daß eines Mannes Rede keines Mannes Rede iſt, umgekehrt ſein würde, um mich nicht unnützerweiſe zu ärgern.

Er war aus der Gegend von Ingolſtadt und mit dem König als Ulan

herübergekommen. Später hatte er mit ſeiner Frau, einer Tirolerin, auf dem Pentelikon für die deutſchen Steinmetzen, die dort für den Reſidenzbau arbeiteten, eine Wirthſchaft gehalten und damit viel Geld verdient. Als dieſe weggegangen, hatte er ebenfalls weggewollt, ſich aber von den Beamten bereden laſſen zu bleiben und einen Contract zu übernehmen, durch den er ſich verflichtete, Steine für den Bau zu fahren. Zu dieſem Zweck hatte er ſeine Erſparniſſe in Wagen und Pferde geſteckt. Da war plötzlich der Vertrag für aufgehoben erklärt und ein Grieche als Fuhrmann beſtellt worden. Es war unſerm Deutſchen nichts übrig geblieben, als ſein Geſchirr ſammt ſeinen vierzehn Pferden für die Hälfte des Werthes zu verkaufen und dann ſein Recht zu ſuchen. Das hatte er gethan, aber zunächſt nur Vertröſtungen erlangt. Ein Fußfall vor dem König war erfolgreicher geweſen. Man hatte ihn auf das Hofmarſchallamt gerufen, ihm 2100 Drachmen Entſchädigung zugeſagt, ihm auch ſofort ein Drittel der Summe ausgezahlt und den Reſt abzutragen verſprochen, wenn es mit der Kaſſe beſſer ſtünde. Es hatte ſich indeß damit nicht ſo raſch beſſern wollen, und inzwiſchen war die Revolution von 1843 drein gekommen und das „Syntagma“ — die Verfaſſung — „wo der gute König nicht mehr konnte wie er wollte“, und ſo hatte der Mann trotz fleißigſten Querulirens und Petitionirens keinen Lepta mehr bekommen. „Wäre es nach meiner Frau gegangen,“ ſchloß er ſein Klagelied, „ſo hätten wir uns, wie es mit der Wirthſchaft aus war, heimgemacht, und ich hätte mir für meine fünftauſend Drachmen in Baiern ein hübſches Bauergütchen angeſchafft. So aber bin ich mit dem verdammten Fuhrwerk und dem vermaledeiten Syntagma (hier ſpuckte er in die Hände und knallte ſeinen Ingrimm mit einem zornmüthigen Peitſchenſchwung aus, bei dem er mir wie ein bösgemachter elektriſcher Aal vorkam) ein armer Teufel geworden, der (hier knallte die Peitſche abermals) nicht einmal ein ordentliches Hemd auf dem Leibe hat.“

Von der Niederlaſſung, der er ſeit funfzehn Jahren angehörte, wußte er ebenſo wenig Erfreuliches zu melden. Sie wäre auf 36 Familien berechnet geweſen, es befänden ſich aber nur noch 24 dort. Die übrigen wären verdorben und weggezogen. Man hätte ihnen meiſt ſchlechtes Land angewieſen, und ſo bauten ſie wenig mehr als etwas Wein, und auch der wäre ihnen jetzt drei Jahre hintereinander verhagelt. Dazu käme, fuhr er fort, daß die Coloniſten nur zum kleinſten Theile urſprünglich Bauern, ſondern hauptſächlich Handwerker und zwar meiſt Schneider geweſen ſeien, die als Soldaten ins Land gekommen wären. „So wußten ſie ſich nicht zu helfen,“ endigte er ſeinen Bericht, „und in ihrem Aerger darüber, daß es nicht vorwärts wollte, tranken ſie zu viel von ihrem eignen Wein, und da iſt mehr als einer drin ſtecken geblieben, und auch mit uns andern ſteht es ſo, daß wir heutigen

Tages alle miteinander anſpannten und heimführen, wenn wir dort nicht betteln gehen müßten."

Wir hörten noch, daß die Coloniſten mit Ausnahme von zwei Familien katholiſch ſeien, daß ſie zuſammen nur 12 Pferde, 2 Eſel, 5 Kühe und etwa 70 Schafe beſaßen. Dann ſchieden wir mit guten Wünſchen, an deren Erfüllung wir aber ſelbſt nicht glaubten.

Das Aeußere des Mannes und ſeines Geſchirrs ſchien ſeine Klagen zu beſtätigen. Dem Dorfe dagegen ſah man es von der Seite, wo wir uns ihm näherten, eben nicht an, daß ſich hier nicht gut Hütten bauen ließ. Wir trafen mehre Arbeiter vor demſelben, einen mit dem Pflug offenbar guten Boden lockernd, einen andern nebſt einer Frau mit Garbenbinden beſchäftigt. Munter ſpielte am Wege eine kleine Liſe, neben ihr ein kleiner Mitro. Eine ſchnatternde Gänſeherde, die uns mit ſchweren Bäuchen entgegenwatſchelte, ließ mir behagliche Gedanken an heimiſche Martinsgänſe und die dazu gehörige Fülle von Aepfeln und Beifuß durch den Buſen ſtreichen. Aus tiefgrünen Gärten mit breitwipfeligen Feigen- und Maulbeerbäumen, aus Wein- und Olivenpflanzungen blickten die rothen Dächer recht freundlich hervor. Neben orientaliſchen Cypreſſen ſtand doldenreich nordiſcher Flieder, der ſeinen Duft mit dem der Rebenblüte miſchte.

Wir gingen zwiſchen den erſten Häuſern durch, und das Bild, das wir jetzt vor uns hatten, rief ſofort die traurige Schilderung, die der Ingolſtädter gegeben, zurück. Die Colonie ſah hier wie ein etwas in die Länge geſtrecktes, ungewöhnlich übel gehaltenes deutſches Dorfarmenhaus aus. Sie iſt in Form eines Winkelmaßes angelegt, jedes Haus wie das andere gebaut, nur an einer Stelle ein Zwiſchenraum. In der Mitte des Platzes vor den beiden Häuſerfronten ſteht die Kirche, daneben die Wohnung des Prieſters, die einzige freundlich blickende. Die übrigen machten ſämmtlich grämliche Geſichter. Bei dreien war das Dach eingefallen. Vor einigen hatte man ein Stück Land mit niedrigen Erdwällen zu kleinen Gärten eingezäunt, die aber wüſt lagen, und in denen ſogar das Unkraut nur kümmerlich wuchs. Selbſt das Gärtchen des Prieſters hatte nichts als einige Stengel Löwenmaul, etliche Mohnblumen und zwei oder drei dürftige kniehohe Pinien und Silberpappeln aufzuweiſen. Daß wir eine Viertelſtunde auf dem Platze hin und hergehen konnten, ohne daß ein Menſch aus einer der überall verſchloſſenen Thüren trat, oder auch nur ein Hahn krähte, eine Kuh ſich hören ließ, ein Hund bellte, ſteigerte den Eindruck der Verkommenheit, Verdrießlichkeit und Niedergeſchlagenheit, den das Ganze machte. Wir pochten an ein Fenſter, niemand antwortete. Drin war nichts als ein alter gebrechlicher Tiſch, ein Holzſchemel und ein auf den Boden gebreitetes Bett. Durch ein zweites Fenſter blickend, gewahrten wir daſſelbe kahle Bild der Armuth. Endlich ging neben uns eine Thür auf, und eine

wohlgenährte Frau mit einer Brille auf der Naſe fragte, was der Herren Begehr ſei. „Suchen die Schenke. Wollen Erakliwein koſten," ſagten wir, dem Himmel dankend, wenigſtens ein menſchliches Geſicht und noch dazu ein ſo behäbiges zu ſehen. „Die Schenke iſt hier, wenn Sies ſo nennen wollen," erwiederte der Mund unter der Brille. Mit dem Wein freilich ſtände es übel. Der Hagel hätte nichts wachſen laſſen. Sollten aber nur eintreten, die Herrſchaften. Wollte ſuchen, ob noch 'ne Flaſche im Keller wäre.

Die Stube war ſo ärmlich wie die beiden andern, in die wir geſehen. Indeß hatte ſie einen Tiſch und etliche Stühle mehr, auch gab es darin einen jener alten ſchwarzwälder Seiger, die zu jeder rechtſchaffnen Dorfſchenke gehören. Schon das ſtimmte gemüthlich. Die runden Formen der Wirthin und ihre freundliche Geſprächigkeit thaten ein Uebriges, und als ſie nach einer Weile mit einer Flaſche „vom Beſten" wiederkam und wir das köſtliche, durch Farbe und Geſchmack an unſern Steinwein erinnernde Naß koſteten, war der üble Eindruck von draußen raſch vergeſſen. Während wir tranken, unterhielt uns die Frau mit ihrem Schickſal. Sie war als Marketenderin nach Griechenland gekommen, hatte den Feldzug der Baiern gegen die Mainoten mitgemacht, war dabei verwundet worden und hatte ſich endlich mit ihrem Mann hier niedergelaſſen. Leichten Sinnes ſchien ſie ſich in ihre Lage mit guter Manier zu ſchicken. Bald nachher kam der Mann vom Felde heim. Er ſah aus, als ob er nächſt dem lieben Gott, der den Hagel geſchickt, die meiſte Schuld an der Weinebbe im Keller trüge; im Uebrigen war er eine brave alte Soldatenhaut. Auch ſpielte er uns, zum Dank dafür, daß wir ihn zum Mittrinken einluden, ganz artige Schnaderhüpferln auf einer alten Zither vor, die uns auf ſo muntere Laune brachten, daß wir den Vorſchlag machten, zur zweiten Flaſche uns den Herrn Pfarrer holen zu laſſen. Die Wirthin glaubte, der geiſtliche Herr werde es uns nicht abſchlagen, und ſchickte ihm unſer Compliment, und es währte nicht lange, ſo ſahen wir ihn in ſeinem ſchwarzen Kamelottalar über den Platz auf das Haus zuſchreiten. Ich bemerkte ſofort, daß wir es mit einem Mann zu thun hatten, der, ohne ſeiner Würde etwas zu vergeben, die Welt zu nehmen wußte, wie ſie war. Er ſchien bei den Leuten beliebt zu ſein. Schon die zweite Flaſche, die noch viel beſſer als die erſte war, bewies das. Auch wir wurden bald die beſten Freunde, und als wir ſeiner Einladung, bei ihm den Kaffee zu trinken, gefolgt waren, zog er den ſchon im Wirthshaus gelüfteten ſchwarzen Rock ganz aus und war wieder einmal der alte Student, der er noch vor vier Monaten geweſen. Aus einer Schublade kam das blaurothweiße Band der Pfälzer zum Vorſchein, denen er in München angehört. Auch ein geſchriebenes Commersbuch war vorhanden, und der Paſtor hielt es nicht für einen Raub, mit mir den „Landesvater" zu probiren. Das ſtille Pfarrhaus, in dem die ſchöne feierliche Weiſe ſicher zum

erſten Mal erklang, mag ſich baß darüber gewundert haben, die kleinen Schweſtern, die dem Geiſtlichen haushalten, vermuthlich nicht minder; ich hoffe aber, daß es ein freudiges Verwundern war.

Der Pfarrer, aus Syra gebürtig, hatte zehn Jahre in Deutſchland gelebt, und es war ihm da ſo wohl gegangen, daß er nichts ſehnlicher wünſchte, als dorthin zurückkehren zu können. Während ſein Vorgänger kein Wort von der Sprache ſeiner Gemeinde verſtanden hatte, redete er ſo gut Deutſch, als wir. Daß es ihm in der Colonie nicht behagte, war begreiflich. Sie iſt eine Kranke, der nicht mehr zu helfen iſt, und ehe zehn Jahre vergehen, wird ſie verkümmert und verdorben ſein wie jene andere Niederlaſſung von Deutſchen, die ſchon vor Jahren in der Fieberluft von Argos erſtickte. Vielleicht wäre ſie beſſer gediehen, wenn man ſie, wie urſprünglich beabſichtigt, in der Ebne von Eleuſis gegründet hätte. Aber auch dort wächſt Wein, und auch dort hätten die alten Soldaten, die man hier zu Bauern machen wollte, mehr von dem Gewächs getrunken als verkauft, und auch dort hätte das „böſe Auge", mit dem die Griechen die deutſchen Anſiedler anſehen, ſeinen verderblichen Zauber geübt.

Nach dem Kaffee machten wir, in Begleitung des Pfarrers, einen Ausflug nach dem eine Stunde von hier ungemein anmuthig gelegenen Kephiſſia, wo der König einen Theil des Sommers zuzubringen pflegt. Die Hitze war außerordentlich ſtark, ein förmlicher Brand, grimmig wie der Brand um die drei Männer im feurigen Ofen, bei dem wir den Schatten der uralten Platane vor dem Kaffeehauſe und die Kühlung der Quelle, die daneben ſprudelt, doppelt wohlthuend fanden. Um uns tummelten ſich Soldaten, die hier einen Wachtpoſten gegen die Räuber bilden. Im Kaffeehauſe ſaßen Fuſtanellenträger, Tſchibbuks und Papiercigarren rauchend. Am Brunnen ſchöpften Frauen in albaneſiſcher Tracht mit großen alterthümlichen Amphoren die klare Flut. Ein Tabulettkrämer mit einem Eſelein zog vorüber und ſang mit langgezognem Tone „Amerikani Kopani!" amerikaniſche Waaren. Durch den Wipfel des Baumes ſandte die Sonne in das grüne dämmernde Paradies zitternde Lichter. In der That, es zeigt einen guten Geſchmack, daß König Otto oft an dieſer Stelle weilt, und wenn ein Leſer dieſer Zeilen einmal denſelben Ausflug macht, ſo iſt er gebeten, außer Frau Barbara Taglauer im Wirthshaus von Erakli und ihrem wackern kleinen Paſtor auch die Dryade in der Platane von Kephiſſia für ihre Gaſtfreundſchaft dankbar von mir zu grüßen.

Am nächſten Tage wurde die Akademie und der Kolonoshügel beſucht und Abends im Anblick des Parthenon bei Mondſchein geſchwelgt. Als wir von der Akademie zurückkehrten, ſahen wir Kinder der Vorſtadt das Spiel ſpielen, welches in Sachſen die meißner oder die merſeburger Brücke heißt und auch in England unter dem Namen „Oranges and Lemons" vorkommt.

Das Lied, das dazu gesungen wurde, war mir unverständlich, das Verfahren aber genau so wie bei uns. Zwei Kinder treten sich gegenüber, reichen sich die gehobenen Hände, bilden damit eine Art Thor und bestimmen dann heimlich, welche Seite Himmel oder Hölle, Orange oder Citrone sein soll. Hierauf kommen die übrigen, sich an den Händen fassend in langer Reihe gegen dieses Brückenthor angelaufen und schlüpfen, während ein bestimmtes Lied gesungen wird, unter den emporgehaltenen Armen durch, bis diese als Fallgatter auf den letzten herunterfahren. Dieser hat nun zu wählen, ob er in den Himmel oder die Hölle, zur Orange oder Citrone will. Die andern beginnen ihren Lauf von neuem durch die Thorwölbung, um abermals den letzten im Fallgatter zurückzulassen. Nachdem endlich alle gefangen sind und sich entweder auf die eine oder die andere Seite gestellt haben, schließt das Spiel mit einem Ringkampf zwischen den Parteien. Es nahm sich recht artig aus, wie die kleinen Rothkäppchen und Fustanellen durch die Brückenthür galopirten.

Den folgenden Tag wurde der Akropolis ein dritter Besuch abgestattet. Später sahen wir vor dem Schloß die Parade und oben am Fenster den König, der noch immer die Nationaltracht trägt. Dann hörten wir in der Kapelle des Palastes mit der Königin und der Mehrzahl der übrigen in Athen lebenden Protestanten die Pfingstpredigt Pastor Hansens, die von derselben Kanzel gehalten wurde, auf der eine halbe Stunde vorher der katholische Kaplan des Königs gesprochen hatte. Der König sah kränklich aus und scheint schlechte Augen zu haben. Seine Gemahlin ist noch immer eine schöne stattliche Dame und noch immer die passionirte Reiterin von ehedem. Sie soll übrigens nicht so beliebt sein, als ihr Gemahl, vielleicht weil sie energischer durchgreift, vielleicht auch weil ihre Fürsorge für das moralische Wohl ihrer Unterthanen sich bisweilen über Gebiete erstreckte, welche die davon Betroffenen für privates Territorium hielten.

Für den zweiten Pfingsttag war mit andern Deutschen ein Ausflug nach dem Pentelikon verabredet, an dessen Fuß das Landvolk von Attika an diesem Tage alljährlich ein Fest feiert, bei welchem Männer und Weiber im besten Putz erscheinen, auf dem Rasen gelagert schmausen und dann die Romaika tanzen. Wir fuhren in der Frühe in zwei Wagen hinaus. Der Weg führt östlich vom Lykabettus durch Felder und haideartige Flächen, auf die von Osten der Hymettus herabschaut. Vor uns und hinter uns und seitwärts wimmelte es von Leuten zu Wagen und zu Pferd, die auch zum Feste wollten, und namentlich von den Dörfern links von der Straße schlängelten sich auf Nebenwegen lange Züge von Männern und Frauen hin, die in die buntesten Farben gekleidet waren. Nach einer Fahrt von etwa dritthalb Stunden waren wir am nördlichen Ende des Hymettus, der hier in schöner Verkürzung und

in einer Beleuchtung wie ein halbdurchsichtiger Edelstein vor uns lag und neben dem man durch einen Paß in einen ebenfalls mit einem prächtigen Blauroth übergossenen Kessel hinabblickte. Vor uns stieg die Straße an der Flanke eines der Vorberge des Pentelikon ziemlich steil bergan. Daneben ging eine bewaldete Schlucht hinab. An deren oberm Ende wirbelten zwischen den Wipfeln dunkelgrüner Bäume lichtblaue Rauchsäulen auf, die Zeichen der Kochfeuer, an denen man den Festschmaus bereitete. Hinter den Bäumen birgt sich ein Kloster mit einer kleinen Kapelle, über dem sich die Wege nach den Marmorbrüchen des Pentelikon hinaufwinden. Wir ließen unsre Wagen vor dem Kloster, warfen einen Blick durch die Baumwipfel, welche die lichte Ebne darunter und den blauen Himmel über ihr wie ein dunkler Rahmen einfaßten, und unternahmen dann, da noch wenige der Festtheilnehmer sich eingefunden hatten, eine Tour nach den Brüchen, die etwa auf der halben Höhe des mit niedrigen Bäumen, Stacheleichen, Pinien, Arbutus, auffallend großen Haidebrautbüschen, Wachholder und Ginster bewachsenen Berges neben einer tiefen Schlucht sich befinden und ziemlich ausgedehnt sind.

Als wir zurückkamen, war vor und hinter dem Kloster das Fest im vollen Gange. Ueberall war die Atmosphäre von dem Fettdampf der Lämmer erfüllt, die da und dort an langen Holzspießen gebraten wurden. An den Zweigen der Bäume hingen fertige Braten, und daneben die Vließe, die sie bekleidet. Auf dem Rasen saßen Männer und Frauen in langen bunten Reihen auf Teppichen und schmausten. Andere standen in malerischen Gruppen umher. Noch andere schickten sich an, dem Rufe von Trommel und Schalmei zu folgen, die hier und da bereits zum Tanze lockten.

Wir gingen von Gruppe zu Gruppe. Es mochten gegen fünfhundert Personen zugegen sein. Männer wie Frauen trugen das rothe Fez, das bei jenen die bekannte blaue Seidenquaste hatte und doppelt so hoch als das türkische war, während das der Weiber gewöhnlich eine Gold- oder Silbertroddel trug und überdies bei einigen ringsum mit türkischen, griechischen, deutschen und selbst byzantinischen Gold- und Silbermünzen benäht war. Aehnlich war der Hals geschmückt. Als Oberkleid trugen die Frauen eine ärmellose Tunica von weißem, sehr starkem Wollenzeug, die auf dem Rücken, auf der Brust, an den Säumen und vorzüglich in den Ecken mit schmalen und breiten Borten meist von schwarzer, bisweilen aber auch von rother, brauner und blauer Farbe kunstvoll besetzt war. Das bei der Mehrzahl sehr reiche Haar fiel über den Rücken herab in langen Zöpfen, deren Enden in Metallhülsen staken, welche Aehnlichkeit mit unsern Stricknadelscheiden hatten. Ueber die Brust, die nur durch das Hemd bedeckt war, wurde das Kleid durch Silberspangen zusammengehalten, das mit langen Aermeln versehene, baumwollene Unterkleid war ebenfalls mit Bortenschmuck geziert.

Um den Leib ging ein fünf bis sechs Zoll breiter Gürtel. Einige hatten sich durch blumige Kattunkleider schöner zu putzen geglaubt. Manche trugen noch ein Tuch über das Fez geschlungen. Unter den zwei- bis dritthalbhundert Frauen, die wir sahen, waren nicht mehr als zwei oder drei, deren Züge für hübsch, keine, die für regelmäßig schön gelten konnte. Bei den Männern bekleidete den Oberleib eine enganliegende Weste, die ohne Aermel war und vorn, bis auf wenige Knöpfe offen, das schön gefaltete Hemd sehn ließ. Der Hals bleibt unbedeckt. Ueber die Weste wird eine Jacke gezogen, die weitgeschlitzte Aermel wie ein Husarendolman hat und mehr oder weniger mit Borten und Schnurenzierrath benäht ist. Von den Hüften herab fällt bis auf die Knie die weiße Fustanella, die ursprünglich nur das über die Beinkleider gezogne Hemd war, jetzt aber zu solcher Weite gediehen ist, daß sie sich in Hunderten von kleinen Fältchen in einer Dicke von mehren Zollen um die Schenkel zieht. Ein breiter Gurt von rothem Leder verbindet Weste und Fustanella. Die Beine sind von den Knien bis auf die Knöchel mit rothen, blauen oder braunen Tuchgamaschen bedeckt, die mit Stickerei geschmückt sind, und den Fuß bekleidet der bekannte rothe Schnabelschuh des Orients. Die Mäntel, welche Einzelne trugen, waren von dickem weißem Fries, innen zottig wie ein Schaffell und an den Säumen mit ebenfalls weißen Stickereien verziert.

Die Schmausenden zeigten, daß es weder der Teller, noch der Messer und Gabeln bedarf, um fröhlich und selbst ziemlich anständig zu tafeln. Ihr Sitz war ein bunter Teppich, auf dem die meisten wie die Türken mit untergeschlagenen Beinen saßen, ihr Tischtuch und Teller eine Lage von Blättern, ihre Gabel jene fünfzinkige, deren sich bei uns nur die Kinder bedienen. Ein Messer hatte nur der Vorschneider jeder einzelnen Gesellschaft. Gläser waren nicht vorhanden, man ließ den Wein in einer der großen schweren Holzflaschen von Mund zu Mund gehen, welche einen der integrirenden Bestandtheile des Hausraths der griechischen Bauern bilden. Nirgend sah ich Betrunkene, und die Prügelei, die bis vor kurzem jede deutsche Kirmes beschließen mußte, scheint hier nicht Nationalvergnügen zu sein. Allenthalben, wo wir zu einer Gruppe traten, rief uns der Vorsitzende mit dem Worte „Patriotis“ zu sich und überreichte uns auf einem Blatt oder an der Spitze seines Messers ein Stück Lammsbraten und dann die große Gesellschaftsflasche.

Allmälig hörte das Schmausen auf, und hier und dort hüpften bereits ferner gelagerte Gesellschaften, daß die Fustanellen in weiten Bogen flogen. Auch im Centrum des Lagers begann der Takt der Romaika die Beine in Bewegung zu setzen. Eine große Trommel, oben mit einem dicken Klöpfel, unten mit einer dünnen Ruthe geschlagen und eine kleine quäkende Schalmei ließen sich lauter und lauter hören. Die Zechgesellschaften bildeten Kreise. Ein Vor-

tänzer begann erſt gemeſſen, dann lebhafter, zuletzt bisweilen mit dem wildeſten Niederducken und Emporſchnellen die Tour anzugeben, die nichts als ein taktmäßiger Ringelreigen iſt. Der nächſte faßt einen Zipfel des Taſchentuchs, welches jener ihm zum Anhalt reicht, der dritte Tänzer die linke Hand des zweiten und ſo fort in der Reihe. Die Frauen bilden den Schweif der Schlange; wenn Kinder da ſind, tanzen auch dieſe nach Kräften mit. Während die Männer in der Regel die Sprünge des Vortänzers nachahmen, wird der Tanz von den Weibern nur gegangen und nichts in ihren Zügen verräth, daß der Reigen ihnen Freude macht. Zuweilen tritt ein Tänzer und eine Tänzerin aus dem Kreiſe, der dann ſtehen bleibt, und jener tanzt eine Art Pantomime, aber mag er ſich noch ſo lebhaft wenden und drehen, in die Knie knicken und wieder emporfahren, ſeine Partnerin bewegt die Füße nicht viel mehr, als ein Marmorbild ſie bewegen würde.

Im Ganzen iſt der Tanz, der viel Aehnlichkeit mit dem „Kolo" der Serben haben ſoll, nicht ohne Anmuth, und namentlich fand ich das Spiel der Füße recht graziös. Indeß hat er zu wenig Abwechſelung, und ihm aus dem Grunde, weil er aus dem Alterthum ſtammen ſoll, ſtundenlang zuzuſehen, war nicht meine Sache. Die Begleiter waren ähnlicher Anſicht, und nachdem wir noch einen Blick aus der Ferne auf das Geſammtbild geworfen, welches die einzelnen tanzenden Kreiſe zuſammenfaßte, fuhren wir nach Athen zurück, wo wir grade noch zu rechter Zeit ankamen, um von der Kapelle auf dem Gipfel des Lykabettus einen der ſchönſten Sonnenuntergänge über den Bergen des Peloponnes flammen zu ſehen.

Die türkiſchen Finanzen.

Unter den Symptomen der Krankheit, an welcher die Türkei leidet, pflegt die von Jahr zu Jahr ſich ſteigernde Unordnung in ihren Finanzen als eins der bedenklichſten, ja als ein Zeichen der Unheilbarkeit angeſehen zu werden. Eine genauere Betrachtung der Sache aber zeigt, daß dies ein Mißverſtändniß iſt. Allerdings iſt die erſte Bedingung einer ſtarken Regierung Ordnung in ihren Geldangelegenheiten, und allerdings herrſchte in den Geldangelegenheiten der Türkei ſeit geraumer Zeit ſchon und herrſcht in vielen Beziehungen noch jetzt das Gegentheil von Ordnung. Aber der Grund davon iſt nicht ſowol in den allgemeinen Zuſtänden des türkiſchen Staatsweſens, als vielmehr in den

Perſönlichkeiten zu ſuchen, welche bisher mit der Verwaltung betraut waren. Wir behaupten, daß, wenn eine verhältnißmäßig geringe Staatsſchuld, niedrige Steuern und reiche, bis jetzt noch ganz uneröffnet gebliebene Hilfsquellen aller Art auf einen guten Vermögensſtand ſchließen laſſen, die Pforte zu den finanziell am beſten geſtellten Regierungen der Welt gehört, und daß ihre Staatsmänner, wenn ſie das erforderliche Verſtändniß und den nöthigen guten Willen hätten, binnen wenigen Jahren ihr Budget ins Gleichgewicht zu bringen im Stande ſein würden. Es mangelt ſomit nicht an den natürlichen, ſondern nur an den moraliſchen Kräften zur Wiedergeburt in dieſer Richtung. Die Türken kennen mit wenigen Ausnahmen die Theorie der modernen Volkswirthſchaft nicht, und noch viel weniger beſitzen ſie Erfahrung in ihrer Praxis. Sparſamkeit und Pünktlichkeit ſind ihnen in der Verwaltung des Staatsvermögens ebenſo unbekannte Tugenden wie in ihrem Privathaushalt. Sie gleichen hierin jenen polniſchen Edelleuten, die es für unſchicklich halten, ſich ſelbſt mit der Verwaltung ihrer Güter zu beſchäftigen, und ſo zu Grunde gehen, ohne daß ſie grade immer einen Aufwand machen, der ihre Mittel überſtiege, wenn ſie dieſelben mit Vernunft zu nützen wüßten.

Die türkiſchen Finanzminiſter ſind bis auf die beiden letzten, welche bis zu einem gewiſſen Grade die neue Zeit repräſentiren, faſt ſtets aus einer Claſſe von Beamten hervorgegangen, die ſich über eine gewiſſe, durchaus ungenügende Geſchäftsroutine nicht erhoben hat. Sie hatten keine klare Vorſtellung von einem verſtändig geregelten Staatshaushalt, und noch viel weniger war ihre Stellung ſicher und ihr Charakter feſt und energiſch genug, um das von ihnen etwa als heilſam Erkannte durchſetzen zu können. Von mächtigeren Einflüſſen abhängig, waren ſie genöthigt, den Anſprüchen ihrer Beſchützer überall nachzugeben und ihr Amt weniger zum Frommen des Gemeinweſens als im Intereſſe einzelner Perſonen zu verwalten. Abgeſehen von der maßloſen Verſchwendung des nahezu unzurechnungsfähigen Sultans, ſahen ſie ſich gezwungen, in ihrer Verlegenheit zu dem Rath der großen griechiſchen Bankiers in Konſtantinopel ihre Zuflucht zu nehmen, welche bei Ertheilung dieſes Raths natürlich zuerſt an ſich dachten. Je nach dem Spiel einer nie raſtenden Intrigue protegirt dieſe hohe Finanzwelt bald dieſen, bald jenen Staatsſchatzmeiſter oder wird von ihm protegirt, und ſo lange der Gönner oder Günſtling am Ruder iſt, an dem er niemals lange bleibt, bieten ſeine kaufmänniſchen Rathgeber alles auf, um die Staatskaſſen auszubeuten, wobei es ihnen nicht ſelten gelingt, in wenigen Monaten Millionen zu gewinnen.

Dieſe Kaufmannſchaft aber wirkt auch noch in anderer Weiſe auf den Ruin der türkiſchen Finanzen hin. Man hat die großen Variationen in den Wechſelcourſen und die Entwerthung des Papiergeldes der Türkei vorzüglich aus den politiſchen Ereigniſſen zu erklären geſucht. Es reicht aber ſchon eine

Digitized by Google

ganz gewöhnliche Kenntniß vom Betrieb des Handels und der Speculation im Orient hin, um zu wissen, daß diese plötzlichen Variationen vielmehr durch die Coalition der griechischen Handelshäuser hervorgerufen wurden, die in Konstantinopel und den Hauptplätzen des südlichen und westlichen Europa bestehen. Sie stehen in sehr intimem Verhältniß zueinander, gewähren sich gegenseitig den ausgedehntesten Credit und versehen einander mit dem, was gebraucht wird, ohne Capital auszugeben. So aber ist es möglich, daß diese Häuser, indem sie sich zum Schaden des rechtlich betriebenen Handels verbinden, nach Belieben Schwankungen in den Wechselcoursen bewirken können, um Vortheile beträchtlichster Art aus dieser organisirten Agiotage zu ziehen.

Sodann eignet sich auch das türkische Courantgeld vorzüglich gut für die Manöver dieser Börsenspieler. Dieses Geld besteht aus Beschliks oder Bruchtheilen von Beschliks, einer Silbermünze, welche nur etwa die Hälfte ihres Nominalwerths hat, und aus Kaimés, einem Papiergeld, welches mit Ausnahme des Umstandes, daß auf ihm keine Frist der Wiedereinlösung angegeben ist, alle Eigenschaften von Schatzscheinen hat. Die türkische Regierung sah die Schädlichkeit dieses Geldsystems ein und begann vor einigen Jahren türkische Guineen oder Hundertpiasterstücke zu prägen, welche Medschidjeh hießen und deren Verhältniß zum englischen Pfund Sterling und zum französischen Napoleonsdor sehr genau geregelt war. Sie schlug ferner Bruchstücke dieser Geldmünze in Gold und Silber. Die Agiotage konnte sich nicht auf die Medschidjeh erstrecken, da deren innerer Werth den reinsten Münzen Europas gleichkommt. Allein jene griechischen Häuser, die mit Verdruß sahen, wie durch Annahme einer regelmäßigen Werthbasis und Unterdrückung der Mißbräuche eine reich fließende und leicht auszuschöpfende Quelle von Vortheilen für sie verstopft wurde, fanden bald einen Weg, dem entgegenzuwirken; ihre großen Mittel setzten sie in den Stand, die Medschidjeh ebenso rasch aufzukaufen, als sie die Münzstätte verließen. So blieb für den Verkehr nur der alte Beschlik und seine Bruchtheile übrig, und was die Kaimés betrifft, das Papiergeld, welches die Basis aller commerziellen Geschäfte bildet, so gab es für den Ausdruck ihres Werths nichts als diesen selben Beschlik, dessen Entwerthung ihn so geeignet zur Agiotage machte. Dem üblen Spiel mit den Wechselcoursen ist von Seiten der Regierung nicht wohl abzuhelfen. Dem Münzschacher wäre nur durch eine vollständige Umprägung aller Münzen, geregelt nach dem in den meisten Staaten Europas angenommenen Decimalsystem und basirt auf ein normales Verhältniß zum innern Werthe der europäischen Münzen, ein Ende zu machen. Bei einer solchen Regulirung der türkischen Geldsorten würde ihr Aufkauf unmöglich sein und andererseits nichts abwerfen, da diese Geldsorten nur unmerklich verschieden von den übrigen europäischen sein und so keine Gelegenheit zu willkürlicher Schätzung geben

würden. Zu diesem Zwecke, um das Papiergeld und die Beschliks und ihre Fractionen einziehen zu können, hat die Pforte jetzt den Beschluß gefaßt, eine Anleihe zu machen. Diese wird von großer Bedeutung sein. Die im Umlauf befindlichen Kaimés belaufen sich auf eine Summe von drei Millionen Pfund Sterling; die im Verkehr befindlichen Beschliks betragen nach ihrem Nennwerthe sechs, nach ihrem wirklichen Werthe drei Millionen Pfund Sterling. Die Regierung bedarf somit einer Anleihe von sechs Millionen Pfd. St., um ihre Absicht auszuführen d. h. die Kaimés und Beschliks durch Medschidjeh und deren Bruchtheile zu ersetzen.

Hier ist der Ort, einen Blick auf die gegenwärtige finanzielle Lage der Pforte zu werfen und die Frage zu beantworten, wie hoch sich ihre consolidirte, wie hoch sich ihre schwebende Schuld beläuft und wie sich ihre Einnahmen zu ihren Ausgaben verhalten. Erst kurz nach Beginn des orientalischen Kriegs hat die Türkei den Weg der Anleihen betreten. Die erste Anleihe, welche sie contrahirte, wurde 1854 von dem Hause Goldsmith und Palmer gezeichnet und betrug drei Millionen Pfd. St. Der Anfang eines langen und kostspieligen Krieges machte es schwer, gute Bedingungen zu erhalten. Sie wurde zum Betrag von 82 Franken abgeschlossen, was sechs Procent über den Nominalpreis ergab. Die Zinsen und die Amortisirung dieser sechsprocentigen Anleihe von 1854 beliefen sich auf 210,000 Pfd. St., welche durch den jährlichen Tribut von 282,000 Pfd. St. garantirt wurden, den Aegypten der Pforte zahlt. Die zweite Anleihe betrug fünf Millionen Pfd. St. Sie wurde mit Rothschild in London unter der Garantie von England und Frankreich abgeschlossen, und zwar zum Preise von 102,50, was vier Procent ergibt. Die Zinsen und die Einlösung dieser zweiten und letzten Anleihe, welche 252,000 Pfd. St. betrugen, wurden erstens durch die vom ägyptischen Tribut übrigbleibenden 72,000 Pfd. St. und durch den Ertrag der Zölle von Smyrna und den syrischen Häfen gedeckt.

Die öffentliche Schuld der Pforte besteht 1) aus 8 Mill. Pfd. St. als dem Betrag der beiden eben erwähnten Anleihen, 2) 10 Mill. Pfd. St., welche nach dem neuen Finanzplan die ganze Schuld der Türkei consolidiren soll (diese Summe begreift in sich das Papiergeld und die alten, dem gesetzlichen Werth nicht entsprechenden Münzen und ferner die Tilgung der während des letzten Kriegs gemachten Schulden), 3) $2^1/_2$ Mill. Pfd. St. in Schatzscheinen, die 6 Procent tragen, und endlich 4 Mill. Pfd. St. schwebende Schuld aller der verschiedenen Verwaltungen — in Summa: $24^1/_2$ Mill. Pfd. St. Die gegenwärtige Anleihe von 6 Millionen wird dem Schuldbuch der Türkei keine sehr wesentliche Vermehrung bringen. Die Regierung hat damit, wie bereits bemerkt, hauptsächlich den Zweck im Auge, die schwebende Schuld in eine consolidirte zu verwandeln und die im Umlauf befindlichen schlechten Münzen

und Scheine einzuziehen, deren Schwankungen und Entwerthungen dem Handel Konſtantinopels und der ganzen Levante ernſtliche Gefahr bringen. Fragen wir, welche Garantie die Pforte den Unterzeichnern dieſer neuen Anleihe zu bieten hat. Außer dem ägyptiſchen Tribut ſehen wir zunächſt den der Walachei, der Moldau und Serbiens, welche zuſammen jährlich mehr als eine Million Franken zahlen, und welchen man mit Bewilligung der Schutzmächte ſehr wohl höhere Summen auferlegen könnte. Sodann aber gibt es noch eine weit wichtigere Garantie, welche die türkiſche Regierung bis jetzt zu verwenden Anſtand genommen hat: wir meinen den Ertrag der Zölle in Konſtantinopel, die bei weitem mehr ergeben, als die von Smyrna und ganz Syrien. Dieſe Zölle fließen ebenſo wol während des Kriegs als während des Friedens, ſie ſind das Ergebniß des Handels der Länder am ſchwarzen Meer mit Europa und Europas mit der ganzen Levante. Konſtantinopel iſt die Hauptſtation und das Centrum dieſes großartigen Verkehrs. Es iſt die große Niederlage für Rumelien, Anatolien und Perſien. Kein Zweifel, daß in naher Zukunft dieſer Verkehr und infolge deſſen jene Zölle ſich verdoppeln, ja verdreifachen werden, wie das die natürliche Entwicklung des Handels während der letzten Jahre beweiſt.

Will man ein Beiſpiel dieſes beſtändigen Fortſchritts? Das Ergebniß der Zölle des Reichs, welches nach dem Budget von 1856 kaum zwanzig Millionen betrug, iſt binnen zwei Jahren auf mehr als dreißig Millionen angewachſen. Um ſich eine Vorſtellung von der großen Wichtigkeit der Zölle in Konſtantinopel zu machen, reicht es hin, zu wiſſen, daß ſie allein ungefähr die Hälfte ſämmtlicher Zollerträgniſſe des ottomaniſchen Reichs ausmachen, die durchſchnittlich funfzehn Millionen betragen. Man berechnete ſie auf acht Millionen bei der Vermehrung um zehn Millionen, die binnen zwei Jahren erzielt wurde. So iſt es leicht begreiflich, wie die Regierung ſich bis jetzt enthielt, ſich dieſer reichſten Quelle der Einkünfte der Türkei zu entäußern.

Dies würde denn für dieſes Mal die materielle Garantie für die beabſichtigte neue Anleihe ſein. Weitere Garantien werden ſich in den Erfolgen der Verbeſſerungen, die der Hatti Humayun verſpricht, und in der paſſenderen Vertheilung der bis jetzt übel geregelten und nicht vollſtändig eingetriebenen Steuern bieten — vorausgeſetzt, daß man in Konſtantinopel mit Geſchick und Energie verfährt.

Wenn wir uns einen Begriff machen wollen von dem Ergebniß der finanziellen Reformen, die der Hatt verſpricht, ſo dürfen wir nur einen Blick auf das türkiſche Budget von 1856 werfen. Daſſelbe gibt folgende Ueberſicht:

Einnahmen.	Franken.	Ausgaben.	Franken.
Vermögenssteuer	46,000,000	Wakufs und Pensionen . .	13,500,000
Indirecte Steuern und Militärauslösung	43,310,000	Civilliste des Sultans . . .	17,250,000
		„ der Sultanin . .	1,932,000
Zölle	19,800,000	Heer	69,500,000
Zehnten	50,700,000	Flotte	8,700,000
Tribut Aegyptens	6,900,000	Beamten	54,870,000
„ der Walachei	460,000	Auswärtige Angelegenheiten	2,310,000
„ Serbiens	230,000	Oeffentliche Arbeiten	2,400,000
„ der Moldau	460,000		
Summa	167,860,000	Summa	170,462,300

Finanzielle Verbesserungen bewirkten, daß später das Budget sich günstiger gestaltete. Reschid Pascha, welchem bei seinen sonst bedeutenden Eigenschaften alle Kenntniß im Finanzfach abging, wirthschaftete nicht gut, und das Budget wies unter ihm ein Deficit von fünf Millionen Franken nach. Aali Pascha und Fuad Pascha, die nach ihm zur Führung der Geschäfte berufen wurden, nahmen den Plan der Verbesserungen wieder auf, und man darf von den Ersparnissen, die sie zu machen beabsichtigen, hoffen, daß in einiger Zeit das Gleichgewicht zwischen den Einnahmen und Ausgaben hergestellt und die Möglichkeit eröffnet sein wird, allmälig die Staatsschulden abzutragen. Schon sind die Einkünfte beträchtlich gestiegen, wie die folgenden Ziffern darthun. Die directe Steuer hat sich von 46 Millionen auf 60 vermehrt. Die indirecten Steuern, die Zehnten und die Militärauslösung betragen 90 Millionen. Die Zölle ergeben 30 Millionen. Rechnen wir dazu die Tribute von Aegypten, Serbien und der Moldau und Walachei, so hat die Pforte jetzt zwischen 190 und 200 Millionen Einkünfte, was im Vergleich mit denen von 1856 eine Vermehrung um 22 bis 23 Millionen darstellt. So können jetzt die Kosten, welche die Schuld, die Kosten, welche die Erhaltung von Mekka und Medina und die Ausrüstung des Hadsch oder der Pilgerfahrt nach den heiligen Orten verursacht, und verschiedene andere bei dem oben gegebenen Budget von 1856 nicht aufgeführte Posten bestritten werden, ohne daß man nöthig hat, zu außerordentlichen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen.

Aber es muß bei weitem gründlicher reformirt werden. Man muß die Consequenzen des neuen Besteuerungssystems organisiren, welche im Hatti Humayun angedeutet sind, wenn es in demselben heißt: „Die Steuern sind in gleicher Weise von allen Unterthanen meines Reichs ohne Unterschied des Ranges und der Religion zu erheben.“ Im Budget von 1856 repräsentirten die Vermögenssteuer und die Zehnten, welche letztere den Ackerbau in ungerechter Weise beschweren, in der Gesammteinnahme von 167 Millionen eine Summe von 97 Millionen Franken. Man muß Sorge tragen, daß der Grund-

beſitz und die Ernte nicht blos den vierten Theil der Steuerſumme liefern, welche ſie liefern würden, wenn jener Artikel des Hatt in Ausführung gebracht würde. Es iſt hiermit ſo wie es früher in vielen katholiſchen Ländern war, wo die Geiſtlichkeit einen großen Theil des Grundes und Bodens beſaß und keine Steuern entrichtete. In der Türkei ſind die Ulema im Beſitz von mehr als drei Fünftheilen des Gebietes des Reiches, und bis jetzt waren ſie vollkommen ſteuerfrei. Eine Aufhebung dieſes widernatürlichen Zuſtandes würde eine beträchtliche Erleichterung der übrigen Steuerpflichtigen geſtatten und trotzdem die Einkünfte des Staats verdoppeln. Eine andere Maßregel der Reform wäre die Aufhebung der Privilegien, nach welchen Konſtantinopel und ſeine Bannmeile von der Vermögensſteuer frei iſt. Die Hauptſtadt mit ihrer Umgebung vertritt nach neuern Berechnungen etwa den fünfundzwanzigſten Theil der Bevölkerung der Türkei, und ſie würde vielleicht den fünften Theil der Einkünfte des Reiches vertreten, ſobald jener Artikel eine Wahrheit würde.

Es ließe ſich noch Mancherlei über andere Reformen ſagen, über die Mißbräuche bei der Einhebung der Steuern und vorzüglich der Zehnten, über die Vortheile einer directen Einhebung der Zehnten durch den Staat ſtatt durch Pächter, welche niemals den Pacht zahlen, den ſie im Verhältniß zu ihrem Gewinn entrichten ſollten. Allein dies ſetzte eine gründliche Reinigung der Beamtenatmoſphäre voraus, und dieſe wird noch lange ein frommer Wunſch bleiben. Das, worauf es uns hier ankam, war nur zu zeigen, daß man keine Urſache hat, die finanziellen Zuſtände der Türkei für unheilbar zu halten, und daß wenigſtens Einiges geſchehen iſt, um Abhilfe zu ſchaffen.

Literatur.

Rellſtabs zehnbändiger Roman: „Drei Jahre von dreißigen", (Leipzig, Brockhaus) iſt nun vollendet; die Greuelthaten der Jeſuiten in der Anſchürung des dreißigjährigen Krieges ſind mit größter Anſchaulichkeit vergegenwärtigt, ebenſo die Halbheit und Schwäche ihrer Gegner. — Kingsleys geiſtvoller Roman „Hypatia", den wir in dieſen Blättern bereits beſprochen, hat in Sophie v. Gilſa (Leipzig, Brockhaus) eine Ueberſetzerin gefunden; über die Tendenz des Werkes ſpricht ſich Frh. v. Bunſen in der Vorrede aus. — Fr. Gerſtäckers: „Gold! ein californiſches Lebensbild von 1849" (3 Bd., Leipzig, Coſtenoble) ſchildert die neueſten Zuſtände

jener Gegend in grellen Farben; nicht minder abscheulich erscheint das transatlantische Leben in Armands Roman: „Bis in die Wildniß" (Breslau, Trewendt, 4 Bd.) — Wenn in diesen Erzählungen die Schattenseiten der großen Republik fühlbar genug werden, so lehrt uns „die Fürstin der siebenten Werst", Roman von A. Th. v. Grimm (2 Bd., Leipzig, J. J. Weber), daß in der russischen Despotie das Leben auch kein Paradies ist; zu loben sind die im Ganzen sehr gemäßigten Farben. — Sittenbilder aus der deutschen Gegenwart enthält: „Schloß Hohenwald" von Wilhelm Koch (Leipzig, Kollmann), Ida v. Düringsfeld gewidmet. — Ferner haben wir eine Reihe recht anmuthiger Genrebilder aufzuzeichnen: „Erzgebirgische Geschichten" von Elfried von Taura (2 Bd., Hannover, Rümpler); „Zwischen Jura und Alpen", Erzählungen und Lebensbilder von Jacob Frey in Bern (2 Bd., Leipzig, J. J. Weber,) und „Erzählungen aus Niedersachsen," von Günther Nicol (2. Bd., Hannover, Rümpler). — Julius Rodenberg, der nach Nordamerika auswandert, sagt in der „Kleinen Wanderchronik" (2. Bd. Hannover, Rümpler) seinem Vaterlande Lebewohl; derselbe gibt eine Uebersetzung von „Berangers letzten Liedern 1834—1851," die zum Theil musterhaft ist und durchweg von großem Talent und liebevollem Eingehn auf die Weise des Originals zeugt. — Das „Karlsbader Gedenkbuch" von Elfriede von Mühlenfels (Dresden, E. am Ende) enthält ein anmuthiges Allerlei von Gedichten, Reden u. s. w., die sich mehr oder minder auf Karlsbad beziehen. — Schließlich erwähnen wir: „Freud und Leid," Lieder und Bilder von Dräxler Manfred (Hannover, Rümpler); „Lazarus; Trost und Rath für Leidende," Sonettenkranz von H. Neumann, und von demselben: „Gesammelte Dichtungen" (Neisse, Graveur.) —

Ansichten aus den deutschen Alpen. Von Karl Müller. Halle, G. Schwetschkeschen Verlag, 1858. — Der Verfasser schildert eine Reise von München nach Salzburg, Berchtesgaden und Umgegend, dem Pinzgau, durch das Fuschthal, nach Gastein, über die Tauern, durch das Möllthal, zum Großglockner, durch das Pusterthal, durch den Enneberg zum Badiathale, zur Seiseralpe, nach dem Gebirgestock des Schleern, durch das Eisackthal nach Botzen, von da nach Meran, von dort durch den Vintschgau nach dem Stilfser Joch und durch das Inn- und Rosannathal nach dem Vorarlberg. Die Schilderung hat besondern Werth dadurch, daß der Verfasser Botaniker und überhaupt Naturforscher ist. Zahlreiche Holzschnitte (meist Pflanzen darstellend) und eine Karte vermehren diesen Werth.

Die Insel Rügen. Reiseerinnerungen von Ernst Boll. Schwerin, Verlag von Bärensprung. — Eine recht gute Beschreibung der Insel nach ihrer Geschichte und ihrer Natur. Besonders interessant sind die Seiten 140 bis 175, welche statistische Notizen, die Witterungsverhältnisse der Insel, geognostische Mittheilungen über dieselbe, eine Darstellung der Gebiete ihrer Flora und verschiedene Bemerkungen über die Ostsee enthalten.

Das Mittelmeer. Von Dr. C. Böttger. Leipzig, Verlag von G. Mayer 1858. — Von diesem gediegenen Buch ist die dritte Lieferung erschienen, welche die Strömungen, Ebbe und Flut und die Bewohner des auf dem Titel genannten Meeres behandelt. Beigegeben ist eine Karte des schwarzen Meeres.

Einladung zu einer Zusammenkunft deutscher Volkswirthe in Gotha.

Die Unterzeichneten laden zu einer Zusammenkunft in Gotha an den Tagen des 20. bis 24. September d. J. diejenigen ein, welche sich mit ihnen verbinden wollen, um den vorhandenen Bestrebungen zur Verbreitung richtiger Ansichten und zweckmäßiger Einrichtungen auf dem Gebiete der Volkswirthschaft einen Mittelpunkt zu schaffen.

Diesen Mittelpunkt kann ein volkswirthschaftlicher Verein für Deutschland bilden, welcher, durch ein ständiges Organ vertreten, auf periodischen Congressen in Thätigkeit tritt.

Die Aufgabe der Zusammenkunft wird daher sein, für einen volkswirthschaftlichen Verein und Congreß zu ermitteln:

1. die leitenden Grundsätze — das Programm,
2. die Formen — das Statut,
3. ein Organ — den Ausschuß.

Das Programm wird die volkswirthschaftliche Richtung der Versammlung feststellen und somit jeden in den Stand setzen, sich die Frage zu beantworten, ob er an dem gemeinsamen Werk Theil nehmen kann oder nicht.

Diejenigen Männer, welche in dem angedeuteten Sinne an der Zusammenkunft Theil nehmen wollen, werden hiermit zum Erscheinen an den gedachten Tagen eingeladen und gebeten, die Zusage ihres Erscheinens an den Vorsitzenden des Gothaer Localcomités, Rechtsanwalt Dr. Henneberg, gelangen zu lassen.

Die Einlaßkarten werden vor Eröffnung der Versammlung gegen einen Beitrag von drei Thalern verabfolgt.

Berlin, für den Centralverein für das Wohl der arbeitenden Classen
Präsident Dr. Lette.

Bremen, der Geschäftsführer des prov. Ausschusses deutscher Mitglieder des Frankfurter Wohlthätigkeitscongresses: Dr. Böhmert.

Coburg, Geheimer Staatsrath Dr. Franke.

Delitsch, für die Vorschußvereine: Schulze, Kreisrichter a. D.

Gotha, für das Localcomité: Dr. Henneberg.
Bürgermeister Hünersdorf.
Regierungsrath Mönich.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die doctrinäre Theologie zu Anfang des 19. Jahrhunderts.*)

Nachdem in Deutschland fast zwei Jahrhunderte hindurch alle geistigen Kräfte der Theologie gedient, schien es, als ob das neu aufblühende Leben unsrer Literatur sich von der Kirche ganz lösen wolle. Die neue Kunst vertiefte sich in das griechische Alterthum, und die Theologie verkümmerte in ihren beiden Hauptformen, der Orthodoxie und dem Rationalismus, in einem todten Formenwesen, welches der Macht des neuen Geistes in keiner Weise gewachsen war. Es schien, als ob sich zum zweiten Mal zwei Welten voneinander scheiden wollten, die Kirche und das Laienthum, jede von einem verschiedenen Bildungselement ausgehend und einander gleichgiltig, wo nicht feindlich gegenüberstehend. Allein je mehr die weltliche Bildung sich vertiefte, desto lebhafter wurde auch bei ihr das religiöse Bedürfniß, und während sie früher ihre Stoffe vom Christenthum entlehnt hatte, war sie jetzt in der Lage, ihrerseits das Christenthum zu bereichern. Diese Reform zeigt sich nach drei verschiedenen Seiten.

Zunächst wurde der innere Sinn und das Bedürfniß des Herzens geweckt. Der Sprung von der alten zur neuen Zeit war doch nicht so groß, als es den Anschein hatte. In ihrem ersten Ursprung war die deutsche Poesie ein auf das Weltliche übertragener verfeinerter Pietismus, der nach edlen und gebildeten Formen suchte. In diesem Sinn verklärte Klopstock das religiöse Gefühl, in diesem Sinn sprachen Hamann, Lavater, Jacobi die Sehnsucht des Herzens nach religiösen Stimmungen aus. Auf diesem Standpunkt, den vielleicht am vollständigsten Schleiermacher in seinen Reden über die Religion ausspricht, war die Religion ganz innerlich und individuell; jede schöne Seele suchte ihren eignen Mittler zum absoluten Wesen, und wenn sie sich den historischen Mittler gefallen ließ, so nahm sie doch von diesem nur so viel, als sich für ihr individuelles Bedürfniß schickte.

*) Gewissermaßen eine Fortsetzung zu den Studien über Creuzer.

Auf der andern Seite war durch die zahlreichen poetischen Formen, die man entdeckt hatte, der Sinn für Bildlichkeit, das poetische Verständniß des Großen und Erhabenen verstärkt worden. Geübt in der Schule der Griechen, entdeckte das Auge im Christenthum Schönheiten, von denen die Theologie früher keine Ahnung gehabt. Wenn man sich dort seinen Gott nach den Bedürfnissen der Seele ausmalte, freute man sich hier des fertigen Bildes von der Gottheit und ihren himmlischen Umgebungen. Es ist natürlich, daß die Phantasie am liebsten bei derjenigen Form der Religion verweilt, die über eine Fülle sinnlicher Erscheinungen gebietet, und so zeigt sich in dieser religiösen Richtung, die zuerst durch Herder vorbereitet, dann durch die romantische Schule, namentlich durch Novalis ausgebildet war, eine merkliche Vorliebe zum Katholicismus, eine Vorliebe, die freilich nur in den seltensten Fällen zum Uebertritt führte, die aber doch eine ganz andere Auffassung der Kirche innerhalb der allgemeinen Bildung vermittelte. Damals übte diese Vorliebe manche verwirrende Einwirkung aus, jetzt, da wir unbefangener sind, können wir ihr nachrühmen, daß sie das historische Verständniß erweitert und eine Culturschicht eröffnet hat, für die man alles Verständniß verloren hatte.

Endlich wirkte der Fortschritt der deutschen Speculation auf die Theologie zurück. Kant und Fichte hatten das menschliche Verständniß auf dasjenige einschränken wollen, was sich in strengen Begriffen ausdrücken und auf das praktische Leben anwenden ließ. Ihre Religion war ausschließlich die des vernünftigen Rechtthuns. Desto kühner wagten sich ihre Nachfolger auf das offne Meer der Speculation, und bald schien es, als ob der einzige würdige Gegenstand des menschlichen Denkens das Absolute sei. Was die Kirchenväter und Scholastiker über die heilige Dreieinigkeit, was Jakob Böhme über die göttliche Qualität, was Spinoza über die Substanz gedacht, wurde wieder hervorgesucht und zuweilen auf eine sehr wunderliche Weise durcheinandergeschüttet. Durch diese Speculation wurde die Dogmatik auf eine unerwartete Weise bereichert, und wenn es erst Hegel gelang, das neue System mit einer gewissen Vollständigkeit auszuführen, so verdienen doch auch seine Vorgänger Beachtung, schon weil sie frischer und gewissermaßen naiver ans Werk gingen. Unter diesen Versuchen ist einer der interessantesten derjenige, den die heidelberger Theologen in der Periode von 1805—1810 unternahmen. Die Gründer derselben, Daub und Marheineke, haben sich später der großen Hegelschen Bewegung angeschlossen, und ihre Einflüsse sind von dem allerneusten Supranaturalismus, der aus der Theologie der Speculation in die Theologie der Thatsachen überging, wieder abgestreift worden, allein ihre Ansichten der frühern Periode haben etwas Eigenthümliches, das in der Culturgeschichte seinen Platz behaupten wird. David Strauß hat in seinen Charakteristiken eine interessante Parallele zwischen Daub und Schleier-

macher gezogen; auf dieſe tiefere Unterſuchung der Dogmatik laſſen wir uns hier aber nicht ein, ſondern heben nur diejenigen Züge hervor, die in die allgemeine Phyſiognomie der Zeit gehören. Für die Periode von 1805—1814 ſind die von Daub und Creuzer herausgegebenen Studien und die heidelberger Jahrbücher ebenſo charakteriſtiſch als die Horen und Propyläen für eine frühere Bildungsperiode. In ihnen concentrirt ſich alles, was damals als neuer Keim aufging, das altdeutſche Studium, die Naturphiloſophie in ihrer Verbindung mit der Symbolik und Mythologie, ſo wie mit den erſten Anfängen der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft, die hiſtoriſch-juriſtiſche Kritik und anderes: das alles findet in dem theologiſchen Synkretismus den Leitfaden.

Geb. 1765 zu Kaſſel, hatte Daub ſeit 1786 zu Marburg ſtudirt und daſelbſt gelehrt, bis er 1794 nach Heidelberg kam. Er gehörte damals noch ganz zur Kantiſchen Schule und noch ſein Lehrbuch der Katechetik betrachtet die Religion rein vom moraliſchen Standpunkt: ihr Zweck ſei ausſchließlich, die praktiſche Idee der ſittlichen Ordnung zu erwecken. Dieſem Zweck könnten die heiligen Bücher der verſchiedenen Religionen dienen, und der Vorzug der chriſtlichen beruhe hauptſächlich darin, daß Chriſtus ſelbſt alle Religionsgebräuche für außerweſentlich und überflüſſig erkläre. Wie im Princip an Kant und Fichte, ſo lehnt ſich Daub in der Exegeſe an Paulus; es kommt ihm nicht darauf an, welche Lehren wirklich bibliſch und von Chriſtus ausgegangen, ſondern welche als Mittel zum Zweck moraliſch-religiöſer Bildung brauchbar ſind; iſt der Religionslehrer nur deſſen gewiß, daß ſeine Lehren moraliſch ſind, ſo darf er ſie mit gutem Gewiſſen als Lehren Chriſti darſtellen, mit deſſen Geiſte alles wahrhaft Sittliche in Uebereinſtimmung iſt. Das Uebrige möge man als pädagogiſche Vorübung ohne weitere Kritik blos hiſtoriſch vortragen.

Es war hauptſächlich das von Schelling und Hegel herausgegebene kritiſche Journal, welches andere religiöſe Ueberzeugungen in ihm erweckte, und die Bekanntſchaft mit dem geiſtesverwandten Creuzer gab ihm Gelegenheit, die neugewonnenen Anſichten öffentlich zu verkündigen. Zwei Aufſätze, die den Begriff der Zeitſchrift ſehr deutlich ausſprechen, eröffnen die Studien (1805): Das Studium des Alterthums als Vorbereitung zur Philoſophie von Creuzer und Orthodoxie und Heterodoxie, ein Beitrag zur Lehre von den ſymboliſchen Büchern von Daub. In dem letzteren Artikel, deſſen Princip ſich durch die ſämmtlichen folgenden Jahrgänge durchzieht, wird der Begriff der Rechtgläubigkeit in einem ganz neuen Sinn aufgefaßt. Die Religion iſt ſubjectiv eine Eigenſchaft des einzelnen Menſchen und ihm ſteht in ihrer Subjectivität ein unbeſtreitbares Recht über ſie, wie über jede andere ſeiner Eigenſchaften zu, ſo daß er für ſich entweder ſie ſelbſt hegen, oder an ihrer Statt, ſo lange niemand außer ihm dadurch beeinträchtigt

wird, ungeſtört dem blindeſten Aberglauben fröhnen, oder ſich dem frechſten Unglauben ergeben darf: jeder ſteht und fällt ſeinem Herrn. — Allein objectiv iſt Religion ein Eigenthum der Geſellſchaft, zu deren Gliedern der Einzelne gehört, und über ſie, in dieſer ihrer Objectivität, ſteht keinem Einzelnen, außer der Theilnahme an ihr, irgend ein Recht zu. Wahrhaft objectiv aber iſt die Religion nur, inſofern ſie das gemeinſchaftliche und höchſte Gut eines Volkes in ſeiner Einheit und Totalität iſt. Jedes Volk hat ſeine Religion, denn ſie gehört zu ſeinem Weſen und Daſein; und wenn alſo auch mehren Völkern eine und die nämliche Religion gemeinſchaftlich iſt, ſo kann doch jedes von ihnen dieſelbe nur unter derjenigen Form beſitzen, die ſeinem beſondern Charakter die angemeſſenſte iſt. Leere Begriffe aber ſind es, aus denen bald von einer allgemeinen oder katholiſchen Religion in dem Sinn, als könne und ſolle ſie unter ein und der nämlichen Form die Religion aller Völker und des geſammten Menſchengeſchlechts werden; bald hingegen von mehren durch Gott offenbarten und ſelbſt ihrem Inhalt nach verſchiedenen Religionen geredet wird: denn ſind Form und Geſtalt der Religion nicht ins Unendliche verſchieden, ſo kann ſie ſelbſt nicht wahrhaft objectiv, und iſt ſie ihrem Weſen nach nicht abſolut eine und dieſelbe, ſo kann ſie nicht Religion ſein." — Worin der Irrthum dieſer Auseinanderſetzung liegt, iſt leicht erſichtlich. In der That iſt jedes Volk in der Lage, auch diejenige Religion, die ihm von auswärts überliefert wird, nach ſeinen Bedürfniſſen und Eigenthümlichkeiten zu modificiren; allein was vom Proceß der Anbildung gilt, hat Daub als einen fertigen Zuſtand aufgefaßt, und aus dem Recht des Volkes, ſich ſeine Religion zu beſtimmen, die Pflicht des Einzelnen hergeleitet, ſich nach derſelben zu richten: die Heterodoxie d. h. die Abweichung von der Religion des Volkes, denn eine andere gibt es nicht, iſt zugleich eine Verletzung des Patriotismus. Noch ſeltſamer erſcheint, wie Daub die Rechtgläubigkeit des deutſchen Volkes entwickelt. Bei den übrigen Völkern herrſcht entweder der Proteſtantismus oder der Katholicismus d. h. entweder das Uebergewicht der Doctrin oder das Uebergewicht des Cultus. In Deutſchland dagegen beſtehen beide nebeneinander und der wahrhafte Glaube des deutſchen Volkes liegt darin, daß beide gleichberechtigt ſind. Orthodox iſt in Deutſchland derjenige, der die Trennung der beiden Kirchen und die gleiche Berechtigung beider als nothwendig begreift; heterodox d. h. dem Glauben des Volkes widerſprechend, ſowol derjenige, welcher der einen über die andere das Uebergewicht verſchaffen, als derjenige, der beide zu einer Kirche verſchmelzen will. Deutſchland hat nur eine Kirche unter der zweifachen Form des Katholicismus und des Proteſtantismus und dieſe Kirche hat unter jeder dieſer Formen gleiche Rechte. Während bei allen übrigen Völkern die eine oder die andere weſentliche Form des Chriſtenthums einſeitig ausgebildet iſt, iſt Deutſch-

Digitized by Google

land, um das Bild der Naturphiloſophie zu gebrauchen, im Zuſtand der Polarität. Zu ſeiner religiöſen Natur gehört die beſondere Geſtaltung beider religiöſen Gegenſätze. Es beſteht die Orthodoxie von Seiten des proteſtantiſchen Deutſchen darin, daß er den römiſchen Katholicismus und die durch ihn beſtimmte Kirche als ein vaterländiſches Inſtitut anerkenne und daß er die auf Vernichtung der objectiven Religion gerichtete Tendenz der Aufklärungsſucht ernſtlich bekämpfe, und ſo beſteht die Orthodoxie des römiſch-katholiſchen Deutſchen darin, daß er der Tendenz zu einem herrſchenden Prieſterthum widerſtrebe. Ein Ketzer iſt, wer ſeine eigne Kirche nach dem Vorbild der andern modificiren will, oder ſie verläßt, ein Ketzer, wer die andere Kirche, die doch auch ein vaterländiſches Inſtitut iſt, anfeindet.*) — Es iſt dieſe Idee von der Polarität der beiden Kirchen der Gipfel der Doctrin, der wir heute bei unſern Tories wieder begegnen. Auch Stahl ſucht nachzuweiſen, das Gedeihen der römiſch-katholiſchen Kirche liege ebenſo im Intereſſe des aufrichtigen Proteſtanten wie des aufrichtigen Katholiken, da doch die einfachſte Erfahrung lehrt, daß jede ſtarke Religion ausſchließend iſt.

Im zweiten Band der Studien 1806 erſchien die Abhandlung über die Encyklopädie der Theologie, die vom Theologen verlangt, das Organ für das Ueberſinnliche in ſich zu entwickeln und zu üben. Die Theologie gebietet dem Subject: willſt du mein Inneres ſchauen und mich kennen lernen, ſo durchdringe dich ſelbſt zuvor mit dem Gefühl deiner Nichtigkeit und Nichtswürdigkeit, und bekämpfe mit aller Kraft, die dir deine Eitelkeit noch übriggelaſſen, den Dünkel deines Wiſſens und deiner Fertigkeit im Wiſſen, denn nur Beſcheidenheit und Demuth ſind es, vor denen ich mich entſchleiere und mein Antlitz leuchten laſſe. Dies iſt auch der Standpunkt der Theologumena, welche 1806 erſchienen, in lateiniſcher Sprache, um dem Ungeweihten von vornherein den Zugang abzuſchneiden. Trotz des myſtiſchen Inhalts iſt die Sprache von der reinſten Eleganz. Zum Verſtändniß dieſer Schrift muß man die Vorleſungen über die chriſtliche Dogmatik zu Hilfe nehmen, welche Daub zwei Jahre ſpäter hielt und im fünften Band der Studien abdrucken ließ. Die kritiſche Philoſophie hatte die bisherigen Beweiſe vom Daſein Gottes dadurch widerlegt, daß die Vernunft immer nur zu Ideen, aber nicht zur Exiſtenz leite, Daub erwiedert darauf: die Vernunft iſt nicht Quelle, nur Medium, Organ der Erkenntniß Gottes; Quelle derſelben iſt die

*) Wunderlich klingt dazu der Schluß: „Ein Volk kann mit ſammt ſeiner Religion von der Erde verſchwinden, aber die Religion an ſich ſelbſt nie! Ihr ſcheinbarer Untergang iſt Aufgang; nur in den Gedanken der Menſchen ſind beide, ihr Untergang und Aufgang, voneinander getrennt. So geht die Sonne nie unter; nur in unſerer ſinnlichen Anſchauung iſt ihr Aufgang von ihrem Untergang geſondert; in ihr ſelbſt iſt beides vereinigt: ſie geht unter, indem ſie auf-, und auf, indem ſie untergeht.“

Offenbarung Gottes zunächst nicht in der Natur, nicht in einer Schrift, sondern in der Vernunft selbst. Die Religion ist nicht durch menschlichen Witz erfunden, nicht durch die Natur, ihre Schrecken und ihre Wunder im Menschen hervorgebracht, überhaupt nicht entstanden; sondern ewig wie Gott selbst geht sie aus Gott hervor als sein Wissen von sich selbst. Sie scheint im Menschen zu entstehen: eigentlich aber entsteht der Mensch für sie; nicht sie erzeugt sich aus ihm, sondern er wird in sie hinein geboren. Da die göttliche Offenbarung an sich für alle Zeiten und Orte dieselbe ist (in dieser Hinsicht sind alle Religionen geoffenbart): so können die Unterschiede einer Religion von der andern nur in dem verschiedenen Charakter der Völker und Zeitalter gegründet sein, durch welche als mehr oder minder getrübte Medien der Strahl jener göttlichen Offenbarung hindurchgehen muß. Hat ein Volk oder eine Zeit besondere Empfänglichkeit und ausgezeichnetes Geschick für das Schöne und Erhabene: so werden sie ihr Ahnen und Erkennen des Göttlichen am liebsten in mythologische Gewänder hüllen; wo der Sinn für Wahrheit vorherrscht, da entsteht die symbolische Religion; wo für das Gute und Sittliche, da wird eine gnomologische Form sich angemessener zeigen — Formen, welche indeß theils jede innerhalb ihrer selbst wieder mannigfaltige Unterschiede haben, theils sich in verschiedenen Verhältnissen miteinander mischen. Unter den verschiedenen Religionen ist die christliche, der beiden letzten Formen sich fast ausschließlich bedienend, ohne die Urreligion selbst zu sein, doch diejenige, welche dieser am nächsten kommt und sie nach Inhalt und Form auf die vollkommenste, man kann sagen auf absolute Weise, in sich darstellt. — Für das Verständniß der Religion ist die Philosophie eine unvermeidliche Vorbereitungswissenschaft. — Bei der überwiegend speculativen Aufgabe der Dogmatik*) tritt diesmal die Dreieinigkeit in den Mittelpunkt, ein Dogma, welches durch die ausschließlich praktische Richtung der kritischen Philosophie als gleichgiltig bei Seite gestellt war. In der That läßt sich eine moralische Nutzanwendung aus der Dreieinigkeit nicht herleiten und das Gefühl kann sich ebenso wenig daran erwärmen, daher hat sie Schleiermacher ebenso flüchtig behandelt als Kant. Für die grübelnde Speculation hingegen ist dieses Dogma ein höchst ergiebiges Feld, und man kann nicht leugnen, daß bereits aus dem bloßen Begriff des absoluten Wesens, ganz abgesehen von der kirchlichen Ueberlieferung, sich etwas deduciren läßt, was ungefähr der Dreieinigkeit des Katechismus entspricht. Zwei Wesensbestimmungen treten bei Gott für das Nachdenken augenblicklich hervor: er ist zunächst der Ewige, Unveränderliche, der in unendlicher Vollkommenheit bei sich selbst bleibt und keines

*) Die Ueberschriften der Dogmatik erinnern an die spätern bei Hegel: „Die Eitelkeit der Dinge und das Wesen;" „der Trieb und das Beständige;" „der Trieb und das Praktische" u. s. w.

andern Wesens bedarf. Zugleich muß er aber ein bestimmtes Verhältniß zur Endlichkeit haben, dem Geschöpf seiner Liebe, und um der Liebe willen in der That eines Andern bedürftig sein: das sind zwei Wesensbestimmungen, die sich widersprechen und die doch beide gleich nothwendig zum Begriff Gottes gehören. Es liegt nahe, eine dritte hinzuzufügen, die Rückkehr aus der Verendlichung zu sich selbst. Die Personen des Vaters und des sich selbst hingebenden Sohnes sind dadurch scharf gezeichnet; die dritte Person hat freilich eine weniger greifbare Physiognomie, und die Kirche hat auch immer nach einem greifbareren Symbol gesucht, wie denn z. B. im Katholicismus die Jungfrau und Mutter fast ganz den Platz des heiligen Geistes füllt. Diese und ähnliche Deductionen finden wir zuerst in Daubs Theologumenen glänzend durchgeführt; Hegel ist später noch scharfsinniger gewesen, und andere Theologen haben auch das Ihre geleistet. Es bleibt dabei immer ein fühlbarer Uebelstand: die Kirche verlegt die Offenbarung und Menschwerdung Gottes, den Sündenfall und die Erlösung immer in eine bestimmte Zeit, und daraus läßt sich kein speculativer Begriff herleiten. Daub hilft sich so, daß nicht die Menschwerdung selbst, sondern nur das Bewußtsein der ewigen Menschwerdung einer bestimmten Zeit angehört, wodurch freilich die Lehre des Katechismus nicht ganz gedeckt wird. Der Abfall des Endlichen von Gott wird nicht ohne weiteres auf den Begriff der Endlichkeit zurückgeführt. Richtig zwar ist der Mensch schon, sofern er der Erscheinungswelt angehört: aber böse wird er erst, wenn er als dieses erscheinende Einzelwesen etwas für sich sein will, wenn sein sich in sich Reflectiren nicht zugleich ein sich Reflectiren in den absoluten Urgrund seines und aller Wesen, in Gott ist; nicht die Selbstheit, sondern die Selbstsucht ist Sünde. Daher auch die Versöhnung für den Menschen nicht, wie für die Naturdinge, das natürliche Sterben ist, als die Auflösung der Individualität in das allgemeine Leben, sondern das geistige Absterben der Eigenheit und sich Hingeben an das göttliche Leben. Wie für die Welt nur der Tod der wahre Erlöser ist, so für den Menschen die Religion, welche ihn über die Anhänglichkeit an sich und an die Welt erhebt.

In der Abhandlung über das theologische Element in den Wissenschaften (heidelberger Jahrbücher 1808) wird der Theologie ein sehr hoher Platz angewiesen. „Was der Erde und dem Leben das Licht, was dem Staat und seinen Gliedern die Religion, das ist für die Wissenschaften das theologische Element in ihnen: Princip ihres Entstehens, Grund ihrer Erhaltung, Trieb ihres Wachsthums und ihrer Vollendung. An ihm besitzt der Mensch eine Erkenntniß, worin die Wahrheit und Gewißheit, folglich alle Erkenntnisse, begründet sind." Solche Aeußerungen sind bemerkenswerth in einer Zeit, wo andere Schriftsteller, die mit dieser Richtung nichts zu thun hatten (z. B. Adam Müller und K. L. v. Haller) in vollstem Ernst den Versuch mach-

ten, die Staatskunde und Aesthetik auf theologische Begriffe zu begründen. Die Entwicklung der Theologie charakterisirt Daub nach den drei Perioden der Contemplation, der Reflexion und der Speculation; als seine Aufgabe bezeichnet er, die Theologie aus der langen babylonischen Gefangenschaft der Reflexion in das gelobte Land der Speculation überzuführen.

Nach langem Schweigen folgte 1816—1818: Judas Ischarioth oder Betrachtungen über das Böse im Verhältniß zum Guten; hauptsächlich durch Schellings Abhandlung über die Freiheit (nach welcher ein „dunkler Grund" in Gott selbst der Quell des Bösen war), zum Theil aber auch durch Hegels Phänomenologie hervorgerufen. Judas ist nach Daub, ziemlich willkürlich, der Verbrecher im höchsten möglichen Sinn; in ihm zeigte sich das mit seinem Werkzeug identificirte Böse d. h. der Teufel in Menschengestalt; daher ist für ihn Begnadigung und Seligkeit ewig unmöglich. In den Theologumenen waren die Wundererzählungen noch zu den mythologischen Bestandtheilen des Christenthums gerechnet; jetzt wird ausdrücklich erklärt, daß der Satz: Wunder sind in der Welt nie geschehen, falsch sei, und daß die Zuversicht, womit er ausgesprochen wird, ihren Grund nicht weniger in einem Wahn und Irrthum habe, wie die, mit welcher ein wundersüchtiger, übrigens ehrlicher Mensch versichert, selbst hier und da ein Wunder gesehn und wirklich erlebt zu haben. Das seltsame Buch, auf das wir nicht weiter eingehn, charakerisirt Strauß als ein gnostisches: „Die formelle Grundeigenthümlichkeit des gnostischen Denkens, jenes phantastische Umschlagen des Abstracten ins Concrete, der Begriffe in Persönlichkeiten, bestimmt in Bezug auf den Gegenstand der Schrift, den Begriff des Bösen, deren ganze Eigenthümlichkeit. Dies gibt ihr etwas Unheimliches, Schauerliches: wo wir hinsehen, in uns oder um uns, da grinst eine Teufelslarve uns an; unsere Mahlzeiten sind unvermeidliche Greuel, und verzaubert hebt sich der Boden unter unsern Füßen." „In den Jahren 1827 und 1828," erzählt Strauß weiter, „las man in den berliner Jahrbüchern, als Anzeige von Marheinekes Dogmatik, eine Abhandlung von Daub, über welche man sich damals den angeblichen Ausspruch des Erstern erzählte, er müsse jeden ihrer Sätze dreimal lesen: auf das erstemal verstehe man ihn gar nicht; das zweitemal ein wenig; das drittemal immer noch nicht." „Ohne mich rühmen zu können, überall auch nur bis zur dritten Stufe eingedrungen zu sein, blieb mir doch der Eindruck, das Verhältniß des neuern Supranaturalismus zur alten Orthodoxie und zum Rationalismus nirgend zuvor aus solcher Tiefe entwickelt gefunden zu haben." Die Abhandlung fand 1833 ihren Platz in einer größern Schrift: die dogmatische Theologie jetziger Zeit, oder die Selbstsucht in der Wissenschaft des Glaubens. Sie ist es hauptsächlich, die ihm den Beinamen eines „Magus des Südens" (im Gegensatz zu Hamann) verschafft hat, als welchen ihn Rosenkranz und Marheineke gefeiert haben.

Den eifrigſten Theilnehmer an der Ausführung ſeiner Ideen fand Daub in ſeinem jüngern Collegen Marheineke (geb. 1780 zu Hildesheim, ſtudirte zu Göttingen, Univerſitätsprediger zu Erlangen 1804—1807, Prof. zu Heidelberg 1807—1811, zu Berlin bis an ſeinen Tod 1846), der während ſeines Aufenthalts in Heidelberg hauptſächlich die Kritik in den Jahrbüchern beſorgte. Noch in Erlangen hatte er 1806 eine allgemeine Kirchengeſchichte geſchrieben, die aber nur bis 604 ging und den Formalismus der Kantiſchen Schule mit einer bilderreichen Rhetorik verband. Die Religion erſchien ihm als das Princip und der Geiſt der Weltgeſchichte, und ſehr entſchieden wies er die blos moraliſche Bedeutung des Chriſtenthums zurück. Seine Abhandlung in den „Studien" von 1807: „Urſprung und Entwicklung der Orthodoxie und Heterodoxie in den erſten drei Jahrhunderten des Chriſtenthums" enthält eine geiſtvolle Verallgemeinerung der Daubſchen Ideen. Die Polarität der Gegenſätze liegt nicht blos, wie Daub meint, im Weſen des deutſchen Volks, ſondern bereits im Weſen der chriſtlichen Kirche. Schon der Monotheismus bedingt die Orthodoxie; die Katholicität, unmöglich im Judenthum, geht aus dem univerſellen Streben des Chriſtenthums hervor; durch dieſe Geſchloſſenheit wird der Gegenſatz, die freie Speculation hervorgerufen, und erſt durch dieſe erhält die Kirche ihren Inhalt. Das rechtgläubige Syſtem iſt nicht von vornherein fertig; es entſteht erſt, indem die Kirche Mittel findet, auf eine geſetzliche Art (Concilien, Papſt) über die verſchiedenen Speculationen zu urtheilen, und das Fremdartige von ſich auszuſcheiden. Jede neue Ketzerei erweitert den Inhalt des „rechten Glaubens", der ohne ſie leer bliebe. Aber auch innerhalb der rechtgläubigen Kirche geht das Räſonnement immer über die enge Formel hinaus, und ſo findet der Proteſtantismus ſeine Verbündeten im Mittelpunkt des Glaubens ſelbſt. Die Kirche hat alles, auch ihre Lehre, ihren Gegnern zu danken („es muß ja Aergerniß geben!") und dieſe wiederum finden ihren Halt und ihr Vorbild in der Kirche, der ſie ſich entziehn. Wie dieſer Gegenſatz ſich Schritt für Schritt in den drei erſten Jahrhunderten entwickelte, iſt mit großem Scharfſinn gezeigt. — Erweitert wird der Geſichtspunkt in den Studien von 1808: „Ueber den wahren Sinn der Tradition im katholiſchen Lehrbegriff". Schon Leſſing hatte nachgewieſen, daß mit dem einfachen Gegenſatz, Schrift und Ueberlieferung, die hiſtoriſche Begründung der beiden Kirchen nicht zu erledigen ſei, daß auch die Proteſtanten eine gewiſſe Ueberlieferung (die regula fidei) gelten laſſen: den consensus patrum, ſo weit er der Schrift nicht widerſpricht. Marheineke geht mehr aufs Einzelne; er zeigt, daß die Unſicherheit, wie weit man ſich an die Ueberlieferung zu halten habe, nicht blos auf Seite der Proteſtanten ſei, daß die Kirche darüber lange geſchwankt habe, und nur, um ſich den Gründen der Ketzer zu entziehn, die freie Unterſuchung der Schrift den Laien entzogen habe. Er

weist nach, wie man besonders seit Eusebius die Zeugnisse der frühern Rechtgläubigkeit verstümmelt habe, weil sie mit dem durch Widerlegung der Ketzer entwickelten Inhalt der neuen Rechtgläubigkeit nicht mehr stimmten, daß aber in den Begriffen noch immer eine große Willkür herrsche, und daß die Tradition doch nur als Nothbehelf gelte, weil dem Katholiken die Schrift dunkel und unvollständig sei. Die ganze Untersuchung ist sehr sauber geführt, und von einer erstaunlichen Objectivität; in dem beständigen Hinblick auf die beiden Gegensätze vergißt man zuweilen, welchem der Verfasser angehört. Er läßt nur die Wissenschaft gelten, und tadelt nicht selten die Bücher, die er bespricht, ihres confessionellen Standpunkts wegen, doch ist er freilich selbst viel zu sehr Theolog, um der freien Wissenschaft, der kritischen Geschichte, allein das Wort zu geben.

Auch von andern Seiten wurde die Idee einer Annäherung der Protestanten an die Katholiken lebhaft ins Auge gefaßt. Planck, der berühmte Kirchenhistoriker*), schrieb 1803 „über die Trennung und Wiedervereinigung der getrennten christlichen Hauptparteien", 1808 „über die neuesten Veränderungen in dem Zustand der deutschen katholischen Kirche, besonders über die Concordate", 1809 „Worte des Friedens an die katholische Kirche gegen ihre Vereinigung mit der protestantischen". Die Untersuchung ist von einer Liberalität, deren nur eine reife humanistische Bildung fähig ist, und man erkennt mit Freude den großen Einfluß des Lessingschen Geistes, namentlich in dem Streben nach historischer Correctheit. Bei seiner umfassenden geschichtlichen Kenntniß versteht Planck den innern Zusammenhang der kirchlichen Institutionen besser, als die Katholiken selbst, und nimmt ebenso wenig Anstand diesen ans Licht zu setzen, als auf die Unklarheiten des protestantischen Lehrbegriffs hinzuweisen, dem er dabei doch sehr entschieden angehört. Von der mehrfach auftauchenden Idee einer Wiedervereinigung der Kirchen hofft er nicht viel Gutes, „denn ein mißlungener Versuch dieser Art muß immer auf diejenigen, mit denen er angestellt wird, und auf diejenigen, denen er fehlschlägt, eine erbitternde Wir-

*) Planck, geb. 1751 im Würtembergischen, studirte zu Tübingen, 1780 Prediger in Stuttgart, 1784 Prof. der Theol. zu Göttingen, wo er 1833 als Generalsuperintendent stirbt. Sein Hauptwerk: Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung unsers protestantischen Lehrbegriffs (6. Bd. 1781—1800), später (1831) bis zur Mitte des 18. J. fortgesetzt. Die Zeit vor der Reformation behandeln: die Geschichte der Entstehung und Ausbildung der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung (5. Bd. 1803—9) und die Geschichte des Christenthums in der Periode seiner ersten Einführung in die Welt (2. Bd. 1818). — In einem ähnlichen Sinn wirkte Augusti, geb. bei Gotha 1772, Prof. zu Jena 1798—1812, zu Breslau 1812—1819, zu Bonn 1819—1841, der vom Rationalismus ausging, seit 1809 nach einer Vermittlung suchte und im strengen Kirchenthum endigte. „Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte" 1805, „System der christlichen Dogmatik" 1809, Uebersetzung der Bibel mit de Wette 1809—1812; „Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie" 12. Bd. 1817 bis 1831 u. s. w.

kung haben, weil er bei den einen wie bei den andern nur widrige Empfindungen erwecken kann.“ Wenn es ihr jetzt irgendwo damit gelänge, so würde sie dies vorzüglich dem Umstande zu danken haben, weil ihr die allgemeine Schwäche des entnervten Zeitgeistes und seine allgemeine Gleichgiltigkeit gegen Religion keinen Widerstand entgegensetzen könnte. Es würde ihr blos deswegen gelingen, weil das jetzige Geschlecht theils keinen Muth mehr hat, für seine Ueberzeugung zu sterben, theils keine Ueberzeugung mehr hat, für die es sterben könnte; aber das neue Geschlecht, das unter ihrem Druck aufwüchse, ja wol selbst noch ein Theil des alten würde zuverlässig durch den Druck selbst den einen und den andern wieder erlangen, und zu den tausend alten Erfahrungen der Weltgeschichte, welche schon die Unbezwingbarkeit des Menschengeistes durch Gewalt erprobt und eben damit das Gähren seiner Natur erwiesen haben, würde nur eine neue hinzukommen. Wenn also die natürliche Folge solcher verunglückten Versuche die ist, daß die Gegensätze schärfer hervortreten, so ist doch zugleich ein tieferes Eingehn auf den Inhalt der Lehren damit verbunden, aus dem sich ergeben wird, wie viel beide Kirchen miteinander gemein haben. In der Entwicklung dieses Gemeinsamen geht Planck offenbar zu weit, indem er die schärfsten Punkte abschleift; er hofft sogar auf eine äußerliche partielle Gemeinsamkeit der beiden Kirchen und empfiehlt bis dahin liebevolle Schonung in den unvermeidlichen Streitigkeiten.

Bei diesem Punkt knüpft Marheineke in seinem Sendschreiben an Planck (Studien 1809) an. Nach ihm ist der größte Vortheil dieser Vereinigungsversuche im Gegentheil, daß die Gleichgiltigkeit aufhört und daß die Bekenntnisse sich wieder scharf voneinander sondern. Aus dem lauen, kraftlosen Indifferentismus hervorgegangen, haben seine Versuche grade die Wirkung, das stagnirende religiöse Leben in Fluß zu bringen. „Um das wahre äußere Verhältniß des Katholicismus und Protestantismus zu erkennen, muß man durchaus, sich erhebend über die beiden Gegensätze, wie sie vor uns stehen, und hinaufsteigend selbst über die historische Erscheinung beider zu demjenigen, was beiden ideell in der Historie zu Grunde liegt, sich zuvor auf einen Standpunkt gestellt haben, von wo ihr inneres Verhältniß einleuchtet und man ihr beiderseitiges Leben aus dem gemeinsamen Quell einer höheren Einheit ausfließen sieht.“ „Alle erscheinende Einheit kann nur die Einheit und Erscheinung zweier Gegensätze sein; als wahrhaft lebendig sich darstellend in der Welt kann die Einheit nur die Vereinigung zweier Getrennter sein, die eine innere und nothwendige Beziehung aufeinander haben, und ohne jemals ganz und vollkommen eins zu werden, doch wiederum nicht wahrhaft und sich entgegengesetzt sein könnten, wären sie nicht innerlich eins. Nur dadurch offenbart sich die Einheit, daß sie im strengsten Gegensatz erscheint; daher ist alles Leben eine beständige Trennung und Sehnsucht nach Wiedervereinigung zu-

gleich: so wie die Einheit in ihren Gegensätzen sich ausbreitet, so strebt die Trennung zugleich ewig zurück in die Einheit, aus der sie erwachsen ist, gleich wie der magnetische Gegensatz zweier sich entgegengesetzter Pole sich auflöst in eine höhere Einheit.“ „Gleich wie die ewige Religion des Christenthums vor ihrem Anfang in der Zeit eine zeitlose Existenz geführt und in ihrer Erscheinung fortführt, also auch die Erscheinung derselben in einer katholischen und protestantischen Kirche. Die zeitlose Existenz des Christenthums ist die ihrer Ideen, die jeder eigenthümlichen Erscheinungsart beider in der Geschichte zu Grunde liegt . . . So lange der eine Gegensatz besteht, ist der andere nothwendig mit gesetzt . . . Die nothwendige Erscheinung des Christenthums tritt weder im einseitigen Bestehen des Katholicismus noch in dem einseitigen Bestehen des Protestantismus hervor, sondern in dem gleichmäßigen Bestehen und im Gegensatz beider. Die Trennung des Katholicismus und Protestantismus ist so tief und nothwendig in allem Leben und in allen religiösen Verhältnissen ausgedrückt, daß die Wahrheit der Religion dadurch am besten zu begreifen ist. Wie der Verstand, die besonnene Erkenntniß, die Ruhe, Tiefe und Anstrengung des Denkens sich zur lebendigen Regsamkeit der Phantasie und schwärmerischen Empfindsamkeit verhalten, so der Protestantismus und Katholicismus zueinander. Der strenge Gegensatz poetischer und speculativer, phantastischer und kritischer Naturen herrscht durch das ganze Reich geistiger Organisation. Dem Protestantismus ist der Ernst der Wissenschaft verliehen, dem Katholicismus die heitere Kunst. Der Protestantismus hat in ganz Europa Bildung, Wissenschaft und Gelehrsamkeit gefördert; dagegen ist der Katholicismus kraft seiner Idee mehr auf das äußere und bewegliche Leben angewiesen, auf daß er im Reich der Schönheit herrsche. Sein Cultus besteht noch jetzt als ein Reich schöner Formen, in welchem er seiner ungekränkten Existenz ebenso sicher sein kann, als der Protestantismus in seiner Wissenschaft. Jene verständige und besonnene Tendenz des Protestantismus bringt auch in der Religion immer mehr Licht und Klarheit hervor, dagegen ist alles mystisch im Katholicismus, in jener zweifelhaften Dunkelheit, in der sich jede Vereinigung des Uebersinnlichen und Sinnlichen darstellt. Es läßt sich begreifen, warum die Weiber durch ihre Natur bestimmt sich mehr zum weicheren Katholicismus, die Männer mehr zum determinirten Protestantismus neigen; warum dort eine Mutter Gottes und hier der Sohn Gottes Gegenstand höchster Verehrung ist. — So wie das ewige Wesen des Christenthums durchdrang zur Erscheinung, sich darstellend in der Form einer sichtbaren Kirche, trat es zugleich in zwei Gegensätzen hervor, von denen der eine den andern nothwendig constituirte. Der eine erhob die Form des Christenthums zu seinem Wesen und breitete sich schwelgend in der Cultusfülle aus; der andere nahm sich das Wesen zu seiner Form, einfach und zurückgezogen

in ſich verbleibend. Jener nahm von jenem Punkt aus ſeine nothwendige Richtung ins Aeußerliche und bildete das überſinnliche Chriſtenthum ſymboliſch und im Realen ab, als ſichtbare Kirche; dieſer, der Idee getreu, kannte keine andere Form, das Weſen des Chriſtenthums zu offenbaren, als die Lehre, und verblieb daher, doctrinell und ideell, im Ueberſinnlichen ſelbſt als unſichtbare Kirche. — Durch die Reformation wurde in zwei Hemiſphären auf immer geſchieden, was bis dahin in- und miteinander beſtanden hatte. An der Rechtmäßigkeit einer gänzlichen Abſonderung von der katholiſchen Kirche kann niemand zweifeln, da dieſe den Proteſtantismus niemals als ihr angehörend betrachtet, bei jeder Gelegenheit verworfen und unterdrückt und ihn eben damit gezwungen hatte, endlich ein eignes, von ihr abgeſondertes und ſelbſtſtändiges Leben anzunehmen. Zuerſt entbrannte zwiſchen beiden Gegenſätzen ein wilder Kampf, aber dieſem verdankt auch die katholiſche Kirche ihr neues Leben. Jetzt kann keine Kirche mehr ernſthaft daran denken, die andere zu ſich herüberzuziehen; Proſelyten finden ſich nur unter eigenthümlich organiſirten Naturen. Mögen alle, die keinen Beruf haben zu tieferer Erforſchung der Wahrheit, ſtarr in den Gegenſätzen ſtehen bleiben: es iſt nothwendig, es iſt weiſe darauf gerechnet, und wollte Gott, es geſchähe von beiden Seiten ſo. Aber warum ſollen auch wir uns unter den Haufen miſchen, der nur ein blindes Werkzeug iſt in einer höhern Hand, da wir es können ſehend ſein, ſo wir es wollen und Gott die Wiſſenſchaft uns aufſchließt. — Im Gegenſatz zu der gemeinen Annahme wird jede der beiden Kirchen um ſo vollkommener ſein, je mehr ſie ihren eigenthümlichen innern Charakter in ihrer äußern Darſtellung erſcheinen läßt. Möge der Katholicismus in ſeinem Cultus immer mehr Gleichförmiges, Großartiges und Erhebendes bringen, in ſeine Verfaſſung immer mehr Feſtigkeit, Subordination und Harmonie, in ſein Kirchenrecht immer mehr Lauterkeit, Würde und gediegene Feſtigkeit gegen alle unbeſcheidenen Anſprüche. Dagegen verrathen die unter den Proteſtanten ſo oft ſchon wiederholten Klagen über die Kahlheit und Nacktheit ihrer Cultusformen, über den gänzlichen Mangel an Pracht und Luxus des Gottesdienſtes eine verkehrte Anſicht des Proteſtantismus. Durch Poeſie und Kunſt hilft man demjenigen nicht auf, was einmal verfallen iſt, der geſunde Proteſtantismus verſchmäht ſolche von außen an ihn angeſetzte Stützen. Was dem Weſen des Katholicismus gemäß bei dieſem die Handlung im Sinnlichen iſt, ſoll beim Proteſtantismus die Handlung im Geiſtigen d. h. die Lehre ſein. — Dieſe Doctrinen rundeten ſich noch beſtimmter ab, als die entgegengeſetzte Anſicht mit ihnen in Berührung kam.

Von Stolbergs Geſchichte der Religion Jeſu erſchienen die erſten beiden Bände 1806 und 1807. Fr. Schlegel, der ſoeben ſeinen Uebertritt zur katholiſchen Kirche öffentlich gemacht, beſtimmte die Redaction der neugegrün-

deten heidelberger Jahrbücher zum Erſtaunen aller guten Proteſtanten (ſelbſt des Calderonüberſetzers Gries), ihm für ſich und ſeinen Genoſſen das Wort zu gönnen (1808). Er trat nicht blos für das Werk, das er mit überſchwenglichem Lob bedachte, ſondern auch für die Sache in die Schranken. „Wenn irgend etwas das ſichtbare Mißtrauen zu rechtfertigen ſcheinen kann, das ſo viele, auch ſonſt gutdenkende und wohlmeinende Proteſtanten gegen alle diejenigen äußern, welche die katholiſche Anſicht des Chriſtenthums für ſich erwählen, ſo iſt es Folgendes. So wie in unſerm Zeitalter überhaupt die Religion faſt immer nur aus dem politiſchen, oder höchſtens aus einem äſthetiſchen Standpunkt betrachtet wird, ſo haben ſich auch unberufene, ſogar philoſophiſch ſein wollende Lobredner gefunden, welche die katholiſche Religion wegen ihrer politiſchen Zweckmäßigkeit oder von Seiten der äſthetiſchen Schönheit angeprieſen haben. Obgleich es nun ſelbſt für das Weſentliche einer Religion nicht unwichtig ſein möchte, ob ſie des Ausdrucks liebevoller Schönheit und eines innigen heitern Gefühls fähig und empfänglich, und alſo im wahrhaften Sinn äſthetiſch ſei, oder ob ſie in finſterer Majeſtät und einſam leerer Geiſtloſigkeit hauſe; ſo entſteht doch natürlicherweiſe ein gerechtes Mißtrauen gegen denjenigen, welcher in der wichtigſten Angelegenheit des Lebens durch den Zauber der Phantaſie, durch den Reiz der Schönheit ſich beſtimmen laſſen wollte.“ In Fr. Schlegels Mund klingt dieſer Tadel ſonderbar genug; auch fehlt es im Folgenden an den „conciliatoriſchen Filzſchuhen“, wie ſein Bruder es nennt, keineswegs, durch die er jeden ſtarken Schritt verſteckt; faſt jeder Satz wird durch Reſtrictionen wieder aufgehoben. „Dadurch erſt wird der Zwieſpalt der Katholiſchen und der Proteſtanten ſo gefährlich, daß ſo viele Nichtchriſten, welche dieſe Streitfrage eigentlich nicht angeht, Theil daran zu nehmen nicht unterlaſſen können.“ „Es iſt einleuchtend, daß dieſe Frage nicht anders als auf dem Weg ruhiger Forſchung und größtentheils durch eine hiſtoriſch-philoſophiſche Kritik entſchieden werden kann.“ „Es iſt keineswegs unſere Abſicht, die Kritik als oberſte Richterin in Sachen der Religion aufzuſtellen, vielmehr erkennen wir gern die Grenze an, wo alle Kritik aufhört, und nichts ferner entſcheiden kann, als die innere Stimme, die freie Wahl des Gefühls.“ — Darauf bekämpft Schlegel den allgemein verbreiteten Grundſatz, es ſei nicht anſtändig, ſeine väterliche Religion zu verlaſſen. „Es beruht dieſer Grundſatz meiſtens auf einer gewiſſen Gleichgiltigkeit gegen die Religion, welche doch mit einer Art von Anerkennung und mit einer vermeinten Kenntniß derſelben verbunden iſt. Sie gehen davon aus, daß alle Religionen als blos äußerliche Formen im Grunde gleich gut ſeien, indem es einzig auf das innere Gefühl ankomme. So wahr das Letzte im rechten Sinne genommen ſein mag, ſo iſt doch jene Lauigkeit und Eitelkeit nicht zu billigen, welche ſo oft das eigentliche Weſen als bloße Form verwirft, ſich ſelbſt aber mit

einer leeren Form des Weſens begnügt. Um es deutlicher zu ſagen: wenn ſie in ihrer vermeinten Einſicht ſich auch nur zu dem erſten Grade aller lebendigen Erkenntniß, der Erkenntniß des Guten und Böſen erhoben hätten, ſo würden ſie nicht länger als eins und als gleich betrachten, was doch grundverſchieden iſt, und, ſtatt jener oberflächlichen Vielſeitigkeit, erkennen, daß es nur zwei Religionen gebe: die eine wahre, ewig unwandelbare, deren unvergängliche und heilige Form zugleich durch ihr Weſen beſtimmt iſt; und die falſche, welche einmal beſiegt in immer andern Formen wieder erſcheint; oder weil dieſe falſche Religion eigentlich keine iſt, nur eine ewig wahre, aber von beſtimmtem Weſen, und keineswegs wie jene wollen, verfloſſen und verſchwemmt in die unbeſtimmte Mehrheit aller jener Formen und Unformen." Nachdem Schlegel auf dieſe Weiſe mit ſeinen gewohnten Cautelen ſeinen eignen Uebertritt vertheidigt, ſetzt er ſeine Anſichten über den Zuſammenhang der Philoſophie mit dem Chriſtenthum auseinander, was für den frühern enthuſiaſtiſchen Verehrer Spinozas charakteriſtiſch iſt. „Die Philoſophie des Spinoza, welche gegenwärtig ſo viele Anhänger in Deutſchland findet, iſt mit dem Chriſtenthum eigentlich durchaus nicht vereinbar, denn der Begriff des lebendigen Gottes iſt nicht der jenes todten Gottweſens der unendlichen Subſtanz des Pantheismus und nur durch Inconſequenz iſt mit dem Syſtem des Spinoza die Grundlehre des Chriſtenthums, die Lehre von der Dreieinigkeit zu verbinden." „Die Ariſtoteliſche Philoſophie mag in Rückſicht der Wiſſenſchaftlichkeit viel Lob verdienen, mit dem Chriſtenthum iſt ſie eigentlich auch nicht ſonderlich übereinſtimmend, weil ſie ſich gar nicht bis zu der Region deſſelben erhebt.", „Unter allen Philoſophien iſt es die Platoniſche vorzüglich, welche, wie man oft erkannt hat, mit dem Chriſtenthum am beſten übereinſtimmt, und wenn wir ſie von der einen Seite als den letzten herrlichen Wiederſchein der älteſten orientaliſchen Philoſophie verehren, ſo kann man ſie von der andern Seite mit Recht als die ſchöne Verkündigung und ahnende Morgenröthe der chriſtlichen Philoſophie betrachten, als ein verbindendes Mittelglied zweier Welten der geiſtigen Bildung." — Es hängt mit dieſer Vorliebe für die Platoniſche Philoſophie zuſammen, daß Schlegel im alten Teſtament einen eſoteriſchen Sinn findet, deſſen Schlüſſel nur die Offenbarung gibt. Der hiſtoriſche Inhalt derſelben iſt ihm gleichgiltig, er läßt nur eine prophetiſche Symbolik gelten, die auf die Erlöſung hinweiſt. Kurz er treibt die Auslegung wieder in das Syſtem der Kirchenväter. Das Chriſtenthum iſt nach ſeiner Anſicht nicht eine neue Religion, ſondern die uralte, von welcher ſich Spuren in ſämmtlichen orientaliſchen Religionsſyſtemen vorfinden ſollen. Die Methode, mit der er dies im Einzelnen ausführt, verräth den großen Einfluß der Symboliker auf die hiſtoriſche Kritik.

Die Aufnahme der Schlegelſchen Recenſion über Stolberg in ein pro-

teſtantiſches Blatt gab großes Aergerniß, und Marheineke beeilte ſich im folgenden Jahrgang bei dem Erſcheinen der beiden folgenden Bände der Stolbergiſchen Religionsgeſchichte die Einſeitigkeiten der erſten Kritik zu ergänzen. Er ſpricht über Stolberg und Schlegel ſehr höflich, aber doch faſt nie ohne ironiſche Beimiſchung. „Der Hauptcharakter des Stolbergiſchen Werkes iſt Frömmigkeit und eine ſo gediegene Gottſeligkeit, daß ihr zur Noth alles Uebrige, ſelbſt die Wiſſenſchaft und Kritik ohne Aufopferung leicht zum Opfer geweihet wird. Dieſe Innigkeit des religiöſen Lebens und Empfindens, dieſer in jeglicher Anſchauung zum Himmel gerichtete und geweihte Blick, dieſe ſchöne fruchtbare und tiefe, auch aus dem Kleinſten kräftige Nahrung ſaugende Bekanntſchaft mit der heil. Schrift ſcheinet uns der höchſte Charakter dieſes Werkes zu ſein, und zugleich das eigentliche Moment, wodurch es auch ſeine nothwendige Stelle behauptet in dieſer Zeit und im Verhältniß zur theologiſchen Wiſſenſchaft.“ „Daneben aber findet man in dem Buch eine ganz unglaubliche Unkritik, wie man ſie am wenigſten von einem ſo edeln und vielſeitig gebildeten Geiſte erwarten ſollte, eine Eigenſchaft, die an dieſer Schrift doppelt verführeriſch iſt, da übrigens doch nicht blos der Schein gründlicher Unterſuchung, ſondern wirklich kritiſche und gelehrte Bemühung, zumal in den Beilagen, ganz unverkennbar iſt und dem Buche ſehr zur Empfehlung gereicht. In der Orthodoxie geht Stolberg über die Kirchenväter hinaus und die Methode ſeiner hiſtoriſchen Kritik ſchmeckt ebenfalls nach dem 13. Jahrhundert. Die ſchlimmſte Seite des Buchs iſt aber der kleinliche pfäffiſche Haß, nicht blos gegen den Proteſtantismus, ſondern gegen jede Art der Philoſophie und freien Forſchung. Dieſer Haß findet ſich auch bei Schlegel, wenn auch in höflicheren Formen. Auch er ſieht im Proteſtantismus lediglich die negative polemiſche Seite, da ſich doch dieſe in jeder Kirche findet. — Trotz ſeines Proteſtes gegen die blos äſthetiſche Auffaſſung der Religionen, macht Schlegel doch immer nur auf die harmoniſche Einheit der katholiſchen Kirche aufmerkſam und vergißt dabei, daß ſchon früher eine noch ſchönere, auch durch das Weſen beſtimmte Form exiſtirte, die griechiſche, und doch wurden die Griechen ihrer Nationalreligion entſagend Chriſten. „So lange des Weſens Göttlichkeit dem Chriſten genügt, bedarf er keiner ſinnlichen Form. Erſt wenn der Geiſt erkaltet und das geiſtige Auge erſtirbt — erſt dann wirft ſich das Bedürfniß nach außen, begehrt für den Sinn die Anſchauung des Weſens ganz und gar in einer verkörperten Form, und befriedigt ſich in ihr, oder macht ſie doch zur Bedingung für die Erwärmung des erloſchenen Geiſtes. — Der Zeitpunkt alſo, in welchem das Bedürfniß gefühlt wird, die Form einer Religion zu verſinnlichen, iſt der Zeitpunkt einer Irreligioſität, welche nothwendig ſich ſelbſt vernichtet, indem ſie einen Cultus hervorruft, durch welchen früh oder ſpät der Menſch auf eine Stufe erhoben

wird, worauf er die Ueberſinnlichkeit des Weſens der Religion, ſammt der Form erkennt. Er ſagt ſich deswegen los von einem ſolchen, das Weſen und ſich ſelbſt verunreinigenden Cultus.“ Die angeblichen Mängel in der Form des Proteſtantismus ſind alſo grade ſeine Vorzüge. Dagegen tritt Marheineke entſchieden auf die Seite Schlegels, wenn es ſich um diejenigen handelt, die im Sinn des letzteren Proteſtanten ſind. Freilich habe die Reflexionstheologie ein gewiſſes Verdienſt, „iſt ſie doch, um bildlich zu reden, das alte Teſtament der neuern Zeit, der Judaismus im Chriſtenthum. Hat ſie ſich nicht durch eine dürre Wüſte geſchleppt, bis ſie endlich in ihrem gelobten Lande, in dem engen Raum des Begriffs ſich anſiedelte? Hat ſie nicht hier die Herrſchaft, nicht des dreieinigen Gottes, ſondern des Einigen aufgerichtet, und alles unterworfen dem kategoriſchen Imperativ?“ Dagegen hat Marheineke eine innige Freude empfunden, als Schlegel die heilige Dreieinigkeit als ein Geheimniß der ewigen Liebe abſchildert. „Wir glauben keck behaupten zu dürfen, daß dies der echt religiöſe und chriſtliche Standpunkt iſt, welcher die ſchöne Ausſicht in die nahe Zukunft gewährt, daß man bald und allgemein das Höchſte der Religion auch als das Fruchtbarſte für die praktiſche Theologie erkennen und bearbeiten wird.“ — In dieſem Sinn iſt auch die *chriſtliche Symbolik* gehalten, mit welcher Marheineke (1810—1814) ſeine erſte doctrinäre Periode beſchloß; ſeine ſpätere Bekehrung zu Hegel, ſeine populäre *Geſchichte* der deutſchen Reformation (1818—1834) und ſeine ſegensreiche Wirkſamkeit in Berlin ſind bekannt.

Schön über Stein.

Wir haben in einem der vorigen Hefte Arndts Bild von Stein gebracht. Im Folgenden geben wir ein Urtheil v. Schöns über den Reichsfreiherrn nebſt einem nach der Meinung des Einſenders auf Schöns Charakteriſtik bezüglichen Briefe Alexanders von Humboldt. Beide Documente ſind noch unveröffentlicht; den Namen der hochgeſtellten Perſönlichkeit, für welche Schön die Beurtheilung Steins aufſetzte, müſſen wir nach dem Wunſch des Einſenders verſchweigen. Endlich haben wir uns gegen die Annahme zu verwahren, als machten wir die hier ausgeſprochenen Anſichten Schöns durch den Abdruck zu den unſern. Wir geben ſie einfach als Material, und zwar mehr als Material zur Beurtheilung Schöns, als Steins.

Schön schreibt: „Stein war ein großer Mann, weil er unbedingt und rücksichtslos der Idee des Vaterlandes, wenn auch mehr instinctartig, als mit Bewußtsein, lebte. Aeußere Verhältnisse hatten es ihm möglich gemacht, als großer Mann in die Erscheinung treten zu können. Ohne ihn hätte die russische Armee im Januar 1813 niemals die polnische Grenze überschritten. Selbst der russische Feldmarschall wollte über unsere Stadt Johannisburg nicht mehr hinaus. Ohne Stein wäre später vom russischen Hauptquartier Kalisch aus Deutschland in eine russische und in eine französische Präfectur getheilt worden. Der Kaiser Alexander wollte in Kalisch keinen Frieden mit Preußen schließen, sondern unbedingt befehlen, was Preußen thun sollte. Nur Stein, mit Hilfe von Scharnhorst brachte es dahin, daß Rußland Preußen als unabhängigen Staat anerkannte und ein Friede geschlossen wurde. Stein ist es zu verdanken, daß nach zwei verlornen Schlachten (Goerschen und Bautzen) der Kaiser Alexander dem Verlangen seiner Armee, nach Polen zurückzugehen, bestimmt entgegentrat, und daß während des Waffenstillstandes Schlesien von Preußen und von den Russen besetzt blieb. Wurde Schlesien damals aufgegeben, dann war die preußische Macht vernichtet und Rußland genöthigt, auf Kosten Deutschlands mit Napoleon Frieden zu schließen. Stein war bei Alexander der Repräsentant der Idee des unabhängigen Staats und übte die Macht der Idee, wo es darauf ankam, auch mit der höchsten Selbstverleugnung aus. Hätte Oestreich während des Waffenstillstandes, wo Preußen und Rußland um dessen Gunst buhlten, nicht alles darangesetzt, um Steins Einfluß auf Alexander zu vernichten, hätte Metternich damals nicht allein gebieten wollen, welches ihm am Ende des Waffenstillstandes mit Oestreichs Zutritt zur Allianz auch gelang, dann hätte durch Steins Wirken der Krieg einen bei weitem besseren Fortgang gehabt, als er gehabt hat.

Hiernach war Stein ein großer Mann und unberechenbar ist sein Verdienst um Deutschland und dadurch um die Cultur der Welt überhaupt. Deutschland müßte ihm eine Ehrensäule setzen, größer als die des heiligen Borromäus (die größte auf der Erde) und der Name Stein müßte in ellenlangen goldenen Buchstaben auf dem Postamente stehen. Aber ein Staatsmann war Stein nur insofern, als ein Mann mit blendendem Witz, und mit, wenn auch nicht tiefem, so doch scharfem, lebhaftem Geiste ein Staatsmann sein kann, welcher 1. in den Vorurtheilen eines Reichsfreiherrn aufgewachsen ist, und in welchem sich diese Vorurtheile so festgesetzt haben, daß die Erfahrungen des weitern Lebens diese nicht zu erschüttern und noch weniger auszurotten, sondern nur in einzelnen Fällen zu übertünchen im Stande sind; 2. den Bildungsgang gehabt hat, welcher in Steins Jugendzeit bei der sogenannten vornehmen Welt stattfand, nämlich Einzelnheiten in Massen in sein Gedächtniß zu bringen, ohne diese zu Begriffen zu erheben und diese wieder

zur Entwicklung von Ideen zu benutzen. Stein kannte von mehren Sprachen die Vocabeln, aber das, was Sprache ist, war ihm fremd. Er hatte eine Masse von historischen Notizen in seinem Gedächtnisse, wie wenig Historiker von Profession besitzen werden, aber was Karl der Große und Ludwig XIV. und Friedrich der Große in der Geschichte waren, das war ihm gänzlich unbekannt. So waren ihm namentlich alle Einzelnheiten von Colberts Leben bekannt, aber daß dieser durch sein System der Hauptschöpfer eines Mittelstandes, also einer der Begründer unserer Cultur gewesen, ist Stein niemals in den Sinn gekommen; dem 3. jede philosophische und poetische Bildung nicht allein abgeht, sondern den auch sein historischer Notizenkram zu einem förmlichen Widerwillen, besonders gegen philosophische Entwicklung gebracht hatte. —

Wenn Stein jemanden tief stellen wollte, so nannte er ihn einen Metaphysikus. Seine Staatswissenschaft bestand in der Lebensgeschichte einzelner hervorragender Staatsmänner und in Kenntniß der einzelnen administrativen Maschinerien.

Als er 1807 in Memel ankam, war sein erster Gedanke, die Staatsbehörden anders zu gestalten. Ueber Staatsgrundsätze und eigentliche Staatseinrichtungen ist Stein mit dem Könige niemals in Differenz gekommen, aber gegen die Cabinetsregierung, wie sie damals bei uns war, trat er auf. Statt im Jahre 1805—1806 das Cabinet als Ersatz der deutschen Conferenzminister und des fehlenden Staatsraths anzusehen und zu verbessern, wollte er, daß die Administrationsminister ihre Pläne und Vorschläge vor dem Könige selbst recensirten. Die blutlosen Leute, Beyme und Lombardt waren ihm selbst zuwider, so daß er mehr gegen diese persönlich, als gegen die Cabinetsregierung kämpfte.

Man würde Stein in Verlegenheit gesetzt haben, wenn man die Beantwortung der Frage von ihm verlangt hätte, was ein Staat sei? — und zu welchem Zwecke wir in einem Staate leben und leben sollen? — Er wagte zwar nicht, vermöge des Geistes, mit welchem der Himmel ihn ursprünglich beschenkt hatte, gegen staatswissenschaftliche Aufstellungen zu protestiren, gab diesen sogar, wenn er gedrängt wurde, um nicht geistlos zu erscheinen, seine Firma, aber er selbst kam niemals zu einer wissenschaftlichen Construction in Staatsangelegenheiten.

Finanziell und staatswirthschaftlich war Stein ganz ungebildet. Trat ein Ereigniß ein, welches entweder Aufnahme und Entwicklung oder Gegenmaßregeln forderte, dann suchte er aus seinem großen Notizenmagazin das heraus, was in ähnlichen Fällen in andern Staaten geschehen war. So wollte er, weil im Jahre 1806 zur Kriegführung Geld bei uns fehlte, das Land mit unrealisirbarem Papiergeld überschwemmen, weil Frankreich und Oest-

reich in ähnlichen Fällen dies gethan hatten. Allen Gegenvorstellungen und jeder Darstellung der üblen Folgen einer solchen Maßregel setzte er seine Notizen entgegen und von dieser landesverderblichen Operation trat er erst dann zurück, als ich ihm aus Büsch den Fluch überschickte, welchen dieser über den preußischen Minister ausgesprochen hatte, welcher Papiergeld bei uns einführen wolle. Daß zu Zurücknahme dieser Maßregel Stein aber nicht Ueberzeugung, sondern nur der angedrohte Fluch, als Vernichtung seiner Celebrität, gebracht hatte, ging daraus hervor, daß er im Jahre 1810 dem Staatskanzler Hardenberg, als dieser eben sein Amt angetreten hatte, unaufgefordert den Rath ertheilte, Papiergeld machen zu lassen. Er ging sogar so weit, Hardenberg gegen meinen, wie Stein sich ausdrückte, esprit à système, vermöge dessen ich dem Papiergeld entgegen sei, zu warnen. Noch nicht genug! Er verlangt im Januar 1813 von dem Minister Grafen Dohna, als Präses der ostpreußischen Stände, daß Landespapiergeld gemacht werde, obgleich vorauszusehen war, daß es nur mit dem gewaltsamsten Zwangscours erhalten werden konnte.

Es scheint schwer begreiflich, wie bei aller finanziellen und staatswirthschaftlichen Uncultur Stein bei seinem hellen Geiste den Gedanken des Papiergeldes beinahe bis zur Verrücktheit hat verfolgen können. Aber eine Aeußerung von ihm: daß der hochverschuldete östreichische Adel durch Tilgung seiner Schulden mit einem 80 Procent verlierenden Papiergelde, welches gesetzlich Pari angenommen werden mußte, seine Schulden bezahlt und sich vollständig retablirt habe, gibt hierüber Aufschluß.

Seine poetische Bildung war im Monat August 1808 noch auf dem Standpunkte, daß er nichts von Goethe gelesen hatte. Durch Necken und Scherzen über seine prosaische Natur wurde er damals dahin gebracht, Faust lesen zu wollen. Er erhielt dies Buch etwa um 10 Uhr Vormittags und schickte es bald nach 4 Uhr Mittags mit der Aufforderung zurück, ihm den (damals noch nicht herausgekommenen) zweiten Theil zu übermachen.

An ebendemselben Tage Abends war ich mit Stein bei dem Kriegsrath Schäffner in Gesellschaft, und aus seiner Antwort auf meine Frage: wie ihm der Faust zugesagt habe? ersah ich, daß es ihm nur ein Geschichtsbuch gewesen war. Dabei bezeichnete er es als ein unanständiges Buch, von dem man in anständiger Gesellschaft gar nicht sprechen könne. Neben dem Geschichtlichen waren ihm nur die Scenen in Auerbachs Keller und auf dem Blocksberge bemerkenswerth geblieben. Und doch! war Stein, trotz dieser Mängel ein großer Mann.

Lessing, einer der größten Denker und der gelehrtesten Männer war ein schlechter Bibliothekar. Friedrich der Große war ein so schlechter Finanzier und Staatswirth, daß Napoleons Verbrennen der englischen Waaren aus poli-

tiſchen Gründen und die ſogenannte ruſſiſche Grenzſperre (welche an ſich nicht exiſtirt, ſondern nur in Zöllen beſteht, welche noch dazu größtentheils geringer, als die anderer Staaten ſind) gegen die grundverderblichen ſtaatswirthſchaftlichen Operationen Friedrichs des Großen nur ſchwache Schatten ſind.

Kant ſagte: man kann ein großer Philoſoph ſein und doch ſchlecht die Flöte blaſen." — — —

Humboldts Brief lautet: Ich trenne mich ſpät erſt von dem Kleinod, theuerſte Excellenz, was ich Ihrem mir ſo theuerem Wohlwollen verdanke. Ich ſtimme ganz überein mit der Schilderung des philoſophiſchen, an Geiſt und Ausbildung dem Geiſte des Freiherrn von Stein weit, weit überlegenen Biographen.

Stein war ein Mann der raſchen That, mächtig von Willenskraft, voll Scharfblick im Einzelnen, meiſt durch Inſpiration; kein Staatsmann, aber viel Edles ſchaffend und veranlaſſend, ſehr beſchränkt im Freiheitsſinne, und wegen dieſer Beſchränkung oft im Widerſpruch mit ſich ſelbſt, unerſchütterlich warm der mittelalterlichen Mythe ergeben, die er ſich von deutſcher Freiheit, nicht im Volksleben, ſondern in ſtändiſchen Abſtufungen geſchaffen, ungebildeter als das Zeitalter, in dem er lebte, rein und edel an Gemüth bei vielen Ausbrüchen von Heftigkeit und Intoleranz; kein großer Mann, aber oft groß im Handeln, Großes und Freies hervorbringend, um einen Theil des Hervorgerufenen ſpäter zu bereuen.

Ich bin ſehr geſchmeichelt durch das Andenken Ihres hochbegabten Freundes. Es hat mir einen großen Genuß bereitet, wie Er ihn immer durch Erweckung von Ideen und durch die Schönheit der Sprache, welche die Ideen verkörpert, zu geben weiß. Mit der innigſten Verehrung und dem Danke, der Ihnen auch dafür gebührt, daß Sie durch den Anblick des hoffnungsvollen Sohnes ſüße und wohlthuende Erinnerungen in mir, dem Alten von dem Berge, hervorgerufen

Ihr

Berlin, den 18. April 1855.

anhänglichſter
Al. v. Humboldt.

Bilder aus Griechenland.

6.

Von Athen nach Megara. — Unſere Karavane. — Korinth und der Iſthmus.

Um in Griechenland zu reiſen, bedarf es einer Leibesverfaſſung, welche das Reiten verträgt, eines Geldbeutels, der täglich zehn Gulden öſtreichiſch hergibt, ohne zu knurren, und eines Führers, welcher der Landesſprache, des Weges und der Orte, wo die beſte Herberge zu haben, kundig iſt. Unſre Natur und unſre Börſe hatte gegen jene Bedingungen nichts Weſentliches einzuwenden, und der Führer und Dolmetſcher war auch bald gefunden. Es war unſer Fremdenfänger vom Dampfſchiff, der Zantiote Spiro Mavriki. Sein Aeußeres erweckte wenig Vertrauen, und nur nach langem Zögern entſchloſſen wir uns, ihn zu nehmen. Aber der Schein trügt. Spiro erwies ſich in ſeiner Art vortrefflich. Er verſprach, für Pferde, Maulthiere, ein Zelt, Betten, Eſſen und Wein ſo gut ihn das Land liefere, zu ſorgen, die Erkenntlichkeiten für etwa nöthig werdende Unterkunft in Khans oder Bauernhäuſern zu berichtigen und uns binnen neunzehn Tagen nach den ihm vorgezeichneten Orten in Nordgriechenland und der Morea hin und zurückzubringen. Wir dagegen verpflichteten uns, ihm dafür der Mann täglich einen Sovereign zu zahlen, ein Drittel der Geſammtſumme im Voraus, den Reſt nach erfolgter Rückkehr in Athen. Er hat ehrlich gehalten, was er zugeſagt, ja mehr gethan, als wir erwarteten, und gern fügte ich beim Abſchied den fünfundzwanzig guten Zeugniſſen ſeines Fremdenſtammbuchs das ſechsundzwanzigſte hinzu.

Dienſtag den 25. Mai früh 9 Uhr, wie am Abend vorher ausgemacht worden, meldete uns Spiro, daß die Pferde bereit ſtänden, und eine halbe Stunde ſpäter trabten wir ſchon auf der heiligen Straße nach Eleuſis an den Silberpappeln des botaniſchen Gartens vorüber und durch den Olivenwald des Kephiſſus auf die Senkung zwiſchen den Bergen Poikilon und Korydallus zu, in welcher das Kloſter Daphni liegt. Jene Silberpappeln ſtehen an der Stelle, wo einſt das Dorf Lakiadai, der Geburtsort des Miltiades und Kimon ſtand. Dieſe Berge ſahen im peloponneſiſchen Krieg Alkibiades die Wallfahrtsproceſſion der Eingeweihten mitten durch die in ſcheuem Staunen unthätigen Feinde nach der Stätte der Myſterienfeier führen. Die Felder am Fuße des Gebirges ſind mager. Zwiſchen ihnen ſtrecken ſich ſteinige Weidegründe, auf denen wilder Thymian wuchert. Auf den Höhen tritt hier und da neben krüppelhaften Fichten und anderm niederen Strauchwerk der Fels zu

Tage. Zur Sicherung des Paſſes iſt nicht fern vom Kloſter ein Wachthaus errichtet, welches eine ſtarke Beſatzung hat. Der Name Daphni erinnert noch ſchwach an den Apollotempel, deſſen Stätte das Kloſter einnimmt*) und deſſen Trümmer zu dem grauen Mauerviereck, welches die Zellen und die Kirche umgibt, einen Theil des Materials geliefert haben. Die Kirche iſt im byzantiniſchen Stil erbaut; doch hat die eine Façade gothiſche Bogen, die vermuthlich von den fränkiſchen Herzögen ſtammen, welche im Mittelalter Athen beſaßen und deren Erbbegräbniß hier war. Auf verfallnen Treppen und gebrechlichen Leitern ſtiegen wir auswendig bis zur Kuppel hinauf, um durch ein Loch in das ſchwarzangeräucherte, von Weihrauchduft erfüllte, düſtre Innere hinabzuſchauen, an deſſen einer Wand, in den bläulichen Sonnenſtrahlen, die ſich durch die Kuppel in die Dämmerung hinunterſtehlen, ein rieſiges Chriſtusbild in Moſaik flimmert. In einer kleinen Zelle wohnte auf dieſer luſtigen Höhe ein Aufſeher der Senatsbibliothek in Athen — der Geſundheit wegen, wie er ſelbſt uns in geläufigem Franzöſiſch erklärte. In Wahrheit aber hatte man ihn hierher geſchafft, weil er geſtörten Geiſtes war. Einen andern ſchlimmeren Wahnſinnigen trafen wir unten in einem Gemach. Er habe über zu vielem Studiren den Verſtand eingebüßt, meinten die Mönche, denen ein ſolches Mißgeſchick ſicher nicht widerfahren kann.

Einige hundert Schritt weiter wird die Straße von einer glattabgehauenen Felswand überragt, in der Niſchen für Weihgeſchenke angebracht ſind. Griechiſche Inſchriften daneben ſagen, daß dies ein Heiligthum der Phila Aphrodite war, unter welchem Namen die Gemahlin des Demetrius Poliorketes hier göttlich verehrt wurde.

Schon von der Zinne des Kloſters hatten wir in geringer Entfernung von uns in der Tiefe ein Stück der Bucht von Salamis erblickt. Jetzt beim Hinabſteigen von der Höhe des Paſſes trat ſie auf größere Strecken aus den Bergen hervor, und bald ritten wir hart am Geſtade hin. Glatt wie ein Spiegel, ſtill wie ein Landſee, dunkelblau wie Stahl lag links vor uns in einem dreieckigen Rahmen rauchblauer, röthlich angehauchter Felſenberge das Meer. Rechts trat das Gebirge des Feſtlandes allmälig von der Küſte zurück, und ließ eine halbmondförmige, mit einzelnen grünen Feldern geſchmückte, baumloſe Ebne ſehen, in deren Hintergrund gegen Weſten auf einem Hügel zerſtreut weiß und roth die Häuſer von Eleuſis ſchimmerten. In dämmeriger Ferne ragten über niedrigeren Kämmen und Kuppen, hier der Gipfel des Helikon, dort die Kerata von Megara, da uns noch unbekannte Höhen des Peloponnes.

Nicht weit von da, wo man in die Ebne einbiegt, glänzt ein kleiner,

*) Daphne heißt griechiſch der Lorbeer, der heilige Baum des pythiſchen Gottes.

nach der Seeseite hin mit einer Mauer eingefaßter Salzsee. Mehr nach Westen hin trifft man neben einem einsamen Khan die Reste eines großen Marmordenkmals, dessen Inschrift besagt, daß hier ein gewisser Straton begraben lag.

Eleusis, jetzt Levsina, ist ein unbedeutendes Oertchen. Von dem stolzen marmornen Demetertempel und seinen Propyläen sind nur noch die in einen mächtigen Trümmerhaufen zusammengestürzten Mauerquadern und Säulentrommeln, so wie einzelne Gebälkstücke übrig. Von der Akropolis, die den Hügel krönte, sieht man noch einen Theil der Umfassungsmauer. Der Thurm, der sich darüber erhebt, gehört dem Mittelalter an. In der kleinen Kirche des heiligen Zacharias werden einige sehr verstümmelte Statuenreste, darunter ein Poseidonskopf, aufbewahrt. Ein Stück nordöstlich von der Stadt begegnet man den Ruinen einer römischen Wasserleitung, und gleichfalls römischen Ursprungs sind wahrscheinlich die Mosaikfußböden, die wir in einem Hause südwestlich von der Stätte des Tempels und in einem Gehöft nicht fern von der Stelle fanden, wo einst der Hafen war. Die Nachbarschaft ist nicht so sorgfältig angebaut, als es der fruchtbare Boden verdient, sie würde jetzt nicht mehr die Sage erzeugen, daß Demeter hier zuerst pflügen und säen gelehrt habe; denn die Ebne hat ohne Zweifel im Alterthum dreimal so viel Bewohner ernährt, als heutzutage. Das Flüßchen, welches sie durchströmt, hat nicht nur den Namen, sondern auch die Wasserarmuth mit dem Kephissus Athens gemein. Bekanntlich läßt die Mythe Theseus an den Ufern desselben dem Unhold Prokrustes den grausamen Tod geben, den er vorher andern Wanderern bereitet.

Der Weg von Eleusis nach Megara führt zunächst über die dürren, nur mit Gestrüpp bewachsenen Abhänge der Kerata, welche die Ausläufer eines vom Kithäron nach der Bai von Salamis herabstrebenden Gebirgszuges sind, und die einst die Grenze zwischen Attika und Megaris bildeten. Nach einiger Zeit senkt sich die Straße, die stets mehr oder minder nahe am Meer hinläuft, durch einen Olivenwald in eine Ebene hinab, die minder ausgedehnt und besser bebaut als die eleusinische, aber von ähnlicher Gestalt und ebenso im Süden von der See und nach den drei andern Seiten vom Gebirge eingefaßt ist. Wieder erblickt man von weitem eine Stadt auf einem Hügel. Es ist Megara. Daneben zur Rechten tritt die Küste von Salamis so nahe an das Festland heran, daß der Meerbusen schon hier geschlossen zu sein scheint. Nicht weit vom äußersten Nordwestende der Insel steht ein Kloster.

Megara, etwa dreimal so groß als Eleusis, liegt am Südabhange eines Hügels, der sich am Westende der Ebene ungefähr drei Viertelstunden von der See erhebt. Von fern nimmt sich die Stadt mit ihren platten Dächern recht malerisch aus. In der Nähe aber verschwindet die Illusion. Die Häuser sind meist bloße Hütten, zusammengefügt aus schlecht oder gar nicht behaue-

nen grauen Steinen, die aus einiger Entfernung den viereckigen Quaderhaufen gleichen, welchen man an unsern Chausseen begegnet. Kein Baum bringt Abwechslung in das graue Einerlei. Die Gassen sind eng und der Weg in ihnen mit eingefallenem Gemäuer und Feldsteinen gefüllt, so daß ich, des Reitens auf solchem Boden noch ungewohnt, dem Himmel dankte, als mein Pferd mich glücklich zu dem kleinen Khan getragen, wo wir absteigen sollten.

Alterthümer von Bedeutung für Nichtarchäologen finden sich hier nicht. Von der Akropolis, von deren Trümmern das Mittelalter einen Wartthurm, die neue Zeit eine Kirche des Hagios Demetrios gebaut hat, sind nur noch die Grundmauern vorhanden, welche theils von polygonen, theils von regelmäßig behauenen Quadern aufgeführt sind. Hier und dort trifft man an einer Hauswand oder auf einem Schutthaufen Bruchstücke von Säulen oder andern Arbeiten alter Steinmetzen. Auch von den langen Mauern, welche Megara mit seinem Hafen verbanden, sind einige Spuren zu finden. Endlich zeigt man in der Dimarchie einige kopflose Statuen, die indeß aus sehr später Zeit sind und nur für den Gelehrten Werth haben.

Es dunkelte, als wir von einem Ausflug durch die Stadt nach dem Stoppelfeld vor dem Khan zurückkamen, auf dem Spiro unser Zelt aufzuschlagen gedachte. Eben wurden die letzten Pflöcke befestigt, die es halten sollten, und als wir hinkamen, stand es bereit, uns aufzunehmen. Das ungewohnte Schauspiel hatte eine gute Anzahl von Megarensern herbeigelockt, und ein weiter Halbkreis von Fustanellen, bunten Jacken, weißen Hemdärmeln und rothen Kappen umgab das leinene Haus, dessen Wände lustig im Winde schwankten. Vorn stand die liebe Jugend, dahinter, ihre Neugier unter Dienstwilligkeit verbergend, eine Gruppe von Männern. Noch weiter zurück und auf den Dächern der nächsten Häuser bewunderten Vertreterinnen der städtischen Damenwelt, die Spindel, den griechischen Strickstrumpf, in der Hand, ein Kind an der Brust oder einen Wasserkrug auf dem Rücken, die seltsamen Franken, die nicht unter den Flöhen des Khans schlafen wollten. Neben dem Zelte standen kopfhängend die Maulthiere, die mit dem Gepäck hierher vorausgesandt worden, und deren Treiber uns jetzt vorgestellt wurde. Ringsherum lagen in malerischer Unordnung Säcke und Kasten, die zusammengerollten Betten, Blechbüchsen, das Sattelzeug der Pferde, Waschbecken, Teller, Becher, Laternen, Mäntel, Decken und Tischtücher, ein eiserner Feldstuhl und die gute alte grüne Lade, die uns während der Reise als Speisekammer, Bibliothek, Kleiderschrank und vor allem als Tisch diente. Zelt und Betten hatten in der Krim gedient. Die Lade gehörte zu jenem Geschlecht unsteter Matrosenkisten, die nie wissen, in welchem Erdtheil ihre letzte Bestimmung liegt; sie war, ehe Spiro sie beim Trödler in Konstantinopel gekauft, sicher schon in Kalkutta und Newyork gewesen. Das Wasch- und Eßzeug war gleichfalls

weit gereiſt, von London nach den Pyramiden, nach Jeruſalem und Damaskus und endlich nach Stambul, wo der engliſche Doctor, den es begleitet, Spiros Treue damit belohnt hatte. Man ſieht, es fehlte uns auch in dieſen Nebendingen nicht an Reiſeromantik.

Wir hatten Spiro bisher als guten Reiter, als gewandten Bedienten und als offnen Kopf kennen gelernt, der zwar über Rußland und England, die Zukunft Griechenlands und verſchiedene andere Dinge auf Erden Anſichten hatte, denen wir unſere Beiſtimmung verſagen zu müſſen meinten, aber deſto beſſer im Himmel Beſcheid wußte und ſeine Meinung nicht blos mit Bibelſtellen zu belegen verſtand, ſondern auch Papa Chryſoſtomus und Papa Johannes Damascenus für ſich ſprechen laſſen konnte. Jetzt lernten wir ihn auch als guten Koch ſchätzen. Die Lade wurde gedeckt, und als der Wind das nicht leiden wollte, an jede Ecke des Tiſchtuchs ein Stein gelegt. Dann erſchien ein Souper aus der Küche des Khans, wie wir es im Hotel d'Angleterre nicht bekommen hatten: eine köſtliche Maccaroniſuppe, in der Bouillon von zwei Hühnern gekocht, ein entzückend zarter Hammelsſchlägel, Geflügel und ein ſchöner Seefiſch. Ein Deſſert von Kirſchen, Mandeln und Datteln folgte. Wer das Unmögliche leiſten konnte, mehr zu genießen, dem bot ein fetter Schweizerkäſe ſich dar, und zum Schluſſe trat ein Kaffee auf die Bühne, ſo wohl gemiſcht und ſo kunſtreich behandelt, wie ich ihn in Griechenland nur in dieſer fahrenden Wirthſchaft zum goldenen Spiro geſchlürft habe. Es that nichts, daß die Suppe in einer eiſernen Terrine aufgetragen wurde; aßen wir ſie doch mit ſilbernen Löffeln, und hatten wir doch Tellerwechſel und Servietten wie daheim. Dafür hatte unſer Führer aber auch ſeine Lehrjahre als Diener und Koch unter britiſcher Zucht zugebracht, und hiermit will ich bekennen, daß dieſe Schilderung unſers erſten guten Soupers in Griechenland ihr Entſtehen nicht blos dem Nachgefühl des damals empfundenen Genuſſes, ſondern auch der Abſicht verdankt, die Verdienſte ins rechte Licht zu ſtellen, die ſich das reiſende England um das Wohlbefinden jener Touriſten im Orient erworben hat, die nicht blos vom Anblick roſiger Berge, blauer Buchten und ſchimmernder Marmortempel und nebenher von Lauch und Zwiebeln und zähem Lammfleiſch leben können. Mag es ein Unglück ſein, daß ſie uns in der Schweiz und am Rhein die Preiſe verdorben haben, dieſe Inſulaner; im Morgenlande iſt ihre Erſcheinung heilſam geweſen, und ſo fanden wir es billig, nach dem erſten Toaſt auf „was wir lieben" in der fernen Heimath einen zweiten auf die Geſundheit der Reformatoren der Welt orientaliſcher Dragomane und Gaſtwirthe auszubringen. Nur dem Umſtand, daß in Athen weniger Briten als Franzmänner einkehren, ſchreibe ich es zu, daß hier die Hotels nicht ſo gut ſind, als in Aegypten.

Auf den Wein hat die mehr und mehr ins Land dringende Civiliſation

noch keinen Einfluß gehabt. Er ist auf dem Lande und in den kleinern Städten allenthalben mit Fichtenharz versetzt wie im Alterthum, und zwar so stark, daß niemand, der zum ersten Mal davon trinkt, auf Traubensaft, gar mancher aber auf Terpentinöl rathen würde, falls man ihn das Getränk incognito kosten ließe. Vermuthlich rührt daher auch der Name Krasi, Mischung, Mischtrank, den der Wein im Volksmunde führt. Wie dem aber auch sei, ich rathe jedem, der längere Zeit in Griechenland zu reisen beabsichtigt und des Weines nicht entrathen kann, beim Auszug aus Athen alle Hoffnung auf anderes Rebenblut als diesen Rezinat dahinten zu lassen. Daß auch die Helden Homers, auch Perikles und Alkibiades und die Gäste des Symposions diesem eigenthümlichen Geschmack gehuldigt haben sollen, ist glaublich und nach manchen andern wunderlichen Gewohnheiten des alten Hellas sogar wahrscheinlich, aber kein Trost für die erschrockne Zunge. Indeß gewöhnt sie sich mit der Zeit daran, und die hier lebenden Deutschen wissen von mehr als einem Landsmann zu berichten, der sich in den Rezinatschenken arm und krank getrunken hat.

Wir hatten in Athen schon den ersten Schauder überwunden, und so sprachen wir der großen Holzflasche Spiros so lange zu, bis wir empfanden, daß auch Kienölwein recht lustig machen könne. Der Maulthiertreiber, der mit dem Pferdeknecht sich an die Reste des Mahles gemacht, wurde durch fleißiges Einschenken bewogen, eines jener griechischen Volkslieder vorzutragen, die so lang wie Papier ohne Ende sind, und kam der Aufforderung mit einer Ausdauer nach, die seiner Kehle, oder eigentlich seiner Nase, mehr Ehre als unsern Ohren Vergnügen machte.

Er begann eben eine Romanze von Marko Bozzaris zu näseln, als über den Bergen von Salamis der Mond aufging. Der zauberhafte Glanz, den er über die zackige Küste und über die unter ihr vom Winde geschaukelte Meeresflut ausgoß, lockte uns von dem Sänger hinweg, und statt des Weinfeuers zog allmälig die milde Melancholie in die Seele, die solche Mondscheinnächte an der See erwecken. Wie ein Geisterland lag drunten vor uns die dämmernde Insel mit der flimmernden Brücke, welche der Magus der Nacht mit seiner himmlischen Zauberlaterne über die dunklen Gewässer hingaukelte. Die Klippen warfen ihre Schatten in die See. Von Südosten her wuchs aus dem Horizont gleich der Fata Morgana einer tropischen Palme ein prächtiger weißer Sturmbaum über den Himmel herauf. Nebeldünste quollen aus dem Boden und schwebten Gespenstern gleich über das Gefilde auf die Brücke zu. Cicaden zirpten ihr schwermüthig eintöniges Lied, als wollten sie den Gesang von Bozzaris begleiten, der jetzt, durch die Entfernung gedämpft, nicht mehr störte, sondern, recht eigentlich zum Charakter des ganzen Nachtbildes passend, die klagende Stimme des Irrlichts zu sein schien, in

das ſich die vor unſerm Zelte ſchwankende Laterne verwandelt hatte. Der Sänger ſchwieg endlich, und nur der Cicadengeſang ging fort wie die Schwingungen des Echos, als plötzlich droben auf der Höhe der Stadt in langgezogenen Tönen eine andere Stimme ſich vernehmen ließ. Ich dachte an den Morgen in Kairo, wo ich zuerſt den Ruf des Mueddin zum Gebet gehört. Mein Reiſegefährte ſagte lachend: „Der Nachtwächter von Megara! Wir ſollen zu Bett gehen.“ Hundegebell aus allen Höfen der Stadt antwortete dem Rufer oben und das wüſte, durch Mark und Bein ſchneidende Geſchrei eines Eſels, den er von ſeiner Streu geſtört, zerriß das Gewebe von Träumen, das ſich zu bilden begonnen, völlig. Selbſt die Cicaden verſtummten erſchrocken vor dem Yah-aho des Langohrs, das ſich Ruhe ausgebeten. Wir kehrten nach dem Zelt zurück und erfuhren hier, daß mein Mueddin nicht einmal ein Nachtwächter, ſondern ein ganz gewöhnlicher Ausrufer war, der den Megarenſern nach Landesgewohnheit verkündete, wer in den nächſten Tagen nichts Beſſeres vorzunehmen wüßte, ſolle hingehen und die ihm vom Geſetz auferlegte Arbeit beim Straßenbau thun. Es war uns jetzt klar, weshalb der Eſel ſo laut aufgeſchrien hatte. Es war eine ungehaltene Verwahrung gegen die Zumuthung geweſen, die auch ihm gegolten.

Wir waren dieſen Tag neun Stunden zu Pferde geweſen, und ſo ſchliefen wir in unſerm Zelte trotz des Windes, den der Sturmbaum angekündigt, vortrefflich, bis uns die Hähne weckten. Das nächſte Nachtlager ſollte in Korinth ſein, und wir mußten darum ſehr zeitig aufbrechen. Es dämmerte noch, als wir über das ſüdweſtliche Ende der Ebne auf die Vorberge der Gerania zuritten, die ſich wie ein ungeheurer Wall über die Nordhälfte des Iſthmus bis an ſeinen ſchmalſten Theil hinlagert. Von den Pfaden, welche daran hinführen, ſchlugen wir den längs der Südküſte ein, welcher der nächſte, aber auch der beſchwerlichſte iſt. Es iſt die Straße, welche die Alten nach dem tückiſchen Skiron, jenem Bekannten aus der Zeit unſrer erſten Beſchäftigung mit der Mythologie, der hier die Wanderer zwang, ihm die Füße zu waſchen und ſie dann unverſehens in den Abgrund ſtieß, bis Theſeus ihm Gleiches mit Gleichem vergalt, die ſkironiſche nannten. Später legte Hadrian hier eine großartige Kunſtſtraße an, die aber ſo verfallen iſt, daß man den Weg jetzt als „Kaki Skala“, böſe Treppe, bezeichnet. Was das hier zu Lande bedeute, ſollten wir bald erfahren.

Je höher wir kamen, deſto rauher und holperiger wurde der Pfad. Plötzlich, nach einer Biegung um die Bergwand, erblickten wir vor uns das Meer, und eine Strecke weiter lag es vierhundert Fuß tief hart neben dem Abhange, an deſſen Rande wir hinritten. Der ſchöne blaue Spiegel hatte ſich in einen drohend geöffneten Rachen verwandelt. Rechts erhob ſich ſteil, beinahe ſenkrecht, eine röthlich graue Klippenwand, theilweiſe nackt, theilweiſe

mit Gebüſch bewachſen, bis zur Höhe von dreitauſend Fuß über uns. Links gähnte ſchroff der Abgrund. Vor uns ſahen wir die Straße, ſchmal, mit Steinbrocken beſäet, an mehren Stellen eingeſunken, bald ſteil in Schluchten hinabſteigen, bald zwiſchen Wurzelwerk und herabgerollten Blöcken wieder emporklettern. Der Spaß wird Ernſt, dachte ich, als ich einen Blick auf die dunkle Flut that, in die ich bei einem falſchen Tritt meines Pferdes, da die Straße keine Brüſtung hat, unzweifelhaft hinabgeſtürzt wäre. Der Spaß wird ſehr ernſt, ſagte mein Begleiter, als Spiro getröſtet, das ſei noch lange nicht die ſchlimmſte Stelle. Indeß hatten hunderttauſend Andere den Ritt glücklich gemacht, warum nicht auch wir? So ritten wir, nachdem das erſte Grauſen vorüber und das Bewußtſein gewonnen war, daß man ſich auf die Pferde verlaſſen konnte, mit ziemlicher Seelenruhe weiter, und lange ſchon ehe die drei Stunden vorüber waren, die man braucht, um auf ſicherern Boden zu gelangen, hatte ſich unſre Zuverſicht ſo weit geſtärkt und unſer Auge ſo an die ſchwindelerregende Tiefe zur Linken gewöhnt, daß wir über ſie wegſehen und die ſchöne Gebirgsformation und die prachtvollen Farben der gegenüberliegenden Küſte von Argolis bewundern konnten. Es iſt wahr, es kamen mehre ſehr gefährliche Stellen, die, wenn Regen den Boden ſchlüpfrig macht, kaum zu paſſiren ſein werden. Wir waren wiederholt genöthigt, abzuſteigen, um die Pferde zu erleichtern oder um den Stößen von Säcken und Ballen auszuweichen, mit denen beladene Maulthiere, uns auf der durchſchnittlich kaum vier Fuß breiten Straße entgegenkommend, unſer Gleichgewicht bedrohten. Die Thiere rutſchten bisweilen auf dem glatten Kalkgeſtein aus, und das gab einen unangenehmen Ruck nicht blos durch den Leib, ſondern auch durch die Seele. Im Ganzen aber war der Weg der Art, daß wir uns, auf den letzten Stufen der „böſen Treppe“ angelangt, ſagen konnten, wir hätten uns nach dem erſten Anblick ihre Gefahren größer vorgeſtellt.

An einer Stelle ſahen wir in der Tiefe Fiſcher ihr Handwerk treiben, wobei einer von ihnen auf der Spitze des Maſts ſitzend die Fiſche zu beobachten hatte, welche, in dem klaren Waſſer ſelbſt von unſrer Höhe ſichtbar, in ſtarken Zügen an der Küſte hinſtrichen. Weiterhin trafen wir Maurer, welche an dem großen Steindamm arbeiteten, mit dem die jetzige Regierung das Werk Hadrians endlich ausbeſſern läßt. Endlich ſtiegen wir in eine kleine Ebene hinab, welche das Gebirge hier zwiſchen ſich und der See frei läßt, und erreichten zuerſt einen einſamen Khan, in welchem ſich ein Gensdarmerieposten zum Schutz des Paſſes vor Räubern befand, und eine Stunde ſpäter die Hütten eines kleinen Dorfes, bei deſſen abſeits gelegener Kirche wir nach einem Bade in dem nahen Meer unter einem großen wilden Olivenbaume unſer Mittagseſſen einnahmen und die Zeit der größten Hitze abwarteten. Vor dem Khan hatten wir einen Pfeiler mit einer kleinen Niſche gefunden

in der ein buntes Heiligenbild war. Davor lagen unter einem Scherben einige Kupfermünzen, die, wie Spiro erklärte, vom Volke hierhergelegt werden, damit ein Priester in der nahe gelegenen Kapelle dafür eine Predigt thut. Wir trafen solche Nischen später noch oft. Ich glaube indeß, daß Spiro das Wort Predigt für Gottesdienst überhaupt brauchte, da nur die Geistlichen in den großen Städten Geschick und Neigung haben, dann und wann einmal zu predigen. Die Ebne ist nur wenig angebaut. Den größten Theil des Bodens bedecken Büsche und kleine Bäume: wilde Oelbäume, myrthenartige Sträucher, Oleander und Wachholdern, die Räubern ein passendes Versteck bieten, weshalb die Gegend bis vor kurzem als ein Ort galt, wo es nicht geheuer sei. Ueber der Thür der Kirche ist eine altgriechische Grabschrift eingemauert, die auf ein frühverstorbenes Mädchen geht und mit ihrem Schlusse: „In wem Liebe zum Leben ist, der möge unbeneidet alt werden", vielleicht den Glauben an das „neidische Auge" verräth, das nach der Meinung der Alten Unheil und selbst den Tod bringen konnte.

Südwestlich von hier passirten wir wieder über eine nach dem Meer vorgedrungene Gebirgswurzel. Dann folgte eine zweite schmale Ebne, in der ein verlassenes Dorf lag, dessen Einwohner von der Fieberluft vertrieben worden waren, die den ganzen Isthmus ungesund macht.

Hier möge ein für alle Mal ein Bild unsrer Karavane seine Stelle finden, die in der That ziemlich abenteuerlich aussah. Voran zog in der Regel der Führer. Er ritt ein kleines dürres Pferd, welches die Gestalt, aber auch die Raschheit und Ausdauer jener winzigen Gäulchen hatte, auf denen unsre Väter die Bauernkosaken kommen sahen. Spiro war eine lange, dürre Figur, gebräunten Gesichts, schwarz von Haaren und Augen. Er trug sich europäisch. Den Kopf bedeckte ein grauer Schlapphut, um den er zum Schutz gegen den Sonnenstich ein weißes Stück Zeug in der Form eines Turbans gewunden hatte. Seine Füße staken in großen Courierstiefeln. Die Steigbügel hingen an Stricken. Ueber den Sattel hatte er ein zottiges Schaffell gebreitet, hinter sich Regenschirme und einen Kapuzenrock aufgeschnallt, bisweilen auch einige schnatternde Gänse, ein geschlachtetes Lamm oder andern an der Straße gekauften Proviant. Im Busen stak ihm ein großes Messer, in der Rechten schwang er eine lange schwere Peitsche. Legte er bei kaltem Wetter den Kapuzenrock an, so glich er fast aufs Haar einem Kosaken, dem die Pike abhanden gekommen. Auch wir würden mit unsern Turbanhüten, unsern brennend rothen Wollenhemden und blos einem Sporn an der rechten Ferse — ein zweiter gilt in Griechenland für Ueberfluß — in der Heimath Verwunderung erregt haben. Den Nachtrab bildete der Besitzer und Wärter der Pferde, ein kleiner schmuziger Graubart. Er ritt einen uralten Schimmel, trug einen breitkrämpigen Strohhut, über den ein Fez gestülpt war, eine abgeschabte, mit Borte besetzte weißgelbe Fries-

jacke und eine Fuſtanella, die einmal weiß geweſen ſein mochte, jetzt aber, ſelbſt auf die Folter geſpannt, nicht hätte angeben können, welcher Farbe ſie angehörte. Stets geneigt, auf ſeinem Packſattel in der Art einer Dame zu reiten, wenig geſprächig, griesgrämig, nahm er ſich, wenn ihn bei regnigem Wetter ſein brauner Mantel einhüllte, wie eine Geſtalt aus der Welt der Bergzwerge aus. Er hörte (wenn er wollte) auf den Namen Barba Anthoni, Onkel Anton. Seine Beſtimmung war außer der Wartung der Pferde, dadurch, daß er ſich unaufhörlich im Kopfe kratzte, uns zu erinnern, daß wir ſehr unklug gehandelt, uns nicht mit Inſektenpulver zu verſehen. Auch ſecundirte er gelegentlich dem Maulthiertreiber, wenn dieſer — was des Tags mindeſtens dreimal geſchah — ſich mit Fluchen und Schwören, rollenden Augen und furchtbaren Verrenkungen über die großen Entfernungen beſchwerte, die wir nach unſerm Plane täglich zurücklegten. Letzterer, Kriſto genannt, ebenfalls national gekleidet bis auf das Fez über dem Strohhut, ebenfalls ziemlich ſchmuzig, war die Caricatur des neugriechiſchen Geſichtstypus, d. h. das Streben ſeiner Naſe, ſich dem Kinn zu vermählen, war dem Erfolg ſo nahe, daß ich überzeugt bin, im Alter, wenn das Hinderniß der Zähne wegfällt, kriegen ſie ſich. Groß, breitſchulterig, ſtarkknochig ſtieg er unaufhörlich murrend und brummend hinter ſeinen drei Maulthieren her. Konnte er zu unſrer Flaſche, ſo waren wir ſicher am Ziele der Tagereiſe ohne Wein, er aber voll Laune, voll Luſt zum Singen und doppelt ſo dienſtfertig gegen uns, die „Effendis“, als ihn im nüchternen Zuſtande die Hoffnung auf ein Backſchiſch beim Abſchied ſein ließ. Seine Thiere leiſteten Unglaubliches, und es ſah wie ein halbes Wunder aus, wenn die kleinen Dinger, die unter ihrer Bürde faſt verſchwanden, mit den dünnen Beinchen ohne zu ſtraucheln auf ſchmalen Kanten und über glatte abſchüſſige Platten wie Ziegen bergauf und ab kletterten. Die Pferde hatten dieſelbe Geißennatur und dabei eine Zähigkeit im Entbehren, wie ſie wol nur noch in der Wüſte gefunden wird. Im Durchſchnitt legten wir täglich elf Stunden zurück. In achtzehn Tagen gab es nur einen halben Raſttag. In der Ebne wurde oft halbe Stunden hintereinander ſcharfer Trab, Galopp und ſelbſt Carriere geritten. Im Gebirge ſpornten wir die Thiere zum Erklimmen von Höhen, gegen die der Ritt eine Treppe hinauf ein Scherz geweſen wäre. Dabei erhielten ſie nur früh und Abends etwas Gerſte, und wiederholt geſchah es, daß ſie an Orten, wo das Waſſer bezahlt werden mußte, die ganze Nacht hindurch und noch einige Stunden des Morgens ungetränkt blieben.

Spiro war ein wunderliches Gemiſch von Naivetät und Geriebenheit. Er log, ſo oft er den Mund aufthat, log oft ganz ohne Ausſicht auf Vortheil, log wie die Kinder ſich ſelbſt an, indem er für wahr hielt, was ſeine Einbildung ihm vorſpiegelte. In der Regel aber geſchah es, entweder um

ſeine Unwiſſenheit zu verbergen, oder ſeine Perſon in ein glänzendes Licht zu ſtellen. Allenthalben hatte er ein Schätzchen, überall Gönner und Freunde, aber wenn es zur Sache kam, wollte niemand etwas von ihm wiſſen. Wurde irgend ein vornehmer Mann genannt, ſo war es ein Bekannter von ihm. Als der Vorſchuß, den wir ihm gegeben, auf der Mitte des Weges zu Ende ging, war er Hans ohne Sorgen. In Kalabryta war es ihm ein Leichtes, zwanzig Pfund aufzunehmen, im Kloſter Megaſpiläon hatte er den Igumenos (Abt) zum Gönner, und der ſtreckte ihm gern vor, was der Kloſterſchatz vermochte. Natürlich war davon nicht die Rede, als wir, an dieſe Orte gelangt, den Verſuch machten, den Schlingel beim Worte zu nehmen.

Vorzüglich anmuthig war ein Vorfall, der ſich nach unſrer Rückkehr aus dem Peloponnes in Kalamaki zutrug. Wir ſtanden hier vor dem Stationshauſe des Lloyd, als Reiſende vorüberfuhren, welche über den Iſthmus nach Lutraki befördert wurden. Plötzlich ſahen wir Spiros Augen aufblitzen und mit den Worten: „Gentlemen, dort kommt mein beſter Freund“ eilte er auf einen ſtämmigen, gebräunten Herrn zu, der aus einem Wagen geſtiegen war, ergriff ſeine Hand, küßte ſie und zog ihn, der ſich lächelnd darein fügte, zu uns hin. „Gentlemen, hier iſt mein beſter Freund, mein Vater, mehr als Vater. Dieſer gute Herr hat mein Glück gemacht — ihm verdanke ich alles, was ich habe,“ ſagte Spiro, und die Thränen der Rührung ſtanden ihm in den ſchwarzen Schelmenaugen. Der dicke Herr, ein engliſcher Militär, ließ ſich dieſen Erguß eine Weile gefallen, und indem ihm eine Erinnerung aufzugehen ſchien, lächelte er noch behaglicher. Spiro fuhr fort: „Das iſt nämlich der Herr Major Mills. Wir wurden in Konſtantinopel bekannt“ und nun entwickelte er eine lange Reihe von Wohlthaten, die der Oberſt ihm erwieſen. Der Dicke ſagte endlich gelaſſen: „Nein, du biſt im Irrthum, wir ſind nicht in Konſtantinopel zuſammengeweſen, und mein Name iſt nicht Mills.“ — „Ach bitte um Verzeihung, aber wir kauften 1854 Pferde zuſammen in Smyrna. Es iſt der gute Oberſt Handcombe, den Sie vor ſich ſehen, Gentlemen, mein andrer großer Wohlthäter, Gentlemen.“ — „Spiro, du biſt wieder im Irrthum. Ich bin nicht Oberſt Handcombe und wir kauften keine Pferde zuſammen in Smyrna. Aber allerdings haben wir Bekanntſchaft gemacht, und nun rathe, wie?“ — Spiro war keinen Augenblick in Verlegenheit: „Ich habs“ ſagte er und küßte dem Dicken wieder die Hand. „Sie ſind Capitän Hitchcock, der mich 1855 im Herbſt bei der Occupation für meine Dienſte ſo beſchenkte, daß ich mir ein Haus kaufen konnte. Ich und meine Familie werden Ihnen das ewig Dank wiſſen.“ — „Spiro,“ ſagte der ſo Gefeierte, nachdem er ein Weilchen innegehalten, „Spiro, mein Junge, du haſt ein dankbares Herz, aber ein merkwürdig ſchlechtes Gedächtniß. 1855 war ich nicht im Piräus, ſondern auf dem Cap, und ſo hätteſt du mir dein Haus nicht zu danken.

Vielleicht besinnst du dich aber, Spiro, daß du mich 1847 in Athen mit falschem Gelde anführen wolltest, und daß ich dir damals nicht eine Tracht Prügel verabreichte, verdiente allerdings einigen Dank und da du ihn bei jener Gelegenheit vergaßest, so will ich jetzt den falschen für den rechten behalten."

Es war rein, um uns seine Dankbarkeit gegen Wohlthäter zu zeigen, daß Schlaukopf Spiro diese Komödie aufführte. Vielleicht auch um uns später erzählen zu können, wie intim er mit dem vornehmen Herrn gestanden. Auch gegen uns that er familiär, wie gegen alte Bekannte, und seine Neugier ging so weit, daß er es übelnahm, wenn wir uns untereinander deutsch unterhielten, statt in dem ihm verständlichen Englisch. Eine andere Untugend, mit der uns der lange Gesell wie ein Kind vorkam, war seine Leidenschaft Vogelnester auszunehmen, die ihn allenthalben, wo etwas zwitscherte, halten, auf Bäume klettern und durch Gebüsch kriechen ließ. Endlich quälte er uns mit seiner Geschwätzigkeit, die, wenn sie im Zuge war, durch nichts als durch ein ausdrückliches Gebot, den Mund zu halten, gedämpft werden konnte. Im Uebrigen war er gewandt, der Wege vollkommen kundig, wohlbekannt mit der Art, wie seine Landsleute zu behandeln sind, und stets darauf bedacht, durch fleißiges Sorgen für den Comfort seiner Effendis seine Reputation als Führer aufrecht zu erhalten.

Ich kehre jetzt auf den Isthmus zurück, dessen schmalsten Theil wir jenseit Kalamaki erreichten. Kalamaki ist ein Oertchen von zehn bis zwölf Häusern, die durch das letzte Erdbeben sehr beschädigt, ja zum Theil in Trümmerhaufen verwandelt worden sind. Die Entfernung von Meer zu Meer beträgt hier nur anderthalb Stunden. Die höchsten Punkte des Dammes oder der Brücke, als welche die Landenge von den benachbarten Bergen gesehen erscheint, werden 200 Fuß nicht übersteigen. Die Vegetation ist dieselbe wie auf den Abhängen der Gerania, nichts als niedres Gestrüpp und Gebüsch, und bisweilen ein Stück Feld mit Gerste. Von den Fichten, an denen einst der ruchlose Sinis, ein dritter Bekannter unsrer Jugend, mit den Wandrern Froschprellen spielte, ist so wenig ein Sproß mehr übrig wie von den Pinienalleen am Poseidonstempel, von denen man den Siegern der isthmischen Spiele Kränze wand. Der Tempel, rechts von der heutigen Straße gelegen, ist jetzt ein Trümmerhaufen; weder eine Säule noch ein Mauerquader befindet sich noch an der ursprünglichen Stelle. Ebenso wenig ist von dem Theater übrig, welches westlich von hier lag. Das Stadium, südlich von hier und links vom Wege, hatten die Bewohner von Kalamaki mit Gerste besäet, die eben der Ernte entgegenreifte. Wo einst die Spiele den Luxus von Korinth entfalteten, Jahrmarktsgetümmel herrschte, Alexander sich von den versammelten Hellenen zum Feldherrn gegen die Perser wählen ließ, zahlreiche Städtchen und Dörfer standen und eine Straße so lebhaft wie unsre großen Heer-

ſtraßen den Verkehr des Nordens mit dem Süden hin und her pulſiren ließ, iſt es jetzt ſo einſam wie in der Wüſte, ſo öd und ſtill wie in der Urzeit, wo Theſeus den Fichtenbeuger überwand. Die einzigen Ruinen, welche noch Schlüſſe auf ihre einſtige Form zulaſſen, ſind die der gewaltigen, in einer Länge von nahezu einer deutſchen Meile quer über den Iſthmus laufenden Mauer, mit der die Peloponneſier ſich gegen Einfälle vom Feſtlande zu ſchützen ſuchten. Deutlich erkennt man zuerſt, wenn man von Norden kommt, die Reſte einer kleineren, deutlich weiter ſüdlich die Quaderlagen einer mit vorſpringenden viereckigen Streitthürmen verſehenen größern Mauer, die von außerordentlicher Dicke geweſen ſein muß, und welche in der Mitte, wo die Straße durchgeht, zugleich die Umfaſſungsmauer des Poſeidonstempels gebildet zu haben ſcheint.

Von hier reitet man auf gutem chauſſeeartigem Wege hinab in die zwiſchen dem Golf von Korinth und dem Oneiongebirge ſich ſtreckende, am Fuße der Berge abſchüſſige, längs des Meeres völlig flache Strandebene, auf welcher Korinth liegt. Es war nach fünf Uhr, als wir hinunterzogen, und die Beleuchtung der Berge und der See war außerordentlich ſchön. Vor uns lag in goldenem Schimmer die bräunliche, in der Ferne bläulich verſchwimmende Ebne mit gelben Getreidefeldern und hellgrünen Weingärten, am Ufer mit einem breiten Sandſaume geſäumt. Daneben die Waſſerfläche, in der Nähe tiefblau, weiterhin lichter, zuletzt im Hintergrund von Sonnengold funkelnd, am Iſthmus in ſchöner Rundung abgeſchweift, im Norden voll kantige Buchten, über denen zunächſt der Landenge der violett ſchimmernde Bergwall der Gerania, dann weiter nach Norden der blaue Kithäron, daneben im Weſten der Helikon mit ſeinem Kameelbuckel und noch weiter nordweſtlich, von Wolken umhüllt, aus deren Schatten ſchimmernde Schneeſtreifen hervorblickten, der majeſtätiſche Parnaß emporragte. Ueber der Hochfläche, auf welcher ſich Korinth zeigte, erhob ſich, aus der Mauer des Oneion hervortretend wie ein mächtiger runder Streitthurm, auf der uns zugekehrten Seite beſchattet, der ſtolze Berg, welcher die Ruinen von Akrokorinth trägt. Deutlich hob ſich vom hellen Himmel jede einzelne Zinne der gelblichen Mauer ab, die den Gipfel wie der Reif einer Krone umgibt — ein wahrhaft königlicher Anblick!

Nachdem wir im Dorfe Hexamilion noch einmal die Pferde getränkt, die Zerſtörung, welche das letzte Erdbeben an Mauern und Dächern angerichtet, in Augenſchein genommen und einen in der Nähe in einem Gerſtenfelde gelegenen römiſchen Bau (wahrſcheinlich ein Grabgewölbe) beſucht hatten, wo vor kurzem ein Bauer allerlei Goldgeräth gefunden haben ſollte, ritten wir in ſcharfem Trabe in die Niederung eines kleinen Fluſſes hinab, deſſen Ufer mit Maſſen rothblühender Oleanderbüſche das Auge erfreuen, und dann hinauf nach Korinth, das ſchon von fern die grauenvolle Verwüſtung gewahren

läßt, welche die hier waltenden vulkaniſchen Kräfte bewirkt haben. Wir ſchlugen unſer Zelt mitten in der Stadt vor den Ruinen des einzigen noch einigermaßen erhaltenen alten Tempels auf. Daß wir in einem Zelte wohnen wollten, fiel hier nicht auf, da auch die Korinther jetzt nur in Zelten und Bretterbuden lebten, indem ſich noch Tag für Tag die Stöße wiederholten, welche die Stadt zertrümmert hatten. Ueberall ſah man eingeſunkene Dächer, zerſprungene Mauern, umgefallene Schornſteine, riſſige Wände und unförmliche wüſte Schutthaufen, gegen welche die aufrecht ſtehen gebliebenen Hausheile mit ihren Tapeten und Malereien einen traurigen Contraſt bildeten. Nur der Tempel ſtand unverletzt, wie er vor dem Erdbeben geſtanden, und wie um den Gegenſatz gegen die betrübte Stimmung und Geſtalt alles Uebrigen auffälliger zu machen, tanzten vor dem Zelte, welches jetzt die Hauptwache von Korinth bildet, Soldaten nach einer Schalmei luſtig die Romaika. Ich glaube nicht, daß ſchon viele Reiſende die Redensart: „auf einem Vulkan tanzen“ ſo munter verwirklichen ſahen.

Das jetzige Korinth war ſchon vor dem Erdbeben ein ärmlicher ſchmuziger Ort. Der alte Hafen iſt verſumpft, die benachbarten Moräſte machen die Gegend zu einer der ungeſundeſten in ganz Griechenland. Der Handel hat ſich im Laufe der Zeit andern Städten zugewendet, die Ausfuhr aus dem Peloponnes vorzüglich nach Patras. Die Einwohner leben faſt nur vom Ackerbau. Niemand denkt bei einem Gange durch den Bazar an das „reiche Korinth“ Homers, niemand beim Anblick der meiſt überaus häßlichen Häuſer daran, daß hier die korinthiſche Säule erfunden wurde und jener Luxus ſich ausbildete, nach dem man im ſpätern Alterthum alles Reiche und Prächtige korinthiſch nannte, niemand beim Eintritt in die kothſtarrenden elenden Kaffeehäuſer und Fremdenherbergen an das Sprichwort: „Non cuivis homini contingit adire Corinthum.“

Unſer Reiſeplan verwies die Beſteigung der Akropolis an das Ende unſerer Wanderung, und ſo benutzten wir die Zeit, während unſer Abendeſſen bereitet wurde, nur zu einer Beſichtigung der Alterthümer in der Unterſtadt. Die ſehenswertheſten ſind der Tempel, das Amphitheater und die Quellengrotte am nördlichen Abhange der Terraſſe, auf welcher die Stadt erbaut iſt. Von dem Tempel ſtehen noch ſieben Säulen, die Monolithen ſind, und auf denen einige Blöcke vom Architrav liegen. Das Material iſt ein dunkelgrauer Kalkſtein, der Stil doriſch, und zwar ſchließt man aus der kurzen, ſtämmigen, faſt plumpen Geſtalt der Säulen, der weiten Ausladung des Kapitäls und dem hohen, ſtark vorſpringenden Gebälk auf ein ſehr hohes Alterthum. Welcher Gottheit er geweiht war, iſt unbekannt — wenigſtens den Gelehrten. Spiro wußte es aber, wie er alles wußte, was er gefragt wurde, und die Archäologen brauchen ſich künftig nicht mehr die Köpfe zu zerbrechen. Es

war ein Herkulestempel. Das Amphitheater, östlich von der heutigen Stadt gelegen, ist durchweg in den Felsen gehauen. Die Arena hat eine Länge von fast 300 und eine Breite von etwa 200 Fuß. Unter den Sitzen befinden sich Grotten, wo man die Löwen und Panther aufbewahrt haben mag, an deren Kämpfen die römische Zeit sich ergötzte, welche den Bau schuf. Die Quellengrotte unter der halbmondförmigen Felsenterrasse im Norden der Stadt wird von den heutigen Korinthern — mit demselben Recht, mit dem unser Spiro den Tempel an Herkules vergab — das Bad der Aphrodite genannt. Es scheint vielmehr die Stelle zu sein, wo die Alten den Abfluß der oben auf dem Gipfel des Burgfelsens entspringenden Pirene erblickten. Aus moosigen, mit Kräutern und Ranken überwachsenem Gestein quillt angenehm schmeckendes kühles Wasser hervor, welches einst die Lustgärten des Paschas durchrieselte, der über der Grotte seinen Harem hatte. Jetzt sahen wir auf der Fläche unten nur Gemüsebeete und einige Obstbäume, und um die Quelle hatte sich eine Schar von Wäscherinnen eingestellt, deren Schlägel in der griechischen Landschaft etwa den Ton geben, welchen in der deutschen die Musik in der Ferne arbeitender Dreschflegel gibt.

Die übrigen Reste des Alterthums sind unbedeutend. Ein unförmlicher Klumpen von Ziegelgemäuer auf der Nordseite des Bazar gilt für eines der Bäder, die Hadrian hier erbaute. Ein südwestlich vom Tempel gelegener, viereckig behauener Felsblock, unter dem sich ein kellerartiger Raum befindet, mag eine Heroenkapelle gewesen sein, und Spiro würde haben Auskunft geben können, wem sie geweiht gewesen. Mir war es indeß gleichgiltig, wie ich denn überhaupt nie ein recht lebhaftes Interesse an Korinth gehabt habe, der Krämerstadt, welche trotz ihres Reichthums keinen Aufschwung der Kunst wie Athen zu Perikles Zeit gesehen, und trotz ihrer Volksmenge nicht einen nennenswerthen Philosophen, Dichter oder Geschichtschreiber geboren hat.

Die preußischen Wahlen.

Die Nationalzeitung bringt über diesen Gegenstand einen Artikel aus der Feder „eines süddeutschen Demokraten der Paulskirche", den wir für so beherzigenswerth halten, daß wir ihn auch unsern Lesern mittheilen. Die N. Z. erklärt sich „nicht mit allen darin aufgestellten Sätzen einverstanden;" was uns betrifft, so haben wir freilich einen andern Ausgangspunkt, im Uebrigen aber begrüßen wir diese Fortbildung der Demokratie mit um so größerer Freude und Anerkennung, da die Stimme grade aus Süddeutschland kommt, wo wir aus den Reihen der alten

gothaischen Partei über Preußen zuweilen Dinge hören, die uns an die alte Wahrheit erinnern, daß der gesunde Menschenverstand nicht zu den Privilegien einer Partei gehört. — Hier nun der Artikel.: „Die Blicke von ganz Deutschland wenden sich bei den bevorstehenden Wahlen nach Preußen. Und zwar ist es nicht blos die natürliche Theilnahme an den Geschicken eines deutschen Brudervolkes, welche auch uns Süddeutsche dorthin blicken läßt: nein, wir erwarten auch für uns selbst Heil und neue politische Anregung von Preußen. Wir können aber solche Erwartungen und Hoffnungen nur in der Voraussetzung hegen, daß sich das ganze preußische Volk, ohne Rücksicht auf die alten Parteinamen und Parteimanöver an den Wahlen betheilige. Wir erwarten dies daher fest und zuversichtlich, und wir sprechen dies hiermit gleich von vornherein aus, um niemanden über unsere Meinung im Zweifel zu lassen, wollen aber dann die Gründe unsrer Ansicht kurz darlegen. Wir glauben zwar nicht, daß das „Nichtwählen" noch viele Vertheidiger in Preußen finden wird, wissen aber auch, daß grade unter diesen viele redliche Männer sind, die wir aber als „irrende Gewissen" ansehen müssen. Sei dem aber wie ihm wolle, wenn es uns gelingt, auch nur eine dieser skrupulösen Seelen von ihrem Irrthum zu überzeugen, so wäre schon unsere Mühe belohnt. Blicken wir daher einmal vor allem auf die Zeit zurück, wo die Wahlenthaltungen von Seiten der „demokratischen Partei" aufs Tapet gebracht wurden, und fragen uns, welcher Zweck durch dieselben erreicht werden sollte. Die demokratische Partei hatte durch die Bewegungen des Jahres 1848 einen Theil ihrer überkommnen doctrinären politischen Glaubensartikel durchgesetzt; alle Verfassungs- und Wahlgesetze waren wenigstens auf dem, durch die Bewegung neu geschaffenen, „gesetzlichen Boden" erwachsen und nach ihrem Ursprung formell untadelhaft. Die Demokratie unterwarf sich denselben, wenn sie auch an dem Materiellen dieser Gesetzgebungen viel auszusetzen hatte. Als sich die Märzbewegung gelegt hatte, wurde diesen Gesetzen von der andern Seite der Garaus gemacht: es wurden neue Verfassungen und Wahlgesetze „octroyirt". Die Demokratie protestirte, sie mußte dies thun, sie mußte sich also auch der Theilnahme an den Wahlen, welche nach den octroyirten Wahlgesetzen vorgenommen wurden, enthalten. Der Verfasser selbst that dies damals und wirkte dafür. Die Demokratie mußte die Voraussetzung festhalten, daß alles, was aus der Märzbewegung im Staate erwachsen war, wie diese selbst, nicht etwa durch ihre eigne künstliche Agitation, sondern aus dem innern Leben und Willen der Nation heraus entstanden sei; — sie mußte diese Voraussetzung festhalten, weil ja alles „formell richtig", auf dem gesetzlichen Boden erwachsen war; — sie mußte es, weil sie sonst sich selbst verurtheilt, einen politischen und moralischen Selbstmord begangen hätte. Was war nun der Erfolg? Das Volk ließ sich zwar das „Nichtwählen" gefallen, weil ja überhaupt das Nichthandeln bequemer ist, als das Handeln, wiewol in diesem Falle das erstere als eine große moralische Action genommen wurde. Allein der weitere „gewaltige moralische Andrang gegen die octroyirten Verfassungen, auf den man gehofft hatte, blieb aus. Das Volk nahm sich aus der Doctrin des „Nichtwählens" nur so viel heraus, daß es auch fürderhin das Nichthandeln dem Handeln stets vorzog; die Deutschen gingen wieder wie vordem ihren Privatangelegenheiten nach und versanken in solche Blasirtheit, daß sie sich höchstens noch zu einem Witz über ihre eignen öffentlichen Zustände erheben konnten. Ein Jahrzehnt ist verflossen, die Probe ist gemacht d. i. vollendet, und sie ist schlecht genug ausgefallen. Man hat sich für die „Reichsverfassung" und dergleichen Dinge je länger, je weniger interessirt, wol aber für ganz andere politische Ereignisse und Constellationen, z. B. für den orientalischen Krieg und das westmächtliche Bündniß, den materiellen Aufschwung Oestreichs u. s. w. bis auf die „preußisch-englische Allianz". Wir alten Demokraten hatten gemeint, das deutsche Volk müsse um die Reichsverfassung in Sack und Asche trauern, und werde sein Trauergewand nicht eher ablegen, bis die Todte wieder auferweckt sei; aber das Volk hat sich gar bald

Digitized by Google

auf den Boden der Thatsachen gestellt. Kurz das verflossene Decennium hat in genügender Weise den Beweis geliefert, daß die demokratischen Errungenschaften des Jahres 1848 über den Gesichtskreis und die durchschnittliche politische Bildungsstufe des deutschen Volkes hinausgingen und deshalb, in so weit dies der Fall war, dem Gesetze des Entwicklungsganges der Nationen erliegen mußten. Es ist dies — das muß man hierbei festhalten — nichts Absonderliches, sondern nur der natürliche Gang der Dinge. Sobald nach längerer Stagnation ein gewaltiger Ruck in dem Leben der Völker entsteht, schießt man sofort über das Ziel hinaus. In Zeiten, wo das Geisterreich in seinen Tiefen erregt ist, werden edle Geister immer das Höchste erstreben, aber noch niemals ist dies wirklich erreicht worden. Es ist diese höchste Spannung auch nothwendig, weil sonst der Widerstand des Bestehenden gar nicht überwunden, also gar nichts erreicht würde. Wirklich und auf die Dauer errungen wird aber eben nur so viel des Erstrebten, als der jeweiligen politischen Bildungsstufe eines Volkes adäquat ist. So ist denn auch die deutsche Märzbewegung nicht vergeblich gewesen, wir haben sehr werthvolle Errungenschaften aus dem Schiffbruche gerettet. Man hätte uns zwar mehr lassen oder „geben" können, aber es wäre dann eben nur ein „Geschenk" gewesen, und mit Gnadengeschenken vermag ein Volk nicht viel anzufangen. Man hat uns aber genommen, so viel man konnte; mehr konnte man nicht: was wir also haben, das ist in Wahrheit unsere „Märzerrungenschaft". Ja unsere Verfassungen, wenn auch „octroyirt", sind doch unsere Errungenschaft! Und nun — den unleugbaren und unwiderlegbaren Thatsachen gegenüber — wollen wir alten Demokraten an unserm alten Protestiren festhalten? wollen die Hände in den Schoß legen und warten, bis uns irgend ein Heiliger die alten Verfassungen und Wahlgesetze wieder vom Tode auferweckt? Ein solches Protestiren wäre in der That jetzt völlig sinnlos, würde, wenn es überhaupt irgend einen Eindruck machte, nur dazu dienen, die träge, faule, principlose Masse in ihrer politischen Apathie zu bestärken und zu erhalten. Man soll aber wohl zusehen, was man thut, wenn man ein Volk, welches durch dreihundertjährige Zersplitterung und fremde Beeinflussung fast allen politischen und namentlich allen nationalen Geist eingebüßt hat, geflissentlich in diesem trostlosen Zustande festhält! Und nun gar, ihr Wähler Preußens! Wahrlich, ihr habt die allermindeste Ursache, mit dem Geschicke zu schmollen, ihr habt durch das Jahr 1848 gerade am meisten gewonnen. Man hätte euch ja viel mehr wieder nehmen können, aber man hats nicht gethan. Ihr waret vor jenem Jahre so arm, wie Hiob, und jetzt seid ihr reiche Leute, habt eine Verfassung, habt einige Preßfreiheit, und in der Kammer eine Tribune, von der das freie Wort durch alle deutschen Lande gehen kann; ihr habt eine Verfassung, die ihr nur ihrem Geiste und den praktischen Bedürfnissen entsprechend auszubauen und vor künstlichen, ihrem Geiste widersprechenden Interpretationen zu bewahren braucht. Und ihr solltet grollen wollen, weil ihr einmal ein paar Wochen lang mehr hattet, als ihr tragen und behaupten konntet, und es daher wieder verloret? solltet euch weigern, von euern kostbaren Gütern Gebrauch zu machen, weil in einem alten, vergilbten Inventarium euer Vermögen höher angesetzt ist? Nein, das könnt ihr nicht wollen; denn grade dadurch würdet ihr beweisen, daß ihr noch immer zu viel hättet, daß man euch füglich noch ein gutes Stück mehr hätte abziehen können; ihr würdet eine politische Unreife documentiren, die man uns Deutschen zwar im Jahr 1848 zu Gute halten konnte, die man aber jetzt, nach dem theuren Lehrgeld, das wir gezahlt haben, bei keinem, der mit den wirklichen Verhältnissen des Vaterlandes bekannt ist, mehr voraussetzen darf. Darum können wir nicht glauben, daß ihr preußischen Demokraten an leeren Abstractionen festhalten werdet, ihr, die ihr den größten der neuern Philosophen in eurer Mitte hattet, der uns das concrete Denken gelehrt, der uns in seiner unübertrefflichen Dialektik bewiesen hat, daß das, „was wirklich ist, auch vernünftig" d. h. der jeweiligen Durchschnittsvernunft entsprechend ist. Ihr könnet unmöglich

Digitized by Google

abstracte Politik machen wollen, während die concrete Wirklichkeit auf allen Seiten mahnt und ruft! Drum organisirt euch und wählt! Bedenket, daß es sich gegenwärtig nicht um Principienstreit, sondern um bestimmte praktische Aufgaben handelt. Vereinigt euch daher mit allen wirklichen Freunden der Verfassung, mit allen, die nicht das Sonderinteresse Einzelner oder einzelner Stände wollen, zu einer großen gewaltigen nationalen Partei, vor welcher die Reaction, wie Spreu vor dem Winde, zerstieben wird. So wird die Entwicklung Preußens einen neuen, ungeahnten Aufschwung nehmen; mit Recht wird es dann wieder „das Land der Intelligenz" heißen und würdig an der Spitze Deutschlands stehen! Das ist unsere Meinung, und wir erwarten, daß ihr unser freies unverblümtes Wort uns nicht verübeln, sondern allein eurer süddeutschen Gesinnungsgenossen würdig halten werdet."

Literatur.

Jean Law. Ein finanzgeschichtlicher Versuch. Von J. E. Horn. Leipzig, Heinrich Hübner. 1858. — Eine sehr gelungene Darstellung der Finanzoperationen, welche in den Jahren 1715—20 Paris und ganz Frankreich in ein großes Irrenhaus zu verwandeln drohten. Der Verfasser, als volkswirthschaftlicher Schriftsteller schon wiederholt aufgetreten, ist überall auf die Originalquellen zurückgegangen und schildert seinen Gegenstand bis ins Detail. Wir geben einige Notizen über die Art, in welcher sich die wahnsinnige Agiotage der Rue Quincampoix geberdete:

Der Anstoß und das Beispiel kamen von oben: die ersten Namen der französischen Geschichte, die Conti, die Bourbon, die La Force figurirten an der Spitze der Agioteurs. Wie im Leben oft die Extreme sich berühren, scheint neben den Grandseigneurs das Volk der Lakaien, Kutscher und Knechte, zu den ersten „Glücklichen" des Systems gehört zu haben. Sie thaten nach, was sie ihre Herrschaften thun sahen; da sie deren Geheimnisse erhaschten, spielten auch sie auf sichere Faust. In der „Straße" selbst hörte aller Rangunterschied auf. Prinzen und Lakaien, Anwalte und Prälaten, Offiziere, Krämer und Handwerker, Mönche und Tagelöhner, Dichter und Diebe, honnete Frauen und Freudenmädchen, Standesdamen und Köchinnen: alles mit einem Worte jagte, rannte, tobte, schacherte hier wild durcheinander vom frühesten Morgen bis in die späteste Nacht.

Jeder Fleck des gesegneten Bodens wurde mit Gold aufgewogen. Vorsichtige Speculanten, welche rechtzeitig ganze Häuser gemiethet hatten, schlugen den 10—100fachen Betrag ihrer Miethe durch Weiterverpachtung im Einzelnen heraus. Ein Schuhflicker, welcher in einer an den Garten des berühmten Bankiers Tourton gelehnten Baracke arbeitete, bot seine Schemel den edlen Damen an, welche von Schau- oder Speculationslust in die „Straße" geführt wurden; später lieferte er Papier und Federn an die Speculanten, die ihre in die Millionen gehenden Verträge auf seinen Schemeln machten; der glückliche Schuhflicker zog aus diesem Doppelerwerbe bis 200 L. des Tages. Andere machten glänzendere Geschäfte mit ihrem — Rücken; sie verwertheten ihn als wandelndes Schreibpult, auf dem die Börsenmänner inmitten des Straßengedränges ihre Verträge schrieben und unterzeichneten. Ein gewisser Nanthia verschmähte es trotz seines Adels nicht, vom Ertrage dieser sonderbaren Industrie glänzend zu leben; ein Soldat verdankte seinem breiten Schulternpaar eine runde Summe, die ihn in den Stand setzte, sich vom Militär los- und ein schönes Herrngut zu kaufen. Alle geraden Concurrenzrücken wurden aber von einem Buckel ausgestochen, dessen schiefe Fläche besondere Bequemlichkeit zum

Schreiben darbot: der Beſitzer dieſes natürlichen Schreibpultes verdankte demſelben ein Vermögen von 150,000 L., erworben in einem Jahre!

Welche Gewinnſte mußten die Speculanten machen, wenn untergeordnete Hilfsleiſtungen ſolche Summen abwarfen! Die großen Herren, welche Law und dem Regenten naheſtanden und im Vorausbeſitze gewichtiger Geheimniſſe ſicher ſpielten, hatten frühzeitig reiche Ernte gehalten. Der Herzog von Bourbon ſoll bei der Rentenheimzahlung allein 20, im Ganzen während zweier Jahre über 60 Millionen gewonnen haben; der Herzog d'Antin ſtrich bis 12 Millionen ein; der Prinz von Conti, den Law nur $4\frac{1}{2}$ Million hatte gewinnen laſſen, trug ihm eine Feindſeligkeit nach, welche ſpäter dem „Syſtem" ſehr fühlbar wurde. Die Halblandsleute des Schotten ſcheinen ebenfalls reiche Ernte gehalten zu haben. Buvat nennt einen Engländer, der 50,000 Pfd. Sterling Rente ſich erſpielt und ein Fräulein Angeltorp, das ein herrliches Gut und eine Rente von 1200 L. St. gewonnen; der Secretär der engliſchen Geſandtſchaft hat 200,000 L. St. davongetragen.

Daß die „Straße" ſelbſt, d. h. die eigentlichen Bankiers und Capitaliſten, nicht mit leeren Händen ausging, iſt ſelbſtverſtändlich: Leblanc z. B. ſoll über 100 Millionen gewonnen haben. Die Glücksgöttin der „Straße" gefiel ſich aber darin, das Füllhorn ihrer papiernen Millionen in die Hände von Leuten zu leeren welche früher den Reichthum ſo wenig als das Geſchäft gekannt. André, der ruinirte Gerbersſohn, ſo weit herabgekommen, daß einer ſeiner Gläubiger eine Schuldforderung von 1000 L. für ein Frühſtück ablaſſen wollte, hatte im September 1719 ſchon über 30 Millionen gewonnen, die er in wenigen Monaten mehr als verdoppelte. Dupin, Diener des Bankiers Tourton, zieht ſich mit 50 Millionen zurück. Ein Savoyarde, Bote und Schuhputzer, gewinnt 40 Millionen und will eine Hofcharge kaufen. Gabriel Bourdon, Kellner in einem Hotel, realiſirt 30 Millionen, geht nach England und kehrt nach dem Sturze des Syſtems als Mylord nach Paris zurück; die Krämerin Chaumont aus Namur, welche ein Proceß nach Paris führt, gewinnt in wenigen Wochen 100 Millionen, erwirbt die prächtigſten Herrngüter, unter andern Ivry ſur Seine, wo ſie ein prinzliches Leben führt. St. Germain, Maler aus Aix, den Villars Memoiren erwähnen — gehörte nicht zu den erſten Finanzgrößen des Tages; der Arme ſoll in zwei Jahren nur 30—40 Millionen am Actienhandel gewonnen haben! Er wußte aber ſeine reichern Glücksgefährten durch eine wahrhaft orientaliſche Pracht auszuſtechen. Nicht zufrieden mit den 4000 Mark Silbergeſchirr welche er zur erſten Einrichtung ſeines pariſer Hotels angeſchafft, wußte er durch Ueberbietung beim Goldarbeiter das reiche Tafelzeug wegzunehmen, das man für den König von Portugal angefertigt. Bis zu den Orangenfäſſern ſeiner Gärten, den ordinärſten Geräthen ſeiner Küchen, und jenen Geſchirren, deren man ſich in der einſamen Stille der Nacht bedient, war alles bei ihm von maſſivem Silber. Ein Perſonal von 100 Bedienten verſchiedenen Grades, darunter mehre, die ihre frühere Stellung über den neuen Gebieter erhob, horchten auf ſeinen Wink; 80 der herrlichſten Pferde prangten in ſeinen Ställen. Seine Tafel war ſtets für zahlloſe Gäſte, Freunde und Landsleute in luculliſcher Weiſe gedeckt; man tiſchte z. B. junge Erbſen auf, welche mit 1000 Fr. das Maß bezahlt worden. Der Nachtiſch überraſchte die geſchickteſten Maſchiniſten. Große Fruchtſtücke, welche das ſcharfſichtigſte Auge getäuſcht hätten, waren ſo kunſtvoll gearbeitet, daß wenn jemand, erſtaunt, im Winter z. B. eine ſo ſchöne Melone zu ſehen, ſie berührte, ſofort aus derſelben mehre kleine Springquellen wohlriechender Liqueurs hervorſprudelten, während der Hausherr, mit dem Fuß ein unſichtbares Federwerk leitend, eine Kunſtfigur die Runde um die Tafel machen ließ, um den Damen Nektar einzuſchenken.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Buſch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Die Bildertaufen.

Der bekannte Galeriedirector Waagen hat kürzlich ein Büchlein unter dem Titel: „Einige Bemerkungen über die neue Aufstellung, Beleuchtung und Katalogisirung der k. Gemäldegalerie zu Dresden“ veröffentlicht, welches vorzugsweise gegen die von Julius Hübner im officiellen Galerieverzeichniß neu gewählten oder beibehaltenen Bildernamen gerichtet ist. Wie alles, was von dem Nestor deutscher Kunstkenner stammt, ist auch diese Gabe willkommen und bestimmt, in weiten Kreisen fruchtbar und anregend zu wirken. Nahezu vierzigjähriges Studium der europäischen Kunstsammlungen hat Waagens Anschauungen einen größern Umfang verliehen, als sich vielleicht irgend ein andrer Zeitgenosse rühmen kann; sein Blick gewann eine solche Schärfe, sein Gefühl für die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Meister eine so große Sicherheit, daß jedes von ihm gefällte Urtheil, ja selbst seine einfachen Behauptungen das Ansehen hoher Autorität genießen und nur in seltenen Fällen und dann nur mit scheuer Vorsicht bezweifelt werden. Dies alles, dünkt uns, ist ziemlich allgemein zugestanden. Desto auffallender muß es erscheinen, daß Waagen am Schluß der vorliegenden Broschüre seine eigne Ueberzeugung ausspricht, man werde „seinen Bemerkungen die unwürdigsten Motive unterschieben“. Wir suchen vergeblich nach dem Schlüssel zu dieser unerhörten Selbstdenunciation. Ebenso unerklärlich bleibt uns der gereizte Ton, die Bitterkeit, die durch die ganze Darstellung klingt, und als deren unschuldiges Opfer der arme Julius Hübner fällt. Eine harmlose Bemerkung des letzteren über den im siebenjährigen Kriege der Galerie zugefügten Schaden wird als systematischer Preußenhaß gebrandmarkt, eine aus den ältern Katalogen herübergenommene Flüchtigkeit, die Schreibung des Namens „Pader“ statt „Pater“ spöttisch als Beweis, wie sehr Hübner, der geborne Preuße, sich bereits zum Sachsen umgewandelt habe, angeführt. Solche unwürdige Seitenhiebe hätten füglich wegbleiben können, um so mehr, als wir der Ueberzeugung sind, daß eine nicht geringe Zahl der Waagenschen Vorschläge auf die

allgemeine Zustimmung rechnen kann. Muß doch der Verfasser selbst zugeben, daß bei mehrern Bildern seine Wünsche hinsichtlich der richtigern Benennung derselben bereits im Hübnerschen Kataloge erfüllt wurden. So wenig Hübner bei diesen Werken sich gesträubt hat, die Ueberlieferung für die besser begründete Erkenntniß hinzugeben, so wenig wird er auch bei andern Gelegenheiten anstehen, Waagens Vorschläge nach reiflicher Prüfung anzunehmen. Dadurch wird der Werth seiner eignen Arbeit keineswegs verringert.

Hübner hatte vor einigen Jahren ein Gemälde mit dem Motto: „Macht es besser" ausgestellt. Hier war dasselbe nicht an seinem Platze. Ein Kunstwerk gewinnt nicht viel dadurch, daß es ein andrer nicht besser machen kann. Es führt den Maßstab seiner Werthschätzung in sich und erwirbt unsern Beifall nicht so sehr durch Vorzüge im Vergleich mit andern Werken, als durch an und für sich giltige Züge der Schönheit. Auf dem Titelblatte des Kataloges hätte das Motto besser gepaßt. Die Forschung unsrer Tage hütet sich mit gutem Grunde, ihre Resultate für abgeschlossen, ihr Ziel als erreicht und vollendet zu erklären. Die Erkenntniß einen festen Schritt weiter geführt zu haben, erscheint ihr wünschenswerther, als die flüchtige Grenzbegehung einer Wissenschaft auf die Gefahr hin, daß vielleicht schon der nächste Tag die gezogenen Grenzen weiter absteckt. Von diesem Standpunkte betrachtet, verdient Hübners Galeriekatalog großes Lob. Er ist zwar von dem Ideal eines Kunstkatalogs noch weit entfernt, er kann sich auch nicht mit den raisonnirenden Verzeichnissen der Louvre- oder der antwerpner Galerie messen. Wol aber überragt er seine Vorgänger an Fülle der Nachrichten und Schärfe der kunsthistorischen Bestimmungen, und ebenso hält er den Vergleich mit den Verzeichnissen der übrigen deutschen Galerien aus. Man braucht blos das officielle Verzeichniß der münchner Pinakothek mit Hübners Arbeit zusammenzuhalten, um sofort die Verdienstlichkeit der letzteren zu erkennen. Sie hält sich frei von dem beschränkten Eigensinn, der alle Ueberlieferungen als unantastbar verehrt, sie hat aber auch das andere Extrem, durch neue Hypothesen zu glänzen, vermieden. Das führt uns wieder auf Waagens Bemerkungen zurück. Wir fanden den bittern Ton, die verletzte Empfindlichkeit derselben durch den Inhalt des Hübnerschen Buches nicht hervorgerufen und fragen noch einmal nach ihrer Quelle. Wenn wir nicht sehr irren, so ist dieselbe nirgend anders als in der Methode zu suchen, deren sich Waagen bei seinen kunsthistorischen Forschungen bedient. Waagen ist einer der größten und feinsten Bilderkenner der Gegenwart, mit einem virtuosen Stilgefühl begabt, das ihn in den Stand setzt, nicht etwa aus den technischen Eigenschaften — diese entziehen sich in den meisten Fällen der entscheidenden Analyse —, sondern aus dem gewissen unsagbaren Etwas, das die Kundgebungen jeder einzelnen Phantasie anders färbt, den Meister eines Gemäldes zu erkennen oder richtiger gesagt

zu errathen. Das „Gefühl, der Vortrag“ läßt ihn z. B. in einem bisher Mieris getauften Bilde der dresdner Galerie einen Eglon van der Neer erkennen, ein Caspar Netscher muß sich wegen „der Tiefe und der Feinheit des Gefühles“ in einen Metsu umwandeln lassen. Wir wollen diese Beispiele nicht überflüssig häufen. Aus den beiden angeführten Proben ersieht man schon das absolut subjective Verfahren, den förmlichen Offenbarungscharakter dieser Methode. Ueber die auf solche Weise gewonnenen Bestimmungen läßt sich natürlich nicht streiten. Man muß sie einfach annehmen oder ablehnen. Wie aber die Annahme schließlich auf die Unterwerfung unter eine Autorität hinausläuft, so liegt dem Ablehnen der Unglaube zu Grunde. Es wird oder kann wenigstens als ein Zweifel an dem richtigen Blick, an dem sichern Takt des Taufpathen gedeutet werden, es klingt dasselbe wie ein Vorwurf, wie ein persönlicher Tadel und weckt natürlich die Empfindlichkeit des Angegriffenen. Auf keinem wissenschaftlichen Gebiete nimmt daher auch die Polemik so leicht einen persönlichen Ton an, und ist Gereiztheit und Erbitterung so sehr zu Hause wie hier. Waagen hat in seinem langen Leben viele Erfahrungen darüber gesammelt und könnte manches von der unter Bilderkennern herrschenden Leidenschaft erzählen. Daß er auch davon schreiben kann, zeigen die vorliegenden „Bemerkungen“, in welchen seine Gegner, die Zweifler an seiner Bilderkenntniß, sämmtlich ein Fegefeuer von Scheltworten durchwandern müssen. So weit hätte die ganze Sache für die Fernstehenden keine Bedeutung, höchstens für die Liebhaber von Hahnengefechten ein gewisses Interesse. Da aber die Laien gewöhnlich das oben geschilderte subjective Verfahren für das in der Kunstgeschichte allgemein giltige halten, da auf der einen Seite namentlich die halbgebildeten Kunstkenner im Errathen der Meister nicht urkundlich beglaubigter Kunstwerke, in der Bildertaufe das höchste Ziel kunsthistorischer Studien erblicken, auf der andern Seite insbesondere die Vertreter exacter Wissenschaften, in der Meinung, die Kunstgeschichte kenne keine andere Methode, der letzteren alle Wissenschaftlichkeit absprechen, so wird die Erörterung der Frage, inwieweit die Bildertaufe nach subjectivem Ermessen, wie sie von der Mehrheit der Kunstkenner betrieben wird, berechtigt sei, vielleicht nicht als ganz überflüssig erscheinen.

Das steht fest: Gänzlich entbehren können wir die kunsthistorischen Bestimmungen auf Grundlage des subjectiven Meinens und Glaubens nicht. Nicht blos, weil jedes Ding, also auch ein Bild, seinen Namen haben muß, sondern weil ein unwillkürlicher psychologischer Vorgang nothwendig dazu treibt. Stehen wir einem unbenamten Bilde gegenüber und haben wir uns über das Stoffliche, das vorgestellte Motiv verständigt, so ist das Nächste, daß in unserm Gedächtniß die Erinnerung an früher geschaute verwandte Formen aufsteigt. Je nach unsrer Bilderkenntniß wird die Erinnerung schärfer oder nebelhafter sich zeichnen, in einem weitern Kreise unbestimmt auf- und ab-

ſchweben oder in einem ſichern Punkte ſich verdichten. Wo der Laie eben nur das Jahrhundert, den italieniſchen oder flandriſchen Urſprung, die venetianiſche Schule oder jene Rembrandts wiedererkennt, treten dem geübteren Bilderkenner innerhalb der einzelnen Schule beſtimmte Künſtlerindividuen entgegen, auf welche er, von der Anſchauung verwandter Züge geleitet, das Werk überträgt. Wenn ſkeptiſche Naturen in dieſer Methode nur ein Rechenexempel finden, ſo dürfen ſie nicht überſehen, daß die Richtigkeit deſſelben ſchon durch Proben bewieſen wurde, und vom Stilgefühl eingegebene Behauptungen häufig ihre nachträgliche äußere Beglaubigung erhielten. Auf der andern Seite freilich läßt ſich auch die Gefahr nicht beſeitigen, daß ein falſcher Ausgangspunkt der Erinnerung die ganze folgende Schlußreihe in bloßen Irrthum auflöſt. Ueber jenen aber ſind wir nicht vollkommen Herr. Weſentlich vom Zufall hängt es ab, welches Bild aus einem größeren Kreiſe einander naheſtehender Werke im Gedächtniß am ſtärkſten haftet, ſo daß die verwandten Züge deſſelben mit dem zu prüfenden Gemälde alle andern Beziehungen verdrängen. Es gibt nämlich Bilder, welche von der Kunſtweiſe ſowol des einen wie des andern Meiſters Spuren an ſich tragen, und wo die Wahrſcheinlichkeit, daß ſie von dem einen oder von dem andern Künſtler ſtammen, ſich die Wage hält. Entſcheiden wird in einem ſolchen Fall, von welchem der beiden Künſtler das Auge eine größere Fülle von Anſchauungen, das Gedächtniß zahlreichere Erinnerungen zufällig beſitzt. Dieſem muß dann nothwendig das fragliche Werk auch zukommen. Auf dieſe Art ſind die Doppelnamen gar mancher Bilder in die Welt gekommen. Was dem einen Kunſtkenner als eine Jugendarbeit Memlings erſcheint, erklärt ein andrer für ein ſpäteres Werk des Roger van der Weyden d. A. Ebenſo ſchwankt bei mehrern Gemälden die Wahl zwiſchen dem letzteren Meiſter und Hugo van der Goes u. ſ. w. Auf welcher Seite das größere Recht ſtehe, zu beſtimmen, iſt oft unmöglich; kann ſich doch der Erfinder oder Finder des Künſtlernamens ſelbſt nicht immer genaue Rechenſchaft ablegen, wie er zu demſelben gekommen. Das Gefühl hat ihn inſtinctmäßig geleitet, die Erinnerung unwillkürlich auf einen beſtimmten Pfad gewieſen. Könnten wir von jedem Maler ſtets zutreffende Wahrzeichen behaupten, dann wäre es freilich mit der Sicherheit des Stilgefühles vortrefflich beſtellt. Man brauchte eben nur das Vorkommen ſolcher ausſchließlich einem Meiſter angehörigen Merkmale aufzuweiſen, um über den Urſprung des Werkes unterrichtet zu ſein. Leider aber offenbaren blos die Gemälde ſpäterer Manieriſten, die ſich ein ſubjectives Ideal geſchaffen und nach einem beſtimmten Formenſchema gearbeitet, jene ſicheren Wahrzeichen. Keine große Weisheit iſt nöthig, um aus den langhalſigen Madonnen einen Parmegianino, aus den kühlen grünlichen Farbentönen, aus dem eigenthümlichen Zuſchnitt der Frauenköpfe einen Dolce, einen Guido Reni u. ſ. w. zu errathen. Es

tragen dieſe Maler und ähnlich die Mehrzahl der modernen Meiſter ihren perſönlichen Geſchmack offen zur Schau und prägen jedem ihrer Werke in untrüglicher Weiſe den Stempel deſſelben auf. Bei den Künſtlern dagegen, die ihre ſubjectiven Neigungen in den Hintergrund zu drücken wiſſen, deren Charakteriſtik auf höchſte ſachliche Wahrheit, deren Schilderung auf vollendete Formenreinheit losſteuert, beſitzt das Stilgefühl ſchon minder ſichere Anhaltspunkte; vollends im Unſicheren tappt es bei Gemälden älterer Perioden, in welchen die Kunſtübung zünftig getrieben wurde, die Technik, die Formenwahl, die Farbe viel des Gemeinſamen an ſich trägt und auch in den Motiven mehr die Ueberlieferung als die Individualität des Meiſters zur Geltung kommt. Innerhalb der Schule Giottos z. B. nach dem bloßen Stilgefühl die verſchiedenen Individuen auseinanderzuhalten, iſt bis jetzt auch dem feinſten Kunſtkenner nicht gelungen. Aehnliche Schwierigkeiten ergeben ſich bei der kunſthiſtoriſchen Beſtimmung altdeutſcher und altflandriſcher Bilder, wie denn auch hier die Meinungen der Kunſtkenner am weiteſten auseinandergehen. Wer den Grund und den Umfang dieſer Meinungsgegenſätze näher kennen lernen will, dem empfehlen wir die Lectüre des jüngſt veröffentlichten zweiten Bandes von Hothos: „Malerſchule des Hubert van Eyck“. Die Aufgabe des Werkes iſt keine geringere, als in die Stellung, welche in der Kunſtgeſchichte bisher Jan van Eyck eingenommen hatte, den älteren Bruder zu bringen. Wir haben in Hubert nicht allein den Erfinder der Oelmalerei zu verehren, ſondern auch den Schöpfer der genter Altartafel, an welcher nur eine techniſche Nachhilfe auf Jan van Eyck zu ſchreiben kommt. Hubert iſt überhaupt der größere Künſtler, im Vergleich mit ihm der jüngere Bruder, auf welchen gewöhnlich aller Ruhm gehäuft wird, der bloße kunſtfertige Handwerker. Im Fleiß und in der Treue der Schilderung, in der maßloſen Liebe für die Ausführung auch kleiner Sächelchen kann ſich kein Zeitgenoſſe mit Jan van Eyck meſſen, als gedankenvoller, poetiſcher Maler ſteht jedoch Hubert obenan.

Das Recht zu ſeiner neuen Hypotheſe ſchöpft Hotho aus dem Stilgefühle. Die eingehende Betrachtung des tafelreichen Bildwerkes führt ihn zu dem Reſultate, daß die Hauptſache jeder Tafel von Huberts Hand herrühre, und lehrt ihn den Antheil, der beiden Brüdern nach hiſtoriſchen Berichten an dem genter Altare gebührt, abwägen und ſcheiden. Aber daſſelbe Stilgefühl hat Paſſavant, hat Waagen und Cavalcacelle zu ganz entgegengeſetzten Reſultaten geführt. Ohne Zweifel, ſagt z. B. Paſſavant, hat Jan van Eyck die heilige Cäcilia auf der oberen Tafel gemalt. Dagegen behauptet Hotho, daß Jans nachbeſſernde Kunſt hier faſt gar keine Ausbeute fand. Jeder der angeführten Kunſtkenner vertheilt in anderer Weiſe das Werk unter die beiden Brüder, und jeder beruft ſich dabei auf ſein Stilgefühl. Wer hat Recht? Schlimmer erſcheint noch eine andere Beobachtung, die man leider nur zu häufig an-

stellen kann. Es schwanken die Meinungen nicht blos hinsichtlich der Meister, sondern auch hinsichtlich der äußeren Merkmale der Bilder. Im arg überputzten Zustande findet Passavant ein Werk, dessen treffliche Erhaltung Waagen preist; plump und häßlich schildert der letztere Formen, über deren Anmuth Förster nicht genug Rühmliches zu sagen weiß. Widerlich und trivial nennt Cavalcacelle ein Bild, welches Passavant als eine köstliche Perle der Kunst bezeichnet. Der zartesten Arbeit Jan van Eycks (Hotho) macht Förster den Vorwurf der Kälte und Trockenheit. Wenn verschiedene Augen einen Farbenton in der Nüance verschieden sehen, so mag das hingehen. Es sind ja ohnehin die Schilderungen von einem durchgehenden Braunroth oder Hellroth u. s. w. des einen und anderen Meisters nichtssagend und ohne Einfluß auf die kunsthistorische Bestimmung. Wenn aber gewiegte Kunstkenner für den ästhetischen Charakter eines Bildes nur die äußersten Extreme bereit halten, so möchte man doch schier verzweifeln an der Fähigkeit des Stilgefühls, als Erkenntnißquelle zu gelten. Eine solche Verzweiflung ist denn auch allgemein anzutreffen, zumal wenn die Differenzen der Kunstkenner förmliche causes célèbres erzeugen, ihre entgegengesetzten Aussprüche nicht allein theoretische Ueberzeugungen schwankend machen, sondern auch den praktischen Werth eines künstlerischen Besitzes vernichten. Dies war vor etwa drei Jahren mit dem schleißheimer Dürerfunde der Fall, dessen Echtheit Förster mit derselben Gewißheit vertheidigte, mit welcher ihn Waagen bestritt. Und auch jetzt wieder wird der Streit über das im Besitz des Mr. Morris befindliche Raphaelische Werk von neuem angefacht. Die französischen Kunstkenner, mit einem höhnischen Seitenblick auf ihre deutschen Collegen, sind über die Originalität desselben ebenso einig, wie Waagen und andere von seiner Unechtheit überzeugt sind.

Wahrlich, der Spott der Ungläubigen hat ein leichtes Spiel mit dem „sichern" Stilgefühle, dennoch wird es stets seine Geltung bewahren, wenn auch allerdings innerhalb gewisser Schranken. Werden nach bloßem Stilgefühl einem Meister Bilder zugeschrieben, von welchem kein einziges historisch beglaubigtes Werk existirt, so haben wir darin eben nur einen nicht ganz glücklichen Scherz zu erblicken. Unmöglich kann uns z. B. Waagen zumuthen, seine Bestimmung eines Bildes zu Ypern als das Werk des Lambert van Eyck als ernst gemeint anzunehmen, da wir von diesem Manne kein einziges durch Unterschrift oder sonst wie sicher gestelltes Werk besitzen, ja sogar, ob er das Malerhandwerk ausgeübt, in Zweifel lassen müssen. Es versteht sich von selbst, daß das Stilgefühl nur da positive Resultate an den Tag fördern kann, wo es sich um Zueignung undatirter Bilder an einen Künstler handelt, von welchem beglaubigte Werke vorhanden sind. Die letzteren bilden

den Ausgangspunkt der Unterſuchung, die Vergleichung mit ihnen gibt die Mittel an die Hand, den Grad der Verwandtſchaft zu beſtimmen. Auch ſo erhalten wir nur Wahrſcheinlichkeitsſchlüſſe und bleiben, wie wir geſehen haben, der Gefahr mannigfacher Irrthümer unterworfen. Die Schwankungen und Irrthümer umſchreiben aber glücklicherweiſe einen immer engeren Kreis, die Wahrſcheinlichkeitsſchlüſſe haben im Lauf der Jahre an zwingender Kraft gewonnen. Auch das Stilgefühl befolgt eine gewiſſe Methode und geht oft unbewußt nach einer allgemeinen Regel vor. In früherer Zeit nahm man aus jeder Schule einen einzigen Meiſter, auf welchen ohne weiteres Bedenken alle unbenannten Bilder der erſteren übertragen wurden. Daß es ſtets der Hauptmeiſter war, braucht kaum erwähnt zu werden. Fand man an einem Gemälde die Merkmale der lombardiſchen Schule, ſo war es natürlich von der Hand Leonardo da Vincis gearbeitet worden. Jedes altflandriſche Bild galt für ein Werk Jan van Eyks oder Memlings, grade wie noch heutzutage dem ſpaniſchen und italieniſchen Kunſtkenner Dürers Name bei jedem altdeutſchen Gemälde vorſchwebt. Allmälig erreichte die Summe der Werke, die man dieſen Hauptmeiſtern zuſchrieb, eine ſolche Höhe, daß ſelbſt dem Befangenſten die Grundloſigkeit ſolcher Annahmen klar wurde. Um ſie glaubwürdig zu machen, hätte man zuerſt beweiſen müſſen, daß dieſe Meiſter mindeſtens ein Jahrhundert gelebt und gleichzeitig mit beiden Händen gemalt haben. Der geſunde Menſchenverſtand empfahl ſchon, neben dem Gründer einer Schule auch die Nachfolger derſelben zu berückſichtigen, die Bilder unter die verwandten Meiſter gleichmäßiger zu vertheilen. Dadurch bekam das Stilgefühl einen mächtigen Antrieb, ſchärfer zu prüfen und auch die feineren Unterſchiede zu beachten. So lange für alle Lombarden Vinci ausſchließlich eintrat, wurde die natürliche Stumpfheit des Auges nicht aufgerüttelt, jetzt, wo auch Ceſare da Seſto, Solario, Beltraffio und andere Schüler Vincis Anſprüche auf Vertretung erheben, muß die Reizbarkeit des Auges nothwendig geübt, die Aufmerkſamkeit auf die feinſten Eigenthümlichkeiten nachhaltig gerichtet werden. Erſt von dieſem Augenblicke an gewann das Stilgefühl einen wiſſenſchaftlichen Werth, mag es auch nicht immer vor Uebertreibungen geſchützt ſein und jetzt mit der gleichen Vorliebe Namen aus den dunkelſten Winkeln der Kunſtgeſchichte hervorſuchen, wie es ehemals nur an weltbekannte ſeine Ahnungen anknüpfte. Es erhält dadurch einen wiſſenſchaftlichen Werth, daß es jetzt möglich wird, die Ausſagen des ſubjectiven Stilgefühls mit den Reſultaten, welche das Studium der äußeren Bildergeſchichte hervorruft, zu verbinden. Der alten bequemen Methode, alle undatirten Bilder einer Schule auf einen einzigen Meiſter zu übertragen, fehlte auch nach dieſer Seite der Antrieb zu weitergehenden Unterſuchungen, es klebte ihr ſogar eine natürliche Scheu an, das äußere Schickſal der Bilder zu erforſchen, um nicht die ver-

meinte Selbſtſtändigkeit des Stilgefühls und die Autorität ihrer Hypotheſen zu gefährden. Seitdem das Stilgefühl eine viel größere Zahl von eigenthümlichen Kunſtweiſen beachten muß, verſchmäht es die Hilfe der äußeren Bildergeſchichte nicht und läßt ſich, indem es die Schickſale eines Bildes zurückverfolgt, den urſprünglichen Standort, die Spuren des Beſtellers u. ſ. w. aufſucht, in ſeinen Vermuthungen leiten, findet mindeſtens an den Reſultaten dieſer Forſchung eine ſtetige Correctur ſeiner ſubjectiven Aufſtellungen. Wir verdanken dieſer combinatoriſchen Methode die meiſten Fortſchritte in der Geſchichte der Malerei. Zu den durch innere und äußere Merkmale ſicher beglaubigten Bildern, die ſtets die weſentliche Grundlage der kunſthiſtoriſchen Schilderung abgeben, tritt nun eine zweite Kategorie von Werken, deren äußere Geſchichte zu beſtimmten Vermuthungen über ihren Urſprung führt, welche dann auch durch das Stilgefühl beſtätigt werden. Dieſe beiden Kategorien bilden das eigentliche Material der Kunſtgeſchichte. Die dritte Reihe von Gemälden, deren kunſthiſtoriſche Feſtſtellung ausſchließlich dem Stilgefühl überlaſſen werden muß, beachtet die Wiſſenſchaft nur ſo weit, als ſich in demſelben die Richtung und der Charakter einer Schule offenbart. Für die Kunſtgeſchichte bleiben ſie bloße Schulbilder, mögen auch Kunſthändler, Beſitzer von Bilderſammlungen und die Anfertiger von Galeriekatologen denſelben individuelle Namen beilegen. Das Recht, ſolches zu thun, wird dieſen Männern niemand abſtreiten, nur müſſen ſie wieder ſo billig ſein und ihren Offenbarungen nicht den Werth wiſſenſchaftlicher Erkenntniß beilegen wollen. Mühſelig hat die Kunſtgeſchichte erſt in den letzten Jahren den ſubjectiven Standpunkt überwunden; wir würden zu dieſem zurückkehren und den willkürlichen Meinungen und Irrthümern wieder Thüre und Angel öffnen, wollten wir das Stilgefühl als ſelbſtſtändige Erkenntnißquelle ohne weitere Vorſicht gelten laſſen. Freilich beſitzen wir den Troſt, daß viel öfter noch der Künſtler, der ein Bild geſchaffen, richtig bezeichnet wird, als der Gegenſtand der Darſtellung. Das jüngſte und nicht das ſchlechteſte Beiſpiel eines ſolchen Irrthums iſt das berühmte Addiſonporträt im Holland Houſe. Macaulay hat aus den Zügen des Bildes auf den Charakter des Mannes geiſtreiche Rückſchlüſſe gethan, Weſtmacott das Bildniß in ſeiner Statue Addiſons im Poetenwinkel reproducirt, und nun — zeigt es ſich, daß es Sir Andrew Fountaine, einen ehrenwerthen, ja bedeutenden Mann, aber eben nicht Addiſon vorſtellt. Doch ſolcher Troſt macht die Sache nicht beſſer; empfehlenswerth iſt und bleibt eine Methode, welche die Geltung ſubjectiver Einfälle nach Möglichkeit einſchränkt. Ein bekannter Aeſthetiker hat zwar und nicht mit Unrecht behauptet, kunſthiſtoriſche Studien aus Urkunden ohne Bilderkenntniß ſeien einer Scheide ohne Schwertklinge zu vergleichen. Ebenſo gut paßt auf die Erkenntniß, die ſich auf das Stilgefühl verläßt und die äußere Bildergeſchichte vernachläſſigt, der

Vergleich mit der Klinge ohne Griff. Wir wünſchen die Klinge recht ſcharf und ſpitz, aber auch den Griff feſt und handlich. Sp.

Feſte und Volkslieder in der Bretagne.

Wenn es begründet iſt, daß jedes Land ſeine Leute bildet, ſo gilt dies von der Natur und den Bewohnern der Bretagne ganz beſonders. Die Natur dieſer großen nordweſtlichen Halbinſel Frankreichs iſt düſter und unfreundlich. Obwol kein eigentliches Bergland, hat ſie doch vieles von dem magern, rauhen Charakter eines ſolchen. Zwiſchen nackten Gipfeln und Kämmen von Granit ſind Schluchten und Riſſe eingeſprengt. In den Buchten toſen die Wellen einer ſtürmiſchen See. Die Luft iſt einen großen Theil des Jahres voll Nebel. Heftige Winde brauſen im Frühjahr und Herbſt über die vielen unangebauten, nur mit Haidekraut und Brombeerbüſchen bewachſenen Striche des Landes, das nur in den Bodenſenkungen reichlich Getreide und Obſt hervorbringt.

Entſprechend dieſer Natur iſt der Bretagner ein ähnlicher Charakter wie der Jüte und der Inſelſchotte. Neben einer ſchwermüthigen, zu düſterm Brüten geneigten Seelenſtimmung und ziemlicher Rohheit des Gebahrens geht eine lebhafte Einbildungskraft und eine große Leidenſchaftlichkeit her. Er iſt ein kühner Seefahrer, ein tüchtiger Soldat, ſtolz, freigeſinnt, vor allem aber ein Freund des Alten. Die Maſſe der Landleute lebt noch in tiefer Unwiſſenheit, in Aberglauben und urväterlichen Sitten hin. Manche von dieſe Sitten aber haben ſo viel Poetiſches, daß ſie wol der Mittheilung werth ſind, und ſo geben wir im Nachſtehenden ein Bild der intereſſanteſten.

In den ackerbautreibenden Diſtricten der Bretagne geben die Reparaturen der Dreſchtennen zu den fröhlichen Feſten der Leur-neve Veranlaſſung. Die Frage: von welchem Hofbeſitzer man in dieſem Jahr eine Einladung dazu erwarten dürfe, wird monatelang erörtert; Kinder und Dienſtboten werden ausgefragt; die Bettler legen ſich auf Kundſchaft, und kaum läßt einer der Hausväter beim Herannahen der Erntezeit die Andeutung fallen, „daß er ſich den und den an die Gefälligkeit ſeiner lieben Nachbarn und Freunde wenden wolle“ — ſo fliegt die erſehnte Botſchaft von Mund zu Mund, von Hof zu Hof.

Am bestimmten Tage hält jeder, der sich eines Gespanns erfreut, einen mit Thonerde oder Wassertonnen beladnen Karren in Bereitschaft. Wer weder Pferd noch Esel besitzt, begnügt sich mit der Ladung eines Schubkarrens, und gegen Mitternacht — es ist die Zeit der hellen Sommernächte — fahren alle so still als möglich in die Nähe der Tenne, der sie ihre Gaben darbringen wollen und suchen hinter Gebüsch und Hecken einen möglichst günstigen Platz zur Einfahrt zu gewinnen. Zu weit dürfen sie sich übrigens dem Ziele nicht nähern; denn wer von dem Roßbuben, der als Schildwacht am Thore steht, erkannt würde, müßte sich bequemen, die letzte Stelle in der Wagenreihe einzunehmen.

Inzwischen hat auch der Festgeber die nöthigen Vorbereitungen getroffen und die heilige Ordnung — die sich im Allgemeinen in der Bretagne keiner besondern Verehrung erfreut — ist dabei endlich einmal zur Geltung gekommen. Der Düngerhaufen könnte sich beinah in einem Hofe des Jura zeigen; das Holz, das überall zu finden war, nur nicht in dem dazu bestimmten Schuppen, ist jetzt darin zusammengeschichtet; kein Ackergeräth steht umher; keine alte Tonne, kein Wagenrad, keine Kette liegt im Wege, kein invalider Eimer, kein zerbrochnes Geschirr neben dem Brunnen; selbst der Schutthaufen, der von Unkraut überwuchert mitten im Hofe lag und, wie die Sage geht, von dem Brande herstammte, der vor ein paar Menschenaltern eine der Scheuern zerstörte, selbst dieser würdige Schutthaufen, — der Lustgarten heranwachsender Generationen von Enten, Schweinen und Menschenkindern — ist verschwunden! Hätten die Einfahrenden nicht die tiefe Pfütze zu vermeiden, die sich vor der Hausthür ausdehnt und auf der andern Seite die alte Ulme am Brunnen zu schonen, so gäbe es diesmal nicht die geringste Geschicklichkeit zu beweisen.

Endlich naht der entscheidende Augenblick; noch einmal werden Fuhrwerk und Geschirr genau besichtigt, dann nimmt jeder seinen Platz auf dem Wagen oder hinter dem Schubkarren ein. Jetzt tönt der erste Schlag der Mitternachtstunde durch die Stille, und in demselben Augenblicke bricht die ganze Schar aus dem Versteck hervor. Die Erde dröhnt und die Lüfte wiederhallen; es ist ein Rasseln, Stampfen, Peitschenknallen und Schreien, als ob die wilde Jagd daherbrauste. Selbst an Flüchen fehlt es nicht, wenn in der tollen Eile zwei Wagen zusammenfahren, hier ein Rad zerbricht oder dort ein Pferd zu Boden stürzt. Dazu wird es in den Ställen der Nachbarschaft lebendig: Kühe brüllen, Schafe blöken, Hühner gackern, und alle Hunde des Dorfes vereinigen sich zu einem wüthenden Gebell.

Unbeirrt von diesem Höllenlärm stürmen Rosse- und Wagenlenker ans Ziel. Der Wettkampf ist gar bald entschieden; das Beifallsgeschrei der Hofbewohner begrüßt den Glücklichen, der zuerst mit seiner Ladung in die Tenne

einfährt, und die Tochter des Hauſes überreicht ihm die bunten ſeidnen Bänder, die der Preis ſeines Sieges ſind.

Die Karren werden nun der Reihe nach aufgeſtellt, die Pferde dürfen einſtweilen im Grasgarten fouragiren, und die Männer gehen ins Haus, um bis zum Anbruch des Tages zu ſchwatzen und zu trinken.

Sobald es hell wird, kehren alle in die Tenne zurück, die Erde wird abgeladen und gleichmäßig ausgebreitet; dann werden die Waſſertonnen darüber ausgegoſſen und in dem lieblichen Gemiſch, das daraus entſteht, treibt man Pferde im Kreiſe umher, bis die Maſſe gehörig durchknetet iſt. Darauf bedankt ſich der Hausherr; die Hausfrau ſchenkt noch einen Abſchiedstrunk ein, die Nachbarn verabſchieden ſich, um noch bei Zeiten an die Arbeit zu gehen, und damit iſt der erſte Act vorüber.

Das Hauptvergnügen und die Hauptarbeit finden jedoch erſt acht Tage ſpäter ſtatt. Es gilt nämlich, die neue Tenne, die inzwiſchen ausgetrocknet und nothdürftig planirt iſt, vollends glatt zu tanzen; darum ſtrömt aus der ganzen Umgegend alles was Füße hat herbei, um zu dieſem guten Werke behilflich zu ſein; wer nicht mehr tanzen kann, kommt, um zu ſingen, und wer ſich auch darauf nicht verſteht, hat gewiß die Abſicht, im Lachen und Trinken das Mögliche zu leiſten.

Im Hauſe des Feſtgebers iſt alles zur Bewirthung einer zahlreichen Geſellſchaft hergerichtet: im Baumgarten ſind Bänke und Tiſche für die „Alten“ aufgeſtellt; die Tenne iſt durch Laubgewinde und weiße Tücher in einen Tanzſaal verwandelt; am Eingange derſelben ſtehen drei oder vier leere Waſſertonnen als Sitze für die Muſikanten bereit, und vorn im Holzſchuppen iſt eine Art von Büffet etablirt, das den Augen der Gäſte, die ſich gleich nach dem Mittageſſen verſammeln, eine herzerfreuende Reihe von Ciderfäſſern und Branntweinfäßchen, Körbe voll Kuchen, ſo wie große Packete Rauch- und Kautabak zeigt.

Mit den erſten Gäſten haben ſich auch die Muſikanten eingeſtellt, und ſobald die Geſellſchaft einigermaßen vollzählig iſt, ſtimmen Dudelſack, Bombarde und Tambourin eine einfache Tanzmelodie an. Die jungen Mädchen eilen in die Tenne, und es beginnt einer der Rundtänze, die ſich wahrſcheinlich noch aus der Druidenzeit herſchreiben. Einige der Tänzerinnen haben Körbe voll Blumen, andere Krüge voll Milch auf dem Kopfe; ſie reichen ſich die Hände und gehen, von der älteſten Tochter des Hauſes geführt, langſam, bald im Kreiſe, bald in Schlangenwindungen umher. Zuweilen löſt ſich die Kette; ſie erheben die Arme, berühren das Gefäß, das ſie auf dem Kopfe tragen, beugen ſich herüber und hinüber, ſtehen dann eine Weile unbeweglich und kehren endlich zu den erſten Tanzfiguren zurück.

Dieſe „Ronde“ wird mit der höchſten Ernſthaftigkeit mehr gegangen als

getanzt, und es ist, als sollte sie kein Ende nehmen. Allein endlich werden die Burschen des Zusehens müde; sie geben den Musikanten ein Zeichen, das Orchester fällt in eine lebhaftere Weise ein, die Tänzer dringen in den Kreis der Mädchen, und gleich darauf sieht man sie paarweise bemüht, die Aufgabe des Tages zu erfüllen.

Während die Jugend tanzt, sitzen die Alten unter den Bäumen, trinken, rauchen — auch ältere Frauen verschmähen die Pfeife nicht — besprechen Geschäfte oder Familienangelegenheiten; und wer einen Käufer für Rind oder Pferd braucht, wer einen Dienstboten sucht, oder den Sohn zu verheirathen wünscht, zieht einen der Bettler zu Rathe, die sich zum Feste eingefunden haben. Der Bettler, den man nicht mit Unrecht „die wandernde Chronik des Landes" zu nennen pflegt, weiß am besten in allen Ställen, Haushaltungen und Herzen Bescheid, ein Umstand, der gewiß nicht wenig dazu beiträgt, ihm die bevorzugte Stellung zu sichern, die er in der Bretagne einnimmt.

Stunden vergehen; das Antlitz der Trinkenden fängt schon an sich zu röthen; die Unterhaltungen werden lauter; hier und da wird ein Lied gesungen — aber jetzt hört man von der Tenne her einen Marsch erschallen; Gespräch und Gesang verstummen und alles steht auf, um sich dem Zuge anzuschließen, der sich durch den Baumgarten nach dem Anger begibt, wo die Ringkämpfe stattfinden sollen.

Voran gehen die Musikanten; dann kommt der Sohn des Hauses, der die Stange mit den Preisen trägt. Auf ihrer Spitze prangt ein mit Blumen und Rauschgold verzierter Hut, der eine Menge bunter Seidenbänder, wollne Schürzen, Pfeifen, Messer und andere Kleinigkeiten beschattet, die rings um die Stange befestigt sind. Die Männer, Burschen und Knaben, die am Wettkampfe Theil nehmen wollen, gehen paarweise hinterdrein; sie haben Oberkleider, Schuhe und Strümpfe ausgezogen, das lange Haar am Hinterkopfe zusammengebunden, die Hemdärmel in die Höhe gestreift und ihre herausfordernde Haltung, ihre leuchtenden Augen verrathen, daß es nur einer Veranlassung bedarf, um die Kampflust zu wecken, die von jeher das Erbtheil der Bretagner gewesen ist.

Auf dem Anger ist der Kampfplatz durch Pfähle und Stricke bereits abgegrenzt; außer den „Ringern" dürfen nur die Kampfrichter — fünf oder sechs der erfahrensten Alten — in die Umzäunung eintreten. Für die Respectspersonen werden außerhalb derselben ein paar Bänke aufgestellt; die jungen Mädchen klettern auf die nächsten Bäume des Obstgartens, und die übrigen Zuschauer suchen sich mit kräftigen Ellenbogenstößen einen Platz zu sichern. Die Eingänge der Arena werden jedoch respectirt, denn an jedem derselben ist ein Bursche mit verbundenen Augen als Schildwache aufgestellt: der eine mit einer ungeheuern Peitsche bewaffnet, die er nach allen Seiten knallen läßt;

der andere mit einer ſchwarzen Pfanne in den Händen, die jedem ein Merkmal aufdrückt, der ſich dem verbotnen Durchgange zudrängt.

Sobald die Stange mit den Preiſen in der Mitte des Kampfplatzes aufgerichtet iſt, geben die Alten das Zeichen zum Anfang.

Sogleich tritt einer der Hauptkämpfer vor, bemächtigt ſich des Preiſes, um den er kämpfen will — nur den Hut darf er jetzt noch nicht einſetzen — und ſchreitet, indem er ihn in die Höhe hält, rings um den Platz; treten mehre vor, um ihm das Erwählte ſtreitig zu machen, ſo entſcheidet das Loos.

Die Kampfrichter geben ein zweites Zeichen; die Kämpfenden treten ſich gegenüber und ſchütteln ſich die Hand, dann bekreuzen ſie ſich, und kaum haben die Alten zum dritten Mal in die Hände geklatſcht, ſo beginnt das Ringen. Die nervigen Arme umſchlingen den Gegner und ſuchen ihn vom Boden aufzuheben, während ſich die Füße feſtſtemmen, als ob ſie in der Erde eingewurzelt wären.

Alles lauſcht in athemloſer Spannung; deutlich hört man das Keuchen der Ringenden. Jetzt wird der Eine etwas emporgehoben — aber es iſt nur ein Moment, dann ſteht er wieder ſicher auf den Füßen, während er den Andern mit gewaltigem Ruck zum Wanken bringt. Bald verſuchen ſie, ſich gegenſeitig ein Bein zu unterſchlagen, bald beugen ſie ſich nach dieſer, bald nach jener Seite; dann ſtehen ſie wieder unbeweglich, Bruſt an Bruſt gedrückt, mit flammendem Geſicht und glühendem Auge, um ſich gleich darauf mit verdoppelter Wuth herüber- und hinüberzuzerren. Der Schweiß rinnt ihnen von der Stirn; Schaum tritt auf die Lippen, das Keuchen iſt ein lautes Schnauben geworden, während der Zuſchauerkreis in Erwartung gleichſam verſteinert iſt. Aber plötzlich erhebt ſich ein hundertſtimmiges Geſchrei. Von einer blitzſchnellen Wendung des Gegners überraſcht, liegt endlich einer der Kämpfer am Boden; die Kampfrichter eilen herbei, und indeß der Aelteſte unter ihnen die Hand des Siegers erfaßt und ſeinen Namen ausruft, der von allen Anweſenden jubelnd wiederholt wird, heben andere den Beſiegten vom Boden auf. Der Sieger gibt ihm die Hand und beide treten in den Kreis der Zuſchauer zurück, bis ein neuer Preis den Einen oder Andern zu neuen Verſuchen lockt. Iſt die Stange endlich ihrer beſten Gaben beraubt, ſo kämpfen zuletzt noch die beiden Ringer, die im Laufe des Spieles die meiſten Gegner überwunden haben, um den Hut, die Krone des Tages. Der Glückliche, der dieſen Hauptgewinn davonträgt, wird mit Muſik nach dem Büffet geführt, wo er aus den Händen des Feſtgebers einen Ehrentrunk erhält. Dann kehren die Tanzluſtigen in die Tenne zurück, um bis zum Einbruch der Dunkelheit, die dem Feſt ein Ende macht, noch ein paar Rundtänze oder Jabadaos auszuführen. Die Alten ſetzen ſich wieder an die Tiſche und erzählen ſich beim Ciderkruge von den Gegnern, die ſie einſt beſiegt und von den Preiſen,

die ſie einſt erobert haben. „Ja ſo wie damals,“ ſeufzen ſie im Chore, „verſteht heutzutage niemand mehr zu kämpfen; die gute alte Zeit iſt dahin und kommt niemals wieder!“

Die Kleingläubigen! Sie ſollten nur die Mütter fragen oder die kleinen Mädchen, die auf dem Anger geblieben ſind, um zuzuſehen, wie ihre zehn- bis zwölfjährigen Lieblinge um die letzten Schätze der Preisſtange ringen. Sie würden hören, daß die Bretagne, ſeit Gott der Herr ſie erſchaffen hat, nie beſſere Helden heranwachſen ſah, als dieſe muntern Burſchen ſind, die hier ihre erſten Lorbeern verdienen.

Unter den Heiligen, welche ſich der Bretagne beſonders gnadenreich erweiſen, ſteht St. Anne in der vorderſten Reihe und unter den zahlreichen Kirchen und Kapellen, die ihr geweiht ſind, iſt kaum eine ſo wunderreich, wie das Kirchlein von Alloadek.

Darum ſind die Gnadentage dieſer Gemeinde beſonders berühmt; wochenlang werden auf Meilen in der Runde Vorbereitungen zur Wallfahrt nach Alloadek getroffen. Die Hausväter müſſen für neue Schürzen, Tücher und Capuchons mehr Geld ausgeben als ihnen lieb iſt; der Schneider wandert von Hof zu Hof, um die Feſttagskleider ſeiner Kunden in Stand zu ſetzen; auf den Waſchplätzen und Bleichen herrſcht ungewöhnliche Thätigkeit, und wenn die Jugend hauptſächlich an die Luſtbarkeiten der Feſttage denkt, hofft der Schuldbewußte Vergebung ſeiner Sünden zu finden, und die Mühſeligen und Beladnen tragen ihre Leiden mit neuem Muthe, weil ſie wiſſen, daß St. Anne ſie davon befreien kann, ſobald ſie will.

Endlich geht die Sonne des 20. September, des Vortages der St. Annenfeier, über der harrenden Menſchheit auf. In Alloadek iſt von Tagesanbruch an alles geſchäftig. Während die Frauen das Haus kehren, die großen Bettſchränke bohnen, die Kupfergeſchirre putzen oder die ſchreienden Kinder der ungewohnten Procedur einer gründlichen Reinigung unterwerfen, haben die Männer mit den Zelten und Laubhütten zu thun, die zur Aufnahme der Pilgerſcharen auf dem Anger am Ausgang des Dorfes errichtet werden. Die jungen Burſchen ſchlagen Pfähle ein, um den Platz zum Ringkampf abzugrenzen, und ein paar tollkühne Buben probiren — auf Gefahr ihrer Hoſen und Hände — ob der Kletterbaum glatt iſt.

Während dieſe Vorbereitungen im vollen Gange ſind, kommen nach und nach die geladnen Gäſte, Verwandte, Gevattern und Freunde aus den benachbarten Ortſchaften herbei. Man ſchüttelt ſich die Hände; den Männern wird in Cider oder Branntwein Willkommen zugetrunken, Frauen und Kinder laben ſich an dem dampfenden Krampouez — hartem Kuchen von Weizenmehl — die in jedem Hauſe auf dem feſtlich gedeckten Tiſche ſtehen, und Alt und Jung erfreut ſich an den Düften, die aus großen Keſſeln oder Pfannen aufſteigend

Speckſuppe, Buchweizenbrei oder wol gar einen Schweinebraten errathen laſſen.

Heute kann man übrigens nur wenig Zeit auf die Freuden des Mahles verwenden. Die Männer verlangen danach, Ställe, Scheunen und Obſtgärten zu beſichtigen; die Frauen haben noch dies und jenes für Verſchönerung des Hauſes zu thun. Burſchen und Mädchen ſind mit dem Bekränzen der Kirche oder dem Aufputz der Stationsaltäre beſchäftigt, und die Kinder müſſen zuſehen, wie der Schenkwirth, der Tabulettkrämer, die Kuchenverkäuferin ihren Stand auf dem Anger einrichten, müſſen den Wunderdoctor mit Jubelgeſchrei begrüßen, wenn er auf ſeinem teppichbehangnen Karren einzieht, oder müſſen dem Vater Kéry, dem beliebteſten Sänger und Erzähler der Umgegend, entgegenlaufen, ſobald ſeine hohe Geſtalt in der Ferne ſichtbar wird.

Bis zum Angelus muß alles in Ordnung ſein, darum beeilt ſich jeder ſo viel er kann, und hoffentlich wird es St. Anne vergeben, daß der Küſter mit dem Läuten zögert, bis die letzte Guirlande über dem Portal der Kirche befeſtigt iſt. Jetzt iſt es geſchehen; in demſelben Augenblicke ſtimmt die große Glocke ihre Feſtgeläut an, die beiden kleinern Glocken fallen harmoniſch ein — und jeder entblößt das Haupt, wo er geht und ſteht, bekreuzt ſich und ſpricht ſein Gebet; dann eilt alles dem Gotteshauſe zu, um der Patronin des Dorfes zur Unterſtützung der Herzenswünſche eine Gabe zu Füßen zu legen oder ihr ein Dank- oder Sühnopfer zu bringen. Aber für den Augenblick darf nur die Gwenola, des Pfarrers alte Magd, die Schwelle überſchreiten. Mit einem neuen Beſen in der Hand kommt ſie feierlich vom Pfarrhauſe her, geht mit geſenkten Blicken, ohne zu grüßen, geradeswegs in die Kirche hinein, und beginnt, nachdem ſie ſich ſelbſt ſowol wie die Birkenreiſer reichlich mit Weihwaſſer beſprengt hat, das Heiligthum noch einmal auszukehren. Sorgfältig ſammelt ſie dann den Staub in ihrer weißen Schürze, trägt ihn auf den Gottesacker und ſtreut ihn nach den vier Himmelsgegenden aus, während die Anweſenden ein Ave Maria ſprechen. Die Winde werden den heiligen Staub über Felder, Moor und Haide nach dem Meere tragen, und ſeine Kraft wird die Bewohner der Inſeln, die morgen zum Feſte kommen, vor Schaden bewahren.

Sobald dieſe Ceremonie vorüber iſt, drängt ſich die Menge in die Kirchenthür, und jeder ſucht für ſeine Gabe einen möglichſt in die Augen fallenden Platz. Die Reichen, die ganze Säcke voll Korn oder Schafwolle darbringen können, haben freilich nichts zu fürchten, aber wie ſoll ſich St. Anne unter dieſer Menge kleiner Flachs- und Garnbündel, dieſen Butter- und Honigtöpfchen, dieſen Eiern, Nüſſen und Wachskerzen zurechtfinden? — Jeder legt der Heiligen ſeine Bitten und Gelübde noch einmal ans Herz, dann wird es leer in der Kirche und ſtill auf dem Gottesacker. Alles ſtrömt dem Anger zu, wo das ländliche Orcheſter, das aus ein paar klangvollen Binious, einer Bom-

barde und einem Tambourin besteht, zum Tanze einladet; wo Bänke für die Alten bereit stehen, und wo sichs beim Ciderkrug und der Tabakspfeife gar behaglich schwatzen läßt.

Das wahre Fest beginnt indessen erst am folgenden Morgen. Glockengeläut begrüßt den schönen Tag; die Einwohner von Alloadek eilen zur Frühmette in die Kirche, und kaum ist drinnen der letzte Orgelton verhallt, so lassen sich von fern die Gesänge der Wallfahrer hören.

Von allen Seiten strömen die Pilger herbei; über die Haide, durch den Wald, vom Strande herauf kommen sie in langen Scharen gezogen. Voran geht der Geistliche jeder Gemeinde, von Chorknaben begleitet, die Weihrauchbecken und Crucifix tragen; die buntseidnen Kirchenfahnen flattern im Morgenwinde, die bunten Gewänder der Wallfahrer schimmern im Sonnenschein, die Augen leuchten in Hoffnung und Freude — St. Anne schenkt auch dem Aermsten, Traurigsten ein paar gute Stunden.

Sobald die Wallfahrer den Kirchthurm von Alloadek erblicken, machen sie Halt; die Männer entblößen das Haupt, alles kniet nieder und spricht ein Gebet, dann geht es singend dem Ziel entgegen. Inzwischen hat aber auch der Wächter auf dem Thurme die Kommenden gesehen; er gibt ein Zeichen, die Glocken läuten zum Willkommen und der Geistliche von Alloadek zieht den Pilgern an der Spitze der Chorknaben und Schulkinder entgegen, denen sich der größte Theil der Gemeinde aus freien Stücken anschließt.

Stunden vergehen, bis die Empfangsfeierlichkeiten vorüber sind. Den Zuletztkommenden bleibt kaum Zeit, sich vor der Messe durch ein Frühstück zu stärken. Aber selbst Hunger und Ermüdung vermögen nicht die Andacht zu stören; denn in der Bretagne wohnt noch ein glaubensstarkes Geschlecht, das sich aus Leiden und Entbehrungen eine Staffel in den Himmel baut.

Nach der großen Messe, die von der gesammten anwesenden Geistlichkeit aufs feierlichste begangen wird, treten ein paar Stunden der Ruhe ein, der äußern Ruhe wenigstens, denn die Herzen schlagen erwartungsvoll, halb freudig, halb zaghaft der Procession, dem wichtigsten Acte des Festes entgegen. Zur Vesper strömt alles wieder in die Kirche, aber das Gotteshaus vermag die Schar der Andächtigen nicht zu fassen. Im Mittelwege des Kirchhofes und zwischen den Gräbern knien sie nieder; aus der weit geöffneten Kirchenthür ziehen die Weihrauchdüfte über ihre Häupter, sie hören den Gesang des Priesters, das Glöckchen des Ministranten, und wenn sie von Schuld oder Schmerz gebeugt, die heiße Stirn zu Boden senken, trocknet ihnen der Wind, der über die Gräser des Todtenfeldes streicht, die Thränen von den Wangen — es ist St. Annes Hauch, der Trost und Ermuthigung bringt.

Sobald die Vesper zu Ende ist, verkündigt das Geläute der Kirchenglocken den Beginn des Rundgangs. Die Orgel rauscht, die Geistlichen stimmen das

Bußlied an, und die Procession setzt sich in Bewegung. Voran gehen Chorknaben um ein großes, mit weißen und purpurnen Bändern verziertes Crucifix geschart. Dann kommen die beiden prächtigen Fahnen von Alloadek, die eine himmelblau, mit dem Bilde des Lammes, das die Sünden der Welt trägt; die andere weiß, mit dem blutenden Herzen Mariä. Von ihren rauschenden Falten beschattet schreitet der Pfarrer der Gemeinde in seinem schönsten rothen Meßgewande und der Stola von Silberbrokat; er trägt das Allerheiligste in reich vergoldeter Monstranz. So oft er stehen bleibt und sie erhebt, stürzt alles zu Boden, bekreuzt sich und schlägt an Brust und Stirn, während das Glöckchen klingelt und die geschwungenen Rauchfässer dichte Weihrauchwolken ausströmen. Dem Pfarrer folgen die Schulkinder, paarweise nach der Größe geordnet. Sie streuen Tannenzweige, wilden Thymian und Lavendel auf den Weg, hin und wieder schweigt der Chor der Erwachsenen, und ihre hellen, scharfen Stimmen singen ein paar Strophen der Litanei zu Ehren der heiligen Anne, die von Jungfrauen getragen dicht hinter ihnen erscheint.

St. Anne, eine zierliche Holzfigur von der Größe eines siebenjährigen Kindes, ist aufs prächtigste geschmückt: wie sichs gebührt trägt sie den Anzug einer bretagnischen Braut, aber alles ist von den schönsten Stoffen verfertigt. Der faltenreiche rothe Rock ist von schwerem Seidenzeuge, das gleichfarbige Mieder von Sammet. An einem schwarzen Sammetbande trägt sie ein goldenes, mit Rubinen und Smaragden verziertes Kreuz um den Hals, ihr Tuch ist mit goldenen und silbernen Blumen gestickt; auf der Haube mit lang herabhängenden Barben glänzt ein Silberspiegel am andern; die blauen Strümpfe sind mit silbernen Zwickeln, die kleinen schwarzen Schuhe mit silbernen Schnallen verziert, und vom Ellenbogen an, wo die weißen mit Spitzen besetzten Aermel aufhören, bis zum Handgelenk, sind die Arme der Himmlischen mit feinen Silberfäden dicht umwickelt — hat sie doch Theil an den unermeßlichen Schätzen des Himmels!*)

Aber nicht lange ist es den Zuschauern vergönnt, sich am Anblick dieser Herrlichkeit zu weiden; der Zug geht weiter, schon kommen die Reliquienschreine; hier der große, der die Gebeine der heiligen Anne umschließt; dort der kleinere, der ein Stück ihres Mantels enthält. Die Frauen von Alloadek folgen, in dunkle Kapuzenmäntel vom Kopf bis zu den Füßen verhüllt, — dann kommen die Männer, barhaupt, mit langherabhängenden Haaren, den breitkrämpigen Hut unter dem Arme, den Rosenkranz in der Hand; in langen braunen oder dunkelblauen Röcken mit silbernen Knöpfen, bunten Westen,

*) Die Silberborten, womit sich bretagnische Bräute die Arme schmücken, sind ein Zeichen ihres Reichthums, denn für jedes Tausend Franken, das sie in die Brautlade bekommen, wird eine solche Tresse angelegt.

weiten Pluderhoſen, die bis an die Knie reichen, mit dunkeln Gamaſchen und blank gewichſten Schuhen. Hin und wieder zeigen ſich aber auch Geſtalten in vielfarbig zuſammengeſtückten Kleidern, barfuß oder mit zerbrochenen Holzſchuhen an den Füßen, auf Stock oder Krücke geſtützt, inmitten der geputzten Schar — es ſind die „Lieblinge Gottes“, die Armen, die ſich in der Bretagne großer Achtung und Liebe erfreuen. In gleicher Ordnung wie die Bewohner von Alloadek ſchließen ſich die Wallfahrer der übrigen Gemeinden an. Voran geht immer die Geiſtlichkeit mit Kirchenfahne und Crucifix; dann kommen die Kinder, die Frauen und ſchließlich die Männer. Hier glänzen die blauen, roth umränderten Röcke der Strandbewohnerinnen im Sonnenſchein; dort gehen die ſchwarz gekleideten Frauen von Guerin vorüber; weiterhin erkennt man die Mädchen aus den Bergen an ihren bunten Tüchern und aufgeſteckten Mützenbarben. Jene trotzig einherſchreitenden Männer in Segeltuchhoſen und ſchwarzen Schifferjacken ſind die Fiſcher von der Inſel Sein; dort, die bunten Schärpen und Halstücher, gehören den reichen Bauerſöhnen aus Nieder-Cornouaille, und die unheimlichen Geſtalten am Ende des Zuges, die in lange Todtenhemden gehüllt, mit brennenden Kerzen in den Händen, barfuß, mit geſenktem Kopfe vorüberziehen, ſind die Matroſen der Ennora, die St. Annens Schutz ihre Rettung verdanken und gekommen ſind, das Gelübde zu erfüllen, das ſie der wunderreichen Schutzpatronin von Alloadek in ihrer Todesnoth dargebracht haben.

Rings um den Kirchhof bewegt ſich die Proceſſion; jeder, der hier noch kommt, reiht ſich dem Zuge ein, wo die Fahne ſeines Kirchſpiels weht, dann geht es weiter, immer mit Geſang und Glockenklang — um das Dorf, durch die Felder, den Waldesſaum entlang und über die Haide, bis zu der ſogenannten Hirtenquelle. Die Trümmer eines Dolmen liegen daneben; Blumen, ein paar Heiligenbilder und ein Crucifix haben den Heidenſtein in einen chriſtlichen Altar verwandelt. Der Prieſter ſegnet die Quelle, den Stein und die Haide — nun können die Herden ohne Schaden dieſe Kräuter abweiden, von dieſem Waſſer trinken, und kein böſer Geiſt wird den Hirten erſchrecken, der auf St. Anne vertrauend ſein Lager hier aufſchlägt.

Der Zug kehrt ins Dorf zurück; an den verſchiedenen Stationsaltären wird Halt gemacht, um für die Kranken und Unmündigen zu beten, die am Rundgange nicht Theil nehmen konnten; dann gehts zur Kirche. Noch einmal wird St. Anne im gemeinſchaftlichen Gebet angerufen, endlich ſpricht der Prieſter über die kniende Menge den Segen aus, und mit den verhallenden Orgeltönen und Glockenklängen ſteigt ein tauſendſtimmiges, frohlockendes Amen zum glänzenden Abendhimmel auf. St. Anne hat den Sündern vergeben, und hat die Bitten der Leidenden gehört; ſie wird ſich der Kranken erbarmen,

Digitized by Google

wird den Sterbenden in ihrer letzten schweren Stunde beistehen und die Männer, die draußen auf dem Meere sind, vor Schaden behüten.

Die Menge zerstreut sich; die Feier des Tages ist zu Ende; aber die Stimmung der Meisten ist zu ernst, als daß sie sich den Alltäglichkeiten des Lebens zuwenden könnten. In der Kirche, an Gräbern und Stationsaltären, um die Heiligenbilder in den Häusern sieht man Gruppen von Betenden geschart; wenn die Männer auch hier und da wieder anfangen von Geschäften, Streitigkeiten oder Ernteaussichten zu reden, geschieht es leise, gleichsam verstohlen — der Tag gehört St. Anne, und bis das letzte Feuer auf den Bergen verglommen ist, tönen die Gesänge, die ihr zu Ehren von Chören junger Burschen und Mädchen gesungen werden, durch die stille Nacht.

Der dritte Tag dagegen gehört ganz der weltlichen Lust. Am frühen Morgen schon beginnt ein munteres Jahrmarktstreiben: Putz und Kochgeschirr, Eßwaaren und Rosenkränze, Hausrath und Sämereien, alles ist auf dem Anger zu haben.

Da ist ein Wagen voll bunter Tücher, Schürzen, Westenzeuge und anderer Herrlichkeiten. Der Verkäufer steht auf der Deichsel und hält ein Tuch in die Höhe. — „Echte baumwollne Foulards, meine lieben Nachbarn und Freunde!“ ruft er mit Stentorstimme und sein Accent verräth, daß er ein Handelsmann aus der Normandie ist; „die prächtigsten Farben, die neuesten Muster und alles spottbillig. 36 Sous das Stück, halb geschenkt, meine Freunde!“ Dabei schwenkt er das Tuch um den Kopf, daß die rothen und gelben Blumen weit hinaus leuchten. „Niemand bietet?“ fährt er nach einer Pause fort; „wollt Ihr denn, daß ich mich ganz zu Grunde richte? Allons, schöne junge Frau, nehmt das Tuch; das erste Geld aus Eurer Hand wird mir Glück bringen. Ihr wollt nicht? 35 Sous denn, meine Schöne; 34 bis 32 Sous . . .“

— 30 Sous!“ ruft eine schüchterne Stimme aus dem Gedränge, aber das scharfe Auge des Kaufmanns hat die Bietende entdeckt; er ballt das Tuch zu einem Knäuel zusammen und wirft es ihr zu, und während sein Gehilfe, ein geschmeidiger Bursche von 18—20 Jahren durch die Menge schlüpft um das Geld einzukassiren, hat der Mann auf der Deichsel bereits wieder einen andern Gegenstand ergriffen, den er mit demselben Aufwande von Beredsamkeit feilbietet. Es scheint auch, als wäre ihm das erste Geld aus glückbringender Hand zugekommen, denn immer schneller folgen die Gebote, immer häufiger schleudert er seine Waare hierhin und dorthin, und kaum vermag der Gehilfe den Anforderungen seines Amtes zu genügen.

Nach einer Weile stellt sich jedoch ein gefährlicher Nebenbuhler ein; der Wunderdoctor ists, der erst unter Pauken- und Trompetenschall rund um den Anger fährt, dann in der Nähe des Krämers stillhält und sich bemüht, die

Menge, die dieſen umringt, zu ſeinen Schätzen herüberzulocken. Hier ſind Mittel gegen jedes Uebel, von dem ein Chriſt jemals gehört hat: Mittel gegen Fieber und Gicht, gegen Zahnſchmerz und Leberleiden, gegen bleiche Wangen und trübe Augen, gegen Alpdruck und böſe Träume, aber auch Mittel gegen die Untreue des Geliebten und die Klatſcherei der Nebenbuhlerinnen.

— „Benutzt die Gelegenheit! kauft ein, kauft ein!“ ſchreit der Wunderdoctor und ſchüttelt die Allongenperücke, daß der Puder in Wolken umherſtäubt. „50 Centimes, Ihr Männer, und Ihr ſeid alle Krankheiten los; 50 Centimes, Ihr guten Frauen — und Euern Kindern thut nie ein Finger weh.“

— „Echte baumwollne Foulards!“ ſchreit der Krämer dazwiſchen und läßt ſeine bunten Tücher im Winde flattern; aber der Doctor erhebt ein Glas mit grünlich ſchillerndem Inhalt.

— „Zerriebene Drachenaugen, 50 Centimes die Doſis, ſchützen vor jedem Zauber!“ Dem Köder vermögen nur wenige zu widerſtehen; in kurzer Zeit iſt das Glas geleert, und der Krämer iſt eben bemüht den „Marktſchreier“, den „Spitzbuben“ in den tiefſten Abgrund der Hölle zu verwünſchen, als das Schickſal einen Rächer ſendet.

Es iſt nur ein kleiner verwachſener Menſch, der ſeinen Kram in einem an breitem Lederriemen befeſtigten Kaſten trägt, aber ſobald er ſein eintöniges: „Notre-Dame de Faouët!“ erſchallen läßt, drängt ſich alles um ihn her. Schon durch ſeine Mißgeſtalt gehört der Kleine zu den Lieblingen Gottes; außerdem iſt es aber bekannt, daß er faſtet und ſich kaſteit wie ein Mönch, und daß er jährlich zweimal nach Faouët wallfahrtet, wo die Roſenkränze, Heiligenbilder, Kreuze und Herzchen, die er verkauft, geſegnet werden. Vor dieſen Reliquien müſſen Drachenaugen, Eulenfett und wie die wunderbaren Arcana des Doctors im rothen Rocke ſonſt noch heißen mögen, die Segel ſtreichen, und der Kaufmann aus der Normandie fühlt ſich getröſtet, denn „getheilter Schmerz iſt halber Schmerz.“

Inzwiſchen wird auch für die Anforderungen des Magens geſorgt. Der Wirth von Alloadek ſchenkt Cider und Branntwein aus; die Mutter Linaïk kocht ungeheure Keſſel voll Buchweizenbrei und Speckſuppe, ihre Töchter backen unaufhörlich Krampouez, die mit friſcher Butter beſtrichen und ſo warm als möglich verſpeiſt werden; Tiſche voll Kuchen und Obſt, Wurſtbuden und Fiſchtonnen reizen den Appetit, und mit doppeltem Eifer wendet ſich der Geſättigte den Freuden des Tages zu.

Hier iſt ein Roulett etablirt, wo Pfeifen, Bänder, Meſſer, Stahlketten und die beliebten Silberkreuze an ſchwarzem Sammetbande, der unentbehrliche Halsſchmuck bretagniſcher Schönen, zu gewinnen ſind. Dort wird ein bebändertes Schaf — die Feſtgabe der reichen Bauern von Alloadek — in die

Arena geführt und die berühmteſten Ringkämpfer aller benachbarten Ortſchaften treten vor, um ſich dieſen köſtlichen Preis ſtreitig zu machen. Das Orcheſter beginnt zum Tanz aufzuſpielen. Vater Kéry erzählt ſeine alten Geſchichten. In einem verborgenen Winkel ſitzt Loïza, die Bettlerin von St. Blévy, ein Weib, das „klüger iſt, als mancher Pfarrer“. Für wenige Sous lüftet ſie den Schleier der Zukunft, deutet Träume und gibt Kunde: „ob der Entfernte treu iſt“, oder „ob der Sohn, der Gatte, der Bruder von der Seereiſe glücklich heimkehren werden.“

Der Tag vergeht; die entfernter wohnenden Gemeinden rüſten ſich zum Aufbruch, und auch die Zurückbleibenden werden nach und nach des Lärmens und Treibens müde. Jetzt iſt die Stunde des Sängers gekommen. Vater Kéry hat ſich auf eines der Fäßchen geſetzt, die neben dem Feuer der alten Linaïk liegen, hat die dreiſaitige Rebek geſtimmt, und kaum hat ihr ſein Bogen die erſten zitternden Töne entlockt, ſo iſt er ſchon von einem dichten Zuhörerkreiſe umgeben. — „Nun, meine Kinder, was ſoll ich ſingen?“ fragt der Alte, der mit leuchtenden Augen umherſchaut. — Genoféfa von Ruſtéfan! ruft ein junges Mädchen.

„Traurig iſt Azénorik die Bleiche“ ſtimmt eine andere an. Der kleine Schneider verlangt die grauſige Geſchichte von der „Braut in der Hölle“ zu hören; ein paar andere Burſchen ſtimmen für die Belagerung von Gwengamp oder den Carneval von Rospodren.

Vater Kérys Rebek iſt jedoch ein eigenſinniges Ding; anfangs läßt ſie nur eine Menge verwirrter Töne hören, und als ſie endlich einen ordentlichen Geſang beginnt, iſts keine der verlangten Melodien. Aber eine bekannte Weiſe iſts, die jeder ſchon geſungen oder doch gehört hat — das Nationallied der Bretagner nämlich und auf die erſte Strophe, die Vater Kéry ſingt:

Der Herr Lorgnez und der Herr Lez-Breïz,*)
Zum blutigen Kampfe rüſten ſie ſich.

antwortet ein hundertſtimmiger Chor:

Mag Gott dem Bretagner Sieg verleihn
Und gute Kunde dem ganzen Land!

Dann iſt aber alles wieder ſtill und lauſcht auf die Schilderung: wie ſich Lez-Breïz zum Kampfe rüſtet; wie er den jungen Schildknappen ermahnt, um ſeiner Mutter willen zurückzubleiben, wie dieſer aber keck erwiedert:

*) Dies Lied, das aus dem XIII. oder XIV. Jahrh. ſtammen mag, feiert immer den populärſten bretagniſchen Helden. Sein Name, ſo wie der ſeines Widerſachers ſind allegoriſch. Lez-Breïz bedeutet: Stütze die Bretagne, Lorgnez heißt Ausſatz. Das Original iſt in de la Villemarqués verdienſtvoller Sammlung: Barzas-Breïz enthalten.

„Ich fürchte mich vor den Franzoſen nicht,
Stark iſt mein Herz und mein Stahl iſt ſcharf.
Und thät es manch Anderm noch ſo weh,
Wohin Ihr zieht, ich ziehe mit Euch.“

Der Ritter macht ſich nun auf den Weg:

Und als er kommt vor St. Annas Thür
Zur Kirche tritt er ſogleich hinein.
— „Geſegnet ſeid, Frau St. Anne gut,
Wir haben uns lange nicht geſehn.
War damals kaum zwanzig Jahre alt,
Und kam erſt aus dem zwanzigſten Kampf.
Gewann alle zwanzig durch Eure Huld,
Drum Preis und Dank St. Anne gut.
Führt Ihr mich auch heute geſund nach Haus,
So, Mutter Anne, gelob ich Euch:
Vom reinſten Wachs eine Kerzenſchnur,
Die dreimal Eure Mauer umkreiſt.
Die Kirche dreimal, dreimal den Thurm,
Und dreimal den Friedhof, ſo weit er reicht.“
„„So geh denn zum Kampf, mein Ritter Lez-Breïz,
Auch ich, St. Anne will mit dir ziehn.““

Auf den Schutz der Himmliſchen vertrauend verſchmäht Lez-Breïz die gewöhnlichen Hilfsmittel irdiſcher Streiter.

Ein weißer Eſel, des Ritters Gaul,
Des Thieres Zügel ein hänfener Strick;
Ein einzger Schildknappe folgt ihm nach,
Muß wohl ein gewaltiger Recke ſein!

Deſto beſſer hat ſich Ritter Lorgnez gerüſtet. Der kleine Schildknappe ſagt:

„Zehn Männer zähl ich, und noch mal zehn,
Und abermals zehn, die Schar iſt groß.“

Aber Lez-Breïz erwiedert:

„Du magſt ſie zählen zum zweiten Mal
Sobald ſie gekoſtet mein ſcharfes Schwert,“

Gleich darauf ſtehen ſich die Feinde gegenüber, und Ritter Lorgnez verkündet, daß er im Auftrage des Königs von Frankreich kommt, um Lez-Breïz zu erſchlagen. Lez-Breïz verhöhnt ihn.

„Geh nach Paris, da gehörſt Du hin
Mit goldnem Kleid ins Gemach der Fraun.
Geh hin, ſonſt mach ich Dich kalt wie Stein,
Sonſt mach ich Dein Blut wie Eiſen kalt!“

Lorgnez zahlt ihm mit gleicher Münze heim:

„Ei Ritter Lez-Breiz vertrauet mir,
An welcher Hecke kamt Ihr zur Welt?
Der letzte meiner Knechte iſt gut,
Daß er den Helm Euch ſchleudert vom Haupt.“

Nun zieht Ritter Lez-Breiz das Schwert aus der Scheide, dringt auf den Gegner ein, erſchlägt Lorgnez nebſt zwölfen ſeiner Knechte, dreizehn andere fallen unter den Streichen des jungen Schildknappen und die übrigen ergreifen die Flucht.

So weit hat Vater Kéry allein geſungen, nun aber fällt der Chor wieder ein, daß es weit durch die Nacht ſchallt:

Der hätte kein bretagniſches Herz,
Der nicht gelacht mit Herz und mit Mund,
Als er den rothen Raſen geſehn,
Geröthet von dem Franzoſenblut.
Und mitten darauf den Herrn Lez-Breiz.
Wie er ſich an dem Anblick ergötzt.
Dies Lied iſt gemacht für jedermann,
Daß jeder des Kampfes gedenken mag;
Und jeder Bretagner ſinge das Lied
Zu Ehren des wackern Herrn Lez-Breiz.

„Und nun, meine Freunde, iſts genug für heute,“ ſagt Vater Kéry, indem er aufſteht und die Rebek in ein Tuch wickelt. Gute Nacht miteinander; ich hoffe, daß wir uns bald wieder einmal treffen.“ Man ſchüttelt ihm die Hand, wobei ihm allerhand größere und kleinere Münzſorten zugeſchoben werden, die letzten Abſchiedsgrüße werden ausgetauſcht; dann löſen ſich die Gruppen und bald iſt keine Chriſtenſeele mehr auf dem Anger zu ſehen — aber Feen und Kobolde kommen in Nebelſchleiern über die Haide gezogen und wärmen ſich an den verglimmenden Feuern.

November, der „ſchwarze Monat“ iſt gekommen; die Nächte ſind lang, die Tage düſter. Bald tobt der Sturm und das Meer ſchlägt brüllend gegen Strand und Klippen, bald wälzen ſich Nebel über die Dünen, kriechen langſam über die Haide oder lagern ſich am Waldesſaum, bis ſie aufſteigend ſich zu Wolken verdichten und ihren Inhalt in naßkalten Regenſchauern ausſtrömen. Dringt hier und da ein Sonnenſtrahl durch die Wolken, ſo iſts doch nur ein matter Schimmer ohne Wärme und Freudigkeit, und wie traurig iſt das Land, das er beſcheint: Die Felder ſind leer; die Obſtbäume ſtehen mit zerzauſten Zweigen, ein Bild des Jammers da; von der Glut des Sommers verſengt, ſieht die Haide einer großen Brandſtätte gleich; in den Mantel von Ziegenfellen gehüllt, ſitzt der Hirt fröſtelnd am Feuer, während ſich ſeine Thiere

ſo dicht als möglich zuſammendrängen. „Das Jahr liegt im Sterben“ ſagt der Bretagner, und wer es irgend vermag, ſucht vor Sonnenuntergang ein ſchützendes Obdach zu erreichen, denn jeder iſt überzeugt, daß in den dunkeln Nächten des Spätherbſtes Feen, Kobolde und böſe Geiſter noch mehr als ſonſt ihr Weſen treiben.

In dieſer Zeit, die ſo recht zum Verſinken in trübe Erinnerungen gemacht iſt, fällt Allerſeelen, das Erinnerungsfeſt der Todten.

Allerheiligen iſt vorhergegangen; die Kirche hat im Schmuck von Kerzen und Guirlanden geprangt; alle Reliquien und Koſtbarkeiten ſind zur Bewunderung der Gläubigen aufgeſtellt geweſen; der Prieſter hat in ſeinen rothweißen Feſtgewändern Meſſe und Vesper geleſen, aber ſobald dieſe vorüber iſt, gewinnt das Gotteshaus eine andere Geſtalt. Altar und Kanzel werden mit ſchwarzen Decken bekleidet; Blumen, Fahnen, Reliquienſchreine werden entfernt. Das Todtenglöckchen beginnt zu läuten, und die Dorfbewohner ſtrömen dem Kirchhofe zu.

Bald ſieht man an jedem Grabe Gruppen von Kindern, verhüllten Frauengeſtalten und Männern mit entblößtem Haupte knien. Wachskerzchen werden angezündet und zu Häupten der Leichenſteine, oder auf den Kreuzen befeſtigt, die noch mit den Kränzen und Bändern des letzten Todtenfeſtes geſchmückt ſind. Neue Blumenſpenden, Herzen und Kreuze von Moos und Seide gewunden, Heiligenbilder, Amulete und Reliquien werden auf den Gräbern niedergelegt, darauf werden ſie von den Leidtragenden mit Weihwaſſer beſprengt — ältere Frauen gießen auch wol, der Sitte der Voreltern getreu, eine Schale Milch darüber aus — und dann wird gebetet, für die Ruhe derer, die hier gebettet ſind, wie für die vieler andern, die in fernen Ländern oder auf offner See ihr Grab gefunden haben, das niemand bekränzt. Zuweilen unterbricht ein Seufzer, ein halbunterdrücktes Schluchzen das ſanfte Gemurmel der Betenden und der Wind, der die langgezogenen Klagetöne durch die Ulmen am Kirchhofsthore rauſcht und die letzten dürren Blätter von den Zweigen ſtreift, ſcheint Antwort darauf zu geben. Stimmen, die längſt verſtummt ſind, ſcheinen in ſeinem Rauſchen wieder zu erwachen; ſie erzählen von allen guten und böſen Stunden der Vergangenheit; von treuer Liebe, von Mißverſtändniſſen oder Zwietracht, erwecken hier Sehnſucht, dort Reue, und erinnern auch den Leichtſinnigſten, Lebensfriſcheſten an das Ende ſeiner Tage.

Aber die Nacht wird kalt und feucht, und die Kerzen auf den Gräbern verlöſchen eine nach der andern. Furchtſam klammern ſich die Kinder an die Kapuze der Mutter oder an die Rockſchöße des Vaters; es iſt ſo unheimlich im Mondenſchein zwiſchen den Gräbern, wo die weißen Leichenſteine flimmern, die Kronen von Rauſchgold leiſe klingen, die hohen Gräſer nicken

und winken und eiskalte Tropfen von sich abschütteln. Das Geschrei der Eulen, das Krächzen der Raben, die aus ihrer Ruhe gestört, scharenweis um den Thurm flattern, klingt noch schauerlicher als sonst. Und dann ruckt es in der Uhr, dann rauscht es unter dem Dache der Vorhalle oder huscht wie ein Schatten längs der Friedhofsmauer hin, und die Kerzen auf den Gräbern flackern wie Irrlichter, um im nächsten Augenblicke zu verlöschen.

„Nach Haus! nach Haus!" bitten die Kleinen; der Aufbruch wird allgemein und bald liegen die Gräber wieder in gewohnter Einsamkeit da.

Sobald die Hausfrauen heimgekehrt sind, wird das Abendessen bereitet und zwar reichlicher als sonst, obwol heute niemand rechten Hunger verspürt. Nach dem Essen wird noch ein gemeinschaftliches Gebet gesprochen, dann gehen die Männer und Kinder zu Bett, während sich die Hausfrau beeilt, die letzten Pflichten des Tages zu erfüllen.

Ueber den Tisch breitet sie ein frischgewaschenes Leinentuch mit blauen oder rothen Kanten aus; trägt die Ueberreste der Mahlzeit auf; füllt das Salzfaß und den Ciderkrug; wirft noch einen tüchtigen Klotz ins Feuer, rückt ein paar Schemel davor und geht, wenn alles zum Empfang der Seelen bereit ist, gleichfalls zur Ruhe. Aber schlafen wird sie nicht; mit gefaltenen Händen und klopfendem Herzen liegt sie in ihrem großen Bettschranke, dessen Thüren oder Vorhänge zugezogen sind. Sie kann ihre Lieben freilich nicht sehen, denn erst der jüngste Tag wird ihnen den Leib zurückgeben, der jetzt im Schoße der Erde modert. Aber sie weiß, daß sie da sind und fühlt ihre Nähe. Jetzt glaubt sie zu hören, wie sich der Holzriegel der Thüre hebt; dann vernimmt sie ein leises Rücken der Holzschemel, ein leises, leises Flüstern am Kamin . . . Gewiß ist die Großmutter gekommen und hat ihren Lieblingsplatz am Feuer aufgesucht. Ihr gegenüber sitzt wol der Bruder, der vor vielen Jahren zur See ging, um nicht wieder heimzukehren; zwischen beiden steht ein kleiner blonder Junge und streckt die Hände dem Feuer entgegen, wie er es im Leben zu thun pflegte — und die arme Mutter drückt die Hände auf den Mund, um das Schluchzen zu unterdrücken, denn sie möchte um alles die Ruhestunde nicht stören, die ihren Lieben in der alten Heimath vergönnt ist.

Während sie so lauschend daliegt, erhebt sich in der Ferne ein klagender Gesang. Es sind die Armen des Kirchspiels, die von Thür zu Thür gehend den „Gesang der Seelen" anstimmen. Die Sänger nähern sich, immer deutlicher tönt die monotone Weise durch das Rauschen des Windes, und bald kann man die Worte verstehen. Sie singen das alte Lied:

Kommt der Tod und klopft an euer Haus,
Zittert euer Herz in Angst und Graus.

Steht der Tod an eurer Schwelle still,
Fragt ihr bebend: wen er rufen will.
Wir auch kommen aus der Todten Land,
Aber nur zum Segen hergesandt.
Jesus Christus, unser Herr und Hort,
Schickt als Mahner uns an diesen Ort.
Wachet auf! jetzt ist nicht Schlafenszeit.
Wachet auf! zu beten seid bereit.
Ach! wir kommen aus des Feuers Schlund,
Mitleid, Mitleid fordert unser Mund.
Seht, was bleibt von aller Erdenpracht,
Nur fünf Breter in des Grabes Nacht.
Nur die Rasendecke feucht und schwer,
Nur ein Häuflein Stroh und sonst nichts mehr.
Als ich noch auf Erden glücklich war,
Drängte sich um mich der Freunde Schar,
Seit ich kostete des Todes Pein,
Bin ich ach! vergessen und allein.-
Brüder, Eltern, Freunde allzumal,
O erbarmt euch meiner Angst und Qual!
Ach! wir kommen aus des Feuers Schlund,
Mitleid, Mitleid fordert unser Mund.*)

Langsam gehen die Sänger vorüber; Wort und Melodie verhallen in der Ferne, aber jeder, der die herzzerreißende Klage hört, gelobt, noch mehr als sonst für seine Todten zu beten.

Endlich wird es still im Dorfe; die Armen haben den Rundgang vollendet — für den sie am nächsten Morgen alles erhalten, was die „Seelen" an Speise und Trank übrig lassen —, die Trauernden haben sich in den Schlaf geweint, und bis die Glocken zur Frühmette rufen können die Gespenster ungestört ihr Wesen treiben.

Ein bretagnisches Sprichwort sagt: daß in dieser Nacht mehr arme Seelen in der Luft zusammengedrängt sind, als welke Blätter am Boden liegen. Wer zu den „Begabten" gehört, kann sie sehen, wie sie in weißer, nebelhafter Gestalt um die Gräber tanzen, um die Kränze zu betrachten, die man ihnen geweiht hat; wie sie aus einem Hause ins andere huschen; wie sie durch Felder und Wiesen gehen, ihre Lieblingsplätze aufzusuchen; wie sie in Scharen über die Haide ziehen, den Stätten zu, wo sie im Kampfe gefallen sind, oder wie sie aus dem Meere aufsteigend mit triefendem Haar und trostloser Geberde am Ufer irren, weil niemand für sie gebetet hat.

---

*) Das Original dieses Liedes „Kanaouen ann Anaon", das besonders im Bezirk von Cornouaille gesungen wird, ist in de la Villemarqués Sammlung Barzas-Breiz enthalten.

Aber nicht allein die Todten, auch aller „Vorſpuk“ iſt in dieſer Nacht lebendig. Während die Bettler ihren Rundgang machen, ſehen ſie zuweilen eine Kerze vom Himmel fallen, deren Flamme nach unten gekehrt iſt und in mattweißem Lichte ſchimmert. Es iſt die „Todtenkerze“, die ſich dem Hauſe zuſenkt, wo binnen kurzer Zeit eine Seele vom Körper ſcheiden ſoll. Gewöhnlich verlöſcht ſie, ſobald ſie das Dach des Hauſes, dem die Weiſſagung gilt, berührt hat; zuweilen ſinkt ſie aber auch durch den Schornſtein hinunter, und mehr als eine treue Krankenwärterin hat das geſpenſtiſche Licht über dem Haupte des Kranken ſchweben und erſt auf ſeinem Kopfkiſſen verlöſchen ſehen. Es iſt übrigens immer der Vorbote eines ſanften Todes, und wenn man bei ſeinem Anblick nicht verſäumt ein Ave Maria zu beten, bleibt es für den, der es ſieht, ohne alle Gefahr.

Deſto unheilvoller iſt die Begegnung des „Todtenwagens“, den man häufig in langen, dunkeln Nächten, beſonders aber in der Allerſeelennacht durch die Dorfgaſſen raſſeln hört. Es iſt ein großer, ſchwarzbehangener Wagen, der einen ſchwarzen, mit Todtenköpfen verzierten Sarg trägt. Acht weiße Pferde ſind davor geſpannt, und acht weiße Hunde geben ihm das Geleit. Wer ihn erblickt, muß unfehlbar im Laufe des Jahres ſterben, und wo er anhält wird innerhalb deſſelben Zeitraums eine Leiche im Hauſe ſein. Darum wirft ſich der verſpätete Wanderer, der den unheimlichen Wagen heranraſſeln hört, mit dem Geſicht zur Erde, die Schläfer, die in den Häuſern davon erwachen, ziehen die Decke über den Kopf und alle beten zur Mutter der Gnaden, daß ſie ihn raſch vorüberführen möge.

Außer dieſen „Verkündigungen“, die in der ganzen Bretagne bekannt ſind, hat noch jeder Diſtrict ſeine Localgeſpenſter, deren Erſcheinen Tod oder Unheil anſagt, und die ebenfalls nicht verſäumen, ſich in der Allerſeelennacht zu zeigen.

Bald iſt es — wie in der Gemeinde von Rizon — ein alter Mönch, der klagend umherirrt; bald ſind es die „Wäſcherinnen“, weiße Frauen, die an Bächen oder Flüſſen die Hemden der Todten waſchen und dazu in einer ſchauerlichen Litanei die Namen derer abſingen, die in der nächſten Zeit ſterben ſollen. Oder das Rieſenirrlicht verläßt die Stätte, wo ein Mord begangen wurde, um an dem Orte zu tanzen, wo neues Unheil droht. Oder die „rothen Mönche“ reiten in ihren weißen Mänteln auf Pferdegerippen durch das Land, um an die Thür der Unglückſeligen zu pochen, die den Heiligen die Ehre verſagen, die ihnen gebührt — und dazu ſchreien die Eulen, die Wetterfahnen kreiſchen, der Wind fährt heulend um die Giebel und durch die Bäume, unheimlich murmelt es im Waſſer — und alle dieſe Stimmen klagen oder warnen, nur ſchade, daß ſie von ſo wenig Menſchen verſtanden werden.

Aber die lange, bange Nacht geht zu Ende. Um vier Uhr läuten die Glocken zur Frühmette, ihr geſegneter Klang verſcheucht den Spuk und treibt die armen Seelen an den Ort zurück, wo ſie für die Irrthümer und Sünden ihres Erdenlebens büßen. In allen Häuſern wird es lebendig; wer nicht durch Altersſchwäche oder Krankheit ans Haus gefeſſelt iſt, eilt in die Kirche, und nachdem hier abermals in Gemeinſchaft für die Verſtorbenen gebetet iſt, ordnet ſich die Gemeinde zur Proceſſion um den Kirchhof.

Es iſt ein düſtrer Zug, der im Morgengrauen aus der Kirche hervorkommt. Die Männer gehen baarhaupt, von ihren langherabhängenden Haaren wie von einem Schleier umwallt; die Frauen tragen weite, dunkle Kapuzen. Alle halten Roſenkränze in den Händen, einige auch brennende Kerzen, deren Flämmchen vom Winde bewegt unſicher hin und herſchwanken. Keine Kirchenfahne breitet ihre glänzenden Falten über den geſenkten Häuptern aus, nur das Crucifix, das mit ſchwarzen Bändern oder Flören geſchmückt iſt, wird vor dem Pfarrer hergetragen, der, wie die Chorknaben, ein ſchwarzweißes Meßgewand trägt.

Langſam bewegt ſich der Zug um den Kirchhof; der Pfarrer ſprengt Weihwaſſer auf die Gräber und ſingt eine Litanei, in welche der Chor pſalmodirend einfällt. Nach vollendetem Rundgang knien alle zwiſchen den Gräbern nieder, um den Segen des Pfarrers zu empfangen, und kehren dann nach Haus zurück, getröſtet durch den ſchönen Kinderglauben, daß ſie in Gebet und guten Werken in faſt unmittelbarer Verbindung mit ihren geliebten Todten zu bleiben vermögen.

Bilder aus Griechenland.

7.

Die Burgen von Argolis. — Mantinea und Tripolitza.

Der nächſte Weg von Korinth nach Argos führt über die Hochebene von Kleonä, nach welcher man durch eine etwa anderthalb Meilen lange, tiefe Schlucht allmälig hinaufſteigt. Die Wände der Schlucht beſtehen aus graugelbem lockern Sandſtein und ſind vielfach von Regenrinnen durchfurcht und faſt nur mit Geſtrüpp bewachſen. Im Grunde unten murmelt zwiſchen Oleandern, Myrthen und einzelnen wilden Birnbäumen ein kleines Gebirgswaſſer, welches ſich ein tiefes, ſchroff abſtürzendes Bett in das Erdreich gewühlt hat. Etwa-

eine Stunde von Korinth bezeichnet ein Wachthaus eine Stelle, die früher von Räubern unsicher gemacht wurde. Sonst begegnet dem Wandrer fast nirgend eine Spur der Menschenhand. Auch die Hochebene ist nur zum Theil bebaut. An dem einen der kahlen Berge, die sie im Süden überragen, zieht sich mit grauen Mauern und rothen Dächern das ansehnliche Dorf Hagios Vasilios hinauf, und westlich von hier erhebt sich in sanfter Steigung ein Hügel mit einer weiten Trümmerstätte. Es ist das „wohlgebaute Kleonä" Homers. Jetzt erkennt man nur noch den Lauf der Stadtmauer, den Rest eines Thores und die Stellen, wo die Tempel gestanden.

Nur ein Alterthumsforscher wird sich hier länger aufhalten. Wir begnügten uns mit einem Blick aus der Ferne und folgten dann einem der Wege, die über die Ebne an einigen alten Steinbrüchen vorüber, bei denen man das links in einer Senkung gelegne freundliche Oertchen Kurtessa gewahrt, nach dem Rücken des Phukagebirges und in die Thalmulde von Nemea führen. Der Bergkamm, der sich an der höchsten Stelle gegen dreitausend Fuß über das Meer erhebt, zeigt wie alle Höhen der Gegend nichts als graues Gestein und Zwergholz, ein Anblick, der um so düstrer und trostloser erschien, als die Gewitterwolken, welche am Himmel standen, ihre Schatten über das Land warfen. Der Weg, steil und mit Felsbrocken übersäet, voll Löcher, Kanten und Spalten, ist ein bloßer Ziegenpfad, von dem man nicht eher glaubt, daß er der alte ist, auf dem in der Zeit der Spiele die Wagenlenker Korinths und Kleonäs herbeikamen, bis man auf die Spuren ihrer Räder aufmerksam gemacht wird. Ein Hirt weidete an dem Abhange Ziegen und Schafe. Seine Hunde fielen uns mit einem Grimm an, als ob sie den Sinn des nemeischen Löwen geerbt hätten.

Endlich war die Höhe erklettert, und indem wir die keuchenden Pferde verschnaufen ließen, blickten wir in das Thal hinab, welches einst die Siege der Helden Pindars sah. Ich dachte an das Festgewoge, das er besungen, an den Zeustempel mit seinem Cypressenhain, an die sturmhufigen Rosse und die Läufer der Rennbahn, die Ringer und Faustkämpfer, denen der Eppichkranz geworden, an die laute Lust der Feierschmäuse und an ihn selbst, den Sänger, der wie Apollo „mit goldnem Plektron die sieben Zungen der Phorminx rührte". Jetzt war das Thal eine lautlose todtenstille Stätte. Nirgend war an den kahlen Bergseiten ein Baum, nirgend ein Mensch oder auch nur ein Hausthier zu sehen. In der Ferne lag an einem der westlichen Abhänge ein kleines Dorf. In der Tiefe bewegte der Wind gelbe Gerstenfelder. Daneben ragten aus einem grauen Trümmerhaufen einige Säulen. Wir ritten hinauf und quer durch das Getreide nach den Ruinen. Es sind die des Zeustempels: drei aufrechtstehende Säulen mit Gebälkresten, einige andere, die in Reihen von Trommeln zerfallen, noch einige, deren Trommeln weiter aus-

einandergerollt sind, ein Stück der Cella, zwei oder drei Quaderlagen hoch, und ringsum im Grase ein wüstes Durcheinander von Steinwürfeln, Architravstücken und Kapitälern. Der Bau hatte ursprünglich 38 Säulen, 6 an jeder Front, je 14 an den Langseiten. Das Material ist der Kalkstein der Brüche auf der Ebne von Kleonä, die Ordnung der Säulen die dorische. Der Eindruck der Ruinen ist kein günstiger. Ihre Erscheinung ist in architektonischer Hinsicht das gerade Gegentheil der Physiognomie des Tempels in Korinth. Waren dort die Säulen dick, fast wie ägyptische, so sind sie hier schlank wie jonische, standen sie dort dicht nebeneinander, so sind sie hier durch weite Zwischenräume getrennt, hatten sie dort ein zu hohes Gebälk, so ist es hier scheinbar zu niedrig. So fühlt man sich versucht zu glauben, das Ganze müsse im Vergleich mit den dorischen Tempeln Athens schwächlich, mager, so zu sagen hochbeinig ausgesehen haben. Indeß ist dabei zu bedenken, daß man nach diesen geringen Resten nicht über den Bau in seiner Unversehrtheit urtheilen kann, daß die Alten die Verhältnisse ihrer Architekturwerke überall der Gegend anpaßten, in die sie bauten, und daß Proportionen, welche sich für einen Tempel schickten, der auf einer Höhe oder auf einem mit Häusern umgebenen Markte seine Stelle hatte, sich nicht eigneten für einen andern, der einsam in einem tiefen schmalen Thale stand. Und man darf um so weniger vorschnell über diesen Bau absprechen, da derselbe der Zeit kurz nach der marathonischen Schlacht seine Entstehung verdankt, in der die griechische Kunst sich dem Gipfel der Vollendung näherte.

Nachdem wir aus der Quelle Adrasteia getrunken, aus der einst Polynikes und die Sieben gegen Theben ihren Durst gelöscht, kehrten wir auf einem andern, aber nicht minder beschwerlichen Wege über den Kamm des Phukagebirgs nach dem Thalbecken von Kleonä zurück. In einer Mühle, die in einer Vertiefung südwestlich von Kurtessa liegt, und mit der eine Herberge verbunden ist, wurde gefrühstückt. Das Plätzchen war nach den kahlen Gegenden, die wir den Morgen über durchzogen, und nach der schwülen Hitze, die wir erduldet, mit seinen hohen Pappeln und seinem grünen Garten, seinen Kirsch- und Feigenbäumen, seinen Rosenhecken und Oleanderbüschen ein wahrer Augentrost, und ich empfehle es jedem, der die Reise so eintheilen kann, daß er hier einige Stunden zu rasten im Stande ist. Ungemein anmuthig war es, die Ueppigkeit der Reben zu bewundern, die mit ihren grünen Rankenarmen hier durch blühenden Hollunder herausdrangen, dort die Rosenbüsche umschlangen, mit deren Blumen der Wirth unsern Tisch schmückte, und schwer läßt sich das paradiesische Behagen beschreiben, mit dem die müden Reiter sich nach dem Mahle, des weinspendenden Gottes voll, in die Schatten des großen Nußbaums und seiner Nachbarn, der alten schönen Platane und des riesenhaften Feigenbaums neben dem Mühlbach streckten und so lange durch das Wipfel-

grün in das dunkle Himmelsblau hinaufsahen, bis sie von der Musik dieses einsamen Idylls, einem Concert aus dem Geläut der am Berghange weidenden schwarzen Ziegenherde, dem Klappern des Mühlrads, dem Murmeln des Bachs, dem leisen Rauschen der Zweige und dem Flöten der Nachtigallen des Gartens eingesungen waren.

Der wilde düstere Grund, in den wir hart hinter der Mühle eintraten, ist das Widerspiel dieses lieblichen Oertchens. Er führt durch den hohen Felswall des Tretonberges, welcher die Wasserscheide des korinthischen und argolischen Golfs bildet. Während die Mühle wie ein Bild des Friedens daliegt, knüpfen sich an die Schlucht blutige Erinnerungen aus alter und neuer Zeit, und unter anderm erlitt hier im Unabhängigkeitskriege ein türkisches Heer auf dem Rückzug von Argos nach Korinth eine Niederlage, die fast einer Vernichtung gleichkam. Die Abhänge des Passes sind mit dunklem Strauchwerk bewachsen. Der Bach, der an einzelnen Stellen kleine Sümpfe bildet und so die ganze Sohle der Schlucht ausfüllt, daß kein Raum für den Weg bleibt, ist mit myrthenähnlichen Büschen und den an allen Gewässern des Landes wiederkehrenden Oleandern oft förmlich laubenartig überwölbt. Hier und da findet man Spuren alter Befestigungen zur Sperrung des Passes, und nicht fern von dem Punkte, wo dieser sich in die Ebene von Argos öffnet, stehen zwei halbverfallene Wachthäuser aus der Türkenzeit.

Es war ein überraschendes Bild, welches sich uns bot, als wir bei sinkender Sonne aus dem schon halb in die Schatten seiner Berge gehüllten Thale hinausritten und vor uns die weite, noch allenthalben mit vollem Tageslicht vergoldete argolische Ebene sich ausbreiten sahen. Noch eine Strecke, und vor uns schimmerte über dem blauen Meere das weiße Nauplia und sein röthliches Bergcastell, während zur Rechten der kahle Kegelberg, welcher die bräunlichen zinnengesäumten Mauern der Burg von Argos trägt, und zur Linken die beiden mächtigen grauen Felshäupter in die Scene traten, zwischen denen der Hügel mit dem Königsschloß Agamemnons sich erhebt. Die ferneren Gebirgszüge, die sich rechts um die Bucht ziehen und im Westen steil und zackig bis hart an die See hingeschichtet sind, strahlten im schönsten Lichtviolett. In der Ebene wechselten gelbe Getreidefelder mit grünen Gärten und einzelnen Dörfern. Die letztere scheint einen fruchtbaren Boden zu haben, ist aber in der Nähe des Meeres, wo sich Sümpfe gebildet haben, von gefährlichen Fiebern heimgesucht, während die Striche unmittelbar unter den Bergen Mangel an Wasser leiden. Wo der Inachus fließt, weiß Gott und der Zeichner unserer Karte. Wir vermochten nicht einmal sein Bett zu entdecken.

Damit genug von der Landschaft. Wo von allen Seiten Erinnerungen an die Heroen Homers auf die Seele eindringen, bleibt wenig Neigung, sich

mit andern Dingen, als denen zu beſchäftigen, an welche dieſe Erinnerungen ſich unmittelbar knüpfen.

Unſer Plan war, zuerſt Mykenä zu beſuchen, und hierauf in Argos zu übernachten. Am nächſten Morgen ſollte uns ein Wagen nach Tiryns und Nauplia bringen, und dann dachten wir mit der Fähre über die Bucht nach dem Dorfe Mylos zu gehen, welches an dem Sumpfe von Lerna liegt, und wo uns die vorausgeſandten Pferde und Maulthiere zur Weiterreiſe nach Tripolitza erwarten ſollten. Nach dieſem Plan ritten wir, während die Packthiere nach Argos weiter zogen, die ſteile, mit unzähligen Felsbrocken beſäete Thalwand hinan, die ſich beim Dorfe Karvati öſtlich von der Straße erhebt. Oben angelangt, ſahen wir zunächſt in eine Schlucht hinab, deren andere Seite zu einem gewaltigen Felsberge aufſtieg. Daneben im Norden bemerkten wir einen von dem Berge durch eine Nebenſchlucht geſchiedenen Hügel, der, mit Terraſſen aus rieſigen Quadern umgeben, etwa die Geſtalt einer in mehren hohen Stufenabſätzen ſich zuſpitzenden Pyramide hatte. Dieſer Hügel mit ſeinen Terraſſen und Mauern war die Burg des „goldenen Mykenä", das Königsſchloß der Atreusſöhne. Indem wir näher kamen, bemerkten wir, daß ein Theil des Baues aus unbehauenen, aber wohl ineinandergefügten Blöcken, der größere Theil dagegen und namentlich die Mauer auf dem Gipfel des Hügels aus Lagen von regelmäßig bearbeiteten Steinen beſteht. Ein breiter Weg, der Spuren von Wagenrädern erkennen läßt, führt vor ein in der Art ägyptiſcher Tempelportale nach oben enger werdendes Thor, neben dem ſich rechts und links Baſtionen erheben. Die Pfoſten des Thores beſtehen in zwei Steinpfeilern von anderthalb Mannshöhe, darüber liegt ein dritter, der funfzehn Fuß Länge und in der Mitte über vier Fuß Breite hat — Maße, die wie der ganze Bau an ägyptiſche Pylonen erinnern. Auf dieſem koloſſalen Thorgewände ruht das berühmte Basrelief, welches das älteſte Werk der helleniſchen Sculptur iſt: eine dreieckige Tafel von ſchwarzem Kalkſtein, auf der zu beiden Seiten einer Säule zwei Löwinnen ſich aufbäumen. Ihre Vordertatzen ruhen auf der Säule. Ihre Köpfe ſind abgeſchlagen. Gegen Norden hin befindet ſich ein ähnliches kleineres Thor. Im Innern der Burg ſteigt das Terrain noch immer, ſo daß dieſelbe in eine untere und eine obere Hälfte zerfällt. Auf dem abgeplatteten Gipfel trifft man Spuren von Ciſternen. Thürme ſcheint die Burg nicht gehabt zu haben. Das Wohnhaus der Könige, welches ich mir wie den ſtumpfen, nach oben pyramidaliſch ſich verjüngenden Thurm von Medinet Habu vorſtelle, in dem der „reiche Rhampſinit" Herodots wohnte, iſt in den Trümmern nicht zu finden. Ebenſo wenig läßt ſich genau beſtimmen, wo die Stadt gelegen hat. Die Seiten und der Boden der Schlucht, in welche die Burg hinabſieht, waren bei unſerer Anweſenheit mit Getreide beſtellt.

Während mein Gefährte das Löwenthor zeichnete, gab ich mich der Stimmung hin, welche die Erinnerung an die Urzeit von Argos weckte. In dieser tiefgefurchten Wagenspur hatte ein Geschlecht sein Gedächtniß eingedrückt, welches bis auf den hochleuchtenden Völkerfürsten Agamemnon eher einem Geschlecht von Dämonen als von Menschen glich. Aus dieser Pforte quoll vor dem geistigen Auge ein langer Zug von Graungestalten mit klaffenden Todeswunden, ermordete Brüder, Väter, Mütter und Gatten, ein griechischer Hamlet, eine antike Chrimhilde, Männer, Greise, Jünglinge bespritzt mit eignem und fremden Blut. Dort oben, wo der Trümmersturz vielleicht die Städte der Halle des Atreus bezeichnet, aß der unselige Thyest die eignen Kinder, die ihm der Bruder geschlachtet. Von da unten her scholl sein Fluch herauf, der wie ein Echo durch die ganze Geschichte der Atriden widerhallte und bei jedem Widerhall neue Blutthat gebar. Hier war Agamemnon mit Kassandra vom Wagen gestiegen, um der Axt Aegisths zum Opfer zu fallen. Durch dieses Löwenthor schritt Orestes, der Rächer, der Muttermörder. Diese grauen Mauern hörten die Klage Klytämnestras über die geopferte Iphigenia, ihr verzweiflungsvolles Wehe, als der Sohn das Schwert nach ihr zuckte, und Elektras gräßlich kaltes „Triff noch einmal, wenn du kannst!“ Ueber die wilden Gestalten wirft die Vergangenheit umsonst ihre grauen Nebelschleier. Deutlich erkennbar in ihren Zügen gehen sie in den Ruinen um, und deutlich sieht man über der Höhe der Burg die schlangenhaarigen Göttinnen schweben, die den letzten dieses Stammes von Frevlern verfolgten.

Diese Stimmung wurde erhöht durch den Besuch des Grabes Agamemnons, welches etwa achthundert Schritte vom Löwenthor auf dem Kamm des Bergzugs liegt, der zwischen der Straße nach Argos und der oben erwähnten Schlucht sich hinstreckt. Es ist ein Bau von der Form einer spitzzulaufenden Kuppel, gebildet aus Steinblöcken, die, von unten bis zur Spitze wagerecht übereinandergelegt und in immer engeren Ringen vortretend, allenthalben ihre Kanten, nicht wie unsere Gewölbe die schräg gemeißelten glatten Seiten zeigen. Außen ist es mit Erde überworfen, so daß es mit Ausnahme der Stelle, wo der Eingang ist, ungefähr einem unserer norddeutschen Hühnenbetten gleicht. Vom Boden bis zu dem obersten Steine der Kuppel mißt es gegen funfzig Fuß, der Durchmesser des untersten Quaderrings beträgt etwas weniger. In den Steinblöcken bemerkt man verschiedene Löcher, in denen man Erznägel gefunden hat, welche die Gelehrten schließen ließen, die Wölbung sei einst mit ehernen Platten überkleidet gewesen. Das Thor, welches in das Grabmal führt, hat dieselbe Form wie die Thore der Burg, das heißt, seine Oeffnung (die jetzt mit einer schlechten Bretterthür verschlossen ist, zu der ein Geistlicher in Karvati den Schlüssel hat) ist nach oben pyramidal geneigt. Seitenpfosten hat es nicht, wol aber liegt darüber ein ähnlicher

ungeheurer Deckſtein und über dieſem eine dreieckige Platte wie am Löwenthor. Läßt man ſich das Innere der Kuppel erleuchten, ſo gewahrt man rechts vom Eingange eine kleinere Thür, welche in eine viereckige Kammer mit gerundeter Decke führt. Letztere iſt ganz in den Felſen gehauen und enthielt vermuthlich die Leiche des Königs, vielleicht auch die Gebeine ſeiner Familie, während der Rundbau dadurch, daß er die den Todten mit ins Grab gegebenen Koſtbarkeiten einſchloß, die bei Pauſanias zu leſende Bezeichnung des Ganzen als „Schatzhaus des Atreus" gerechtfertigt haben mag. Drei ähnliche unterirdiſche Bauten, eines nicht fern vom Löwenthor, ein zweites auf der dem Wege zum Tretonpaß zugekehrten Seite des Bergzugs und ein drittes etwas weiter öſtlich, ſind noch nicht unterſucht, und bekannt iſt, daß ſich auch bei Orchomenos in Böotien ein ſogenannter Theſauros befindet, der dieſelbe Gewölbeconſtruction zeigt und gleichfalls ein Grabmal zu ſein ſcheint.

Argos iſt eine ſehr weitläufige Stadt, indem außer den wenigen Straßen, welche den Bazar bilden, faſt alle Häuſer in Gärten liegen. Es iſt während des letzten Krieges gänzlich zerſtört worden, ſcheint ſich aber jetzt vollkommen erholt zu haben. Die Burg zeigt noch einige Spuren der alten Lariſſa, einzelne Mauern ſind ſicher ſo alt wie die von Mykenä, Anderes und zwar das Meiſte ſtammt aus dem Mittelalter, wo fränkiſche Ritter ſich hier feſtſetzten, und aus venetianiſcher Zeit. Intereſſanter iſt das Theater, welches im Süden der Stadt in die Bergwand eingehauen iſt, die ſich hinter dem Burgberge und zu beiden Seiten deſſelben hinzieht. Die halbmondförmigen Sitzſtufen, 67 an der Zahl und jetzt vom Schutt gereinigt, werden ſchon von weitem deutlich ſichtbar. Es hat einen Durchmeſſer von faſt zweihundert Schritten und mag an zwanzigtauſend Menſchen gefaßt haben. Auf der Orcheſtra fanden wir ein Tabaksfeld. Am weſtlichen Ende ſteht ein verfallner römiſcher Ziegelbau mit einer halbkreisförmigen Niſche und einigen Gewölben. Oeſtlich befindet ſich eine ähnliche, aber kleinere Ruine. Ueber dem Theater trifft man auf die Trümmer eines Tempels der Aphrodite.

Wir ſchliefen die Nacht in einem Garten neben dem Kaffeehauſe, in welchem Spiro unſer Abendeſſen bereitet hatte. Bald nach drei Uhr weckte uns die Peitſche des Kutſchers, der uns nach Tiryns und Nauplia fahren ſollte. Indem wir über die Ebene hinkutſchirten, hatten wir ein Bild des Uebergangs der Nacht in den Tag vor uns, wie ich es ſo farbenprächtig nie vorher geſehen. Zuerſt ein graues Einerlei, in welchem hier und da ein ſchwarzer Baumwipfel auftauchte, begann die Gegend allmälig Farbe anzunehmen, bis ſie, kurz vor dem Aufgang der Sonne, mit den aus einer Wolke getretenen goldgelb über dunkelvioletten Bergen in hellblauem Himmel leuchtenden Vollmonde auf der einen und dem tiefen brennenden Orange-

gelb des beginnenden Morgenroths über meerblauem Felsenhorizont auf der andern Seite einen Zauber auf das Auge übte, vor dem die Gedanken vergingen.

Die Sonne war eben über den Bergen erschienen, als wir links von der Chaussee, die hier durch grüne Gärten und Felder führt, einen niedrigen Hügel mit Mauerwerk aus mächtigen Quadern bemerkten. Der Wagen hielt still. Wir waren vor den Ruinen von Tiryns. Die felsige Höhe, auf der sie liegen, ist nicht höher als etwa vierzig Fuß. Ihre Gestalt erinnert an eine Sandale, ihre Länge beträgt oben gegen dreihundert, ihre größte Breite ungefähr neunzig Schritte. Die Reste der Burg, deren Erbauung lydischen Cyklopen zugeschrieben wurde, befinden sich jedenfalls noch in demselben Zustande, wie im Jahre 466 v. Chr., wo sie von den Argivern zerstört wurde. Es sind Mauern, Theile von Thoren, Gänge mit Ueberwölbung erhalten, alles zusammengefügt aus unbehauenen Steinen und ohne Anwendung von Mörtel. Um den Rand der Sandale läuft eine Mauer von Felsblöcken, von denen einige die kolossale Länge von zwölf Fuß und eine Höhe von fünf Fuß haben. Der von dieser Mauer eingeschlossene Raum zerfällt in eine südliche und eine nördliche Hälfte, von denen die erstere etwas größer als die letztere ist und zugleich einige Fuß höher liegt. Dieser doppelte Burghof war bei unsrer Anwesenheit mit Getreide besäet, während an den Seiten des Hügels ein Wald hoher rothblühender Distelstauden wuchs. Jene höhere Südhälfte der Burg scheint stärker befestigt gewesen zu sein, als die tiefer gelegene nördliche. Thürme hatte Tiryns wahrscheinlich so wenig wie Mykenä, dagegen wie dieses Mauervorsprünge zur Vertheidigung der Flanken. Ein solcher erhebt sich namentlich neben dem Aufgang nach dem großen Hauptthore im Süden, und zwar so, daß die Stürmenden ihm die rechte unbeschildete Seite zukehren mußten. Eigenthümlich ist die Bauart der Gänge, welche zu beiden Seiten des Thores in der Mauer des obern Theiles der Burg angebracht sind, und von denen der größere bei einer Breite von ungefähr sechs und einer Höhe von ziemlich zwölf Fuß fast neunzig Fuß lang ist. Die Decke dieser Gänge endigt mit einer Art Gewölbe von der Form unsres Spitzbogens, eine Gestalt, die nicht durch Abschrägung der Steine, sondern ähnlich wie beim Grabmal des Agamemnon in Mykenä dadurch hervorgebracht ist, daß die Steine von da an, wo der Bogen beginnt, so aufeinandergelegt sind, daß jeder ein wenig über den nächsten untern hervortritt und die beiden Seiten der Wand in den obersten Schichten zusammentreffen. Da die Blöcke unbearbeitet sind und die Wände aus nur fünf oder sechs Lagen bestehen, so kann von einem Spitzbogen natürlich nur ganz entfernt die Rede sein. Das Ganze sieht überhaupt plump und ungeschlacht, etwa wie ein von Riesenkindern zusammengelegtes Spielwerk, aus und interessirt nur durch sein hohes Alterthum und durch den Con-

traſt, den es bildet, wenn man ſich das Parthenon oder einen andern Bau der perikleiſchen Zeit daneben denkt.

Im Süden der Trümmerſtätte ſteht, von den Wipfeln ſchöner alter Bäume beſchattet, ein großes gelbes Haus, wo früher der Präſident Capodiſtrias eine Zeit lang gewohnt hat, während nach Spiro jetzt eine Erziehungsanſtalt für Gärtner darin iſt. Rechts von der Straße ziehen ſich nach dem Meere hin Sümpfe, welche dieſe Gegend äußerſt ungeſund machen.

Von hier fährt man bis Nauplia etwa zwanzig Minuten. Die Stadt ſieht aus der Ferne ſehr anmuthig aus und hat regelmäßige Hauptſtraßen. Sie iſt bis auf eine kleine Landenge im Südweſten mit einem tiefen Feſtungsgraben umgeben und nur durch ein Thor zugänglich. Ueber ihr ragt auf hohem Bergvorſprunge das ſehr ſtarke Fort Palamidi, vor ihr breitet ſich der Hafen aus, deſſen Eingang durch ein kleines, auf einem Klippeneiland gelegenes Kaſtell vertheidigt wird. Noch ſieht man über den Thoren und an verſchiedenen andern Stellen den Löwen von San Marco, unter deſſen Aegide die Werke um die Stadt erbaut wurden. Sonſt erinnere ich mich beim Rückblick auf Nauplia an nichts als an vorhangloſe oder mit vergilbten Gardinen verhangene Fenſter, Reſte von Transparents und Ehrenpforten, mit denen man einige Wochen vorher das fünfundzwanzigjährige Jubelfeſt der Ankunft König Ottos in Griechenland gefeiert, an das häßliche gelbe Haus, das er dann mehre Jahre bewohnt, ſchmuzige Läden und Kaffeeſchenken, eine Kirche mit farbenreichen Heiligenbildern und hohen Kandelabern und ein wildes Getümmel ſchnurrbärtiger pumphoſiger Schiffer am Hafen. Einige von den letzteren brachten uns mit mehrern Griechen, die ebenfalls nach Tripolitza wollten, bei ziemlich ſtürmiſchem Wetter über die Bai nach Mylos hinüber, eine Fahrt, bei der es mehre Seekranke gab. Unterwegs belehrte uns Spiro, daß jenes Klippenfort auf dem Eiland vor dem Hafen zugleich die Beſtimmung habe, dem Scharfrichter von Griechenland zum Aufenthalt zu dienen. Derſelbe ſei ſelbſt ein todeswürdiger Verbrecher geweſen und müſſe hier wohnen, da er ſonſt vor der Blutrache der Verwandten der von ihm Guillotinirten nicht ſicher ſei — Angaben, die uns in Athen mit dem Hinzufügen beſtätigt wurden, der Mann müſſe, wenn er irgendwo gebraucht werde, von einer Compagnie Soldaten in den betreffenden Ort escortirt werden, und er habe die liebenswürdige Gewohnheit, den abgeſchlagenen Köpfen, bevor ſie nach Landesgewohnheit öffentlich ausgeſtellt würden, die Schnurrbärte zu kräuſeln, damit ſie hübſch reputirlich ausſähen. Will niemand ein Gedicht machen auf den Seelenzuſtand des blutigen Eremiten auf der einſamen Inſel? Das Sujet eignet ſich auch gut zum Ausputz eines Romans mit pſychologiſchen Schlagſchatten à la Han d'Islande. Es wäre ſchön, wenn man es damit aus der Wirklichkeit des modernen Hellas entfernen könnte, in die

es, mit Erlaubniß der Herren Verehrer Neugriechenlands, nicht beſonders paſſen will.

Mylos iſt ein Ort, der nur aus einigen Mühlen und Schenken beſteht. Dahinter liegen Gärten mit Gemüſen und hohen Bäumen, daneben ſtreckt ſich ein ſchilfbewachſener Moraſt hin, in welchem man den lernäiſchen Sumpf erkannt hat. Die große Schlange deſſelben iſt, wie wir wiſſen, von Herakles erlegt worden. Der Sumpf aber ſetzt mit ſeinem giftigen Odem ihr Mörderwerk fort, und keinem Fremden wäre es zu rathen, ſich hier länger aufzuhalten. Ein Stück hinter Mylos führt die Straße an dem Quell Eraſinus vorüber, deſſen Waſſer noch heute ſeinen alten Ruf bewahrt. Einige hundert Schritte weiter wendet ſich die Chauſſee und biegt rechts in ein von hohen Bergen umſchloſſenes Thal ein, in welchem man zur Rechten des Weges auf einem Felſenhügel die Reſte einer ſtumpfen Pyramide gewahrt, die vielleicht auf ägyptiſche Coloniſten hinweiſt.

Von jetzt an beginnt die Straße zu ſteigen. In zahlreichen Windungen führt ſie in weſtlicher Richtung an den Bergkämmen hin, die ſich hier zwiſchen der Hochebene von Tripolitza hinziehen. Die Höhen ſind ſämmtlich kahl und öde. Bisweilen trifft man einen kleinen dürftigen Khan, bisweilen einen Quell, der von der Türkenzeit eine Einfaſſung erhalten hat. Vier Stunden von Mylos ſieht man in eine Thalmulde hinab, an deren Wänden rechts und links von der Straße große Dörfer in Bäumen liegen, und deren Boden gut angebaut iſt. Im Norden dieſes tiefen Grundes ſtehen auf ſchroffem Felsabhange Ruinen von gerundeten Thürmen und Mauern, in denen man die Reſte der Burg von Hyſiä finden will. Nachdem die Straße in das Thal hinabgeſtiegen iſt, beginnt ſie bei dem hohen Parthenionberge wieder allmählig bergan zu führen, und indem ſie deſſen höchſten Gipfel, auf dem die Trümmer der byzantiniſchen Stadt Muchli liegen, rechts umgeht, tritt ſie auf die große arkadiſche Hochebene hinaus. Dieſelbe iſt gegen vier deutſche Meilen lang und etwa zwei Meilen breit, und biegt, allenthalben von hohen, rauhen, baumloſen Höhen umgeben, nach mehrern Richtungen hin zu Seitenthälern ein. Außer der am Nordende der Fläche gelegenen Stadt Tripolitza ſtehen auf ihr und an ihren Bergen gegen 20 Dörfer. Sie iſt wohlbebaut, aber der Mangel an Bäumen, an dem ſie leidet, nimmt ihr die Anmuth, welche unſere Phantaſie mit dem Namen Arkadien verbindet.

Es dunkelte bereits, als wir in die Ebene hineinritten, und ſo blieben wir in dem erſten Khan, den wir trafen. Das Dorf, zu dem er gehört, heißt Stenos. Es hat eine kleine alte Kirche, neben der man eben eine neue aufzuführen im Begriff war. Die Schule war ganz in der Weiſe unſerer Dorfſchulen eingerichtet; auf dem Katheder des Lehrers, eines freundlichen Graubarts mit ſchneeweißer Fuſtanella, fanden wir ein neugriechiſches Buch über

den Protestantismus im Morgenlande. Auf dem Rückweg nach unserm Zelt begegnete uns eine Frau mit einem gelben Turban, die eine Wiege mit einem kleinen Hellenen wie einen Köcher an einem Bande auf dem Rücken trug. Beim Essen bekamen wir Besuch von dem Dimarchen, der uns alte Münzen anbot, welche in den eine Stunde von hier gelegenen Ruinen von Tegea gefunden worden. Der Abend war hier oben, 2800 Fuß über dem Meer, außerordentlich kalt, so daß es außer dem Zelte kaum auszuhalten war. Der Wein des Khanwirths entsprach mit seiner Säure diesem hyperboräischen Klima, und so war uns die erste Nacht in Arkadien nichts weniger als arkadisch zu Muthe.

Den nächsten Morgen ritten wir, während unsere Maulthiere nach Tripolitza vorausgingen, am Ostrande der Ebne nach dem Seitenthal, in welchem die Ruinen von Mantinea liegen. Die Dörfer, an denen wir vorüberpassirten, sahen ziemlich wohlhabend aus. Bei dem einen butterten Frauen auf einer Wiese, während andere am Brunnen wuschen, wieder andere mit einem Spinnrocken voll Baumwolle umhergingen. Bei einem Hirten, dessen Hunde uns mit dem landesüblichen Grimm anfielen, tranken wir die erste Schafmilch. Ein Stück weiter begegneten wir der ersten großen Rinderheerde in Griechenland. Es war aber nicht eine Kuh darunter, und ich habe auch im weitern Verlauf der Reise keine gesehen. Mantinea sollte in drei Stunden zu erreichen sein, hatte der Schulmeister gesagt, der allein den alten Namen des Ortes kannte. Wir waren aber bereits mehr als vierthalb Stunden, und zwar ziemlich scharf geritten, und noch immer wollte sich die gesuchte Stelle nicht zeigen. Endlich belehrte uns ein Mann, der in einem Weingarten arbeitete, daß wir zu weit rechts gekommen seien, und zeigte uns den Weg, der an einem verlassenen Dorfe vorbei nach dem Kessel, auf dessen Boden die Ruinen der „alten Stadt“ (er nannte sie Paläopolis) sich befinden, führte.

Mantinea hatte zehn Thore und hundertachtzehn Mauerthürme. Es besaß ein Stadium, einen Tempel des Poseidon und einen Hippodrom. Ringsum grünten Wälder von Eichen und Korkbäumen, Haine und Gärten. Davon ist jetzt nichts mehr vorhanden. Wir sahen den von einem Bache gespeisten, mit Binsen bewachsenen Graben, der die Stadt umgab, sahen die Mauer mit den viereckigen Thürmen, welche sie in einem dem Oval sich nähernden Kreise von etwa zwölfhundert Schritt im Durchmesser einschloß, noch in der Höhe von zwei bis drei Quaderlagen stehen, sahen im Innern noch hier und da einige behauene Steine, einige kleine Säulenbruchstücke, einen Rest des Theaters. Alles Uebrige ist verschwunden, und da, wo einst vielleicht der Markt gewesen, hatten Hirten ihre Hürden aufgeschlagen. Das Interesse des Reisenden knüpft sich indeß weniger an die Stadt, als an die

Stätte, wo Epaminondas den schönen Tod des Siegers starb. Der Ort wird noch jetzt von den Führern gezeigt. Es ist ein Hügel im Nordosten der Stadt, auf dem zwei kleine Bäume stehen. Ich glaube indeß, daß der thebanische Held auf einer der Höhen mehr nach Süden hin saß, als er starb; denn von dieser Richtung rückte sein Heer gegen die vor der Stadt aufgestellten Spartaner an. In der Zeit des Pausanias war die Stelle durch ein Denkmal bezeichnet, jetzt ist keine Spur mehr davon zu finden. Aber wenige werden durch dieses Thal reisen, ohne im Stillen dem Sieger in den Schlachten von Leuktra und Mantinea zu huldigen, „dieser schönen Töchter", wie er sterbend sie nannte, „welche seinen Namen dem Gedächtniß aller Zeiten überliefern sollten."

Tripolitza, wohin wir von hier, auf gutem Wege fast ununterbrochen Galopp reitend, in einer Stunde gelangten, hat nichts Merkwürdiges, als sein trauriges Schicksal im letzten Kriege. Es war die Hauptstadt Moreas und hatte 20,000 Einwohner, die fast ohne Ausnahme Moslemin waren. Als die Griechen es im Jahre 1821 erstürmten, metzelten sie alles, was sie fanden, Männer, Frauen und Kinder ohne Schonung nieder. Später mußten sie vor Ibrahim Paschas Arabern die Stadt räumen, und der ägyptische Feldherr ließ nun sämmtliche Häuser niederbrennen und so weit dies möglich dem Boden gleich machen. Jetzt hat Tripolitza wieder circa 8000 Einwohner, und als wir in die Straßen hineinritten, herrschte des eben stattfindenden Marktes wegen ein allenthalben buntes, reges Leben. Aber noch sieht man überall Ruinen, und der Umstand, daß wir am Eingang und Ausgang von ganzen Scharen ungestümer Bettler angefallen und auf eine weite Strecke hin mit Geschrei nach einer Gabe verfolgt wurden, trug auch nicht dazu bei, die düstre, gedrückte Stimmung, in welche der Anblick der Stadt versetzt, zu erheitern.

In Tripolitza lebt ein Doctor Schimpfle, einer der wenigen Deutschen, welche nach der Revolution von 1843 sich im Lande behauptet haben. Natürlich suchten wir ihn auf und fanden einen wackern Schwaben, der sich freute, einmal wieder Deutsch sprechen und von Deutschland erzählen zu hören. Er lebt seit länger als 20 Jahren in Griechenland und ist mit einer Italienerin von der Insel Syra verheirathet, aber noch immer spricht der alte würdige Herr das beste Schwäbisch, und noch immer denkt er mit Liebe an das Vaterland zurück, von dem ihm und dem Cirkel deutscher Freunde in den Nachbarstädten, die sich gelegentlich ein Stelldichein geben, die „Augsburgerin" berichten muß, die sicher oft drei Wochen alt ist, ehe sie ihm zukommt. Andere Landsleute finden sich in Tripolitza nicht, und so hatte der gute Doctor seit Monaten schon nicht Gelegenheit gehabt, seine Muttersprache zu gebrauchen. Er wollte uns darum durchaus wenigstens einen Tag bei sich behalten, Reiter

und Roß, es wäre Raum genug im Hause. Aber die Nothwendigkeit gebot, und so kehrten wir dem gastfreien Hause den Rücken, und gingen in unsern Khan, um nach kurzer Rast an Tegea vorbei nach Sparta weiter zu reisen.

Literatur.

Arbeiten der k. russ. Gesandtschaft zu Peking über China, sein Volk, seine Religion, seine Institutionen, socialen Verhältnisse u. s. w. Aus dem Russischen von Dr. C. Abel und F. A. Mecklenburg. Berlin, bei F. Heinicke. 1858. Zwei Bände. — Seit etwa zweihundert Jahren haben die Russen in Peking einen Absteigehof für Kaufleute, ein Kloster und eine Kirche. Die Kirche wurde von gefangnen Russen gegründet, welche die Mandschu von den Ufern des Amur entführt und dem Corps der gelben Fahne zu Peking (der kaiserlichen Leibwache) einverleibt hatten. Seit jener Zeit befindet sich eine ständige „geistliche Mission" von Seiten Rußlands hier. Zuerst auf sieben, jetzt auf sechs Jahre entsendet, hat sie den Gottesdienst für die Nachkommen jener Russen zu versehen, welche griechisch-katholisch geblieben sind, und sich im Uebrigen mit dem Studium der Sprachen und Einrichtungen des Landes zu beschäftigen. Gegenwärtig besteht sie aus einem Archimandriten, drei Hieromonachen, vier Studenten, einem Arzt und einem Maler. Diese Männer haben, da sie nie als Missionäre auftraten, stets völlige Freiheit der Bewegung genossen, und niemals traf sie Verfolgung. Ihre Arbeiten über Land und Volk, die uns hier vorliegen, sind sehr gründlich und geben eine Menge der interessantesten neuen Mittheilungen über das Reich, das sich jetzt dem europäischen Verkehr erschließt. Besonders werthvolle Aufsätze sind folgende: Ueber das Grundeigenthum in China — die Ereignisse in Peking beim Fall der Mindynastie — häusliche Gebräuche (Hochzeiten und Begräbnißfeierlichkeiten) der Chinesen — Ursprung und erste Thaten des mandschurischen Hauses — drei Artikel über Buddha und den Buddhismus — über die chinesische Medicin.

Mit **Nr. 40** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal,** welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im September 1858.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die bevorstehenden Wahlen in Preußen.

Von der preußischen Grenze.

Es gab eine Zeit, wo man in Deutschland von nichts Anderem reden mochte, als von Politik. Ließ man sich ein neues Kleid anmessen, so mußte man die Ansichten des wackern Meisters über die beste Staatsverfassung mit in den Kauf nehmen; ging man ins Theater, so hörte man Hymnen auf die Freiheit und Satiren auf Metternich; es gab keinen auch noch so geheimen Ort, in dem man vor den Influenzen dieses allgemeinen Fiebers sicher war. Auch war es nicht zu verwundern, denn seit einem Menschenalter hatten die Deutschen über Staatsangelegenheiten schweigen müssen, sie hatten in der Zeit fleißig darüber nachgedacht und die lange verhaltenen Ansichten wollten sich Luft machen. Aber ein Gegenstand mag noch so ausgiebig sein, wenn man längere Zeit von nichts Anderem hört, so erlahmt zuletzt das Interesse. Zwar kamen auch äußere Gründe dazu, die alte Formel: „nicht raisonnirt!" wurde wieder sehr lebhaft in Anwendung gebracht, aber es wäre der Polizei niemals gelungen, die Menge zum Schweigen zu bringen, es wäre den Führern der Demokratie nie gelungen, ihren Anhängern zu beweisen, daß imponirendes Schweigen die größte politische That sei, wenn die Menge nicht wirklich der Politik überdrüssig gewesen wäre. Es kamen andere Gegenstände auf: die Frage, ob wir eine Seele haben, das Tischrücken und Geisterklopfen, die Industrie, der Crédit Mobilier, und wie in Deutschland jede augenblickliche Neigung zu einer dogmatischen Abrundung führt, so wurde die Theorie aufgestellt, der beste Fortschritt sei, wenn man sich um den Staat gar nicht kümmere und nur für seine eignen Interessen sorge. Allein wenn man sich um den Staat nicht kümmert, so bestimmt man den Staat dadurch noch keineswegs, seinerseits die materiellen Interessen aus dem Spiel zu lassen: das hat sich am schlagendsten in unserm Nachbarlande Hannover gezeigt, wo man die Opposition tadelte, fortwährend auf die Rechtsfrage zurückzukommen, anstatt für die materiellen Interessen zu sorgen, bis man endlich mit einiger Verwun-

derung wahrnahm, daß bei der Veränderung des Rechtszustandes auch der Geldbeutel betheiligt war. Es scheint als ob die Erkenntniß, daß man schon um seiner selbst willen dem Staatsleben einige Aufmerksamkeit zuwenden müsse, sich mehr und mehr in allen Classen des Volks ausbreitet, und der gegenwärtig bevorstehende sehr wichtige Act in der preußischen Entwicklung, die neuen Wahlen, scheint die beste Gelegenheit, diesem wachsenden Interesse einen praktischen Ausdruck zu geben.

Wenn wir rhetorisch zu Werke gehen wollten, so könnten wir den preußischen Wählern zurufen, daß ganz Deutschland auf sie sieht. Aber es ist mit dieser Redensart ein großer Mißbrauch getrieben worden, und unsre deutschen Brüder haben in dem ganz richtigen Gefühl, daß in Preußen und nur in Preußen das Geschick Deutschlands entschieden wird, sich allmälig in die Vorstellung hineingeredet, als säßen sie in den Logen und im Parterre, und hätten nichts Anderes zu thun, als die Preußen auf der Bühne auszupochen oder ihnen Beifall zu klatschen. Sie sind mitunter sogar gegen uns recht streng und vergessen ganz, daß es sich in dem Drama, das sie kritisiren, auch um ihre eigne Haut handelt. Das preußische Volk wird dem deutschen Vaterland am besten dienen, wenn es ausschließlich seine eignen Interessen im Auge hält; denn darin liegt eben die providentielle Stellung Preußens, daß beides nicht voneinander zu trennen ist.

So oft das politische Interesse erwacht, fängt es jedesmal mit der sogenannten großen Politik an: man ist immer früher geneigt die Welt zu verbessern, ehe man vor seiner eignen Thür kehrt. So haben sich in der letzten Zeit mehre Schriften damit beschäftigt, der preußischen Regierung über die auswärtigen Angelegenheiten Rath zu ertheilen. Die eine hat ihr vorgeschlagen, sich mit Oestreich und England zu alliiren, und durch dieses Bündniß Deutschland bis an den Main, Polen bis an die Weichsel zu gewinnen; eine andere empfiehlt dagegen das russisch-französische Bündniß und stellt ähnliche Vortheile in Aussicht. Alle diese Schriften sind wohlgemeint, und wenn sie von einem königlichen Cabinetsrath ausgingen und im tiefsten Stillschweigen Seiner Majestät vorgelegt würden, so ließe sich für und wider manches sagen: an das Publicum gerichtet haben sie aber keinen rechten Zweck; denn das Publicum sitzt nicht im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, es ist nicht in der Lage, Bündnisse zu schließen, ja nicht einmal die Voraussetzungen richtig zu würdigen. Denn ob eine von den Großmächten wirklich geneigt ist, mit Preußen unter den angegebenen Bedingungen zu contrahiren — und das wäre doch die Hauptsache — darüber werden die Verfasser jener Broschüren schwerlich besser unterrichtet sein als ihre Leser.

Anstatt der Krone Rath zu ertheilen, sollten wir uns zuerst fragen: was haben wir, die Unterthanen, die Bürger zu thun, um unsre eignen Rechte

und Interessen wahrzunehmen? denn bei uns kann auf die Einsicht sogleich der Entschluß folgen, während wir nach Oben hin, auch wenn man uns in manchen Punkten Recht gibt, leicht als unbequeme, lästige Rathgeber erscheinen und der Sache schaden, die wir fördern wollen.

Der erste Punkt, auf den es ankommt, ist nun, dem Volke nachzuweisen, daß es selbst Hand anlegen muß, wenn etwas geschehen soll; daß in dem parlamentarischen Leben, wie verkümmert es auch für den Augenblick aussieht, der Mittelpunkt aller politischen und bürgerlichen Entwicklung ruht; daß das Recht der Wahl zugleich eine Verpflichtung einschließt, und daß von allen abgeschmackten und feigen Redensarten die abgeschmackteste und feigste die ist, man werde unter den gegebenen Umständen doch nichts erreichen, deshalb solle man lieber gar nichts thun. Wir sind keineswegs leidenschaftliche Anhänger des gegenwärtigen Wahlgesetzes, noch weniger der Art und Weise, wie es gehandhabt wird; aber ein Wahlgesetz mag noch so schlecht, die Handhabung desselben mag noch so unredlich sein: wo wirklich ein ernster Wille im Volke lebt, wird er sich durchsetzen. Es gereicht uns daher zur großen Befriedigung, daß die Demokraten — um eine Bezeichnung zu gebrauchen, die eigentlich antiquirt, für die aber noch keine andere gefunden ist — jetzt ihr Publicum nach derselben Richtung anregen, wie noch neulich Graf Reichenbach in Schlesien, der folgendes sagt: „Ob Preußens Verfassung und Wahlgesetz nach Landrechtsgrundsätzen ganz rechtsbeständig sind, ist ihm gleichgiltig, ihm genügt, daß sie bestehen und er außer ihrer Wirksamkeit, ohne landflüchtig zu werden, nicht leben kann.“ Freilich wird es ihnen schwerer werden, dem Publicum deutlich zu machen, es müsse etwas thun, um seine Pflicht zu erfüllen, als es früher fiel, ihm die Enthaltsamkeit als politische Weisheit darzustellen; aber wenn sie fortwährend mit Ernst und Eifer darauf zurückkommen, so wird es seine Wirkung nicht verfehlen, und jeder Gutgesinnte wird sie darin unterstützen.

Wir haben noch einen andern Grund, ihnen einen recht bedeutenden Erfolg zu wünschen. Durch das Nichtwählen der Demokratie hat der Landtag eine falsche Physiognomie bekommen, und namentlich die Opposition, die im Allgemeinen unsere Ansichten vertritt, steht nicht am rechten Platz. Sie gehört mit ihren Ansichten und, wenn man uns den Ausdruck zu Gute halten will, mit ihrem Temperament ins Centrum, und es wird für sie wie für den gesammten Landtag segensreich sein, wenn neben ihr eine wirkliche Linke existirt, die nothwendig ist, um dem entgegengesetzten Extrem der Rechten die Wage zu halten. Man mißverstehe uns nicht so, als wollten wir eine Parteischeidung aufrechthalten, die ihren realen Boden verloren hat: der Wähler soll sich nicht darum kümmern, auf welcher Seite sein Candidat vor zehn Jahren stand; denn es müßte sonderbar zugehen, wenn eine zehnjährige Er-

fahrung bei einer bildungsfähigen Natur die Ansicht nicht erheblich modificirt hätte; der Wähler soll nach den gegenwärtigen Ueberzeugungen fragen und die Vergangenheit nur insofern zu Rathe ziehen, als sie Bürgschaft für den Charakter gibt. Denn das brauchen wir vor allen Dingen: Männer, die im Stande sind, der augenblicklichen Zeitströmung zu widerstehen, die ihre persönlichen Interessen den allgemeinen nachsetzen und die den Muth haben, wo es darauf ankommt, unnöthige Rücksichten bei Seite zu setzen. Freilich darf die Einsicht nicht fehlen, und der Abgeordnete hat vor allen Dingen sich über die wirkliche Aufgabe der Körperschaft, zu der er gehört, klar zu machen.

Unter den bisherigen Fractionen der Opposition hat die eine seit ihrem Bestehen bis auf die letzten Tage als charakteristisches Glaubensbekenntniß festgehalten, daß Preußen zwar ein constitutioneller Staat, aber kein parlamentarisch regierter sein dürfe; mit andern Worten, daß die Praxis der übrigen constitutionellen Länder, nach welchen die Krone aus der Majorität der zweiten Kammer das Ministerium zu constituiren hat, auf Preußen keine Anwendung finde. Eine andere Fraction, die uns näher steht, hat dagegen scharf polemisirt. Wir glauben, daß der Streit, so formulirt, ein müßiger ist, daß ihm aber eine ernste Frage, ja die Kernfrage unserer Entwicklung zu Grunde liegt.

Wenn man diejenige Regierung eine parlamentarische nennen darf, welche in den Kammern die Majorität hat, so ist das Ministerium Manteufel seit drei Jahren ein unbedingt parlamentarisches, seit neun Jahren ein annäherungsweise parlamentarisches; ein ebenso parlamentarisches als die jetzige Regierung Englands. In den drei letzten Jahren verfügte es über eine Phalanx, die ihm principiell anhängt und die eine ganz überwiegende Majorität hat; früher war freilich die Majorität nicht principiell auf seiner Seite, aber das Centrum fand doch für gut, auf alle Fragen, aus denen das Ministerium eine „Cabinetsfrage" machte (um doch die Terminologie beizubehalten), die Opposition aufzugeben. Inzwischen würde niemand verwunderter sein, wenn man dieses Ministerium ein parlamentarisches nennen wollte, als das Ministerium selbst. Die Sache hat folgende praktische Bedeutung.

Unter den Liberalen gibt es namentlich seit einem Jahr viele, die als Aufgabe der Opposition betrachten, eine dynastische zu sein, d. h. der Krone eine Reihe von Staatsmännern zur Verfügung zu stellen, welche, wenn sie ihrer bisherigen Diener müde wäre, sich bereit halten, deren Stelle zu übernehmen. Dem Anschein nach hat diese Betrachtungsweise viel Verführerisches; ein liberales Ministerium wäre ein viel größerer Sieg der liberalen Sache als ein liberaler Landtag gegen ein reactionäres Ministerium. Aber dieser Schein verliert sich bei näherem Zusehen. Um in diesem Sinn dynastisch zu sein, müßte die Opposition bei dem Entschluß über ihr Verhalten eine unbekannte

Größe in Rechnung ziehn; dabei geriethe sie in ein sehr bedenkliches Herumtasten, das im Volk auf ihre Haltung ein zweifelhaftes Licht würfe, und es könnte ihr doch wol begegnen, daß sie in einen Rechnungsfehler verfiele; es könnte ihr heute begegnen wie gestern, daß sie in einen Rechnungsfehler verfiele. Der gerade Weg ist der beste. Der preußische Landtag, wie er heute ist, hat nicht die Aufgabe, ein mißliebiges Ministerium zu stürzen und der Krone einen Ersatz anzubieten, sondern er hat die Aufgabe, den Rathgebern der Krone gegenüber, gleich viel, wer diese sein mögen, die Gerechtsame, die Interessen und die Ehre des Landes zu vertreten. Er hat diese Aufgabe einem liberalen Ministerium gegenüber, ebenso wie einem reactionären gegenüber. Aus dieser Aufgabe ergibt sich seine Pflicht mit der Nothwendigkeit eines kategorischen Imperativs, die, wenn sie unmittelbar den Zweck nicht erreicht, auch den Gegnern Achtung abnöthigt; jede andere Auffassung verleitet ihn auf ungerade Wege und schmälert sein Ansehen. Daß diese Aufgabe des Landtags aber auch historisch begründet ist, wird ein kurzer Rückblick auf seine Entstehung nachweisen.

Vor allem dürfen die Anhänger des constitutionellen Princips nicht vergessen, daß in Preußen das parlamentarische Leben auf dem staatlichen Organismus der jüngste Zweig, das Königthum der älteste ist. Preußen war, wie alle übrigen deutschen Staaten, ursprünglich eine große Domäne, in die wunderlichsten privatrechtlichen Beziehungen verwachsen. Eine Reihe tüchtiger Fürsten verstand diese Beziehungen zu lösen, den Familienbesitz abzurunden, ihn durch geregelte Wirthschaft und durch ein wohlorganisirtes Heer zu befestigen. So ging allmälig aus der Domäne ein Staat, ein lebensvoller Organismus hervor. Wenn Friedrich der Große, der Vollender dieses Baues, sich selbst den ersten Diener des Staats nannte, so meinte er damit gewiß nicht, sich zum Diener von diesem oder jenem zu machen; es war im Gegentheil seine Natur, überall der Herr zu sein. Aber er unterschied in der Person des Monarchen das Individuelle vom Allgemeinen, er betrachtete ihn nur als den vorübergehenden Träger einer sittlichen Idee, für die er seinen Nachkommen ebenso verpflichtet sei, wie der Träger eines Fideicommisses. Diesen Unterschied scheint man neuerdings aus den Augen gelassen zu haben, man ersetzt die Bezeichnung: Staatsdiener durch die Bezeichnung: königliche Diener, und sucht so den Unterschied zwischen denjenigen, welche die Person des Königs bedienen, ihm die Stiefel ausziehen u. s. w. und denjenigen, die ihm als Staatsoberhaupt dienen, zu verwischen, was jedenfalls nicht zur Klarheit der politischen Begriffe beiträgt. Durch den Ruhm seiner Siege, durch die Tüchtigkeit seines Militärs, durch das straffe, aber gutgeschulte Beamtenthum brachte nun Friedrich etwas hervor, was dem Absolutismus am fernsten zu liegen scheint, den Kern zu einer wirklichen Nation. Dies zeigte

sich in den unglücklichen Jahren von 1806—1813. Das alte Kriegs- und Verwaltungssystem stürzte zusammen, aber durch die aufopfernde Thätigkeit der Nation gelang es, sie wieder in ihre Fugen einzulenken. Der Wunsch, diese Ergänzung zu einer dauernden zu machen, lag in der Natur der Sache, und es war nicht blos das Versprechen, das man dem Volk gegeben hatte, sondern der innere Zusammenhang der Verhältnisse, der auf eine Ergänzung des Beamtenthums durch eine Volksvertretung (im Kriegswesen hatte die Landwehr diesen Zweck befriedigt) hindrängte. Eine solche Ergänzung lag nicht blos im Interesse des Volkes, sondern auch im Interesse der Krone. Freilich war die Bureaukratie noch immer die gebildetste Classe des Volkes, aber es hatte sich gezeigt, daß sie weder allwissend, noch im höhern Sinn des Worts zuverlässig war. Es mußte der Krone daran liegen, dem Beamtenthum, das eine ziemlich selbstständige Macht geworden war, ein Gegengewicht und eine Schranke zu geben, sich über die wahren Interessen des Volkes aufzuklären, und im Interesse der Dynastie dem augenblicklichen Träger der Krone stärkere Schranken zu setzen, als ein Collegium von mehr oder minder abhängigen Beamten.

Schwieriger war die Frage, wie diese Ergänzung herzustellen sei. Es wurde nun ein Plan durchzuführen gesucht, dem man den Ruhm einer geistvollen Auffassung und einer großen Consequenz nicht absprechen kann. Man suchte die alten Stände wieder hervor, mit andern Worten, man stellte dem güterlosen Beamtenthum den Grundbesitz, nach drei Classen geordnet, den ritterschaftlichen, den städtischen, den bäuerlichen gegenüber. Man constituirte diesen Grundbesitz in den Kreistagen, die abgesehen von der höchst wichtigen Landrathswahl auch noch sonstige administrative Befugnisse hatten, man ließ daraus die Provinzialstände und endlich den vereinigten Landtag hervorgehn. So griff alles organisch ineinander, und es war namentlich ein glücklicher Gedanke, daß die Stände, deren Hauptaufgabe war, die Verwaltung zu controliren, ihrerseits in gewissen Kreisen an der Verwaltung betheiligt waren.

Aber dies consequent gedachte Gebäude ruhte auf einer falschen Grundlage. Zunächst waren durch die einseitige Vertretung des Grundbesitzes zwei wichtige Factoren des bürgerlichen Lebens, die Industrie und der Handel, ganz übergangen. Der Streit zwischen den drei einzelnen Classen, auf deren Ausgleichung es grade ankam, war permanent gemacht, und zwar auf eine für die Städte und Bauern sehr empfindliche Weise. Denn die Vertretung der drei Stände war im Grund nur eine Vertretung der Ritterschaft, nicht blos weil die Zahl der letztern bedeutend überwog, sondern hauptsächlich, weil der sehr verwickelte Wahlmodus zwar der Ritterschaft verstattete, ihre wirklich intelligenten Kräfte auf den Landtag zu schicken, aber nicht den Städten. Daraus ging der doppelte Uebelstand hervor, daß man sich in den

regierenden Kreisen von der Vertheilung der Intelligenz unter den drei Ständen eine ganz falsche Vorstellung machte, und daß das Institut im Lande unpopulär wurde; denn wie sollte das seiner realen Macht wohlbewußte Bürgerthum sich überreden, durch die paar armen erbgesessenen Bürgermeister kleiner Städte wirklich vertreten zu sein? Durch diese Einrichtung standen sich also im Staat zwei Elemente gegenüber: das Beamtenthum und die wesentlich ritterschaftlichen Stände, zwischen denen eine organische Ausgleichung nicht möglich war. Wem der Sieg bleiben mußte, war nicht zweifelhaft, denn auf diese so constituirten Stände konnte das Beamtenthum im Bewußtsein seiner höhern politischen Bildung mit gleichgiltiger Geringschätzung herabsehn; wie denn auch in der That die sämmtlichen Landtagsabschiede von diesem Gefühl gefärbt sind.

Zu allgemeiner Verwunderung zeigte sich bei der Einberufung des vereinigten Landtags, daß das Beamtenthum nicht Stände, sondern politische Parteien vor sich habe. Nicht umsonst hatten die Landtagsabgeordneten in der preußischen Staatszeitung, die über preußische Angelegenheiten beharrlich schwieg, die gut redigirten Debatten der englischen und französischen Kammern gelesen. So hatte denn der constitutionelle Geist auch die durch künstlichen Galvanismus ins Leben zurückgerufenen Stände ergriffen, man konnte sich auf sie in den Unruhen von 1848 nicht stützen, und es wurde nach dem Vorbild von 1789 eine constituirende Versammlung des souveränen preußischen Volks einberufen, um das preußische constitutionelle Königthum a priori zu construiren. Das Werk konnte natürlich nicht gelingen, indeß ging doch aus den Arbeiten dieser Versammlung ein Verfassungsentwurf hervor, den das restaurirte Königthum, wenn auch unter sehr erheblichen Abänderungen, wirklich ins Leben rief. Der wichtigste Fortschritt dieser Verfassung gegen den frühern Entwurf ist, daß man die Stände nicht mehr zu trennen, sondern durch gemischte Wahlen zu vereinbaren sucht. Wirklich bestehende Stände werden sich bei einer freien Wahl schon immer geltend machen; wem sie die Vertretung ihrer Interessen anvertrauen, ist ihre Sache. Man hat vielfach über das Uebergewicht der Beamten in den Kammern geklagt, und es hat in der That seine Bedenken, aber einmal darf man es den Rittern, Bürgern und Bauern nicht verwehren, ihre Sache durch einen Mann vertreten zu lassen, der in Staatssachen gebildeter und des Worts mächtiger ist als sie; sodann ist dies grade das beste Mittel, zwischen den beiden gegenüberstehenden Factoren des Staats, zwischen dem Beamtenthum und dem Landtag eine Vermittlung anzubahnen.

Es hat sich bei den neuen Kammern grade wie bei dem frühern Landtag herausgestellt, daß, wie bei einem vorwiegend Ackerbau treibenden Staat natürlich ist, der ritterschaftliche Grundbesitz auf die Wahlen den bedeutendsten

Einfluß ausübt. Dieser Einfluß ist freilich durch den Wahlmodus wie durch die Handhabung desselben ungebührlich gesteigert, aber herausstellen wird er sich jedesmal. Ein sehr schlimmer Umstand ist dabei, daß der größere Theil der Ritterschaft, weil die Revolution ihre Interessen am unmittelbarsten bedrohte, sich der Leitung einer doctrinären Partei in die Hände gegeben hat, die seit drei Jahren factisch in der Verwaltung wie in dem Landtag dominirt. Sie hatte früher über ihre Fähigkeit und ihren guten Willen, den Staat durch neue organische Einrichtungen wieder herzustellen, sie hatte mit so viel Verachtung von dem Mechanismus der Büreaukratie gesprochen, daß man von dieser Legislatur das Größte hoffte oder fürchtete; wenn man aber davon absieht, daß einige Paragraphen der Verfassung gestrichen sind, so ist in diesen drei Jahren nichts geschehn, und namentlich hat der geistige Führer der Partei, Herr Wagener, für die Durchführung seiner Lieblingsprojecte z. B. die „Immobilisirung des Capitals", nicht einmal einen Versuch gemacht. Es war vollkommen in der Ordnung, daß während dieser Periode die Opposition sich hauptsächlich in der Defensive hielt, daß sie die Verfassung gegen den Zerstörungstrieb der äußersten Rechten zu schützen suchte. Es scheint aber jetzt der Zeitpunkt gekommen zu sein, zu einer aggressiven Stellung überzugehn.

Die Verfassung ist in der That einer Verbesserung nicht blos fähig, sondern dringend bedürftig, und viele von den Beschwerden der äußersten Rechten sind vollkommen begründet. Freilich hat sie bei den schlimmsten dieser Beschwerden gegen die Opposition gekämpft, wie denn überhaupt ihre Werke nicht selten anders sind als ihre Worte.

Vor drei Jahren hat die Regierung durch ihre Organe offen erklärt, daß sie den Wahlkreis nicht als einen gesetzlich fixirten betrachtet, sondern sich vorbehält, ihn nach Gründen politischer Zweckmäßigkeit so oder anders zu bestimmen. Um an einem Ort, wo viele Katholiken oder viele Polen oder viele Liberale zusammen sind, den Einfluß dieser Parteien zu hintertreiben, bringt sie künstlich einen Wahlkreis zusammen, der weder geographisch noch durch eine administrative oder sittliche Einheit bestimmt ist. Hier liegt die Sache so klar, daß man keine weiteren Worte darüber verlieren darf, es ist aber noch ein zweiter Umstand hinzuzufügen. Wenn die Wählerschaft wirklich eine Einheit bilden soll, so muß sie bereits administrativ geeinigt sein, mit andern Worten die natürlichen Wahlkreise sind die landräthlichen Kreise, und es ist uns bis jetzt auch noch nicht ein scheinbarer Grund bekannt geworden, warum man zwei oder drei Kreise zusammenlegt, um zwei oder drei Deputirte wählen zu lassen. Unmittelbar mit dieser Forderung hängt die Regeneration der Kreistage nach den Principien der neuen Verfassung, und, was davon nicht zu trennen ist, die endliche Durchführung der Gemeindeordnung zusammen. Ferner hat man neben der neuen Verfassung und im directesten Widerspruch mit

ihr die alten Provinzialstände wieder ins Leben gerufen. In dieser Form führen sie ein verkümmertes, ein unhaltbares Dasein; an und für sich aber sind sie, um dem Verfassungsleben eine organische Grundlage zu geben, von der größten Wichtigkeit, und eine neue Gestaltung der Provinziallandtage nach den Principien der Verfassung muß die Reorganisation der Kreistage und die neue Gemeindeordnung ergänzen. Endlich bedarf der Wahlmodus einer Reform. Er hat den großen Nachtheil einer sinnlichen Unklarheit. Herr von Thadden-Trigglaff hat sich früher spöttisch über die Unzweckmäßigkeit geäußert, so und so viel Pfund Menschenfleisch und Menschenknochen zu einer Wahleinheit zu constituiren, aber noch wunderlicher ist es, diese so und so viel Pfund Menschenfleisch und Menschenknochen, indem man den von ihnen erhobenen Steuersatz durch drei dividirt, in drei Classen zu zerlegen, aus diesen Classen Wahlmänner und daraus endlich die Gewählten hervorgehn zu lassen. Dieser Wahlmodus ist so complicirt, so wenig anschaulich, daß es keinem der Betheiligten klar werden kann, was er eigentlich innerhalb desselben für eine Rolle spielt. Von einem wahren, jedem Wähler verständlichen Act kann nur bei directen Wahlen die Rede sein.

Ueber alle diese Punkte behalten wir uns vor, unsere Ueberzeugung ausführlicher zu motiviren, da die Sache wol gegenwärtig die wichtigste ist, um die es sich überhaupt in Deutschland handelt. Nur auf eins machen wir noch aufmerksam, daß nicht blos die Gesetzgebung, sondern die Controle der Ausübung der Gesetze dem Landtag anheimfällt. Es ist von der größten Wichtigkeit, die Verwaltung fortwährend darauf aufmerksam zu machen, so laut und vernehmlich, daß sie es hören muß, daß die Freiheit des Bürgers nicht blos aus gesetzlich garantirten Privilegien besteht, sondern daß sie so weit reicht, als sie Gesetze nicht einengen. So ist z. B. so viel uns bekannt in allen Ländern Grundsatz, daß jeder Staatsangehörige innerhalb des Staats nach Belieben seinen Wohnplatz wählen kann, falls er nachweist, dort seinen Lebensunterhalt zu finden und der Commune nicht zur Last zu fallen. In Preußen hat sich aber die Praxis herausgestellt, daß man auch preußische Unterthanen aus Orten, wo sie unbequem werden können, von Staatswegen ohne weiteres ausweist. Es ist dies nur einer von den vielen Fällen, die es nöthig machen, durch eine neue gesetzliche Bestimmung außer Frage zu stellen, was sich eigentlich ganz von selbst versteht. Die bisherige Opposition hat es zwar nicht daran fehlen lassen, von Zeit zu Zeit auf solche Uebelstände hinzuweisen, aber es hätte in der That etwas vernehmlicher geschehen können, und auch aus diesem Grunde wünschen wir, daß man bei den gegenwärtig bevorstehenden Wahlen mit Beseitigung aller historischen und speculativen Parteiunterschiede hauptsächlich solche Männer wählt, die das Herz und den Mund auf dem rechten Flecke haben. Der Landtag hat, um es noch einmal

zu sagen, nicht die Aufgabe, für die Regierung qualificirte Candidaten aufzustellen, sondern Männer, welche die Regierung, wer sie auch sein mag, hindern, in die Gerechtsame des Landes und die Freiheit der Einzelnen einzugreifen. ††

Die Landesklöster in Mecklenburg.

In der Musterkarte der mecklenburgischen ganz absonderlichen Verhältnisse nimmt der Artikel „Landesklöster" einen hervorragenden Platz ein. Die Klöster Dobbertin, Malchow und Ribnitz haben einen Werth von nicht weniger als vier bis fünf Millionen, und dennoch ist man bis auf den heutigen Tag darüber im Kampf, wer in Wahrheit berechtigt ist, die Nutznießung dieses großen Capitals zu beanspruchen.

Vor der Reformation galten diese Klöster unzweifelhaft als zu Nutz und Frommen der ganzen Bevölkerung des Landes gestiftet, und ebenso unzweifelhaft steht es fest, daß zur Begründung und Erhaltung derselben mehr oder minder die ganze Bevölkerung des Landes beigetragen hat. Bekannt ist auch, daß die bis zur Reformation vorhandenen mecklenburgischen Stände, welche aus den Prälaten, Rittern und Städten bestanden, sich als wirkliche Vertreter der übrigen Bevölkerung ansahen und auch als solche gerirten. Diese Stände, noch frei von modernem Eigennutz, hielten es für Pflicht, das Land gegen etwaige Willkür fürstlicher Gewalt zu schützen, wie es die erste schriftliche Urkunde über ihre Vereinigung, die Union vom 1. August 1523, besagt: „Die Prälaten, Manne und Städte hätten sich vereinigt zum Lobe Gottes des Allmächtigen und zu des Fürsten und seiner Landen und Leute Ehren, Nutz und Wohlfahrt." — Nach der Reformation stand es den Landesfürsten zu, die katholischen Klöster einzuziehen, und die Prälaten, der erste Stand im städtischen Gebäude, verschwanden. Von den ursprünglichen drei Ständen blieben nunmehr nur noch die „Manne und Städte" (in den Reversalen von 1572 „die Landschaft", in denen von 1621 „die getreuen Landstände von Ritterschaft und Städten" und in dem Landesvergleich von 1755 endlich die „Ritter und Landschaft" genannt), aber der gleiche schöne Sinn für das Gemeinwohl war damals auch bei diesen zwei Ständen noch nicht erloschen, man gedachte noch seiner Verpflichtung: zur Ehre, Nutz und Frommen des Landes und der Leute Sorge tragen zu müssen. Daher war es auch natürlich, daß die Stände

bei der beabsichtigten Säcularisation der Klöster die Gerechtsame des Landes wahrzunehmen und das Eigenthum dem ganzen Lande zu erhalten suchten.

Diese Bestrebungen wurden denn auch mit Erfolg gekrönt, indem die beiden regierenden Herzöge Hans Albrecht und Ulrich von Mecklenburg nach vielen Verhandlungen im Jahre 1572 erklärten, die Klöster Dobbertin, Malchow und Ribnitz nicht einziehen zu wollen, wenn die Stände zur Abtragung ihrer, der Fürsten, Schulden die Summe von 400,000 Gulden aus allgemeinen Landesmitteln bewilligen wollten. Diese Summe wurde von den Ständen bewilligt und auf dem Wege einer allgemeinen Contribution von sämmtlichen Unterthanen des Landes aufgebracht. Der den Ständen ertheilte Assecurationsrevers vom Jahre 1572 lautet hierüber wörtlich: „Zum Vierten überweisen Wir Unserer Landschaft die drei Jungfrauenklöster Dobbertin, Ribnitz und Malchow dergestalt, daß sie zu christlicher, ehrbarer Auferziehung der inländischen Jungfrauen, so sich darin zu begeben Lust hätten, angewandt und gebraucht werden, und die Landschaft Macht haben soll, einen Amtmann, Vorsteher oder Verwalter, doch vermittelst Unserer Confirmation und Bestätigung darin zu setzen ... dieser von seiner Haushaltung jährlich Rechnung thun und was an Einkommen erspart und erübrigt wird, dem Kloster zum Besten angewendet ... und durch die Landschaft eine gewisse Ordnung der Haushaltung auf Unsere Ratification gemacht, und darin gehalten werden soll."

Somit wurden diese Klöster nach der Reformation weibliche Erziehungsanstalten, was noch deutlicher aus der Klosterordnung von 1572 hervorleuchtet, indem dort von der Zahl sowol der aufzunehmenden Conventualinnen als der Schulkinder die Rede ist und zwar nach obigem Revers, zum Nutzen der Bevölkerung des ganzen Landes, was mit den Worten „inländische Jungfrauen, so sich darinnen zu begeben Lust hätten" aufs klarste bezeichnet ist. Das ganze Verhältniß der Klöster nach der Reformation steht folglich für jeden Unbefangenen dahin fest: Die drei Landesklöster, Dobbertin, Malchow und Ribnitz sollen wie vordem zu Nutz und Frommen aller Landeseinwohner erhalten bleiben. Die Nutznießung soll aber für die Zukunft nicht mehr zur unentgeldlichen Erhaltung von Personen, die sich einzig dem beschaulichen Leben hingeben wollen, dienen, sondern sie soll verwandt werden zur Auferziehung der weiblichen Landeskinder! Damit dieser Zweck gewiß erfüllt werde, überwiesen die Herzöge Hans Albrecht und Ulrich dies Landeseigenthum den Ständen zur Verwaltung, und wie sie sich das landesherrliche Oberaufsichtsrecht im Allgemeinen vorbehalten, so sollen speciell die von den Ständen gewählten Amtmänner, Vorsteher und Verwalter der fürstlichen Bestätigung bedürfen, so wie dieselben auch gehalten sein sollen, den Fürsten jährlich Rechnung abzulegen.

Die Klosterordnung von 1572 enthält darüber wörtlich: daß die Klöster fortan a) zur Unterhaltung armer, gebrechlicher, zum Ehestande nicht tüchtiger Jungfrauen, gleich wie Hospitäler dienen sollen; hauptsächlich aber b) zur Erziehung junger Mädchen, und wird zu diesem Zweck ausdrücklich die Errichtung von Schulen befohlen. Die Schulordnung bildet daher auch einen integrirenden Theil der Klosterordnung; sie enthält sogar sehr detaillirte Vorschriften über die Art des Unterrichts, der Schulzucht u. s. f. Auch gibt die Klosterordnung von 1610 die deutlichste Aufklärung darüber, welche Personen seit der Ueberweisung an die Landstände als zur Aufnahme in die Klöster berechtigt angesehen wurden, wenn dieselbe im Art. 8 sagt: „Wenn einer Klosterjungfrauen Vater, Mutter, leibliche Brüder, Vormünder, beide von Adel und Bürger, dieselbe Jungfrau zu sprechen . . . verlangten, soll von denselben keiner alsbald eingelassen werden.“ Welch einen ungemeinen Nutzen hätte die ganze Bevölkerung des Landes von diesen Instituten haben können, wenn die Einkünfte dem ursprünglichen Hauptzweck gemäß, der weiblichen Erziehung, von jener Zeit an, somit Jahrhunderte hindurch, verwandt worden wären. Aber die Ritterschaft, die damals größtentheils aus adeligen Gutsbesitzern bestand, scheint bald über den Begriff ihrer Stellung in Unklarheit gerathen zu sein, denn schon 1561 liegt das Bestreben, die Klöster für ihre eignen Familien nutzbar zu machen, in den Landesacten klar vor.

Die Ritterschaft fing damit an, neben den bestehenden Klosterschulen einzelne Stellen für ihre heirathsfähigen und wol auch heirathslustigen Töchter zu creiren, wobei es blos auf die Versorgung derselben abgesehen war, und zwar zuerst durch Dotationen an Wohnung und Naturalien und später an Geldhebungen. Die den mecklenburgischen Ständen von jeher zustehende Autonomie, welche aber wegen des Ausscheidens des ersten Standes, der Prälaten, gleichfalls ihr Gleichgewicht verloren hatte und besser zum Wohle des Ganzen von Seiten der Fürsten beschränkt worden wäre, gab zu diesem Treiben gute Gelegenheit, und da schon in damaligen Zeiten von dem fürstlichen Oberaufsichtsrecht nichts zu verspüren, so fuhr die Ritterschaft fort, aus den fundationsmäßigen Landeserziehungsanstalten, den Klöstern Dobbertin, Malchow und Ribnitz, nach und nach Versorgungsanstalten für die Töchter der ritterschaftlichen Gutsbesitzer zu machen. Wenn die Ritterschaft nun infolge der Ausscheidung der Prälaten schon damals gleich wie heute noch eine exorbitante Macht übte, so trugen zu deren Erlangung die fast stereotypen Geldverlegenheiten der mecklenburgischen Fürsten noch ganz besonders bei. Waren diese Geldverlegenheiten auch vielleicht nicht absichtlich bereitet, so gaben sie doch der Vermuthung Raum, daß, da der Adel die einzige Umgebung der Fürsten ausmachte, dieser auch ein großer Theil des Schuldenmachens zuzumessen sei. Jedenfalls entstand hieraus ein abnormes Ver-

hältniß zwischen Fürsten und Unterthanen: nicht eine vernünftige Beschränkung der fürstlichen Machtvollkommenheit, sondern eine unwürdige Abhängigkeit der Fürsten vom guten Willen der Vasallen entstand daraus. Durch diese künstliche Zwickmühle fühlten sich die Fürsten veranlaßt, den Landständen, aber immer doch nur als Vertretern des ganzen Landes, Assecurationsreverse auszustellen (1572 und 1621), worin dieselben in das Fortbestehen einer vernünftigen Beschränkung ihrer fürstlichen Machtvollkommenheit einwilligten.

Leider übersah man bei diesen Verhandlungen, daß durch das Ausscheiden der Prälaten der ganze Feudalbau, obgleich die Leibeigenschaft noch bestand, einen großen Riß bekommen hatte. War die Ritterschaft einerseits bereit, die Last des Theils der Vertretung des Landes, welche bisher von den Prälaten getragen war, mit auf ihre Schultern zu nehmen, so wurde auch die Machtvollkommenheit dieses ursprünglichen zweiten Standes über alle Gebühr vermehrt, und man hätte wol voraussehen können, daß dieselbe jedenfalls eine Versuchung zu Ueberschätzungen, Unterschlagungen und Betretung von Abwegen mit sich führen mußte. Man sah davon an höchster Stelle nichts oder wollte nichts sehen, und so entwickelte sich die noch heute bestehende maßlose Machtstellung der mecklenburgischen Ritterschaft, die in der Praxis einer Oligarchie nahekommt, und wodurch das monarchische Princip mehr gefährdet erscheint, als durch irgend eine noch so weit gehende constitutionelle Verfassung.

Das Gelüste der Ritterschaft, die Klöster als ihr Privateigenthum anzusehen, zeigte sich zuerst im Jahre 1561, wo sie den Fürsten die Bitte vortrug, „daß die geistlichen Güter zur Erhaltung der alten adeligen Familien conservirt bleiben möchten", wobei hier aber schon bemerkt werden muß, daß diese Bitte um eine so absonderliche Nutznießung nirgend und zwar bis auf den heutigen Tag von den mecklenburgischen Fürsten gewährt, auch niemals von den Gesammtständen approbirt ist; eine Gesetzeskraft des augenblicklichen Nießbrauchs der Klöster hat mithin niemals bis zur Stunde eintreten können. Wie wenig dieses Gelüste auf ein Recht basirt war, leuchtet deutlich aus dem schon angeführten Assecurationsrevers von 1572 hervor, wo den Gesammtständen die Klöster zur Verwaltung übergeben werden und alle Einwohner Mecklenburgs dazu beitragen müssen, die 400,000 Gulden aufzubringen.

Diese Summe ist so wenig von den adeligen Familien aufgebracht, als ihnen die Klöster überwiesen sind. Dennoch nahm der Adel die Klöster als eine gute Prise an sich, gab die Conventualinnenstellen seinen Töchtern, nicht blos den gebrechlichen, sondern ganz gesunden, vermehrte diese Stellen und ließ allmälig den Hauptzweck, die „Erziehung der weiblichen Jugend des Landes" ganz unbeachtet. Schon 1619 bestanden keine Schulen mehr. Mit der Vermehrung der Klostereinkünfte, die nach dem dreißigjährigen Krieg eintrat, stieg

natürlich auch die Zahl der Aspiranten, und es wurde nothwendig, dem Andrange zu wehren. Zu diesem Zweck verlangte man ein Einkaufsgeld, welches im Jahre 1694 auf 60 Thlr. festgestellt ward. Als die Klosterkassen sich mehr füllten, ging man zu Gelddotationen an die Conventualinnen über; man setzte „ganze“ und „halbe“ Hebungen ein, und da man über die Reihenfolge der sich zur Aufnahme Meldenden in ewigen Streit gerieth, so erfand man die noch jetzt bestehenden Expectantenlisten, wonach adelige Kinder weiblichen Geschlechts gleich nach der Geburt eingetragen und als berechtigt zu einer Klosterversorgungsstelle angesehen werden. Damit begnügte sich indeß der Adel in seiner Unumschränktheit nicht, und am Ende des 17. Jahrhunderts war man auf dem Irrwege schon so weit gelangt, daß man des Landes Eigenthum, die Klöster, gradezu für reines Privateigenthum des Adels erklärte, indem man die Behauptung aufstellte, „es habe in Mecklenburg von jeher unter dem Adel der Ritterschaft Familien gegeben, denen ausschließlich von allen übrigen Mitgliedern der Ritterschaft die Ausübung der Hauptvorrechte der Gesammtritterschaft zustände, und so gebühre auch diesen Familien (welche man Eingeborne von Adel nannte) nur allein die Besetzung aller städtischen Aemter, so wie die Verwaltung und der Nießbrauch der Klöster.“ Da aber diese Partei mit der Zeit doch nicht stark genug erschien, die so eroberte Burg gegen Angriffe zu schützen, so erklärten sich diese „Eingebornen“ bereit, unter gewissen Bedingungen auch andere adelige Mitglieder der Ritterschaft in ihren Bund aufzunehmen und an den errungenen Vortheilen Antheil nehmen zu lassen. Dieses Anerbieten wurde von vielen angenommen und ihnen nach Erlegung zuerst von 2000 Thlr., später gegen eine geringere Summe die Reception zu obigen Rechten ertheilt, woraus die Benennung der sogenannten „Recipienten“ von Adel in der Ritterschaft entstanden ist.

Wie wenig der Adel in frühern Zeiten selbst von der Rechtmäßigkeit eines solchen Besitzes überzeugt war, zeigte sich recht deutlich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wo die Landschaft (die Bürgermeister der Städte) im Jahre 1737 Neigung verspürten, bei den Einkünften der immer fetter werdenden Klöster zu participiren. Trotz der damals als unumstößlich hingestellten Behauptung, daß die Vorfahren der „Eingebornen von Adel in der Ritterschaft“ die Klöster gestiftet; die Fürsten Hans Albrecht und Ulrich die drei Klöster Dobbertin, Malchow und Ribnitz nicht eingezogen, sondern sie jenen Personen von Adel allein als Eigenthum überwiesen haben und daher die Regel auch als richtig anerkannt werden müßte, wonach die Klöster de facto und ausschließlich als Versorgungsanstalt für die nichtverheiratheten Töchter jener Familien benutzt würden, fühlten sich die „Eingebornen“ und vermöge Kaufs Recipirten durch den Andrang der Landschaft dennoch bewogen, einen starken Riß in die bisherigen, so consequent festgehaltenen Besitztitel zu machen. Der

Landschaft wurden Stellen eingeräumt, nicht für die „Jungfrauen des Landes, die Lust hätten, sich darein zu begeben;“ auch nicht für die Töchter der Bürger der Städte, sondern für die Töchter der Bürgermeister.

Die Acten über diesen Vorgang, welche jedenfalls sowol die Motive der Beanspruchung als die Motive der Gewährung enthalten müssen, wenn sie anders nicht verloren gegangen sind, müßten sehr merkwürdige Aufschlüsse über die Ansichten des damaligen Adels von der Berechtigung zum Besitz des Klostergutes liefern.

Dieser Vergleich zwischen den Mitgliedern der Ritterschaft vom sogenannten „eingebornen und recipirten Adel“ und den Bürgermeistern ist hauptsächlich in dreifacher Hinsicht höchst merkwürdig, erstens dadurch, daß die Landschaft (die Bürgermeister), welche bis dahin die mißbräuchliche Nutznießung der Klöster von Seiten der Ritter ruhig mit angesehen, endlich ihres Rechtes eingedenk wird, über die Verwendung mit zu bestimmen. Zweitens, wie der Adel von der bis dahin geübten Consequenz, den Nutzen nur für seine Familien zu beanspruchen, abweicht, es versteht, die Landschaft von ihrer Pflicht, das Landeseigenthum, die Klöster, zu wahren, abwendig zu machen und dieselbe zu vermögen, solche als Domäne des eingebornen Adels und der Bürgermeister zu betrachten. Drittens, wegen der ganz absonderlichen Theilung unter zwei gleichberechtigte Corporationen der Ritterschaft und der Landschaft, indem sich die letztere mit der Unbedeutendheit von etwa 1 p. C. des Werthes hat abfinden lassen und der Löwenantheil dem Adel verblieben ist. Jedenfalls erscheint ein solcher Vergleich der Art, daß er der Vermuthung Raum gibt, als seien die dabei vorgekommenen Verhandlungen nicht dazu angethan, „das Licht nicht zu scheuen“.

Bei dieser gänzlichen Umwandlung des Landeseigenthums in Privateigenthum einzelner Familien, wie sie de facto diesen Tag noch besteht, ist das Aushängeschild auch bis heute nicht verändert. Wie die Klöster durch die Reversalen von 1572 der Ritter- und Landschaft überwiesen sind, so ist dasselbe Verhältniß auch in dem landesgrundgesetzlichen Erbvergleich von 1755 als fortbestehend angenommen. Die Verhandlungen über die Klöster werden auch nach wie vor auf den Landtagen gepflogen, die Beschlüsse im Namen von Ritter- und Landschaft gefaßt, die Klosterbeamten dort gewählt, alle hierbei vorkommenden Geschäfte von den aus gemeinsam ständischen Mitteln besoldeten Beamten, als Syndici, Landessecretäre, Bibliothekare u. s. f. besorgt und so der Schein bewahrt, als wenn alles noch erhalten wäre, wie es die Ueberweisungsacte vorschreibt.

Im Landesvergleich von 1755 geschieht der obigen Uebereinkunft nur Erwähnung als eines Vertrages, welcher zwischen Ritter- und Landschaft abgeschlossen ist, obgleich diese freundschaftliche Vereinigung, gemeinsam von dem

ursprünglichen Landeseigenthum zu zehren, nur unter den sogenannten „eingebornen“ und von diesen wiederum gnädigst recipirten „adeligen Familien“ und den Bürgermeistern beliebt ist.

Aber alle diese klugen Einrichtungen und wohlüberlegten Vorsichtsmaßregeln konnten es dennoch nicht verhindern, daß der beabsichtigte ruhige Besitz bisweilen gestört ward. Von der Zeit des Abschlusses des L. G. G. Erbvergleiches 1755 bis in die achtziger Jahre wurden von einzelnen nicht Recipirten von Adel der Ritterschaft Ansprüche auf Klosterstellen für ihre Töchter erhoben (so von den v. Wendessen, v. Berg, v. Wendhausen u. s. f. und zuletzt von dem Baron v. Langermann-Erlenkamp auf Spitzkuhn), die alle damit endeten, daß die Mitglieder des eingebornen und recipirten Adels in der Ritterschaft es vorzogen, diese Aspiranten günstig zu bescheiden und ihre Töchter somit als zum Genuß der Klosterstellen qualificirt zu erachten, als sich der Chance genauer Untersuchung des Rechtstitels, über die Besitzergreifung der Klöster auszusetzen. Inzwischen hatte die Zahl der Mitglieder der Ritterschaft bürgerlichen Standes nach und nach immer mehr zugenommen und wurden von diesen auch die Landtage mehr besucht. Natürlich fanden dieselben bald heraus, daß die Anmaßungen und Aneignungen sämmtlicher Landeschargen, so wie der Klöster von Seiten des sogenannten „eingebornen und recipirten Adels in der Ritterschaft“ jeder vernünftigen Rechtsbasis entbehrten und mußte diese Erkenntniß zu großen Differenzen führen. Auf dem Landtage im Jahre 1789 legten mehre bürgerliche Ritter gegen diese Anmaßungen endlich förmlich Protest ein, wozu die neue Ueberschätzung dieser Partei, indem sie es wagte, sich in einem Vortrage an die damals regierenden Großherzöge vom 17. November 1789 sogar „die Eingesessenen von der eingeborenen und recipirten Ritterschaft“ zu nennen, noch besonders Veranlassung gegeben haben mag. Der Gedanke an die große Revisionscommission, zu der sich das Volk grade zu der Zeit in Frankreich constituirt hatte, mußte natürlich auch hier die Gemüther sehr anregen, und das Auftreten der bürgerlichen Ritter ließ wenigstens die Vermuthung zu, daß dieselben geneigt wären, Untersuchungen anzustellen, ob die vom sogenannten eingebornen und recipirten Adel in der Ritterschaft für sich in Anspruch genommenen ursprünglichen landständischen Rechte, so wie die nicht reversalmäßig verwandten Einkünfte der Klöster auf einen wirklichen Rechtsgrund basirt wären. In dieser Noth mußte man nach Mitteln suchen, einem solchen Andrange zu steuern, und man muß gestehen, daß der Scharfsinn keine bessere Barrikade erfinden konnte als diejenige, welche der Adel in der mecklenburgischen Ritterschaft am 3. Decbr. 1795 vollendete. Diese Verschanzung besteht in einer Vereinigungsacte des ganzen mecklenburgischen Adels zu dem Zwecke, die Gerechtsame des Adelstandes aufrecht zu erhalten und vorzüglich den ausschließlichen Besitz „land-

ständischer Rechte" zu schützen! — In England und in den Vereinigten Staaten, wo politische Vereine gestattet sind, würde auch diese Vereinigung geduldet werden; wie aber in einem monarchischen Staat, namentlich in einem deutschen Bundesstaat, ein so gefährlicher politischer Verein hat entstehen können und auch heute noch, trotz aller Landtagsbeschlüsse und Landesverbote gegen politische Vereine fortbestehen kann, ist nicht wohl zu begreifen. Er besteht aber nicht im Geheimen, sondern ganz öffentlich, wie das folgende Document beweist. Es lautet wörtlich:

— Um die Rechte des Corps der mecklenburgischen Ritterschaft gegen alle, jetzt leider nur zu sehr bekannt gewordene öffentliche und heimliche Angriffe und Einflüsse so viel möglich sicher zu stellen, damit durch sie, in Gemäßheit der bisherigen Erfahrung, die gesegnete Verfassung des Vaterlandes aufrecht und ungekränkt erhalten werden möge, haben sämmtliche auf gegenwärtigem allgemeinen Landtage versammelte Mitglieder des angesessenen mecklenburgischen Adels, begründet auf dasjenige, was auf vorherigem Landtage zu Malchin von den damals gegenwärtigen Mitgliedern des eingebornen und recipirten Adels in Ansehung der Eingeborenheitsrechte und der darüber bei den Durchl. Landesherrn unterthänigst nachzusuchenden Bestätigung beschlossen worden, dem auch nachhin Abwesende durch ihre Unterschriften nach Ausweis der vorhandenen Vollmachten beigetreten sind, nützlich und nothwendig erachtet, zuvörderst eine durchgängige Einigkeit und Uebereinstimmung unter den gesammten Adeligen, Eingebornen und nicht Eingebornen, Eingesessenen des Landes aufzurichten, auch dergestalt zu documentiren, daß dadurch jeder aus einer etwaigen Uneinigkeit unter dem Corps der Ritterschaft herzuleitende Zweifel gegen die Anwendlichkeit der Serenissimo nach dem obenerwähnten Beschlusse vorzutragenden Grundregeln der Eingeborenheitsrechte entfernt werden möge. Wie nun die Glieder der eingebornen und recipirten Ritterschaft zu ihren geehrtesten Mitbrüdern, die zu den Eingeborenheitsrechten bisher nicht aufgenommen worden, das Vertrauen haben, daß sie nicht die Absicht haben, Vorrechte, welche sie und ihre Vorfahren bei ihrem Einzuge (?) in Mecklenburg als herkömmlich und als Landesobservanz vorgefunden haben, mit einem mißlichen, dem ganzen Corps der mecklenburgischen Ritterschaft bei jetzigen Zeitläuften gefährlichen Versuche zu bestreiten; so machen sie sich hinwiederum ein angenehmes Geschäft daraus, ihnen die nähere Vereinigung mit dem Corpore des ursprünglich mecklenburgischen Adels, sobald sie ihnen wünschenswerth erscheinen wird, zu erleichtern und auf Bedingungen zu eröffnen, die ihren Grund einzig nur aus derjenigen Vorsicht bernehmen, die ein auf die Achtung nicht nur des deutschen Vaterlandes, sondern auch, wie es so viele Thatsachen der mecklenburgischen Geschichte bewahrheiten, auch anderer Reiche und

Länder Anſpruch machendes Corps ſich ſelbſt in der Wahl ſeiner Mitglieder ſchuldig iſt; und ſie ſchmeicheln ſich dabei mit der Hoffnung, daß ihre noch nicht aufgenommenen Mitglieder die Ueberzeugung von ihrer eignen Biederkeit und ihrer patriotiſchen Denkungsart nicht für einen zu hohen Preis der innigen Vereinigung mit einem ſo alten, bewährten, zum Glück des Vaterlandes und zur Aufrechthaltung ſeiner glücklichen Verfaſſung ſo wirkſamen Staatskörpers anſehen werden.

Nach dieſen Geſinnungen nun wollen ſie 1) die hundertjährige Anſeſſigkeit adeliger Voreltern, 2) die Aufnahme durch Stimmenmehrheit facta intimatione auf dem Landtage gegen eine Recognition von 500 Reichsthalern an jedes der drei Landesklöſter und endlich 3) die Aufnahme propter bene merita personalia durch gleichmäßige Stimmenmehrheit, ohne alle Recognition, als diejenigen Beſtimmungen und Wege für die Zukunft, für ſich und ihre Nachkommen feſtſetzen, durch welche nur jeder adelige Landbegüterter die Vorzugsrechte der Eingeborenheit des mecklenburgiſchen Adels in der Maße, wie ſolche observanzmäßig bisher genoſſen und geübet worden, erlangen kann. Auch wollen ſie dieſe Principien der Aufnahme ungeſäumt und unabänderlich in Anwendung bringen, ſobald die von dem eingebornen und recipirten Adel auf landesherrliche Aufforderung durch ihre Bevollmächtigte, den Herrn Landrath, Freiherrn von Meerheimb auf Giſchow und den Herrn von Flotow auf Repplin entamirte und mit dem landesherrlichen Beifall beglückte Unterhandlung in dieſer Sache ihre Endſchaft erreicht haben wird.

Nachdem nun vorſtehende künftig unabänderliche Grundregeln und Formen der Aufnahme unter den eingebornen mecklenburgiſchen Adel von allen Anweſenden beliebet, anerkannt und als nähere Beſtimmung der bisherigen Obſervanz zu einer ewigen Richtſchnur feſtgeſetzt worden; ſo haben Namens des eingebornen und recipirten Adels ſeine obenbenannte und ad acta legitimirte Bevollmächtigte, Namens der noch nicht recipirten adeligen Landesbegüterten aber ſämmtliche Anweſende für ſich und ihre Nachkommen dieſe Vereinigungsacte unterſchrieben und beſiegelt, verſprechen auch für ſich und ihre Erben, darob nicht nur ſtets feſt und unverbrüchlich zu halten, ſondern auch allen demjenigen willig die Hand zu bieten, und mit Perſon und Gut mitzuwirken, was nach gemeinſamer Beliebung zur Aufrechthaltung der Gerechtſame des Standes die Zeitläufte erheiſchen werden, wo wider ſie dann keine Ausflucht oder Einredung, keine Rechtswohlthat ſchützen ſoll, weil ſie ihnen allen, gleich als wären ſie hier namentlich benannt, ſammt der Rechtsregel, die eine ſolche allgemeine Verzicht ungiltig machen könnte, entſagen und die genaueſte Erfüllung bei adeligem Wort und Ehren ſich wechſelsweiſe zuſichern. Geſchehen zu Sternberg auf dem

allgemeinen Landtage in der besondern Versammlung des Adels, am 3. Decbr. 1795. Folgen die Unterschriften. —

Es würde zu weit führen, dieses merkwürdige Document einer ausführlicheren Kritik zu unterwerfen; dennoch muß hervorgehoben werden, wie man noch im Eingange desselben bemühet gewesen ist, den Schein zu bewahren, als handle es sich darinnen um Rechte der Gesammtritterschaft Mecklenburgs und erst am Schluß die Escamotage zum Vorschein kommt, wo es heißt: Geschehen zu Sternberg auf dem allgemeinen Landtage in der besonderen Versammlung des Adels! Schon das auf beweist eine ungesetzliche Handlung, denn dort dürfen nur Landesinteressen vertreten und berathen werden; Adelsinteressen, wenn sie überhaupt zu vertreten erlaubt sind, könnten nur während des Landtages verhandelt werden, da auf denselben nur allgemeine Landesangelegenheiten, wozu die Interna der Stände auch gehören, zur Verhandlung kommen dürfen. Adelsinteressen unter dem Deckmantel von Landesinteressen verfolgen, heißt den Landesvertreter versuchen, sein Privatinteresse mit dem Wohle des Landes in Collision bringen und ihn seiner Treue gegen den Fürsten und seiner Pflicht gegen sein Vaterland abtrünnig machen.

Freie Männer zu verpflichten, solche Privatinteressen, deren Rechtsbestand jedenfalls auch heute noch zweifelhaft, mit „Person und Gut", wie es in der Vereinsacte heißt, zu stützen, ist entwürdigend, und die Bestimmung, „daß der Dissentirende sich jeder Ausflucht oder Einwendung enthalten und ihn keine Rechtswohlthat schützen soll" ist eine Tyrannei sonder Gleichen! Wie viel mehr, wenn man auf solche Weise einen freien Edelmann in solche Bande schlägt, ja so weit geht, daß man sogar seine Nachkommen und Erben zu einem so unwürdigen Treiben verpflichtet wissen will; und zwar dies alles bei „adeligem Wort und Ehren!" Es hat wol noch niemals eine Sklaverei gegeben wie diese! Da aber bis heute noch kein Mitglied des mecklenburgischen Adels, der doch manchen wirklich edlen und hochherzigen Mann unter sich zählt, gewagt, solche unerträgliche Fesseln zu brechen, so darf man wol der Vermuthung Raum geben, daß, wenn auch nicht öffentlich bekannt, doch im Geheimen empfindliche Strafen für jeden Abtrünnigen existiren.

Durch eine solche Rekrutirung ist die Zahl der Streiter im sogenannten conservativen Lager in Mecklenburg außerordentlich vermehrt, und kann man aus der vorstehenden einfachen Darstellung des Sachverhältnisses den wahren Grund des von einem großen Theil des deutschen Adels so sehr gepriesenen mecklenburgischen Conservatismus deutlich erkennen. So war denn in Mecklenburg der, wie wir wiederholen, noch heute gesetzlich zweifelhafte Besitz des ursprünglichen Landeseigenthums, der drei Landesklöster, gut verpallisadirt.

Das Bollwerk wurde aber noch verstärkt, als endlich einmal das Landesregiment Ende vorigen Jahrhunderts Notiz von der Ausübung der vermeintlichen Vorrechte des „eingebornen Adels“ nahm, und die mehrjährigen Verhandlungen damit endeten, daß im Jahre 1799 selbst die damals neu installirten Minister von Brandenstein und von Normann sich von dieser Gesellschaft recipiren ließen und somit jegliche Erörterung über die Sache zwischen diesen beiden Factoren der Regierung und dem Adel ad acta gelegt wurde.

Inzwischen hat die Zahl der Mitglieder der Ritterschaft bürgerlichen Standes so zugenommen, daß die bürgerlichen Ritter schon seit Jahren bedeutend mehr Stimmen ins Feld stellen, als die Adeligen, und da die ersteren auch nach und nach immer mehr den Landtag besuchten, so mußte es ihnen bald noch klarer werden, daß ihnen viele ihrer landständischen Rechte vom Adel vorenthalten würden, und namentlich die gegenwärtige Nutznießung der Klöster eine durchaus ungesetzliche sei. Seit dem Jahre 1838 hat denn auch auf den mecklenburgischen Landtagen mehr oder minder ein Kampf in der Ritterschaft obgewaltet, aber das Einzige, was die bürgerlichen Ritter bis dato errungen haben, ist die passive Wählbarkeit eines ritterschaftlichen Deputirten in den engern Ausschuß. Dagegen sind alle ihre Bemühungen, das Landeseigenthum, die Klöster, wenn auch nur theilweise wieder ihrer ursprünglichen Bestimmung „der Auferziehung christlicher Jungfrauen“, entgegenzuführen, bisher fruchtlos geblieben. Obgleich auf Landtagen alle Beschlüsse in Klostersachen im Namen der ganzen Ritter- und Landschaft gefaßt werden, wird den Rittern bürgerlichen Standes jede Mitwirkung an diesen Beschlüssen abgesprochen; bei Abstimmungen werden ihre Stimmzettel von den adeligen Landmarschällen zurückgewiesen, die aus den Mitteln der bürgerlichen Ritter mitsalarirten Landesbeamten, die Syndici, Secretäre u. s. f. werden zu den Geschäften dieser Gesellschaft adhibirt und es werden mehre Tage hindurch Sitzungen in Klostersachen gehalten, während die bürgerlichen Landesvertreter, von den Verhandlungen willkürlich vom Adel ausgeschlossen, Zeit und Geld opfern müssen. Die Beschwerden hierüber an die Landesherren sind bisher fast gänzlich unbeachtet geblieben, wenn man nicht die zwei gleichlautenden Schwerin- und Strelitzschen Rescripte vom Jahre 1841 berücksichtigen will, wovon der Schluß also lautet:

„So wie Wir daher diesen Besitzstand aufrecht erhalten und schützen werden, so soll dagegen diese Unsere Entschließung über diese Angelegenheit in keiner Weise präjudicirlich sein.“ Wenn nun gleich diese unpräjudicirlichen Rescripte schon häufig vom Adel hervorgehoben sind als eine Bestätigung seiner Ansprüche, so muß es mit der inneren Ueberzeugung von dem vorgeblichen Rechte dennoch nicht seine Richtigkeit haben, denn sonst würde man

wol nicht fortwährend eine so zugestutzte reine Privatsache unter dem Deckmantel des Wortes Landesangelegenheit und im Namen von Ritter und Landschaft betreiben.

Obige in Aussicht gestellte hohe Entschließung ist bisher ausgeblieben; nahe an dreihundert bürgerliche Ritter werden fortwährend von der Ausübung der ihnen von ihren Landesfürsten ertheilten Rechte durch eine viel geringere Anzahl adeliger Ritter willkürlich ausgeschlossen, die Einkünfte des Landeseigenthums, die Klöster, der Ueberweisung entgegen, zu Versorgungsanstalten der Töchter des Adels und einiger wenigen Bürgermeister verwandt, und solche Zustände nennt man eine ehrwürdige geschichtliche Entwicklung, das soll ein gesicherter Rechtszustand sein und zwar im Jahre unseres Herrn 1858? —

Schon häufig ist es angeregt und es sind auch schwache Versuche gemacht, diese Angelegenheit von Seiten der bürgerlichen Ritter auf dem Rechtswege zu verfolgen; aber nicht allein der Ausgang, sondern auch der Anfang erschien unsern Juristen bisher ein Mysterium. Die Menschen sind da, die von den Klöstern, dem Landeseigenthum, Besitz ergriffen haben und sich des Genusses erfreuen; aber es soll der zu Beklagende so wenig als das Forum, wo er zu belangen ist, zu finden sein!

Noch muß bemerkt werden, daß sich auf den beiden letzten Landtagen ein Streit zwischen den Eingebornen und Recipirten einerseits und den Bürgermeistern anderseits erhoben hat, dessen Schlichtung man mit einiger Spannung entgegensteht. Es hat sich nämlich bei den Klosterkassen infolge der günstigen Conjuncturen ein Ueberschuß von einigen 70,000 Thlr. ergeben. Der Adel will zu Creirung neuer Stellen für seine Töchter schreiten, die Bürgermeister wollen dies aber nicht zugeben.

Es böte dieser Streit zwar eine gute Gelegenheit dar, von dem bisher verfolgten, immer doch unsichern und gefahrvollen Wege abzuleiten, wenn man wenigstens diese Ueberschüsse zur Erziehung der weiblichen Jugend des Landes bestimmte, die einmal fundirten Stellen bestehen und alle Mitglieder der Stände an der ihnen nach den Reversalen rechtsgiltig zustehenden Verwaltung der Klöster Theil nehmen ließ.

Allein zu einem solchen Schritt gehört eine bedeutende moralische Kraft, die um so schwerer zu entwickeln ist, je länger man dem Egoismus ausschließlich gehuldigt hat.

Mag juristische Sophisterei mit ihrem Herkommen, Gewohnheitsrecht, Verjährung und wie die Dinge alle heißen, fortfahren, das Unrecht als Recht hinzustellen; die gesunde Vernunft des Volkes wird immer daran festhalten, daß Unrecht niemals Recht werden könne, auch wenn ersteres Hunderte von Jahren geübt ist, und so ist nicht zu zweifeln, daß eine bessere Zukunft auch hier das

alte Recht wieder aufrichten und dem Egoismus der Adeligen zurufen wird: die mecklenburgiſchen Landesklöſter ſind Eigenthum des Landes und ſeiner ſämmtlichen Bewohner! —

Bilder aus Griechenland.

8.

Sparta. — Auf dem Ithome. — Nach dem Tempel von Phigalia. — Das Alpheiosthal.

Der Weg von Tripolitza nach Sparta führt zunächſt über die grüne Ebne weſtlich von der Stelle vorüber, wo einſt Tegea ſtand. Von der alten Stadt iſt kein Stein auf dem andern geblieben, und ſelbſt von ihrem prächtigen Athenetempel trifft man keine Spur mehr. Ebenſo iſt die ziemlich bedeutende Stadt Nikli, die in der byzantiniſchen Zeit ſich hier erhob, bis auf eine einzige verfallne Kirche verſchwunden, und ein Dorf, das im Anfang des Befreiungskriegs einen Theil des alten Stadtbodens bedeckte, iſt durch Ibrahim Paſcha gleichfalls in eine Trümmerſtätte verwandelt worden. Es iſt, als ob grade auf dieſer Stelle ein Fluch ruhte, der nichts ſtehen bleiben läßt; denn daneben liegen mehre verhältnißmäßig wohlhabende Ortſchaften. Hinter einer von dieſen windet ſich der Weg einen kahlen mit unzähligen Steinen beſäeten Bergrücken hinan, um dann in ein ödes Thal hinabzuſteigen, in welchem ein Flußbett ſich zeigt. Spiro nannte den Ort Teſſaranta Potami und meinte, als ich wenigſtens einen von den „vierzig Flüſſen“ zu ſehen begehrte, die der Name angibt, wir hätten von Glück zu ſagen, daß es in den letzten Tagen nicht geregnet, da ſich bei ſtarken Güſſen das jetzt völlig waſſerloſe Strombett mit reißenden Fluten fülle und in den engeren Theilen des Thales die ganze Breite der Sohle einnehme. Nachdem wir den Windungen des von hohen, nur mit Haidekraut und Stacheleichengebüſch bewachſenen Bergen eingeſchloſſenen Thales eine Stunde gefolgt waren, kamen wir an eine Mühle, bei der uns das von dem Müller bis dahin geſtaute Waſſer als kleiner Bach entgegenfloß, und eine halbe Stunde ſpäter erreichten wir den Khan von Kria Vryſſi, in dem wir übernachteten. Wir ſchliefen hier, da das Wetter zu kalt war, um unter freiem Himmel zu bleiben, zum erſten Mal ſeit unſerm Aufbruch von Athen unter Dach und Fach, gaben uns aber, beim Eſſen vom

Rauche des neben uns auflodernden Herdfeuers gepeinigt, des Nachts von Flöhen überfallen und des Morgens mit den Rußflocken beſtreut, die wie zerfetzte Fahnen vom Sparrwerke des Daches herabhingen, das Wort, es künftig, wenn irgend möglich, beim Zelte bewenden zu laſſen.

Am nächſten Tage zogen wir in ſüdlicher Richtung weiter durch das Thal, das ſich hier bald zu Schluchten verengt, bald zu kleinen Keſſeln erweitert. Die Berge ſind in dieſer Gegend nicht hoch, aber ſehr rauh. An ihren Seiten trifft man hin und wieder Gerſtenfelder, in der Tiefe ſtehen einzelne dickſtämmige Platanen mit dürftigen Wipfeln, einzelne Steineichen und wilde Birnbäume. Hin und wieder hört man das Geklingel der Glocken von Schaf- und Ziegenherden und den melancholiſchen Geſang eines Hirten. Im Ganzen macht die Gegend den Eindruck einer Einöde, und die wenigen Menſchen, denen wir begegneten, glichen mit ihren groben Zügen und ihrer abgeriſſenen ſchmuzigen Kleidung eher allem Andern, als den ſchmucken Arkadiern unſrer Jugendträume.

Zwei Stunden von dem Khan überſchreitet man in einem Engpaß die Waſſerſcheide des Gebirgs, und bald nachher bemerkt man, daß die Landſchaft ſich ändert. Die Seiten der Berge bedecken ſich mit Azaleen, Erdbeerbäumen, Lentiscus und den Büſchen der baumartigen Haide. Im Thale ſtehen Gruppen von Maulbeerbäumen. Aus den Seitenſchluchten rieſeln kleine Bäche herab. Plötzlich öffnet ſich nach Süden hin der bis dahin eingeengte Geſichtskreis, und der Reiſende ſchaut über einen Wald von Olivenbäumen hinab in das anderthalbtauſend Fuß unter ihm ſich ausbreitende grüne Thal des Eurotas. Der Contraſt deſſelben mit der Erinnerung an die eben durchmeſſene dürre, kahle Wildniß macht den Eindruck um ſo anmuthiger. Auf der Thalſohle windet ſich in der Sonne ſchimmernd, mit blumenreichen Oleandern geſchmückt, der ſchöne Fluß hin. An ſeinen Ufern ſtehen, von dunkeln Maulbeerpflanzungen, lichtgrünen Weingärten und gelben Getreidefeldern umgeben, zahlreiche Dörfer mit rothen Dächern. Andere Dörfer liegen maleriſch am Abhange der niedrigen Hügelketten, die ſich mit gerundeten Kuppen rechts und links vom Fluſſe hinziehen, und über dem freundlichen Bilde in der Tiefe thürmt ſich im Oſten der Gebirgszug des Parnon, während im Weſten, am Fuße und in den zahlreichen Schluchten rauchblau, in halber Höhe grau und mit einzelnen ſchwarzen Tannen bewachſen, weiter oben einfach grau und zuletzt mit Schnee bedeckt, der majeſtätiſche Taygetus emporragt. Das tiefe üppiggrüne Thal, der ſiebentauſend Fuß hohe, ſchroffe Bergwall mit ſeinem Farbenſpiel, ſeinen glänzenden Schneerillen, ſeinen ſieben ſpitzen Gipfeln, die ſich ſcharf von dem Himmel abheben, ſeinem ſchwarzen Wald und den rothen Dörfern an ſeinen Seiten, iſt wol das großartigſte Bild unter den Binnenlandſchaften des Peloponnes, und dieſes Bild ſo unerwartet vor dem Auge aufgerollt und

an einem so heitern Tage, bei hellster Nachmittagsbeleuchtung und klarster Luft zu erblicken, wie es uns vergönnt war, wirkt gradezu überwältigend, und mehrmals hielten wir auf dem Wege in die Tiefe an, um es in seiner ganzen vollen Pracht in die Seele aufzunehmen.

Der Führer hatte uns auf unsre Frage nach Sparta eine Gruppe rother Dächer mit einer weißen Kirche gezeigt, die ungefähr in der Mitte des Thales, etwas erhöht über dem Flusse lag. Wir glaubten die Stadt in ungefähr einer Stunde erreichen zu können, bedurften dazu jedoch fast drei Stunden, da der Weg bergab überaus beschwerlich ist und andrerseits die Reinheit der Luft über die Entfernungen täuscht. Endlich hatten wir, die Pferde hinter uns herziehend, stolpernd, rutschend, springend, die Sohle des Thales gewonnen. Rechts von dem Wege, den wir genommen, führt eine große, auffallend steil gewölbte Brücke über das Wasser. Wir benutzten sie, dem durch die gefährliche Beschaffenheit solcher Bauten gerechtfertigten Landesbrauch folgend, stets neben den Brücken über die Flüsse zu gehen, nicht, durchritten das Wasser bei einer Furt und kamen eine Stunde später nach der Stadt, wo wir unser Zelt auf dem großen freien Platze vor der neuen Kirche aufschlagen ließen.

Wir wissen, daß das alte Sparta keine geschlossene Stadt war, sondern sich in einzeln liegenden Häusern und Gehöften über einen der Hügel unter dem Taygetus ausbreitete. Erst in der Zeit des Demetrius Poliorketes bekam es Mauern und Gräben und zugleich eine Burg, die sich auf dem Gipfel eines Hügels im Norden der Stadt erhob. Die Ruinen, welche man auf dieser Stätte antrifft, gehören nur zum kleinsten Theil der Stadt des Leonidas an, das Meiste stammt aus der Zeit der Römer und Byzantiner. Hierher zählt das Theater, das wahrscheinlich die Stelle der einstigen Akropolis einnimmt. Es ist ziemlich groß, lehnt sich mit seiner Rückseite an einen Hügel, während die beiden andern Seiten aus Quadern von gelblichem Kalkstein erbaut sind, und hat seine Sitzstufen bis auf wenige kaum erkennbare Spuren verloren. Ein halbverschüttetes Thorgewände aus mächtigen Steinbalken könnte der Eingang zum Tempel der Athene Chalkioikos sein, in den Pausanias nach Entdeckung seines Verraths floh, um den Hungertod zu sterben. Rechts und links, so wie auf der Ebne zwischen dem Theater und dem heutigen Sparta ragten aus den Gerstenfeldern und unter den Maulbeer- und Feigenbäumen, die wir hier erblickten, zahlreiche Reste von Gemäuer. Im Osten des Theaterhügels steht ein runder römischer Ziegelbau, vielleicht ein Odeon. Südwestlich von hier endlich trifft man auf die Ruinen eines viereckigen Gebäudes aus großen Quadern, welches Spiro das Grabmal des Leonidas sein ließ — eine Behauptung, mit der er einmal Recht gehabt haben mag, da auch Pausanias dieses Denkmal in die Nähe des Theaters verlegt.

Das jetzige Sparta ist ein freundliches Städtchen mit breiten, regelmäßig

angelegten Straßen und etwa zwölfhundert Einwohnern, die sich meist von Ackerbau nähren. Der rothe Wein, den wir hier tranken, war besser, als irgend einer, den wir bis dahin im Peloponnes bekommen. Als wir in dem Kaffeehause gegenüber dem Gerichtsgebäude saßen, sahen wir die Gefangenen im obern Stock hinter den Gitterfenstern munter die Romaika tanzen.

Auch in Sparta lebt ein deutscher Arzt, ein Doctor Kessel aus dem Badenschen. Wir fanden in ihm einen feinen und sehr unterrichteten Mann, der über die Neugriechen günstiger urtheilte, als andere Landsleute, denen wir bisher begegnet, und von ihnen nur das Eine zu tadeln wußte, daß sie nichts vollkommen zu Ende führen könnten, immer Neues anfangen müßten, an das Dach des Hauses, wie er sich ausdrückte, vor dem Grunde dächten. Er lebte in angenehmen Verhältnissen, schien sich indeß nicht recht wohl zu fühlen und sprach davon, nach Patras auszuwandern, wo er früher schon sich aufgehalten. Seine Frau war eine Negerin, die er — ein immerhin starkes Stück von Dankbarkeit — geheirathet, weil sie ihm während einer Krankheit, die ihn in Nauplia überfallen, eine treubeharrliche Pflegerin gewesen war. Wir machten mit ihm einen Gang nach den malerisch auf dem Ostabhange des Taygetus gelegenen Mistra, einer im dreizehnten Jahrhundert von fränkischen Rittern erbauten Veste, unter der sich eine ziemlich ausgedehnte Stadt mit mehren Kirchen und Klöstern hinzieht. Die Burg ist Ruine, auch die Stadt ist großentheils verlassen und verfallen, bietet aber, mit ihren Trümmern zwischen allerlei breitwipfeligen Bäumen an den Klippen hängend, nur einen um so romantischeren Anblick. Nicht weit davon, über dem Dorfe Parori schaut man in eine tiefe düstre Kluft hinab, in der man, wol nur durch das Gefühl der Schauerlichkeit des Ortes geleitet, den Kaiadas findet, in welchen die Spartaner einst ihre Verbrecher zu stürzen pflegten. In der Kluft rauscht ein schäumender Bach. Die Vegetation ist ringsum überaus üppig. Gruppen von Platanen und Steineichen wechseln mit prächtigen Feigenbäumen, kleinen Orangen- und Olivenhainen und Maulbeerpflanzungen, zwischen denen hier und da, hoch und schlank wie italienische Pappeln, schwarze Cypressen ragen, während an den Wassern, die aus den Nachbargründen nach der Ebne hinabrieseln, die rothen Blüten von Oleandern heraufschimmern. Weiter oben im Gebirge blicken hellgrüne Triften aus den Blößen herab, die der Tannenwald läßt, und darüber glänzen in den Spalten der grauen Felshäupter, schmalen Wasserfällen gleich, in malerischer Vertheilung Streifen von Schnee.

Das Eurotasthal behält von Sparta abwärts noch mehre Meilen seine dortige Breite. Weiterhin verengt es sich zu einer wilden Schlucht. Dann strömt der Fluß durch eine kleine sumpfige Ebne dem Meere zu. Auf den Ausläufern des Taygetus wohnen die jetzt gezähmten Mainoten, auf den Höhen des Parnon die nur von Viehzucht lebenden Tzakonier, deren eigen-

thümlicher Dialekt, bekannt durch die Abhandlung von Thierſch, ſich gegenwärtig immer mehr verlieren ſoll.

Unſere Zeit geſtattete uns nicht, Ausflüge nach Süden zu machen, wo an dem Hügel, den jetzt eine kleine Kirche krönt, Reſte des alten Amyklä anzutreffen ſind. Wir brachen am nächſten Morgen, zunächſt den Eurotas ſtromaufwärts gehend, nach Leondari in Südarkadien auf. Der Weg läuft, bald bergan, bald bergab, bisweilen an der Kante von Abgründen hinführend, bisweilen bis hart an den Rand des Flußbettes hinabſteigend, zwiſchen letzterem und den mit Strauchwerk bewachſenen Hügeln hin, welche die unterſte Stufe des Taygetus bilden. Die Landſchaft im Thale, das hier nur halb ſo breit und weniger angebaut als bei Sparta iſt, iſt anmuthig. Die Ufer ſind von Oleandern umblüht. Daneben wachſen Hecken von wilden Roſen, Johannisbrotbäume mit hellgrünen glänzenden Blättern und Maſſen von Schotendolden, Platanen, um die ſich Epheu und Reben ranken, Brombeeren, wilde Birnbäume und mancherlei anderes Gebüſch, in dem wir den Ruf von Nachtigallen hörten, während die Pauſen von dem Rauſchen des Fluſſes über kleine Wehre ausgefüllt wurden, an denen man Reußen gelegt hatte. Wo die Hügelkette ſich zu Thälern ſenkte, blickten wir nach den weißen Gipfeln und den ſchwarzblauen Schluchten des Hochgebirgs hinauf, das fortwährend in anderer Verkürzung, immer aber großartig erſcheinend, den prachtvollſten Contraſt zu der idylliſchen Lieblichkeit des Thales bildet.

Bei unſerm Frühſtück, das wir bei einem einſamen Hauſe am Ufer hielten, ſtellte ſich in einem Wahnſinnigen ein ſeltſamer Gaſt ein. Es war ein kleiner alter Mann mit ſtachligem Bart, tiefliegenden ſtechenden Augen, ſonnenverbranntem verwittertem Geſicht und ſchwieligen, aufgeſprungenen Fußſohlen, der auf Spiros Frage mit dünner Kinderſtimme einſilbige Antworten gab. Er war ſeit zehn Jahren ſchon von Teufeln beſeſſen, die ihn nicht ruhen und nie unter einem Dache ſchlafen ließen. Mit außerordentlicher Muskelſtärke begabt, war er dieſen Morgen auf einem der Gipfel des Taygetus geweſen und wollte in einer Stunde in dem anderthalb Meilen von hier entfernten Sparta ſein. Wir gaben ihm eines von unſern Broten, aber obwol er ſicher hungrig genug war, behielt er es, ſo lange wir uns verweilten, ohne zu eſſen in der Hand, betrachtete es, als ob er nicht wüßte, was damit zu machen, zuckte mit den Achſeln und betrachtete es von neuem.

Eine Strecke weiter hielten wir vor einem Khan, um uns zum Ritt über das Gebirg mit einem Glaſe Wein zu ſtärken. Während uns der Wirth einſchenkte, kam die Frau heraus und fragte, indem ſie mir ein ſiebförmiges Gefäß mit Seidenwürmern zeigte, welche gierig Maulbeerblätter verſpeiſten, ob die Thiere gut wären. Die Coconernte war, wie Spiro erklärte, im vergangenen Jahre ſchlecht ausgefallen, und man hielt uns für Kenner. Ich

ſagte, obwol ich nichts von der Sache verſtand, um die Frau nicht zu betrüben und den Ruf der Allwiſſenheit nicht zu gefährden, in dem hier die Weſteuropäer zu ſtehen ſcheinen, ja wol, ſie fräßen ja vortrefflich, die Raupen. Mein Blick mochte dabei etwas zu viel Bewunderung oder nach der Auffaſſung der Frau Neid ausgedrückt haben. Sie machte ein finſteres Geſicht und bedeckte die Thiere mit ihrer Schürze, und nicht eher gab ſie ſich über mein Lob zufrieden, als bis ich Spiros Rath gefolgt und — ich thats zu mehrer Sicherheit dreimal — ausgeſpuckt hatte.

Nicht weit von hier erweitert ſich das Thal zu einer Ebene, auf der mehre Dörfer und hart über dem Eurotas die Ruinen einer fränkiſchen Burg liegen. Dann verläßt der Weg die Ufer des Fluſſes und führt einen Bergrücken hinan. Hier weidete unter rieſenhaften Maulbeerbäumen, die einen förmlichen Wald bildeten, ein Schäfer ſeine Herde, von der wir ein Schaf kauften, welches ſofort geſchlachtet, abgehäutet und dann wieder in ſeine Haut geſchoben wurde, um in ihr als paſſendem Proviantſack an Spiros Sattelknopf weiter transportirt zu werden. Bald nachher ritten wir durch ein ſchönes kleines Thal, durch das ſich ein Nebenfluß des Eurotas ſchlängelt, und in deſſen Platanen, Stachel- und Steineichen Nachtigallen ſchlugen und wilde Tauben mit weithin hörbarem Girren ſich ihre Liebe erklärten. Inzwiſchen hatte ſich der Himmel umdüſtert. Seitwärts im Gebirge goß es bereits wie mit Kannen, und endlich erreichte auch uns das Wetter, ſo daß wir froh waren, uns in einer Sennhütte vor gänzlicher Durchnäſſung, die hier leicht ein Fieber bringt, retten zu können. Nach einer Stunde ließ der Regen nach, und als wir unſere Tour über die Waſſerſcheide zwiſchen Eurotas und Alpheus fortſetzten, leuchtete uns durch den Eichenwald, der hier das Gebirge bedeckt, eine ſchöne Abendſonne, welche die Regentropfen an den Zweigen und Gräſern in ebenſo viele blitzende Edelſteine verwandelte. In das breite langgeſtreckte dunkelgrüne Thal des Alpheus hinabſchauend, gewahrten wir Ketten runder Waldhügel und daneben Dörfer, von Getreidefeldern und Weingärten umgeben. Unſer Weg führte aber den Berghang nur zum Theil hinab, dann wand er ſich, fortwährend quer durch bewaldete Schluchten führend, bergauf und bergab und wieder bergauf nach einem öden Kamme empor, auf dem die Ruinen der mittelalterlichen Feſte Gardiki und einige hundert Fuß tiefer die Häuſer von Leondari ſich zeigten.

Leondari iſt ein ärmliches ſchmuziges Oertchen, welches ſich nur durch ſeine ſchöne Lage an dem ſattelförmigen Paß, der Arkadien von Meſſenien trennt, durch eine alte mit mehren Kuppeln geſchmückte Kirche und durch die neben dieſer ſtehende Gruppe von Rieſencypreſſen auszeichnet. Wir ſchätzten die Höhe der beiden größten auf mindeſtens hundert Fuß und fanden durch Umſpannen, daß die eine gegen vierzehn Fuß Umfang hatte. Die Stadt iſt

im Mittelalter entſtanden und war wiederholt der Schauplatz blutiger Ereigniſſe. Hier wurde der Paläologe Thomas, Bruder des letzten byzantiniſchen Kaiſers 1459 von den Türken geſchlagen. Hier ließ Mohammed II. im Jahre darauf nach Einnahme der Burg alles, was darin geathmet, auch die Thiere, niederhauen. Endlich war der Paß auch im letzten Kriege von den Griechen ſtark beſetzt, und nur das Ungeſchick ihres Führers Kolokotronis trug die Schuld, daß Ibrahim Paſchas Aegypter ihn ohne Blutvergießen zu gewinnen vermochten. In der Ferne gegen Nordweſten hin ſieht man von der Höhe über Leondari die Stadt Karitena mit ihrer alten Burg. In der Mitte der Ebene lag die nach der Schlacht bei Leuktra gegründete Stadt Megalopolis. Unſer Reiſehandbuch ſagte uns, daß von ihr nur die Reſte eines Theaters und einer großen ſteinernen Brücke über den hier dem Alpheus zuſtrömenden Bach Heliſſos übrig ſind, und da wir nicht archäologiſcher Studien halber reiſten, ſo ließen wir die Stelle unbeſucht.

Da der Boden vom Regen feucht war, ſo mußten wir uns wohl oder übel bequemen, im Khan zu ſchlafen, indem man uns die beiden Zimmer des obern Stockwerks einräumte, während die untern Räume von einer Karavane von Maulthiertreibern eingenommen waren. Unſere eine Stube enthielt den Herd, die andere ſchien das Staatszimmer des Hauſes zu ſein, war aber trotzdem einfach genug. Die drei Fenſter waren blos mit hölzernen Laden geſchloſſen und ohne den Luxus von Fenſterſcheiben. Die Wände waren weiß getüncht und ſpäter von geſchickter, wenn auch nicht grade künſtleriſcher Hand mit den Trophäen von Wanzenjagden geſchmückt worden, deren Geſammteindruck ſich dem von geädertem Marmor näherte. Auf der einen Seite befand ſich eine Niſche mit einem bunten Heiligenbilde auf einem Papierbogen, vor dem eine kleine Lampe brannte, und um das, nach verſchiedenen unbeſchreiblichen Spuren zu urtheilen, jene Schlachten ſich concentrirt zu haben und das Blutvergießen am ſchrecklichſten geweſen zu ſein ſchien. Auf dem Sims der Niſche ſtanden Töpfchen und Flaſchen. Daneben hatte der Vogel des Friedens, eine Schwalbe, ihr Neſt gebaut, aus dem die gelbſchnäbeligen Jungen neugierig auf die Franken herabſchauten, denen hier der Tiſch gedeckt wurde. Die Stubendecke war von rohen Bretern. Die Ritzen in den Wänden hatte man mit Papier verſtopft. Das Möblement beſtand, wenn man die Säcke nicht mitrechnen wollte, die unter der Niſche ſtanden und die Stelle von Kommoden und Sekretären vertraten, außer einem wackligen Tiſch und zwei plumpen Holzſtühlen nur aus einem kleinen Spiegel, der ſo hoffnungslos vom grauen Staar heimgeſucht war, daß wir von vornherein darauf verzichteten, uns von ihm ſagen zu laſſen, ob wir noch Aehnlichkeit mit civiliſirten Menſchen hätten. Das Hauptprachtſtück endlich war eine Reihe von Kupfern, mit denen der Wirth die Wand, wo der Spiegel hing (wahrſcheinlich die Ehrenſeite), beklebt

hatte. Auf dem einen erfreute ein Dampfschiff mit grünen Masten und rothen Segeln das Auge. Ein anderes zeigte einen Plan von Kronstadt mit fliegenden Bomben. Daneben präsentirte sich eine bunte Louise oder Pauline mit der Frisur und den Puffenärmeln der zwanziger Jahre, und neben dieser wieder hatte der Sammler dieser Galerie von Kunstwerken eine Auswahl von Holzschnitten aus — wer hätte den hier gesucht — Johann Jakob Webers illustrirtem Volkskalender angebracht: den erschossenen Dortü neben dem leibhaftigen Harleß, eine Scene aus den Rastatter Gefängnissen neben dem mit steifnackigem Gleichmuth über den Zaun einer hohen weißen Halsbinde auf uns herniederschauenden Staatsrath Druey. Unter und zur Seite der Herren endlich klebten — böse Herzen hätten darin etwas wie Wappenzeichen oder symbolische Thiere erblicken können — verschiedene Bilder einer Abcbuchszoologie: ein Bär, ein Esel u. s. w. Aehnlich wie dieser sind alle Khans beschaffen, die wir im Verlauf der Reise besuchten, und wenn bei diesen andern die Bildergalerie mangelt, so wird sie reichlich durch jene Rußfahnen von Kria Vryssi und durch fleißiger mit Insektenblut marmorirte Wände ersetzt.

Der nächste Tag führte uns zunächst in das tiefe Thal hinter Leondari hinab und dann hinauf durch einen Eichenwald, wie ich ihn so stolz und schön in Griechenland nicht vermuthet hätte, in dem wir aber leider zugleich ein recht deutliches Beispiel der unverantwortlich leichtsinnigen Weise fanden, mit der man hier die Forsten behandelt. An vielen Stellen hatte man, offenbar blos zum Vergnügen, die prächtigen Bäume angesengt, andere waren ähnlich wie in den amerikanischen Clearings durch Abschälung der Rinde ertödtet, wieder andere verkohlt oder gefällt. An einer Stelle hatte man eine ganze weite Strecke gerodet, vermuthlich, um Ackerland zu gewinnen. Ich bin der Meinung, daß man die Zeit klüger darauf verwendet hätte, der Versumpfung der Nachbarschaft durch Drainiren, oder wenn das zu viel verlangt ist, durch einfaches Grabenziehen zu steuern, und ich gebe zu, daß die Meinung, Neugriechenland würde besser daran sein, wenn es statt seiner schwarzen todten Heiligen noch die alten lebensvollen Dryaden verehrte, unchristlich, nicht aber, daß sie unvernünftig ist. Auf alle Fälle sollte es in einem baumarmen Lande eine Schande sein, Bäume ohne Noth zu ertödten, hier aber geht der erste beste Schlingel, der einen Zahnstocher braucht, hinaus und schlägt die schönste Eiche nieder. Hübsche Durchblicke auf Berg und Thal, das Gezirp der gelb und rothen Heupferde, die an sonnigen Stellen hüpften, der melancholische Ruf des Kukuks im schattigen Dickicht vertrieben den Aerger über diesen Forstfrevel, und wir genossen tiefathmend die Kühle und den Walddust, die an die ferne Heimath erinnerten.

Gegen neun Uhr frühstückten wir im Khan von Derbenya, von den dort

umherſitzenden Griechen mit verächtlichen Blicken geſtraft, mit ketzeriſchem Behagen gegen das Gebot der Faſten mitgenommenes kaltes Fleiſch. Spiro, der ſich auf dem Weiterritt dieſer Sünde gleichfalls ſchuldig machte, vertheidigte ſich, als ich ihm dies zu Gemüthe führte, damit, daß er auf der Reiſe ſei, und erhielt von uns beiden bereitwillig Abſolution. Bald nachher arbeiteten wir uns in die große meſſeniſche Ebene hinab, an deren gegenüberliegender Grenze uns der ſchöngeformte Ithome und daneben der Evas entgegentrat. Die Ebene iſt vortrefflich bebaut, voll Dörfer, Maulbeerpflanzungen, Feigenbäume und Weingärten. In einem der Dörfer kaufte Spiro nicht weniger als ſechs Gänſe, und es ſah trotz der Grauſamkeit, mit der er die armen Dinger lebendig an ſeinen Sattel hing, ungemein komiſch aus, als er mit der zappelnden ſchnatternden Laſt, einen weißen Regenſchirm über ſich haltend, vor uns her zum Orte hinausſprengte. Ein Papa (Dorfgeiſtlicher), der uns bei dem Gänſehandel als Mäkler und Wechsler gedient, begleitete uns, und wir waren erſtaunt, wie deſpectirlich Spiro den Mann Gottes behandelte. Später lernten wir dies einſehen. In Griechenland ſcheint ein Dorfpope etwa die Geltung zu haben, die im Weſten Amerikas ein Schulmeiſter hat. Wer zu nichts Beſſerem taugt, zieht den blauen Kaftan an, läßt ſich vom Biſchof weihen, tauft, traut und naſelt des Sonntags das Ritual ab und bleibt im Uebrigen ſo roh und ſo einfältig wie er gewachſen.

Während ein gewaltiger Regenſturz, der ſchon geraume Zeit an den Bergen hängend gedroht, herabrauſchte, ritten wir im Galopp um die Hügelkette unter dem Ithome, auf welcher ſich das Dorf Meli kä Laf (Honig und Milch) ausbreitet, und eine halbe Stunde ſpäter waren wir in dem Khan von Mavroſumenos, der nicht fern von der Brücke liegt, die hier über den tiefen und breiten Fluß gleiches Namens führt. Nachdem wir hier etwas geruht, machten wir uns trotz des noch immer ſtrömenden Regens nach dem Ithome auf, und unſer tapferer Entſchluß wurde von dem alten Himmelsgott, der einſt auf dem Gipfel des Berges wohnte, wohlgefällig angeſehen. Der Regen ließ bald nach unſerm Eintritt in den Wald nach, und obwol der Weg der gefährlichſte und ſteilſte, den wir bisher emporgeklimmt, und überdies durch den Regen überaus ſchlüpfrig geworden war, ſo erfriſchte der Anblick des grünen Laubwaldes mit ſeinen dampfenden Schluchten und ſeinen in der rothen Nachmittagsbeleuchtung blitzenden naſſen Wipfeln doch ſo mächtig, daß wir auch ſchwierigere Pfade fröhlich geritten wären. Um ein anmuthig gelegenes Gebirgsdorf auf ſteiler Höhe biegend, gelangten wir auf die andere Seite des Berges, und nun ritten wir unter förmlichen Lauben hin. Azaleen und Stacheleichen überwölbten mit ihren Zweigen den Weg. Steineichen von rieſiger Größe ſtreckten ihre mächtigen Arme über ein dichtes Gebüſch von andern Bäumen und Sträuchern. Häufig trafen wir eine Art von türkiſchem

Klee, bisweilen auch schimmerten Büschel rother Waldnelken seitwärts im Waldesdunkel. Plötzlich öffneten sich vor uns die Wipfel, und die wohlerhaltenen Ruinen einer alten Stadt traten uns mit weißen Quadermauern und Thürmen aus dem Grün einer Hochebne entgegen.

Wir befanden uns vor den Trümmern der Stadt Messene, die von Epaminondas nach der Schlacht bei Leuktra als Bollwerk gegen die Macht Spartas gegründet wurde, nachdem vorher ein befestigtes Lager das Volk Messeniens hier vereinigt hatte, in welchem es sich mit jener heldenmüthigen Ausdauer vertheidigte, die zu den glorreichsten Zügen der griechischen Geschichte zählt. Die Stadt breitete sich fast dritthalb Stunden im Umfang am südwestlichen Abhang des Ithome und über die sattelartige Senkung zwischen diesem, dem Evas und einem dritten im Westen sich erhebenden Berg aus. Die Mauer ist gegen Süden hin nur noch zum Theil erhalten. Im Norden dagegen, wo wir sie zuerst betraten, ist sie in ihrer vollen Höhe, sechs bis acht Quaderlagen übereinander, und ebenso in ihrer ganzen Breite beinahe vollständig noch vorhanden, so daß man das deutlichste Bild einer antiken Festung vor sich hat. Hier stehen auch noch die viereckigen Streitthürme mit ihren Fensteröffnungen in Zwischenräumen von einem starken Pfeilschuß fast ganz so glatt und unverrückt da, wie sie die Baumeister des Epaminondas errichtet. Man sieht die Thürme, die Treppen, die Schießscharten und die Ausfallspforten, man bemerkt deutlich die Löcher, in welchen die Tragbalken der Decken ruhten.

Wo die Nordmauer beim Herabsteigen vom Ithome und dem ihm westlich gegenüberliegenden Berge die tiefste Stelle erreicht, etwa in der Mitte des Thaleinschnitts, trifft man auf die Ruinen eines großen, rechts und links von 32 bis 34 Fuß hohen Quaderthürmen flankirten Thores. Dasselbe ist etwa sechs Schritt weit und führt zunächst in einen runden Hof, der von schöngefugten, gegen 20 Fuß hohen Mauern umgeben ist, und aus dem man durch ein zweites Thor in das Innere der Stadt tritt. Der Deckstein, fast drei Klafter lang, ist auf der einen Seite herabgefallen und in der Mitte zersprungen. Um die Thürme rankt sich kleinblättriger Epheu, und in den Spalten der Mauern hat hier und da ein kleiner Baum Wurzel geschlagen. Von den Häusern der Stadt sind nur noch Schutthaufen und Grundmauern zu finden, über die Stätte der meisten aber geht jetzt der Pflug, und auf der Stelle von andern wuchert Gestrüpp und Buschwerk. Auch von den Tempeln trifft man nur noch geringe Reste. Der prachtvolle Marktbrunnen Arsinoë ist bis auf den kleinen Bach, der ihn speiste, verschwunden. Dagegen läßt sich die Stelle des Theaters noch wohl erkennen, und ebenso das Stadium mit seinen Sitzstufen, unter denen ganze Massen von Kapitälen, Säulenbruchstücken und Metopen liegen. Endlich befindet sich, nicht fern von dem Dorfe Mavromati, zwischen Ithome und Evas ein südliches Thor, welches indeß

kleiner als das im Norden ist. Das Ganze gehört zu den bewundernswerthesten Ueberresten der alten Baukunst.

Den Gipfel des Ithome zu ersteigen verbot uns die sinkende Sonne, aber die Aussicht auf das breite grüne Thal unten, nach dem blauen Golf in der Ferne und nach den Bergen am Makriplagipaß im Hintergrunde der Ebne kann auf demselben kaum viel großartiger und anmuthiger sein, als hier auf den Thürmen der Stadt. So besuchten wir nur noch das stattliche Kloster Vurkano, welches von Bäumen und Gärten umgeben am Südabhange des Evas liegt und sich durch eine schöne, mitten im Hofe stehende byzantinische Kirche auszeichnet, und kehrten dann auf Zickzackpfaden nach der kleinen Ebne des Mavrosumenos zurück, wo unser Khan stand.*)

Den folgenden Tag brachen wir in nördlicher Richtung nach dem Tempel von Phigalia auf, überschritten die Brücke des Mavrosumenos, deren Pfeiler aus antikem Mauerwerk bestehen, passirten weiterhin in der Fläche die Ruine eines Klosters oder einer Kirche, dann die eines mittelalterlichen Castells und verließen hierauf die Ebne durch einen Paß, neben dem rechts wieder die Trümmer einer Burg lagen, und über den wir in ein kleines Kesselthal hinabstiegen. Diesem folgte ein anderes, an dessen westlichem Abhang das große Dorf Kostantinos steht. Hier ging es sehr lustig zu. Es war ein Feiertag, und die gesammte Bevölkerung war auf den Beinen, um sich zu vergnügen. Hier und da hatten sich Gruppen gebildet, um die Romaika zu tanzen. An mehren Stellen flogen bereits die Fustanellen, brummte schon die Janitscharentrommel, quäkte schon die Schalmei. An einem malerisch gelegenen türkischen Brunnen trafen wir eine Schar schwatzender, lachender Weiber, die mit ihren weißen Frießröcken und ihren gelben Kopftüchern recht gut aussahen. Vor der Schenke angekommen, machten wir uns und den hier umherstehenden Dorfleuten eine Freude, indem wir die Musik herbestellten und zum Tanze aufspielen ließen, an dem auch Kinder im bloßen Hemde Theil nahmen, und bei welchem sich besonders ein rothgekleideter, mit Dolch und Pistole bewaffneter Bursch durch groteske Sprünge hervorthat. Es nahm sich außerordentlich hübsch aus, unmittelbar vor uns der große bunte Ringelreigen, ringsum das zerstreut an den Klippen hängende Dorf mit seinen rothen Dächern, und in der Tiefe zwischen Büschen der Bach des Thales.

Von hier stiegen wir wieder in einen Kessel hinab, der zum Theil bebaut war, zum größern Theil aber nur als Weide benutzt wurde. Dann ging es höher ins Gebirge hinauf und durch einen Eichenwald nach dem kleinen Dörfchen Thimandra, wo unter einer großen Platane an einer Quelle gefrühstückt wurde. Der Ort hatte, wie uns eine Frau erzählte, ein Jahr vor-

*) Mavrosumenos heißt: schwarze Brühe, wie das gemeine Volk in Griechenland auch den Kaffee nennt. Der Fluß, der damit bezeichnet wird, ist die alte Balyra.

her noch vierzig Einwohner gehabt. Da hatte sich eine Seuche eingestellt, und jetzt wohnten in den vier Häusern nur dreizehn Personen.

Weiterhin wird der Weg außerordentlich rauh, und dichter Wald von Stacheleichen bedeckt die Berge. Indem wir einen derselben, an dem die Bäume auffallend stark bemoost waren (sie hingen voll grünliche und graue Flocken, fast wie die Cypressen der Mississippisümpfe, wo der „spanische Bart" wächst) hinabkletterten, sahen wir in der dunkeln Schlucht drunten das Nedaflüßchen sich dem in der Ferne zwischen kahlen Höhen schimmernden Meere zuwinden. Die Gegend gehört zu den wildesten und düstersten in Arkadien. Allenthalben starren dunkle Berge empor, und nach den verschiedensten Richtungen gähnen Schluchten und Seitenthäler, alle bewaldet, jedes mit einem rasch daherströmenden rauschenden Bache. Nur selten wird an einer der schroffen Thalwände ein Dorf sichtbar.

Nachdem wir die Neda und bald darauf einen der Nebenflüsse überschritten, erreichten wir endlich auf gutem Wege das am Abhang einer der Seitenschluchten erbaute kleine Dorf Tragoge. Ein Stück davon stürzt sich ein Bach von einer funfzig bis sechzig Fuß hohen, senkrecht abfallenden Felswand unmittelbar neben der Straße herab. Auf der andern Seite des Thales liegt Kakoletri (Uebelpflug), ein Oertchen, in dessen Umgebung der Pflug allerdings schwere Arbeit haben mag. In Tragoge wurde Nachtherberge genommen und zwar bei der Witwe eines Geistlichen, bei der wir recht gut aufgehoben waren. Ein Stück über dem Dorfe steht bei einer Quelle eine Platane, welche die größte ist, die ich in Griechenland gesehen habe. Abends stellte sich (vermuthlich als Ehrenwächter der noch jungen Wirthin) der Papa von Kakoletri ein. Mein Reisegefährte fand ihn geeignet für seine Mappe und bat, ihn zeichnen zu dürfen. Er war sehr gern bereit dazu, nahm einen Brief in die Hand, setzte eine große Brille auf die Nase und setzte sich mit einer Würde hin, die einem Erzbischof vortrefflich gestanden hätte. Das Bild sah darnach auch ungemein gelehrt aus. Das Original aber war über Lesen und Schreiben nur wenig hinausgelangt. Es hielt Germania für eine Stadt in Bavaria, fragte wie alt der Tempel sei, den wir den folgenden Tag besuchen wollten, und gab, als wir das nicht genau wußten, seine Meinung dahin ab, er wäre zu Noahs Zeit erbaut.

Der Tempel von Phigalia, den wir am folgenden Morgen besuchten, liegt etwa zwei Stunden von Tragoge auf dem Berge Kotylion, 3800 Fuß über dem Meer, folglich noch beträchtlich höher als das Brockenhaus. Der Weg führt durch bewaldete Schluchten aufwärts nach einem türkischen Brunnen, in dessen Nachbarschaft ein Stückchen Ackerfeld ist, und dann vollends auf die kleine Hochfläche, welche die Ruinen des alten Heiligthums trägt. Es war dem Apollo, als dem heilenden Gotte geweiht, der die Phigalier vor

einer Seuche bewahrt hatte, die während des peloponnesischen Krieges die Nachbarschaft heimgesucht. Sein Erbauer war Iktinus, der mit Phidias das Parthenon erbaut hatte. Der Stil ist der dorische, das Material ein gelblich grauer Kalkstein. Der Sculpturschmuck im Innern, ein Fries, der um die Wand der Cella lief, und die Cassetten der Felderdecke waren aus pentelischem Marmor. Während die Tempel Athens ihre Fronten nach Osten und Westen kehren, sind hier die Langseiten nach diesen Himmelsgegenden gerichtet. Um die Cella läuft ein Säulengang, der an den langen Seiten je 15, an den Fronten je 6 Säulen hatte. Während die Cella bis auf die untersten Quaderlagen zusammengestürzt ist, stehen von den 38 Säulen noch 35 sammt ihrem Architrav aufrecht; indeß neigen sich mehre stark nach innen, was der Wirkung der Ruinen einigen Eintrag thut. Die umhergestreuten Trommeln der andern Säulen sind von feinen weißen und rothen Flechten überzogen. Neben dem Trümmersturz wachsen einige Steineichen, in deren Schatten bei unsrer Anwesenheit ein langhaariger finsterblickender Bursch beschäftigt war, mit seiner Mangura (ein genau wie unsere Bischofsstäbe geformter Stock) Ziegen und Schafe einzufangen, die meckernd und blökend zwischen den Ruinen weideten. Sonst scheint selten ein Mensch auf diese Höhe zu kommen. Als ich mir, auf einem der Blöcke der Cella sitzend, Notizen in mein Taschenbuch machte, sah mir eine kleine hübsche Eidechse, die aus der nächsten Spalte hervorgehuscht war, mit ihren hellen Aeuglein so furchtlos zu, als ob alle Welt solchen kleinen hübschen Eidechsen gut sein müßte.

Der Tempel erscheint im Ganzen betrachtet zu schmal, oder wenn man will zu lang. Im Uebrigen macht er weniger den Eindruck des Großartigen, als den des Feinen und Anmuthigen, wozu der Gegensatz der ihn umgebenden wilden und gigantischen Gebirgsnatur wesentlich beiträgt. Zu bewundern ist, daß sich in solch einem winzigen arkadischen Bergstädtchen, wie Phigalia unzweifelhaft war, der Geschmack fand, ein derartiges Kunstwerk zu schaffen, und noch mehr zu bewundern in unsrer egoistischen Zeit ist, daß die kleine, sicherlich nicht wohlhabende Gemeinde die erforderlichen Mittel dazu aufbrachte.

Die Aussicht von dem Tempelberge ist ungemein prächtig. Unmittelbar vor sich hat der Beschauer das düstre tiefe Waldthal der Neda mit seinen Seitenschluchten. Rechts erscheint zu beiden Seiten eines hohen runden Berges in der Tiefe das Meer. Links starren über niedrigere Höhen in der Ferne dunkelblaue Bergwände mit Schneegipfeln empor. Im Süden schweift das Auge über das Gefilde Messeniens bis zum Ithome und an dem deutlich erkennbaren Kloster des Evas vorbei hinab zum messenischen Golf.

Zuerst auf furchtbar steilem und fast pfadlosem Wege, dann aber auf einer eben vollendeten recht guten Straße setzten wir die Weiterreise nach dem Städtchen Andritzena fort. Dasselbe liegt in einem tiefen von einem Bach

durchſtrömten Grunde, freundlich in Bäumen und Büſchen und hat ſelbſt einige Häuſer mit Glasfenſtern, die wir geraume Zeit nicht geſehen. Im Innern iſt es aber ganz ebenſo ſchmuzig und unwirthlich wie die übrigen kleinen Städte Griechenlands, und wir waren froh, als Spiro die erforderlichen Einkäufe vollendet hatte und uns nun den gegenübergelegenen mit Reben bepflanzten Berg hinaufführte, von dem wir eine Stunde ſpäter in das Alpheusthal hinabritten. Daſſelbe beſteht hier aus hohen kahlen Bergketten, an deren Fuß ſich bewaldete, von vielen Schluchten durchſchnittene Hügelreihen hinziehen; zwiſchen dieſen liegt eine bald ſchmalere, bald breitere Ebene, durch die der Fluß, in dieſer Gegend bei gewöhnlichem Waſſerſtande 50—60 Fuß breit, in mannigfaltigen Windungen ſich hinſchlängelt. Der Wald, durch den der Weg nach Olympia läuft, iſt jung und nicht hoch, aber ſehr dicht, und es halten ſich in ihm, wenn Spiro nicht log, außer Wildſchweinen auch Wölfe auf. Auf einer Strecke von drei Stunden paſſirten wir nur ein einziges Dorf, und dieſes beſtand überdies nur aus Hütten von Korbgeflecht, die mit Stroh gedeckt waren. Es war ein bloßes Sommerdorf, welches im Frühjahr bezogen und im Spätherbſt wieder verlaſſen wird, und deren wir ſpäter noch mehre antrafen.

Endlich gegen Abend erreichten wir die Furt, wo wir über den Fluß gehen ſollten, ritten hindurch, wobei das Waſſer den Pferden bis an den Bauch ging, und gelangten, nachdem wir eine Strecke dem rechts ſich hinziehenden trocknen Theile des Flußbettes gefolgt, nach dem Dorfe Hagiannis, in deſſen Nähe auf dem Rande eines Hügels etwa hundert Schritt vom Ufer der Khan Zacharias ſteht, wo wir unſer Zelt für die Nacht aufſchlagen ließen und nach einem Bade in dem kühlen reißenden Waſſer und einem reſpectabeln Abendeſſen die Erſchöpfung verſchliefen, die wir nach den Anſtrengungen der letzten Tage allmälig zu fühlen begannen.

Die Sonne hatte uns vergeblich geweckt. Es lag ſich gut auf den Napierſchen Patentbetten Spiros und wir waren eben in einen nachträglichen Morgenſchlummer gefallen, als die Nachricht, unſere Pferde ſeien geſtohlen, uns raſch auf die Beine brachte. Sie wären weggetrieben von der Weide, wo Barba Anthoni ſie die Nacht gehütet, verſchwunden, entführt, geraubt, zum Teufel, ſchrie Spiro athemlos, verzweifelt in die Zeltthür herein. Es war alle Urſache zum Verzweifeln vorhanden, wenn es ſich wirklich ſo verhielt. Wir waren im Südweſten des Peloponnes, mehre Tagereiſen von den Stellen entfernt, wo Dampfer landen, ohne Gelegenheit, uns die engliſchen Sättel zu erſetzen, auf denen allein ausdauerndes Reiten möglich iſt, und überdies, da wir uns nur einige Pfund Sterling für außerordentliche Fälle mitgenommen, ohne ausreichende Mittel andere Pferde zu miethen. Zum Glück war es nicht ſo ſchlimm, als Spiro in der erſten Beſtürzung gemeint.

Ein Dieb hatte allerdings die Thiere von der Weide weggescheucht, indeß mochten ihm später Bedenken aufgestiegen sein, wie er sie verbergen könnte. Er hatte sie daher, um doch etwas für seine Mühe zu haben, eines Theils ihrer Decken beraubt und dem einen Pferde die Steigbügel abgenommen. So brachte sie sein Knecht zurück. Spiro hatte eine Belohnung versprochen, und Barba Anthoni, der dem Ueberbringer der Thiere zuerst begegnet, hatte ihm in der Freude seines Herzens sofort einen Speciesthaler gegeben, indem er ihn für den glücklichen Finder hielt und sich nicht träumen ließ, daß er der Helfershelfer des Diebes sei. Spiro war nicht so grün. Er sagte dem Kerl auf den Kopf zu, daß er mit dem Spitzbuben unter einer Decke stecke, forderte das Geraubte zurück und hieß, als jener sich verschwor, er wisse von nichts, ihn den Thaler wieder herausgeben. Als er das nicht wollte, verabreichte ihm Spiro einige kräftige Ohrfeigen, aber obwol Kristo sich anschickte, das Experiment mit seinen Riesenfäusten zu wiederholen, schien auf diesem Wege kein Erfolg zu erreichen. Da griff Spiro zum letzten Mittel, er setzte sich würdevoll hin und schrieb mit meiner silbernen Feder einen Brief an den Befehlshaber des nächsten Gensdarmeriepostens, in welchem von Mylordos und andern majestätischen Bekanntschaften und Gönnern Spiros die Rede war, und jetzt gelang es dem inzwischen herbeigekommenen Dimarchen, jenem wenigstens den Finderlohn für ungefundenes Gut wieder abzunehmen, wobei er natürlich immer noch behauptete, nur der Gewalt zu weichen, unschuldig wie ein neugebornes Kind zu sein u. s. w., bis Kristos Peitsche bewirkte, daß er flennend und mit Anathemas auf uns alle, unsre Mütter, unsre Pferde und Gott weiß was noch, sich davon machte. Der Wirth des Khans war ein einfacher braver Mensch, der uns recht gute Flußfische (eine Art Karpfen) und äußerst trinkbaren Wein verkaufte, und für dies und verschiedenes Andere beim Abschied nicht halb so viel forderte, als andere und als besonders unsere Wirthin von voriger Nacht, so daß der gewöhnliche Morgenzank, den wir so oft verwünscht, für diesmal wegfiel. Sehr gern willfahrteten wir seiner Bitte, unsre Zufriedenheit mit einigen Zeilen in das Buch einzutragen, das er sich zu dem Zwecke angelegt, und in welches sich vor uns Professor Vischer aus Basel und verschiedene preußische Edelleute eingezeichnet hatten.

Am nächsten Morgen ritten wir nach dem vier starke Stunden von hier entfernten Olympia. Der Weg führt zunächst auf der Thalsohle hin, auf der es von Schildkröten wimmelte, so daß ich deren im Verlauf einer Viertelstunde gegen achtzig zählte. Dann steigt er in das Thal eines andern außerordentlich reißenden Flusses hinab, der den Namen Rufia trägt und sich nicht weit von hier mit dem Alpheus vereinigt. Wieder in das Thal des letztern gelangt, begegneten wir einer starken Karavane von Bauern, die mit Weib und

Kind und Vieh aus den Korinthengärten von Pyrgos zurückkehrten, wo sie in den letzten Wochen gearbeitet. Es war ein Zug von wenigstens vierhundert Mann, die sich in ihrer bunten Tracht recht malerisch auf der Ebne ausbreiteten. Maulthiere mit Betten beladen, auf denen Mandoline und Pallikarenflinte lagen, Weiber mit Wiegen, die ihnen wie eine Botanisirtrommel über der Schulter hingen, Kinder, welche Ferkel und Lämmer vor sich hertrieben, mehre kleine weiße Ochsen, nackte Säuglinge mit schwarz und grau gestreiften Säcken auf den Rücken von Maulthieren gebunden, andere, von einem Dutzend Hühner umgackert, wieder andere auf den Armen sonnenverbrannter Väter, mehre Reiter mit Yataghan und Pistolen im Gürtel, ein Papa und ein prächtig rothgekleideter Mann, der vermuthlich der Führer der Schar war, passirten in einzelnen Gruppen raschen Schrittes an uns vorüber.

Eine Strecke weiter wurde ein zweiter rasch fließender Nebenfluß, die klare hellgrün gefärbte Doana überschritten, der dem Alpheus die Wasser des nordöstlichen Arkadiens zuführt. Nicht fern von seinem Ufer erhebt sich ein schöner, augenscheinlich künstlich entstandener Hügel, in dem man das Grabmal des Koröbus, eines der ersten Sieger in den olympischen Spielen, sucht, welches die Grenze zwischen Elis und Arkadien bezeichnete. Das Thal wird hier sehr freundlich. Man sieht nur noch Hügel zu beiden Seiten. Mehr und mehr tritt die Pinie an die Stelle des Laubholzes, das bisher die Höhen bedeckte. Mit ihr und anderm Nadelholz wechseln wilde Oel- und Birnbäume, einzelne immergrüne Eichen, Haidekrautbäume, Buchen, Erlen, Stacheleichen. Dazwischen stehen mit glänzenden Blättern Myrthen, Lorbeer- und Erdbeerbäume, gelbblühende Akazien und Rosensträucher mit einer Fülle weißer Blumen. Viele von den Bäumen umrankt Epheu. Hier und da sieht man auf dem jenseitigen Ufer Ruinen, seltener ein Dorf. Endlich reitet man in eine kesselartige Erweiterung des Thales ein, wo der Fluß, der hier recht stattlich daherströmt, sich nach links wendet, während sich rechts ein Seitenthal öffnet, dessen Wände fast nur mit Nadelholz bewachsen und von mehren kleinen Schluchten durchbrochen sind. Dies ist die Stätte, die alle vier Jahre um die Zeit des Mittsommertags das Volk der Hellenen zu den Spielen vereinte, nach denen Altgriechenland seine Zeitrechnung eintheilte: die Ebne von Olympia. Aus dem Seitenthal fließt ein kleiner Bach nach dem Alpheus hinunter. Nirgend ist ein Haus zu sehen, Gestrüpp und Gebüsch wuchern auf der Stelle, wo der Zeustempel stand, und nur hier und dort zeigt ein Weingarten oder ein Getreidefeld, daß in der Nähe Menschen wohnen.

Wir wissen, daß Olympia zwar nie eine eigentliche Stadt, sondern ein heiliger Bezirk mit verschiedenen Tempeln, Rennbahnen, Ringplätzen, Werkstätten und Herbergen war, wir wissen aber zugleich, daß mehre von diesen Gebäuden zu den prächtigsten in Griechenland gehörten. Der Zeustempel war

ein Bau von der Größe des Parthenon, mit 34 mächtigen Säulen, mit Metopen, welche die Thaten des Herakles darstellten, mit Giebelgruppen von Päonius und Alkamenes. Darin thronte das Meisterwerk des Phidias, die aus Gold und Elfenbein gefertigte Bildsäule des höchsten Gottes Griechenlands, das Erhabenste, was die alte Kunst jemals geschaffen. Von alledem ist nichts mehr vorhanden, als die Grundmauern und einige Säulentrümmer des Tempels, die zwar von mächtigen Dimensionen sind, aber, so umhergestreut, schon wegen ihres groben Materials — es ist eine Art Muschelkalk — kein lebhaftes Interesse erwecken. Die Metopen sind nach dem Louvre gewandert. Der große Aschenaltar ist in alle Winde verweht. Aus dem Golde des Zeusbildes machte vielleicht das christliche Byzanz einem seiner Heiligen Krone und Glorie. Auch die zahlreichen andern Statuen sind dahin gegangen, wohin die Menschenmassen gingen, die sich einst um sie drängten. Manches Kunstwerk ruht wol noch unter der Erde, der Auferstehung wartend, die von Freunden des Alterthums vorbereitet wird. Pindar singt: „Wie der Aether kein glänzender Gestirn hat, als die Sonne, so kann man kein herrlicher Kampfspiel feiern als das zu Olympia." Die Sonne von Olympia ist untergegangen. Nur die wilden Oelbäume, von denen die Sieger bekränzt wurden, haben sich fortgepflanzt. Das heutige Geschlecht hat nichts von ihnen zu beanspruchen, und wenn in diesen Tagen die Zeitungen meldeten, eine Verordnung der Regierung habe die olympischen Spiele wieder aufleben heißen, so ist das eine von den vielen Wunderlichkeiten, bei denen man vergißt, daß ein Zwerg, der sich einen großen Namen beilegt, dadurch nicht größer, sondern kleiner wird. M. B.

Literatur.

Der Compaß. Archiv für das gesammte Gebiet der Volkswirthschaft. Herausgegeben von Henrik Glogau. Frankfurt a. M. Verlag v. C. Schömann. 1858. — Von diesem dankenswerthen Unternehmen liegt uns das dritte Heft vor. Es enthält zunächst eine Chronik der politischen Ereignisse, während des Monats Juni und beschäftigt sich dann zunächst mit den jüngsten Erscheinungen auf dem Gebiet der Volkswirthschaft im Allgemeinen, (Statistik, Consulate, internationale Verträge, Gewerbe- und Handelsgesetzgebung, Münzwesen, Bewegung der edlen Metalle, Finanzen, Zoll-, Bank-, Versicherungswesen u. s. w.), hierauf mit einzelnen Rubriken des nationalökonomischen Gebiets, wie Handel und Gewerbe, Bergbau, Land- und Forstwirthschaft, Industrie, Transportwesen, öffentliche Gesundheitspflege, Volkserziehung, Arbeitslöhne und Auswanderung. Das Ganze muß als gut geordnetes und fleißig zusammengestelltes Repertorium empfohlen werden. Als Probe theilen wir die Darstellung der neuesten Geschichte des Zollvereins mit:

Vergegenwärtigen wir uns die historische Gestaltung des Zollvereins in ihren

hauptsächlichen Umrissen, so sind es drei Abschnitte, welche sich wesentlich voneinander unterscheiden: 1) die Periode der ruhigen, mißtrauenslosen und gedeihlichen Entwicklung vor 1848; 2) die Periode der Zersetzung und Anfeindung bis zu den Auflösungs- und Sprengungsversuchen von 1850 bis 1853; endlich 3) die Periode einer allmäligen Wiederbefestigung und Beruhigung, gleichzeitig mit einer vorläufigen Auseinandersetzung des Verhältnisses zu Oestreich durch den Handels- und Zollvertrag vom 19. Februar 1853. Dieser Vertrag bildet jetzt den Ausgangspunkt für unsere Situation. Es handelt sich um die Aus- und Fortbildung der durch jenen Vertrag geschaffenen Grundlage.

Die bei den jüngsten Verhandlungen der wiener Conferenz zur Erörterung gekommenen Punkte scheiden sich nun in zwei Hauptgruppen: einerseits in solche, welche die Erleichterung und conforme Gestaltung der Zollsätze und des Zollverfahrens zwischen Oestreich und dem Zollverein betreffen, durch Vereinfachung und größere Gleichmäßigkeit der beiderseitigen Tarife, durch zweckmäßigere Einrichtung der Zollmanipulationen, ꝛc., und andererseits in solche, die auf gewisse, weiterreichende Verhältnisse sich erstrecken. Die bisher noch unentschiedenen wichtigsten Punkte der letzteren Art sind folgende: 1) Oestreich beantragt die gegenseitige Aufhebung der Durchfuhrzölle. Hier laufen die Interessen Oestreichs und des Zollvereins wesentlich auseinander. Oestreich befindet sich in einer gewissen Abhängigkeit von der Durchfuhr durch den Zollverein nach und von den Seeplätzen an der Nordküste Deutschlands, während für den Zollverein die erleichterte Durchfuhr durch das östreichische Zollgebiet eine verhältnißmäßig geringere Bedeutung hat. Es ist deshalb nicht wahrscheinlich, daß man sich Seitens des Zollvereins zu einer Aufhebung der eine erhebliche Einnahmequelle bildenden Durchfuhrzölle verstehen wird, ohne daß östreichischerseits entsprechende Gegenleistungen erfolgen. Die Verhandlungen über die Durchfuhrzölle geben den Cardinalpunkt der soeben in Hannover zusammengetretnen Conferenz ab, und zwar um so mehr, weil auch noch andere Rücksichten, z. B. der sehr wichtige Verkehr zwischen der Schweiz und den Nordseehäfen hier in Betracht kommen. — 2) Oestreich wünscht im Innern des Zollvereins Zollämter errichten zu dürfen. Die Zollvereinsbevollmächtigten werden hierauf voraussichtlich so lange nicht eingehen, bis der Beweis beigebracht worden, daß die gegenseitigen Zollinteressen durch eine derartige Einrichtung gefördert werden. — 3) Der Zollverein wünscht, daß die Zollbefreiungen und Zollermäßigungen auf den Transit durch die Schweiz und durch den Elsaß ausgedehnt werden, weil damit eine wesentliche Erleichterung des gegenseitigen Verkehrs verbunden sein würde. Oestreich scheint aber auf die Sache nicht eingehen zu wollen, weil es den betreffenden Verkehr vorzugsweise der Splügenstraße sichern möchte. — 4) Oestreich proponirt ferner noch, seine bisherigen Zollsätze des 20 fl.-Fußes der kölnischen Mark in dem neu eingeführten 45 fl. Fuß des Zollpfundes unverändert bestehen zu lassen; jedoch unter der ausdrücklichen Voraussetzung, daß auch eine entsprechende Ermäßigung des Zollvereinstarifs erfolge. Es würde dieses einer factischen Zollermäßigung von $^1/_{20}$ gleichkommen. Seitens des Zollvereins macht man dagegen geltend, daß nach Separatartikel II. Nr. 1. zu Art. 3 und 5 des Handels- und Zollvertrags vom 19. Februar 1853 die Reduction der Zollsätze Oestreichs vom 20 fl. Fuß in den 45 fl. Fuß schon als eine Consequenz jenes Separatartikels erfolgen müsse. Jener Separatartikel lautet: „Im Falle Oestreich einen neuen Münzfuß einführt, nach welchem der Werth des Guldens und Kreuzers geringer ist als nach dem 20 fl. Fuße, jedoch nicht geringer als nach dem 21 fl. Fuße, so sind die östreichischen Zollsätze nicht umzurechnen, sondern unverändert in dieser neuen Münzwährung beizubehalten.“

Anknüpfend an diese Darlegung des materiellen Sachverhalts wäre nunmehr für den Monat Juni zu registriren, daß sowol von Seiten des östreichischen als von Seiten des preußischen Gouvernements Denkschriften über die wiener Zoll-

Digitized by Google

conferenzen an die Regierungen der Zollvereinsstaaten mitgetheilt worden sind. Auch haben die Vertreter des Zollvereins in Wien (die Bevollmächtigten von Preußen, Baiern und Sachsen), einen gemeinsamen Bericht über ihre Thätigkeit erstattet. —

Die provisorische Abrechnung über die gemeinschaftlichen Gefälle des Zollvereins für das erste Quartal 1858 ergibt an Eingangsabgaben folgende Bruttoeinnahme der Einzelstaaten in Thalersummen: Preußen 2,945,684 Thlr., außerdem Luxemburg 20,944 Thlr., Baiern 218,535 Thlr., Sachsen 380,307 Thlr., Hannover 416,158 Thlr., Würtemberg 58,154 Thlr., Baden 119,308 Thlr., Kurfürstenthum Hessen 63,676 Thlr., Großherzogthum Hessen 88,861 Thlr., Thüringen 82,542 Thlr., Braunschweig 61,076 Thlr., Oldenburg 27,545 Thlr., Nassau 11,020 Thlr., Frankfurt a. M. 173,059 Thlr., im Ganzen 4,666,875 Thlr. Dazu treten an anderen Einnahmen 355 Thlr., an eingezogenen Registerdecten 909 Thlr., die auf Freipässe ganz oder theilweise freigeschriebenen Gefälle 8,815 Thlr., der frankfurter Meßrabatt 1,816 Thlr., der Rabatt auf Gegenstände übersundischen Ursprungs 664 Thlr.; dagegen kommen in Abzug an Vergütungen aus Veranlassung der Registerrevision 474 Thlr., an zurückgezahlten irrthümlich erhoben gewesenen Gefällen 5,102 Thlr., an Vergütungen für exportirte Gegenstände 4,667 Thlr. Die gemeinschaftliche Bruttoeinnahme stellt sich danach auf 4,669,192 Thlr. Hiervon sind abzusetzen die Kosten der Zollerhebung und des Zollschutzes an den Außengrenzen und sonstige Ausgaben mit zusammen 649,080 Thlrn., und es kommen folglich zur gemeinschaftlichen Theilung zu stellen 4,020,111 Thlr. Davon fallen auf Preußen 2,034,215 Thlr., außerdem auf Luxemburg 21,954 Thlr., Baiern 526,872 Thlr., auf Sachsen 236,271 Thlr., auf Hannover 424,310 Thlr., auf Würtemberg 193,465 Thlr., auf Baden 152,123 Thlr., auf Kurfürstenthum Hessen 82,225 Thlr., auf Großherzogthum Hessen 98,266 Thlr., auf Thüringen 118,837 Thlr., auf Braunschweig 28,476 Thlr., auf Oldenburg 53,478 Thlr., auf Nassau 49,619 Thlr. Es haben folglich von den beziehungsweise erhobenen Beträgen an die übrigen Staaten herauszuzahlen: Preußen 696,493, Sachsen 111,291, Braunschweig 32,559, Frankfurt a. M. 122,050, zusammen 935,393 Thlr., wovon empfangen: Luxemburg 22,913 Thlr., Baiern 385,895 Thlr., Hannover 119,003 Thlr., Würtemberg 140,096 Thlr., Baden 112,396 Thlr., Kurfürstenthum Hessen 18,538 Thlr., Großherzogthum Hessen 11,543 Thlr., Thüringen 36,308 Thlr., Oldenburg 50,076 Thlr., Nassau 38,625 Thlr., zusammen vorstehende 935,393 Thlr. — Nach dem Schlußprotokoll der letzten Zollconferenz soll die Ausfuhrzollvergütung für den in inländischen Siedereien raffinirten indischen Zucker von 6 Thlr. auf 5⅔ Thlr. vom Ctr. Nettogewicht mit dem 1. September d. J. herabgesetzt werden. Zugleich wird den Besitzern von Colonialzuckersiedereien, welche an einer Rübenzuckerfabrik oder an einer Raffinerie betheiligt sind, der Anspruch auf Zollvergütung künftig nicht entzogen werden, wenn die Fabrik, welche inländischen Rohzucker erzeugt oder verarbeitet, von dem Sitze der Colonialzuckersiederei mehr als zwei preußische Meilen entfernt ist.

Mit **Nr. 40** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal**, welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im September 1858.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

YE 06719

NON-CIRCULATING BOOK

RETURN TO ⟶ **CIRCULATION DEPARTMENT**
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
1-month loans may be renewed by calling 642-3405
6-month loans may be recharged by bringing books to Circulation Desk
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

JAN 17 1979		
REC. CIR.		
REC. CIR.	'78	

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
FORM NO. DD6, 40m, 3/78 BERKELEY, CA 94720

Digitized by Google

Digitized by Google